

Klingsor

SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT

GELEITET VON HEINRICH ZILLICH

FÜNFTES JAHR

JANUAR BIS DEZEMBER

1928

Klingsor-Verlag, Kronstadt

Inhaltsverzeichnis

Gedichte, Sprüche, Aphorismen

Seite

Basil Otto, Die Vierzehnjährige 447
Folberth Otto, Gedanken 123
Die Blondköpfchen 428
Gleim Richard, Später Herbst 361
Goethe über den Philister 22
Hajek Egon, Gedichte 241
Klopstock F. G., Gedichte 81
Kornis Else, Traum 64
Lienert Hans, Bäm Ackern 469
Luschnat O., Bewegte Stille 22
Aus tausend Wunden glüht der Gott mich an 233
Margul-Sperber Alfred, Gedichte 226
Einkehr 346
Herbstlied 412
Maurer Georg, Gedichte 201
Gedichte 401
Megay Julius, Vertrauen 272
Neustädter Erwin, Gedichte 161
Nußbächer Konrad, Drei Gedichte 291
Orend Misch, Kunst und Menge 8
Dem „Kritiker" 71
Heutige und die von Ehedem 223
Roth Stephan Ludwig, Spruch 143
Sturmann Manfred, Gedichte 66
von Vegesack Siegfried, Frühjahrsaustrieb 143
Zillich Heinrich, Der Schlaf 1
Östliche Elegie 168
Die Schuld 225
Ruf 307
Später Herbst 443

Skizzen, Erzählungen, Novellen, Schilderungen

Alscher Otto, Der Bärentreiber 2
Der Erfinder 443
Capesius Bernhard, Thomas Mann liest vor 163
Stehr Hermann, Fragment aus einem Roman 71
Zillich Heinrich, Zwei Geschichten 82
Das Jordanwasser 403

Aufsätze, Essays, Sonstiges

Seite

Alscher Otto, Gegenwärtiges von den Banater Schwaben 347
Arz von Straußenburg Albert, Albrecht Dürer 121
Binder Lotte, Marie Stritt 463
Binding Rudolf G., Zeichensetzung 181
Capesius Bernhard, Die rumänische „Mittelschulreform" und wir 253
Was gefällt dem Regatler Deutschen am Sachsen und was nicht 308
Folberth Otto, Der Kreis um Jorga 67
Der siebenbürgische Kosmos 86
Der Mediascher 151
Die Mediascher Landschaft 202
Hajek Egon, Franz Schubert 412
Herrman Alfred, Vom Werden des sieb.-sächs. Proletariers 299
Hoch Karl, Etwas über notwendige Schranken 470
Holzträger Fritz, Bistritz 417
Jakabffy Elemer, Die ungarische Minderheitenlage in Rumänien und die Entwicklung des allgemeinen Minderheitengedankens im Jahre 1927 144
Jekelius Ernst, Brukenthals Wille 387
Jickeli Otto Fritz, Johanna Herzog-Thullner 366
Kaufmes Hans, Die Lage der sieb.-sächs. Landwirtschaft in Großrumänien . 109
Keß Emil, Paul Richters Chorballade „Die Brück' am Tay" 23
Kisch Robert, Wann ist ein Haus — heute — schön? 214
Lange Carl, Die Neugestaltung des deutschen Ostens 451
Lienert Hans, Sitte, Brauch, Gewohnheit 465
Margul-Sperber Alfred, Über die Auffindung der Piehowiczschen Gedichte . 285
Megay Julius, Leben und Sterben 60
Meschendörfer Harald, Pieter Brueghels Herbstbild 361
Michel Wilhelm, Chaplin der Held des Untermenschlichen 219
Möckel Konrad, Pfarrer und Volksleben 257
von Mutius Gerhard, „Der Zauberberg" von Thomas Mann 49
Staat und Volkstum 124
Berufswahl 223
Dankbarkeit 242
Neustädter Erwin, Knut Hamsuns neuester Roman 140
Grundsätzliches anläßlich einer Ausstellung 208
Nußbächer Konrad, D. Adolf Schullerus 102
Stefan George in unserer Zeit 281
Orend Misch, Der magische Realismus 25
Individualismus 65
Die Märchen der Siebenbürger Sachsen 185
Die Volkskunst als Stilproblem 368
Pomarius Alfred, Kultur und Frauenfrage 9
Der alte und neue Geist in der heimischen Wissenschaft 264
Alte und neue Ideale 293
Rang Bernhard, Vom Ursprung der Sprache 55
Reisner Erwin, Geschichte und Mythos 28, 42, 96, 134
und Konrad Möckel, Religion und Volkstum 170

Seite
Roth Stephan Ludwig, Die Schwätzer 41
Menschenbildung 448
Scheiner Karl, Farbenharmonie in Raum und Stadt 342
Seiwerth Wilhelm, Politische Grundprobleme Rumäniens 352
Der Weltfrieden 390
Zum Minderheitenproblem in Rumänien 429
Schiel Helene, „Lernschule" und „Arbeitsschule" 374
von Scholz Wilhelm, Leo Greiner 409
Steinburg Erwin, Begegnungen 69
Stranik Erwin, Lyrik als Journalismus 88
Szentimrei Jenö, Die sieb.-ung. Literatur der Gegenwart 422, 457
Wittstock Erwin, Bildersturm 326
Wühr Hans, Ernst Honigberger 246
Die Gemäldegalerie des Baron Brukenthalischen Museums 321
Zillich Heinrich, Lieber Erwin Wittstock 19
Das Ende des „Pfarrhauses" 105
Unser Deutsch 191
Zur Führerkrise 227
Der Rekord 250
Haben wir eine Gesellschaft? 302
Geistige Strömungen in Rumänien 381
Kunstgenießer 426
Der sächsische Dichterabend in Klausenburg 441

Rundschau

Capesius Bernhard, Eine Dürerfeier in Bukarest 235
Fleischer R., Musikalisches aus Bistritz 193
Hajek Egon, Kronstädter Musikbrief 154
Kronstädter Musikbrief 275
Jekelius Ernst, Zum Kongreß der Nationalzaranisten in Bukarest 155
Kós Karl, Erdélyi Helikon 313
Meschendörfer Adolf, Adele Zay zum 80. Geburtstag 153
Orend Misch, An die Ignoranten 156
Sindel Ewald, Die Tagung des Bundes deutscher Akademiker in Rumänien . 356
Der neunte Ferienhochschulkurs in Hermannstadt 395
Zillich Heinrich, Gastspiel des Wiener Novitäten-Ensembles 35
Gemäldeausstellung Eduard Morres in Kronstadt 36
Transsylvanica 37, 72, 117
Religiöses Potpourri 72
Die Banater Nachtigall 72
Das taube Volk 114
Unser Bauelend 115
Der Ehrenbeleidigungsprozeß 118
Ibsen und M. Albert 157
Reporter 157
Die erste „Olympiade" der deutschen Obergymnasien 194
Die Marktplatzenteignung in Mediasch 194

Seite
Zillich Heinrich, Burgtheatergastspiel in Rumänien 234
Das dichterische Geschäft 236
Die „Rückständigkeit" der Sachsen 273
Siebenbürgen und der „Curentul" 314
Die siebenbürgische Volksbühne 316
Das Bakkalaureat 316
Zur Diskussion über das Siebenbürgertum 355
Leo Greiner 394
Ausstellung Heinrich Schunn 394
Bemerkungen zur Hermannstädter Ausstellung sächsischer Frauenarbeit . . 433
Kronstädter Kunstausstellungen 435
Volkswohlfahrt und Kunst 473
Regierung Maniu 473
Hermannstadt und die Malerei 474
Ein neuer sieb.-sächsischer Maler 474

Buchbesprechungen

Beginnen auf den Seiten: 38, 74, 118, 158, 196, 237, 276, 317, 357, 397, 435, 475

Mitteilungen der Schriftleitung

Auf den Seiten: 40, 80, 120, 160, 200, 240, 320, 360, 400, 440, 480

Bildbeilagen

Csaki-Copony Grete, Zeichnung 201
Dürer Albrecht, Die Drahtziehmühle 121
Eder Hans, Bildnis des Malers O. Gawell 1
Honigberger Ernst, Selbstbildnis 241
Siebenbürgische Obsternte 257
Gemälde 401
Wasserträgerin 417
Kimm Fritz, Kohlezeichnung 161
Nagy Imre, Holzschnitt 81
Netoliczka Oskar G., Selbstbildnis (Plastik) 41
Schunn Heinrich, Zeichnung 361
Photos: Kopf des Stadtpfarrers Thomas an der Schwarzen Kirche zu Kronstadt 281
Die Michelsberger und die Hermannstädter Madonna 321
Siebenbürgisch-sächsische Webeornamente 441

Markusdruckerei, Schäßburg



Hans Eder, Bildnis des Malers O. Gawell

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
5. JAHR JANUAR 1928 HEFT 1

Der Schlaf

Von Heinrich Zillich

Ich sinke hin, vom Dunkel überloht.
Mein Herz wird leicht, der immer laute Rufer.
Schlaf drückt mich tief hinein ins schwarze Boot.

Da liegen viele augenlos und stumm.
Er fährt hinaus und keiner weiß darum,
doch manche streift der Träume grünes Ufer.

Sie sehen Städte, Meer und Strand im Süd.
Die Wimpel zucken an den braunen Masten.
Das schlaffe Land dehnt süßlich ihr Geblüt.

Die andern schrecken auf wie Balken steif und schwer.
Dick schwillt der Alb in ihrem Lungenkasten.
Mit wilden Händen greifen sie umher.

Von Wiesen weht herüber kühl der Wind,
bewegt der Mädchen schlafgelöste Haare.
Sie lächeln und das Ahnen küßt sie lind.

Doch tiefer ist die unbewußte Schau:
zu liegen da wie auf der schwarzen Bahre,
wie du einst liegen wirst gestreckt und grau.

Zur Probe liegen deinem andern Sein —
dort ist's dir gleich, ob je erdröhnt die Tube.
So fahren ohne Zeit ins Ohneziel hinein.

Der Atem sprudelt noch, der unsichtbare Quell.
Er summt dem Morgen zu. Ob dunkel oder hell?
Dich rührt es nicht wie bald in Sarg und Grube.

Der Bärentreiber

Von Otto Alscher

Beide hatten den gleichen, langwiegenden Schritt. Der Mann im rauhen, ärmellosen Mantel, der Pluderhose, dem runden, montenegrinischen Käppchen. Um den Hals, an einer Schnur befestigt, trug er die Tamburizza, in der Rechten einen langen Stock, im Gürtel den Handschar, mit der Linken hielt er die Kette, an welcher der Bär mit einem Nasenring hinter ihm hertrottete.

Der Bär ging langsam und schwankend. Unter dem zottigen Fell bewegten sich eckig die Schulterknochen, den Kopf hielt er tief gesenkt und es sah aus, als schliche er nur müde seinem Führer nach.

Wenn sie in ein Dorf kamen, waren es gleich die Kinder, welche Mann und Bären erblickten. Die liefen dann mit lautem Gejohle hinter ihnen her, bis auf den Kirchenplatz oder vor das Wirtshaus. Kamen dann die Erwachsenen aus den Häusern, sammelten auch sie sich um den Bärentreiber mit dem großen zottigen Tier, so wandte sich der Mann dem Bären zu, nahm die Tamburizza in die Linke, klemmte den Stock unter den Arm, tat einen Ruck an der Kette und schlug zwei Takte mit Fingern und Handballen auf dem Fell der Tamburizza. Da hob der Bär den Kopf, zog nach rückwärts, aber der Nasenring hielt ihn, er begann zu brummen und schüttelte unwillig den schweren Kopf. Manchmal war es nötig, daß der Mann dem Tiere mit dem Stock in die Vorderfüße schlug, bis es sich auf die raschen Takte der Tamburizza und den rauhen Gesang des Mannes auf die Hinterfüße erhob und schwerfällig zu springen begann. Dabei brummte es ständig, aber nicht im Zorn, sondern angstvoll in der Erinnerung an die Qualen der Abrichtung, die ihm die heißen Steinplatten verursacht hatten, unter denen ein Feuer brannte, um es anzugewöhnen, daß es sich auf die Hinterfüße erhebe, wenn der Gesang und der Schlag der Tamburizza begann.

Wenn der Mann mit dem Trommeln aussetzte, ließ sich der Bär mit scheuem Blick nieder und trottete hinter dem Mann her, der die Tamburizza umdrehend, absammeln ging.

An den Sonntagen gingen sie stets in die Wirtsstuben hinein. Erschienen Mann und Bär in der Türe, drängte alles ängstlich zur Seite, sah hinter den Tischen und in Winkel gedrückt der Produktion zu, keiner aber unterließ es ein Geldstück in die Trommel zu legen und dem Bären Brotstücke, Fleischreste zuzuwerfen. Dann ließ sich

das Tier nieder, kaute langsam und schmatzend wie ein großer Hund, die Zuschauer aber beruhigten sich und brachten erfreut immer neues Futter herbei, auch die Wirtin erschien mit einer Schürze Küchenabfällen — der Bär aber fraß alles auf, was es auch war und verließ nur ungern mit seinem Führer die Gaststätte.

Der Bärentreiber durchwanderte zumeist die Dörfer der Ebene. Hier waren die Leute freigebiger, sie kannten die Bären nicht, hatten nie einen gesehen, für sie war er nur das Schauobjekt, nicht der Schrecken ihrer Viehherden, wie in den Gebirgsorten. Kam aber die kalte Jahreszeit, die Stürme, welche durch das freie Gelände heulten, so wandte er sich doch den heimeligen Dörfern in den Tälern zu.

Da saß dann der Mann in den gutgeheizten Wirtsstuben, trank warmen Rakije mit Zucker versüßt und betrank sich jeden Abend. In seiner Trunkenheit, solange er noch bei Besinnung war, führte er große Reden, erzählte, wie er den Bären als junges Tier in den Bergen der Cerna-gora gefangen, nachdem er die Bärin getötet hatte. Jene Bärin, die seine ganze Schafherde aufgefressen, die ihn arm gemacht hatte. Nun wandere er mit dem Bären solange, bis er wieder soviel Geld beisammen habe, um sich eine neue Herde zu kaufen. Dann aber wird er auch diesen Bären töten, wie er dessen Mutter tötete. Blutrache hat er der Bärin geschworen und diese ist erst erfüllt, bis er auch den Sohn der Bärin töten kann.

„Noch ein Jahr muß ich wandern", rief der Trunkene, „dann hab ich weitere 3000 Dinar gesammelt und kann ihn töten, den Räuber, den Mörder." Er schlug mit dem Griff des Handschars auf den Tisch. „Für die Decke bekomm ich auch noch 2000 Dinar, mit dem was ich habe ist das genug, um mir eine andere Herde zu kaufen, auch einen Esel als Tragtier — und ich bin wieder freier Hirte. Jetzt bin ich ein Bettler; ein Bettler, der mit dem Vernichter seines Reichtumes, seiner Freiheit durch das Land wandern muß. Immer hinter mir den größten Feind meines Lebens! O, Gospodie veliki, wißt ihr, was das heißt! Immer mit seinem Feind beisammen sein und ihn auch noch füttern müssen, acht geben, daß ihm nichts geschieht. Wo der Handschar für ihn schon geschärft ist!"

Er erhob sich, torkelte zu dem Bären hin, der in einem Winkel beim Ofen schlief, faßte ihn an der Kette, gab ihm einen Fußtritt und schrie: „Du, soll ich dich töten, soll ich dich jetzt gleich töten?"

Der Bär fuhr auf, erhob sich langsam auf die Vordertatzen, brummte

wild, schaute seinen Peiniger von der Seite an und machte Miene sich vollends zu erheben.

„Laß ihn," riefen die Gäste, „sonst wird er wild!" Sie warfen rasch dem Bären Brotstücke zu.

Das Tier beruhigte sich, fraß das Brot und verfiel wieder in den schweren Halbschlaf, der ihn des Winters lähmte.

* * *

Sie wanderten einer Stadt zu. Die Straße war kotig, ein feiner, eisiger Regen fiel, rechts und links lagen abgeerntete Maisfelder, dann ansteigende Hänge mit einzelnen Eichen und weiter oben dunklem Wald. Doch dieser war schon vom Nebel verhüllt und nur zeitweise, wenn die Schleier rissen, wurden Wälder und Gipfel frei, die schon tief verschneit waren.

Der Mann beeilte sich die Stadt zu erreichen, denn der Nachmittag sank schon. Aber es war ein schweres Vorwärtskommen mit dem Bären heute, nur widerwillig folgte dieser seinem Führer, hielt nicht das Haupt gesenkt, wie sonst immer, sondern warf ständig den Kopf auf, witterte nach rechts und links und wollte nicht der Straße folgen. Einmal auch, als sie dicht an einem Hange hinschritten, wollte der Bär plötzlich von der Straße weg, den Hang hinaufklettern, er brüllte fürchterlich vor Schmerz, da ihn der Mann an dem Nasenring zurückriß und war nur schwer dazu zu bringen, seinem Bändiger weiter zu folgen.

Dieser fluchte, hatte Lust mit dem Stock das Tier zu mißhandeln und gefügiger zu machen, durfte aber doch nicht zu sehr Gewalt anwenden, sonst riß der Nasenring noch aus, denn schon rann Blut über die Lefzen des Tieres.

Sie erreichten doch die Stadt, die in einem Talkessel lag. Hier hoffte der Mann einen guten Verdienst zu machen, wenn er in allen Straßen den Bären vorführte, dann begann auch den nächsten Tag hier der Jahrmarkt, da strömten die Landleute zusammen und die kargten nicht, wenn er sammeln ging.

Wie er aber auf den Marktplatz einbog, um dort in einer kleinen Gostionitza Unterkunft zu finden, harrte seiner eine Überraschung. Ein großer Zirkus hatte sein Zelt hier aufgeschlagen und die vielen Käfigwagen, welche in einem Viereck dabei standen, verrieten, daß dem Zirkus auch eine Menagerie angeschlossen war. Das war eine böse Konkurrenz.

Den Zirkus umkreisend, wurde er von einem Manne angerufen, der mit einem roten Frack angetan auf der Stiege eines Wohnwagens stand. „Du, mit dem Bären, wo hast du das Tier gefangen?"

Der Bärentreiber blieb stehen. „Bin aus der Cerna-gora, dort im Gebirge fing ich ihn."

Der Zirkusmensch kam näher. „Ist der Bär abgerichtet?" fragte er.

„Freilich, er tanzt."

„Kann er sonst noch etwas? Ist er gutartig?"

„Er geht auch mit der Tamburizza sammeln. Mir folgt er."

Wieder betrachtete der Zirkusbesitzer den Bären. „Was, kannst du auch verdienen, wenn du mit dem Bären herumziehst?" meinte er geringschätzig.

„Vierzig, fünfzig Dinar täglich, auch mehr hab ich schon verdient."

„Das verbrauchst du doch zum Leben, der Bär will auch fressen."

„Zehn, zwanzig Dinar bleiben mir doch davon."

„Was ist das auch! Weißt du was, verkaufe mir den Bären, ich brauche gerade einen. Ich gebe dir tausend Dinar dafür."

„Ich verkaufe ihn nicht, noch ein Jahr, dann hab ich genug verdient, dann töte ich ihn." Und er erzählte die Geschichte von der Blutrache, die er geschworen.

Der andere seufzte. „Also, wenn du nicht willst... Doch überleg dirs bis morgen früh. Mehr als 3000 Dinar kann ich nicht geben, denn das ist schon zuviel. Morgen sagst du mir dann, was du meinst."

Der Mann mit dem Bären ging schräg über den Platz zur Gostionitza hinüber. Der Wirt wies ihm einen Platz im Wagenschupfen an, wo er den Bären unterbringen könne und sagte dann, auf die Frage, ob nichts zu fressen für diesen da sei: „Genug. Hab ein Kalb, ein Schwein und einige Schafe geschlachtet — wegen morgen. Dort hinter dem Schupfen liegen genug Knochen und andere Reste herum."

Nachdem der Mann den Bären versorgt hatte, ging er in die Wirtsstube. Dort setzte er sich zu einem Tisch, bestellte zu essen und zu trinken und grübelte vor sich hin. 3000, vielleicht auch 4000 Dinar kann er bekommen. Wenn er die hat, kann er gleich in sein Dorf heimkehren. Da rodet er sich noch ein Stück Waldland, zu dem, was sein Weib jetzt schon bearbeitet, kauft Schafe und ist wieder Hirte und Herr. Jetzt sind die Schafe ohnehin billig, weil die Fütterung über Winter schwer ist. Da kauft er gleich die Herde... Aber sein Schwur?

Er aß und trank zuerst Wein, dann Rakije.... Wie soll er es nur machen, um den Schwur zu halten? Wenn er den Bären ver-

kauft, geht es nicht. Der Kopf ward ihm schwer vom Denken.... Wie war es nur zu machen?

Er trank immer eifriger. Die Wirtsstube hatte sich gefüllt, Budenbesitzer, die draußen auf dem Platze ihre Verkaufsstände aufstellten, kamen, aßen und redeten. In dem Lärm aber der Bärentreiber blieb einsam mit seinem Grübeln und seinem Schnaps.

Tamburaschen in einer Ecke begannen zu spielen und zu singen. Ein getragenes Lied von der Freiheit der Berge, dem Kampfe und der Rache.

Da erwachte der Mann aus seinem Grübeln. Und plötzlich hatte er einen Plan. Er wird den Bären verkaufen, morgen gleich. Nachts aber schleicht er sich an den Käfig heran und tötet den Bären mit dem Handschar. So wird er seinen Schwur erfüllen. Der Zirkusbesitzer wird toben, wird ihn verfolgen, er aber wandert über die Berge, durch die Wälder heimwärts, da holt ihn niemand ein. Und seine Rache kann schlafen.

Die Tamburaschen spielten einen Kolo. Da sprang der Mann auf und mit dem blanken Handschar zwischen den Zähnen tanzte er das Kolo. Tanzte und trank solange, bis er taumelnd seine Schlafstelle unter dem Schupfendach aufsuchen mußte.

Als er sich ins Stroh einwühlte, dachte er an den Bären. Dieser lag gleich nebenbei, er hörte das Klirren der Kette. Morgen wird er ihn dem Zirkusbesitzer verkaufen, und dann, machte — aber da schlief der Mann schon, im Brausen seines Blutes und des Rausches versinkend.

Der Bär aber schlief nicht. Er saß auf den Hinterbranten und lauschte in die Nacht hinaus. Hörte den Regen, der zeitweilig auf das Dach über ihm rauschte, fühlte die Schneeluft, die von den Bergen kam und den Geruch der winterlichen Wälder. So nahe waren diese Wälder.

Sein Führer kam und begab sich neben ihm zur Ruhe. Und immer, wenn er den Schritt seines Herrn hörte, befiel ihn die Unruhe, wuchs in ihm die Erinnerung auf an die Qualen der Abrichtung, des Tanzenmüssens, des Wanderns durch Schlamm und Regen und er fühlte zugleich den Hunger, an dem er immer litt.

Es schmerzte dem Bären die Nase, an der die Kette mit einem Ring hing. Sie war heute wieder wund geworden, der Ring war auch schon durchgewetzt, schnitt tief ein und hing kaum mehr an der Nasenscheidewand fest.

Der Bär hatte ein Verlangen zu wandern. Durch enge Schluchten zu streifen, in Felshöhlungen zu kriechen und solange zu suchen, bis

er tief im Dunkel ein Winterlager fand und dort Wochen und Monate im Halbschlaf zu ruhen, bis die Wärme der Sonne an dem Felsen zu ihm hinüberdrang.

In Unruhe und Sehnsucht schüttelte der Bär den Kopf — da fielen plötzlich Nasenring und Kette herab. Erstaunt fuhr sich der Bär mit der Brante über die Schnauze — keine Kette störte ihn mehr dabei. Noch immer saß er verwundert da, bis es ihm einfiel in dem Verschlag umherzustreifen. Frei und ungehindert war sein Gang. Da stieß er mit dem Kopfe wider die Türe des Verschlages, diese flog auf und er stand frei im Hofe.

Vorsichtig trat er ins Freie. Sein erster Gedanke war etwas Eßbares zu suchen. Aber im Hofe standen viele Wagen mit Pferden, die störten ihn und mißtrauisch glitt er längs der Mauer weiter. Er kam an ein Tor, das offen stand und den Weg in eine schmale Gasse frei gab. Diese stieg zwischen Gärten einen Hang hinan, wo frisch und hemmungslos die Waldluft herabkam.

Der Bär stand und witterte. Lang vorgestreckt die Nase, wie zum Sprung bereit, zu langem, endlosem Lauf. Doch von rückwärts kam der Geruch von Menschen, jenen schreckerregenden Wesen, wie auch sein Herr eines war. Das bannte ihn und erfüllte ihn mit Unruhe. Da wandte er sich in den Hof zurück. Es trieb ihn dem Verschlage zu, wo sein Herr schwer schlafend in einem Winkel lag. Schon schlich der Bär hin.

Der Schläfer merkte nichts, lag auf dem Rücken und schnarchte. Der Bär stieß in behutsam mit der Nase an. Keine Regung kam. Da suchte er den Trunkenen mit der Brante umzudrehen. Doch dieser fiel schwer wieder auf den Rücken zurück.

Mit den Zähnen faßte der Bär den Menschen bei den Kleidern und hob ihn auf. So trug er ihn. Hände und Füße des Betrunkenen schleiften am Boden nach.

Wieder war der Bär bei dem Tore, durch dieses hinaus schleppte er den Menschen. Da kam kühl und frei der Bergwind herabgefahren. Schnee, weite, winterliche Wälder und unberührte Nacht trug er heran.

Der Bär ließ den Menschen fallen und sog mit hoch erhobener Nase die Luft der Berge ein.

Da, ein Murmeln hinter ihm. Der Mann war erwacht und starrte nicht verstehend die Nacht und den dunklen Umriß des Bären an.

„Hoho, was willst du?“ rief der Mann.

Der Bär wandte sich unruhig zurück, eine widerliche Wolke von Schnaps und entkräftendem Körperschweiß schlug ihm entgegen.

Schimpfend räckelte sich der Mann auf, kroch auf den Bären zu und suchte die Kette zu fassen.

Aber er fand sie nicht und schon wich der Bär aus.

Wieder suchte der Mann tappend auf dem Boden, doch keine Kette war zu greifen. „Oho du, wirst doch nicht durchgehen wollen!“ rief er.

Der Bär zog sich in die Finsternis zurück.

Nun war der Mann jäh nüchtern geworden. Zornig ging er auf den Bären zu, sein Fuß glitt von einem Stein ab, er stolperte, suchte das Gleichgewicht zu wahren, wie er aber wieder aufblickte, war der Bär verschwunden.

Von jäher Angst erfaßt lief der Mann die Gasse hinauf. Den Bären erreichte er nicht. „Wo bist du Liebling, komm zurück Liebling!“ rief er erschreckt und lauschte.

Langsam rieselte ein Wasser irgendwo, sonst nichts.

„Liebling, komm zurück, ich tue dir nichts, sollst es gut haben bei mir!“ rief der Mann voll Entsetzen.

Er war schon ins Freie gelangt, der Weg führte finster den Berg hinauf. Und dort oben, wenige hundert Schritte entfernt, bellte jetzt erschreckt ein Hund auf, fuhr winselnd zurück und verkroch sich irgendwo mit Geheul.

„Komm mein Liebling, ich will dich nicht töten, will dich nicht verkaufen. Wie soll ich leben ohne dich?“ klagte der Mann.

Hart rasselten trockene Eichenblätter im Wind, von irgendwo heraus bellte japsend der Hund, der Bär aber hatte sich mit dem winterlichen Walde gefunden.

Kunst und Menge

Laß du das „Künstlern“ sein!
Suchst du der Menge Gunst,
Es ist nur Schein.
Sie frißt dich auf — samt deiner Kunst.

Misch Orend

Kultur und Frauenfrage

Betrachtungen eines Außenstehenden

von Alfred Pomarius

Die nachfolgenden Reflexionen gründen sich nicht auf ein Studium der Literatur der Frauenbewegung. Deshalb können sie auch nicht in den hier sicherlich auch herrschenden Streit der Meinungen eingreifen. Ja sie werden dem mit dieser Literatur Vertrauten vielleicht in vielen Punkten naiv erscheinen. Wenn sie trotzdem geschrieben wurden, so war es, um zu zeigen, wie sich die allgemeinste Problematik der Frauenfrage, in schlichter Form zur Kenntnis genommen, im Kopfe eines kulturphilosophisch Interessierten spiegelt. Den unmittelbaren Anlaß gab eine Reihe von Aufsätzen aus dem jüngst von Oskar Wittstock d. A. herausgegebenen heimischen Buch „Im Kampf um Brot und Geist", Darstellungen aus Leben und Entwickelung der deutschen Frau Siebenbürgens,[1]) in denen die allgemeinen Probleme und das Wesen der Frauenbewegung in volkstümlicher Weise behandelt werden. Übrigens liegt, wie dies schon der Titel verrät, die Hauptaufgabe des Buches auf einem anderen Gebiete. Es ist wohl vor allem als ein Geschenk an das deutsche Volk Romäniens gedacht, mit der Bestimmung, durch die Schilderung des Lebens charaktervoller sächsischer Frauengestalten volkserzieherischen Zielen zu dienen. Dies Ziel ist auch in einwandfreier Weise erreicht worden. Eine Fülle von farbigen, meist lebendig und gut geschriebenen Aufsätzen, zum größten Teil von heimischen Frauen verfaßt, unterrichtet den Leser darüber, wie viel der Überlieferung und des Nachdenkens Werten an Schicksalen und Charakteren die Geschichte selbst eines so kleinen Volkes birgt, wie wir eines sind. Man kann dem Herausgeber nur dankbar dafür sein, daß er all dies den breiteren Schichten unseres Volkes zugänglich gemacht hat. Denn gerade heute brauchen wir Beispiele, Beispiele vor allem aus dem Gebiete des ethischen und sozialen Könnens und woher könnten wir sie besser nehmen, als aus unserer eigenen Geschichte. Und so erfüllt das Buch, indem es gerade solche Beispiele in reicher Anzahl gestaltet, in tiefster Weise ein Zeitbedürfnis.

Dagegen habe ich den Eindruck, als ob die allgemeinen Ausführungen über die Problematik der Frauenfrage, die außer dem mehr oder weniger rein Historischen noch in dem Buche enthalten sind, besser fortgeblieben, oder zum Mindesten gesondert veröffentlicht worden wären. Sie belasten den Hauptteil des Buches und nehmen ihm die

[1]) Hermannstadt, Honterusdruckerei 1927.

Unmittelbarkeit, mit der er ohne diesen Ballast zum besseren Selbst des Lesers spricht. Nicht dadurch, daß sie an und für sich da sind, sondern wegen gewisser sachlicher Mängel. Einmal werden sie, indem sie die Frauenfrage an das allgemeine Problem der Kultur anknüpfen, diesem Problem nicht gerecht und zweitens wird an vielen Stellen des Buches mit Grundbegriffen gearbeitet, die nicht entsprechend geklärt sind. Gerade der letztere Vorwurf wiegt einem populären Buche gegenüber ziemlich schwer. Denn es ist ja bekannt, wie rückhaltlos sich der Leser aus dem Volk meistens in die Hände seines Autors gibt, ja geben muß, da er gewöhnlich nicht in der Lage ist bei dogmatisch vor ihn hingestellten Begriffen deren Ungeklärtheit oder Halbheit zu durchsehen. Wenn er dabei auf falsche Bahnen gedrängt wird, so belastet die Verantwortung immer den Verfasser.

Daß die grundlegenden Ausführungen über die Frauenfrage immer wieder zum allgemeinen Problem der Kultur hinführen ist bei der Ausgedehntheit des Fragenkomplexes selbstverständlich. Auch in dem Buche Wittstocks ist dies auf Schritt und Tritt der Fall. Umso notwendiger wäre eine verständnisvolle Auseinandersetzung mit dem Problem der Kultur gewesen. Statt dessen findet man über diesen Gegenstand meist nur schiefe und zweideutige Bemerkungen, an denen die Tendenz oft handgreiflich wird. Ungenügend sind in dieser Beziehung sogar die Ausführungen Marie Stritts in ihrem Aufsatz „Das Weib als Gattin", sonstwie der sachlich bedeutsamste des Buches. Alle von ihr angeführten Tatsachen mögen richtig sein, jedoch ihre kulturphilosophische Deutung muß gerade in grundlegenden Punkten angefochten oder ergänzt werden, weil sie zu einseitig durch die Tendenz bestimmt wird, die Kulturgeschichte der Ehe als Geschichte der Vergewaltigung und Unterdrückung der Frau durch den Mann darzustellen. Schon das ganze Schauspiel der Kulturentwickelung läßt Marie Stritt durch einen willkürlichen Gewaltakt des Mannes eingeleitet werden. Denn als solchen wertet sie jene grundlegende Erscheinung, die bei allen Kulturvölkern die Einleitung zum Zeitalter der „Kultur" bildet, den Übergang vom Matriarchat (Mutterrecht), wo die Frau den Mittelpunkt der Familie bildete, zum Patriarchiat (Vaterrecht), wo der Mann Familienoberhaupt wird und das rechtliche und wirtschaftliche Übergewicht der Frau gegenüber erhält. Die Entstehung des Privateigentums, so schildert Marie Stritt, ist die Geburtsstunde des Patriarchates, indem der Mann, für sich das Nützliche mit dem Angenehmen verbindend, den ebenso schlauen als im Grunde schänd-

lichen Weg einschlägt, den Begriff des besitzbaren Objektes auf die Frau auszudehnen. „Als bequemeres Lustwerkzeug, um das er nicht erst mit anderen Konkurrenten zu kämpfen braucht, als Verwalterin und Mehrerin, vor allen Dingen aber als Gebärerin, Pflegerin und Erzieherin gesetzlicher Erben dieses neuerworbenen Privateigentums konnte der Mann sich das Weib nur sichern, indem er die bis dahin Freie zur Hörigen, zu seiner Sache machte" (p. 320). Nun mag man das Moment des Gewalttätigen in dieser Umwandlung zum Patriarchat immerhin anerkennen; es ist ja wohl keine historische Umwälzung frei von ihm. Aber es gibt über historische Gewaltakte als solche einen unendlich wichtigen kulturphilosophischen Satz, den Marie Stritt ihren Lesern vorenthält. Es ist dieser: Gewalt begründet nur dann Dauerndes, wenn sie vom Geist her legitimiert ist, d. h. wenn durch sie eine neue Stufe in der Entwickelung des Geistes zum Durchbruch, zur Gestaltung drängt; und umgekehrt: wo Dauerndes mit Gewalt geschaffen wurde, da war doch der Geist das Primäre und die Gewalt nur sein Organ. Indem Marie Stritt dies zu wenig berücksichtigt, wird ihr die ganze Kultur gewissermaßen zu einem Nebenerfolg des Willküraktes der Patriarchatsschaffung. „Denn es ist klar, daß erst durch seine (sei des Mannes) verantwortliche Stellung als Ernährer und Erhalter der Familie neben seinem Herrscherbewußtsein auch die höheren und feineren Triebe und Fähigkeiten des Mannes geweckt und entwickelt werden konnten, die ihn aus dem rohen Wilden und Barbaren zum verantwortlichen Träger der Kultur machten" (p. 321). Bei ihr begründet also die egoistische Gewalt und der Zufall den Geist der Kultur, in einer eigentlich schon dem Gestern angehörenden Mischung von Darwinismus und materialistischer Geschichtsauffassung. Verschiebt man nun aber den Akzent mehr dem Geistigen zu, dann verkehrt sich die Ansicht Marie Stritts etwa in ihr Gegenteil. Nicht weil der Mann die Gewalt in der Familie an sich gerissen, konnte er Kultur schaffen, sondern sein Erwachen zur Kultur gab ihm die geistige Überlegenheit, die ihn zur Leitung der Familie befähigte. Bei solchen ungeheueren Umwälzungen, wie die vom Matriarchat zum Patriarchat ist immer das Individuum Werkzeug überindividueller geistiger Mächte, es ist immer passiv ergriffen, von einer über es hinrauschenden Welle, nicht daß es selbst diese Welle aktiv hervorriefe, wie man es aus Marie Stritts Darstellung entnehmen müßte. Offensichtlich verdankt diese Darstellung ihren Charakter einer Übertragung moderner individualistisch-materialistischer Geisteshaltung auf jene

fernsten Urtage der Kulturgeschichte, ein Vorgehen, daß notwendig zu einem schiefen Bilde führen muß. Denn in einem viel größeren Maße als heute waren die Geschehnisse früherer und frühester Kulturepochen von einem kollektivistischen, also antiindividualistischen Geiste getragen; damals wirkte die Geltung des Einzelmenschen nicht in seiner persönlichen Individualität, sondern in seiner unpersönlichen Repräsentativität, das individuelle Ich der modernen Zeit war noch gar nicht geboren und man wertete, ja man sah nur die oberhalb dieses Ich lagernden Schichten der Persönlichkeit, also den Verbands-, Genossenschafts-, Gemeinschafts-, Gattungsmenschen.

Wenn man nun von diesem Gesichtspunkt aus das eheliche Schicksal der Frau innerhalb der Kulturepoche betrachtet, das Marie Stritt als „eine Sklaverei, noch ehe es eine andere Sklaverei in der Welt gab", bezeichnet, weil das Patriarchat für die Frau „die Quelle der schwersten Leiden und tiefsten Erniedrigung" geworden sei, so bekommt man von diesem Schicksal eine etwas andere und wahrscheinlich gerechtere Vorstellung.

Diese Vorstellung sei im folgenden kurz skizziert: Sie hat nach allem Bisherigen davon auszugehen, daß der Entstehung des Patriarchates vom kulturphilosophischen Standpunkt aus eine symbolisch-geistige Deutung zu geben ist. Und zwar ist es diese, daß Kultur im Grunde eine männliche Angelegenheit ist. „Männlich" soll hier grundsätzlich nicht in physiologischem Sinne verstanden werden, sondern in einem Geistigen, zu dem man gelangt, wenn man den Geist ganz allgemein nach zwei Seiten hin charakterisierbar annimmt, die in Analogie zum männlichen und weiblichen Wesen gedacht sind; wie man leicht einsieht, sind dies die Seiten des Intellektuellen (das Männliche) und des Naturhaft-Gefühlsmäßigen (das weibliche).[1]) Diese Unterscheidung ist sicher eine der elementarsten in der Charakteristik des Geistes und jeder versteht unmittelbar, daß männlich sei das Verstandesmäßige, Formalistische, Selbstherrliche, Eigenwillige, Klügelnde, die Objektivität, Geistesstrenge, kalte Logik und trotzige Tat, weiblich aber das Naturhaft-Gefühlsmäßige, Impulsive, Sanfte, Demütige, die Liebe und die Schönheit.

In diesem geistigen Sinne weiblich nun ist der Zustand vor der Kultur, er ist naturhaft, natur- und instinktverbunden, naturhingegeben,

[1]) Vergl. zur näheren Ausführung dieses Gedankens Erwin Reisners Buch: Die Erlösung im Geist. Verl. Braumüller, Wien 1924, dem das Wesentliche der hier vertretenen geistigen Polarität „männlich-weiblich" entnommen ist.

während Kultur die Entfernung von der Natur, die Aufrichtung des geistigen Reiches auf der Erde bedeutet. War der Mensch bisher ein Stück Natur, so wird er jetzt das sich selbstherrlich der Natur Gegenüberstellende, denkender, selbstbewußter Geist. Das ist das „Männliche" am Kulturzustand. Ich betone noch einmal, daß man dies geistige „männlich" und „weiblich" nur dann nicht mißverstehen wird, wenn man bedenkt, daß es sich nicht mit dem physiologischen Unterschied der Geschlechter deckt. Nicht im entferntesten sind die Geschlechter geistig in demselben Maße in die Rubriken „weiblich" und „männlich" einzuteilen, als physiologisch. Die obige geistige Charakteristik greift also immer mehr oder weniger über die Geschlechter hinüber. In diesem „Mehr oder Weniger" nun liegt die ganz kulturgeschichtliche Problematik der Frauenfrage beschlossen. Denn offenbar paßt sich jene Charakteristik mehr der physiologischen Scheidung des Geschlechtes an in den Zeiten kollektivistischen geistigen Seins, weil es in deren Richtung liegt, das Gattungsmäßige im Menschen zu unterstreichen. Wenn also in der Morgenröte der Kultur diese aus einer „männlichen" Angelegenheit geradezu zu einer solchen des Mannes wurde, so liegt das an dem kollektivistischen Geiste der Zeit. Damit klärt sich dann auch das nähere Wesen der oben behaupteten, geistigen Legitimität des Patriarchates. Die geistige Überlegenheit des Mannes in der Kultur ist das Symbol von deren „männlichem" Charakter. An diesem muß festgehalten werden, trotz der an verschiedenen Stellen des Wittstock'schen Buches auftauchenden Versuche diese Überlegenheit als Usurpation hinzustellen. Der Satz „Er soll dein Herr sein" hat also einen tiefen Sinn, der nicht vom Manne gewollt, sondern ihm und der Frau geoffenbart ist. Der religiöse Akzent, den „die Unterordnung der Frau unter den Mann" in früheren Zeiten trug, war nicht bloß eine geschickte Inszenierung des Mannes oder allerhöchstens eine zweckmäßige biologische Kapitalisierung eines moralischen Wucherzinses, wie Marie Stritt dies wohl am liebsten haben möchte. Sie war gottgewollt und so wurde sie empfunden. So empfand auch das Mittelalter und das Verhältnis der Geschlechter war damals harmonischer als später, wo diese Überzeugung zu wanken begann.

Es ist ebenfalls nicht Widersinn, wie Marie Stritt schreibt, wenn die katholische Kirche des Mittelalters einerseits die Ehe zum Sakrament erhebt, andererseits im Verbot der Priesterehe die „Verachtung" des Weibes als „Gefäß der Sünde" ausspricht. Weniger die Ver-

achtung des Weibes, als die Verherrlichung der Keuschheit bedeutet letzteres Verbot, deshalb galt es nicht nur für den geistlichen Mann, sondern auch für die geistliche Frau, die Nonne. Nur für den dem Dienst am Heiligen Geweihten ist das Weib „Gefäß der Sünde", eine Wendung, in der „Weib" symbolisch verstanden werden will, als Natur, als „Sinnenlust" im weitesten Sinne, als Gegensatz des „Geistes". Andererseits ist gerade nach katholischer Auffassung die Natur, das Profane und Weltliche ebenfalls gottgewollt und ein Symbol dieser Gottgewolltheit ist eben die Erhebung der Ehe zum Sakrament. Zum Widersinn wird all dies nur dem, der moderne Auffassung in jene Zeiten hineinträgt, ein Vorgehen, an dem Marie Stritts Darstellung ganz allgemein zu kranken scheint.

All dies bedeutet nun selbstverständlich nicht, daß die Frau von der Kultur ausgeschlossen gewesen sei. Die Kultur aller Zeiten ist eine solche des Menschen, also Mann und Frau gemeinsam. Aber die Rollen sind verschieden. Der Mann ist das schaffende aber auch zerstörende Element der Kultur, die Frau das schützende und bewahrende. Die Kulturtaten des Mannes sind die Träume der Frau.

Wir sehen also, die Geburtsstunde der modernen Frauenfrage ist nicht die Entstehung des Patriarchates gewesen, sondern fällt vielmehr mit der Entstehung des neuzeitlichen Individualismus zusammen.

Die geistige Wendung, die den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit bezeichnet, kann man von den verschiedensten Richtungen her charakterisieren, was hier nicht näher verfolgt werden soll. Sie wird in gleicher Weise gekennzeichnet durch die Lösung der metaphysisch-religiösen Bindungen, die den Geist des Mittelalters bestimmen, durch die dadurch erfolgende Emanzipation der geistigen Werte voneinander und die Auflösung des kollektivistischen Denkens und geistigen Seins.

Was sich aus den Trümmern der bisherigen versinkenden Geisteswelt erhebt, ist unter anderem eine steigende Bewertung und Anerkennung alles Besonderen und das Zugeständnis eines Höchstwertes an alle individuelle Persönlichkeit in einem partikularistischen Sinne, letztlich also des menschlichen Individuums als solchen. Der Grundsatz, daß jeder sein eigener Priester sei, wird jetzt geboren (im Protestantismus), und die allgemeinen Menschenrechte, also der Katechismus dessen, was dem Menschen einfach um seines Individuums willen zusteht, werden jetzt entdeckt. Dies ist die Atmosphäre, in der die Frau Sklavenketten zu spüren anfängt und nun ihre Ansprüche anmeldet, weniger

weil sie Frau, als weil sie Mensch ist, also im Namen jener allgemeinen Menschenrechte. In dieser Atmosphäre erst erhält der Zustand rechtlicher und wirtschaftlicher Abhängigkeit, den Marie Stritt als ein Hauptargument zugunsten der Ansicht von der tausendjährigen Sklaverei der Frau anführt, überhaupt jene negative Gefühlsbetontheit, die zu einer Auflehnung dagegen führen kann. Denn er ist das elementarste äußere Symbol der Autonomie des Einzelindividuums. Diese Autonomie wieder ist das Anzeichen einer veränderten geistigen Gesamtlage.

Man kann zur Charakterisierung dieser neuen Geisteslage wieder das Gegensatzpaar „männlich"—„weiblich" heranziehen und wird dann feststellen, daß ein individualistisches Zeitalter innerhalb des Kulturzustandes selbst ein „männliches" weil intellektualistisches Zeitalter darstellt, demgegenüber eine Kultur, wie die des Mittelalters „weiblich", weil naturhaft-gefühlsmäßiger eingestellt ist. Wie wenig im Grunde genommen „männlich" und „weiblich", wenn man sie auf über individuelle geistige Einheiten anwendet, mit der physiologischen Verschiedenheit der Geschlechter zu tun haben, zeigt sich am deutlichsten darin, daß es gerade eine „männliche" Kulturlage ist, die die Frauenfrage hervortreibt. Erst die in ihrem Kulturempfinden „männlicher" gewordene Frau, entdeckt ihre Fraueneigenart.

Man sieht also, alle Frauenbewegung und Frauenemanzipation der Gegenwart ist eine folgerichtige Erscheinung des neuzeitlichen individualistischen Denkens, in ihm hat sie ihren kulturgeschichtlichen Grund, aus ihm leitet sich ihre geistige Legitimität her. Mit ihm hängt es auch zusammen, daß das geistige „männlich" und „weiblich" mit dem physiologischen, so viel weniger zu tun hat als früher: denn dies ist ja im Grunde eine Emanzipationserscheinung innerhalb der geistig-seelischen Welt, eine verhältnismäßige Ablösung gewisser kulturwirckender Geistesfunktionen von dem physiologisch bedingten Persönlichkeitsgrunde.

Man sollte nun meinen, daß hier, wo ich mich positiv zur Frauenfrage stelle, ihre Berechtigung anerkenne und ihr Wesen kulturphilosophisch zu erfassen suche, ich mich in Übereinstimmung mit den vielen positiven Äußerungen befinden müßte, die den allgemeinen Teil des Wittstockschen Buches füllen. Dies ist aber merkwürdigerweise nicht der Fall. Dazu vergleiche man mit dem bisher Gesagten die folgenden Äußerungen, die dem Aufsatze „Die Frauenfrage — eine Kulturfrage" von Anna Schnell, entnommen sind:

„Helene Lange fordert gerade der Ungleichheit des Geschlechtes wegen, daß die einseitig-männliche Kultur durch eine weibliche ergänzt werden müsse, damit eine Kultur geschaffen werde, die das Gepräge beider Geschlechter trägt".

„Die sittliche Kraft eines Volkes hängt von seinen Müttern ab und gewiß ist es wahr, daß, wenn die heutige Zeit krank ist, dies vor allem davon kommen mag, daß unser Ehe- und Familienleben krank ist. Ehe und Familie sind die Grundpfeiler jeder Kultur. Herz und Seele der Ehe und Familie aber ist die Frau. Darum ist es selbstverständlich, daß die Frau mit ihrer spezifisch weiblichen Kultur neben die des Mannes trete, damit beide vereint erst die Vollkommenheit erreichen, die keine von beiden für sich allein besitzen kann."

Ferner führe ich noch als sehr charakteristisch an aus Oskar Wittstok: „Im Kielwasser der großen deutschen Frauenbewegungen": „Nach ihren Worten sieht Adele Zay die Bestimmung der Frau darin: nach ihren eigenen Gaben und in der ihr gegebenen Form an der Entwickelung und Neugestaltung der Menschheit zu arbeiten, einer Menschheit, die im Laufe der Jahrtausende durch das Fehlen der bewußten und verantwortungsvollen Mitarbeit der Frau unter dem einseitig männlichen Einfluß in den heutigen Zustand sittlicher Entartung gekommen ist".

Alle diese Ausführungen leiden an einer großen grundsätzlichen Unklarheit, indem sie „männliche Kultur" mit „Kultur des Mannes" und „weibliche Kultur" mit „Kultur der Frau" gleichsetzen. Wenn sie von männlicher und weiblicher Kultur sprechen, nehmen sie hier die Worte „männlich" und „weiblich" wörtlich in ihrem physiologischen Sinn, statt sie symbolisch in einem geistigen Sinne zu verstehen. Sie teilen die Kultur zwischen die Geschlechter auf. Es ist aber offenbar, daß man so nur zu einer grob äußerlichen Klassifizierung der Kulturvorgänge, nie zu einer geistigen Charakterisierung derselben gelangt. Kultur ist vielmehr, wie schon erwähnt, immer ein beiden Geschlechtern Gemeinsames, auch wenn der Mann fast ausschließlich die produktive Kulturarbeit leisten sollte.

Scharf herausgearbeitet führt das Wittstock'sche Buch eigentlich zu folgender Ansicht: Es gibt eine Kultur des Mannes und eine solche der Frau; bisher herrschte die des Mannes, wodurch wir moralisch an den Abgrund geführt worden sind. Nun muß die Kultur der Frau neben die männliche treten, dann erst kann eine Vollkultur der Zukunft geschaffen werden. Hier tritt der Begriff der Vollkultur als ein

Rechenexempel auf, sie ist gleich Kultur des Mannes plus Kultur der Frau.

So kraß mit diesen Worten steht dies nun freilich nicht in Wittstocks Buch. (Nur die Adele Zay in den Mund gelegte Äußerung deckt sich fast mit ihnen.) Es finden sich vielmehr in ihm, da die Worte „weibliche" und „männliche Kultur" oft gebraucht werden, eine ganze Anzahl von Sätzen, die dem Wortlaute nach gut zu den hier von mir vertretenen Ansichten passen. Und doch bleibt der aus dem ganzen Zusammenhang sich ergebende Sinn auf der Stufe des Geschlechtereinmaleins stecken. Nirgends findet sich eine einzige Äußerung, die auf die verhängnisvolle Zweideutigkeit der Begriffe „weibliche" und „männliche Kultur" hinweise und sich gegen die wörtliche Auffaßung dieser Bezeichnungen verwahrte, andererseits aber auch keine solche, die gegen die symbolistische Auffassung Stellung nähme. Daraus kann man schließen, daß dem Buch dieser Zweideutigkeit gar nicht aufgegangen ist, daß ihm die geistesgeschichtliche Problematik der „weiblichen" und „männlichen" Kultur überhaupt unbekannt ist.

Dieser Problematik gemäß erledigt sich jene Zweideutigkeit folgendermaßen: Es steckt eine tiefe Wahrheit darin, daß die Kultur der Gegenwart einseitig-männlich sei. Aber diese Wahrheit wird nur dann lebendig, wenn diese Worte heißen sollen, sie sei einseitig intellektualistisch, nicht wenn sie heißen sollen, es seien nur Männer in ihr am Werke. Und es liegt eine tiefe Wahrheit darin, daß unsere Kulturanlage einer Ergänzung durch das weibliche Element bedürfe, aber auch diese Wahrheit wird nur lebendig, wenn man damit sagen will, sie bedürfe naturhaft-gefühlsmäßiger und kollektivistischer Geisteskomponenten[1]), nicht wenn man dies so versteht, daß ein Teil der Kultur von nun an durch die Frau gewirkt werden müsse. Auch darin liegt, es ist schon erwähnt worden, eine tiefe Wahrheit, daß die Frau der Gegenwart ein Recht auf Anerkennung ihrer Besonderheit habe, aber man sollte nie vergessen, daß sie es nicht erworben hat, indem sie naturhaft-gefühlsmäßig geblieben ist, sondern indem sie intellektualistischer, männlicher geworden ist. Wenn in der Frauenbewegung die Frauen sich organisieren, kämpfen, Programme und Forderungen aufstellen, wie die, daß Frauen nur durch Frauen gerichtet und unterrichtet werden sollten, so sind das ausgesprochen männliche, weil intellektualistische Züge und es sind separatistisch-individualistische Züge,

[1]) Vergl. hiezu Berdjajew: Das neue Mittelalter, Verlag Reichl, Darmstadt, 1927.

die aus dem Gefühl des Unverstandenseins herkommen und deshalb trennende Schranken aufrichten, die die innere Kultureinheit zerstören und in voneinander getrennte Teile zerspalten. Wie ja der Zerfall in geistige Atome überhaupt ein Hauptcharakterzug unserer einseitig-intellektualistischen Kultur ist. Man wende nicht ein, daß ja die Frauen dafür ihre Geschlechtsgenossinnen in imposanten Verbänden zu großen Einheiten sammeln. Diese Einheit hat vom kulturellen Standpunkt wenig zu bedeuten, denn was hier eint, ist ein im kulturbildenden Sinn Negatives, eben jenes Gefühl des Unverstandenseins, des Mangelnden. Es ist dasselbe was in der individualistischen Epoche die Massenerscheinungen des Sozialismus oder der Demokratie hervorbringt: Die Verwahrung gegen den Anderen, die Einheitsfront gegen den gemeinsamen Feind. Das ist die äußere Einheit, gegenüber der inneren geistigen Einheit der Vollkultur, die vom Geist des Sich-verstandenfühlens und Sich-verbundenfühlens getragen ist. Dies letztere ist jene Art von „Naturhaft-Gefühlsmäßigem", das die „weibliche" Ergänzung innerhalb einer Vollkultur darstellt, und es ist klar, daß wenn es auftreten würde, die Frauenfrage in ihrer jetzigen Form aufgehoben wäre, weil sich die Frau wieder vom Manne verstanden fühlen würde.

In irgend einer Form ist diese letztere Erkenntnis in den Führerinnen der Frauenbewegung offenbar auch lebendig, denn in den schwungvollen Schlußworten des Aufsatzes „Die Einheitlichkeit in der Frauenbewegung" von Marie Stritt liest man auch von einer idealeren Zeit der Zukunft, wo es keine Frauenfrage mehr geben werde, weil sie nicht mehr nötig sein werde. Allerdings ist trotzdem der Sinn, in dem Marie Stritt hier von jener Vollkultur der Zukunft spricht, ein ganz anderer als der hier vertretene, denn sie ist offenbar der Ansicht, daß jener Zustand sich aus dem heutigen mit Sicherheit herbeiführen lasse, wenn man nur genügend Geduld habe und eine bestimmte Richtung einhalte. Daher ihre Aufforderung: Geht nur den Weg der Frauenforderung weiter „er ist der einzige, der sicher an unser Ziel und zur Höherentwickelung der Menschheit führt." Nein, so einfach und schön ist es denn doch nicht. Jener Weg kann vielmehr wie zum Heil ebensogut auch zum Verderben führen. Wer will das heute wissen. Nein, jene Aufforderung muß viel bescheidener werden, denn sie muß lauten: geht euren Weg weiter, weil er bei der heutigen Kulturlage der euch schicksalsmäßig bestimmte Weg ist; über das, wohin er führt, mögt ihr manches hoffen, aber

ihr könnt nichts darüber wissen. Einfach deshalb nicht, weil ebensowenig wie noch so heftiges Wünschen aus einem Menschen einen Dichter macht, ebensowenig auch die noch so glänzendste Organisation eine geistige Wiedergeburt herbeiführen kann. Das weiß man seit den unübertrefflich wahren Worten Dr. Konrad Möckels über das Wesen der modernen Organisation (in seiner Broschüre „Volkstum"), auch schon bei uns Siebenbürger Sachsen. Der Charakter des Verhältnisses zwischen dem kulturellen Heute und einer Vollkultur der Zukunft, ist ja gar nicht der von Ursache und Wirkung, sondern der einer Verwandlung. Etwas ganz Neues träte dann an die Stelle des Alten und die Geistestiefen, aus denen dies Neue hervorbrechen müßte, sind wesentlich von unserem darauf gerichteten Wollen unabhängig. Wir Menschen von heute können das Ideale wohl wollen, aber wenn wir es wollen, dürfen wir keinen Lohn dafür fordern.

Ich will damit meine kritischen Bemerkungen über den Inhalt des Wittstock'schen Buches abschließen. Was ich diesem Buch zum Vorwurf mache, habe ich eingehend gezeigt; es ist dies, daß es nicht tief genug in die geistes-geschichtliche Problematik der Frauenfrage hineinleuchtet, daß es dadurch in eine über Gebühr scharfe Polemik gegen den Mann hineingedrängt wird und sich so letzten Endes gegen seine eigene Absicht kehrt, der Verständigung und Harmonie des Geistes zu dienen, die gerade wir Siebenbürger Sachsen heute mehr denn je nötig haben.

Lieber Erwin Wittstock

Wenn ich jetzt einen Brief an Dich richte, geschieht es nicht, um Deine Abneigung gegen das Briefschreiben durch ein aufmunterndes Beispiel zu bekämpfen oder gar im Angesichte der Öffentlichkeit — so hohe Worte bringt das Metier mit sich — Dein Lob zu singen und durch den freundschaftlichen Ton selbst ein wenig daran zu schmarotzen, weil Offene Briefe der Anerkennung eine Angelegenheit zwischen hochverdienten Männern zu sein pflegen.

Nein, es ist ein Schwächezeichen, daß ich diesen Brief schreibe. Da hast Du einen prächtigen Novellenband [1]) veröffentlicht; ich wollte ihn

[1]) Zineborn, Geschichten aus Siebenbürgen. Verlag der Krafft und Drotleff A.-G., Hermannstadt 1927. — Drei Geschichten des Bandes wurden zuerst im Klingsor veröffentlicht.

ernsthaft besprechen, wie wenn Du mir niemals zwischen Rauch und Wein fabelhafte Aufschneidereien vorgesetzt hättest, über die ich noch in der Grube lachen werde. Ich kann den Rauch und Deine Worte nicht vergessen, die schwingen nach, schwingen auch in Dein Buch hinein, das ganz hoch über der lustigen Laune vom Ernst des Schicksals durchflutet ist. Aber ein Wesensteil in beidem: im stundenlangen Phantasieren beim Wein und in diesem reifen Trank, den viele kosten mögen, ist mir so lieb geworden, damals im leichten Gespräch, daß ich ihn nun in der vollen Schwere des gedichteten Wortes nicht kühl bewerten kann: er heißt Heimat, Erde, Land. Darum der Brief. Über Dinge, erlebt in Deiner eigentümlichen Weise durch Dich von Mensch zu Mensch, schreibe ich bloß einen Brief.

Du kennst Dorf und Bauer, weil Du siebenbürgisches Dorf und Volk kennst. Aber nicht weil Du sie kennst, kannst Du sie gestalthaft schildern. Das kommt von tiefer her aus dem Erlebnis der Heimat, das sich in diesen Figuren entlöst — sonst müßte es in einem Gedicht sich ausformen. Du hast, nebenbei gesagt, das Zeug, das Dichter haben müssen — nebenbei, denn es ist hierzulande oft so, daß Kenntnisse oder Absichten zum Dichten verführen und Lob ernten. Also nebenbei, denn ich spreche über wirkliche Dichtungen, die nur der dazu Geborene schreibt. Wozu rede ich über Selbstverständlichkeiten!

Was der Dichter schreibt und wodurch er dazu bewogen wird, das bestimmen Erlebnisse. Und ist er Dichter, wird er in den gestalteten Verhältnissen wieder mehr als nur diese schildern. — Verzeih mir diese Abschweifung. Du bist so sehr das Gegenteil eines Theoretikers im Schaffen, daß Du, einst eine Zierde des Gymnasiums, Dein Deutsch unbekümmert um das Gesetz fügst und in treuer Heimatliebe manchen Sprachunsinn wie „ausgekühlte Speisen", „rückwärtiger Teil des Gartens" und hundert andere bloß im siebenbürgischen Hattertdeutsch verständliche Sachen schreibst ohne es zu bemerken. Das ist auch das einzige billige und unnötige Zeichen siebenbürgischer Erdhaftigkeit. Streich es weg. — Doch nicht über dies wollte ich sprechen, auch nicht darüber, daß zehn Zeilen genügen, um die Lebensechtheit, und nicht nur die stoffliche, Deiner Geschichten zu spüren — höchstens die Novelle „Der Schrank" entbehrt sie, weil sie gleich der sprachlichen Heimattümelei nachgeahmte und nicht gedichtete Wirklichkeit ist. Dies will ich Dir sagen: Du hast in strenger Bedingtheit durch unser Land siebenbürgische Gestalten und Begebnisse ins gültig Unprovinzielle gehoben. Du hast, was so wenigen glückt, ein geistiges Thema, das

aus Deinen Pastorenahnen in Dir predikantisch weiterspukt, umgesetzt in Epik und es aufgelöst ins Leben. Jede Deiner Gestalten ist ein kleiner Vers aus der Volkskunde, aber ein Vers, der sich für jeden Menschen reimt. Wissen um Sitte, Volkscharakter und Bauerntum ist erlernbar. Dein Bilderbuch hat keine Fußnoten und Erläuterungen. Da ist alles wundervoll gewachsen. Selbst die Tendenz in der Geschichte der Maio ist nur wie ein Sprichwort, das ein grauhaariger Bauer altbacken weise im Munde führt. Mitunter schwellen die Nebendinge über den Zug der Erzählung, aber man verweilt gerne. Da sind Gestalten wie der Amerikaner, Onkel Kriva, Petrus Litzki, Joachim, Gabbeln Tin, vollendet gezeichnet, rund, voll gesehen. Keine Frauengestalt aber ist in diesem ursächsischen Buch so endgültig einprägsam und klar ausgeführt — Symptom dafür, wie wenig die Frau handelnd bei uns hervortritt, wie selten sie Persönlichkeit wird. Das Zeitlose in der Zeit, das allgemein Menschliche im Einzelfall, das Volkhafte in der Begebnis, das Leben im Lehrhaften und die Veredelung der Tendenz durch die Stimmung und all dies zusammengefaßt durch einen Stil des Erzählens und Erlebens, der Wahrheit, der überlegenen Lebenslust, die Humor und Ernst verteilen kann in temperamentvoller Sachlichkeit, und dazu ein Schuß altfränkischen Respekts vor sächsischen Amtspersonen[1]): das bist Du, Freund. Noch kein vollendeter Meister, aber was sagte ich eben so nebenbei, du seist ein Dichter! Über selbstverständliche Voraussetzungen wollte ich nicht reden. Worüber denn? Das Wie ist auch der Dichter, das Was ebenso und wolltest Du meinen Rat bezüglich der siebenbürgischen Sprachhudelei befolgen — dann möchte ich Dir noch zuhören, selbst wenn ich, wie Dein alter Exner hundertjährig die große Handschaufel ans taube Ohr heben müßte. — Dein

Heinrich Zillich

[1]) Die werden Dich hätscheln dafür: auf einmal wirst Du im Krähwinkler Landsturm Augsburgischen Bekenntnisses als Fiehrer-Wittstock eingereiht sein. Dann veröffentliche ich deine despektierlichen Witze!

Bewegte Stille

Von D. Luschnat

Ins Verborgne eingeboren
Wächst das Herz aus seiner Mitte.
Höchster Hoffnung unverloren
Schreitet es die ewigen Schritte.

Schweigt sich leer wie ausgestorben,
Lautet auf mit neuem Schlagen.
Von der Erde Glanz umworben
Blüht die Melodie der Klagen.

Blüht empor ins neue Wesen,
In die unerschaffnen Kräfte.
Von der Krankheit aufgenesen
Neuen sich die alten Säfte.

Namenlos und tief gelinde
Rauscht des Leibes hoher Wille.
Wie ein Wald im Sommerwinde
Atmet die bewegte Stille.

Goethe über den Philister

Der Philister negiert nicht nur andere Zustände, als der seinige ist, er will auch, daß alle übrigen Menschen auf seine Weise existieren sollen. Er geht zu Fuß und ist sein Leben lang zu Fuß gegangen: nun sieht er jemand in einem Wagen fahren. Was das für eine Narrheit ist, ruft er aus, zu fahren, sich dahinschleppen zu lassen von Pferden! Hat der Kerl nicht Beine! Wozu sind denn die Beine anders als zum Gehen? Wenn wir fahren sollten, würde uns Gott keine Beine gegeben haben! Was ist denn das aber auch weiter! Wenn ich mich auf einen Stuhl setze und Räder unten anbringe und Pferde vorspanne, so kann ich auch fahren, so gut wie jener. Das ist keine Kunst!

Paul Richters Chorballade „Die Brück' am Tay"

Von Emil Keß

„Wann treffen wir drei wieder zusamm'?"
„Um die siebente Stund', am Brückendamm."
„Am Mittelpfeiler."
„Ich lösche die Flamm'."
„Ich mit."
„Ich komme vom Norden her."
„Und ich vom Süden."
„Und ich vom Meer."

Die Lüfte, die Wetter und böse Dämonen!

Der Musiker, der solcher Unterredung wohl selbst nachgelauscht hat in die tiefe Nacht hinaus, mag alle Mittel des Orchesters und der Menschenstimmen für unzureichend erkennen, um sie festzuhalten.

Aber es ist uns überliefert von Orpheus und Arion, daß sie mit Kithara und Aulos Steine erweichten und Fische rührten und das kann auch heute nicht anders sein: dem Künstler genügt jedes Mittel sich mitzuteilen.

Daß Richter die Aufgabe einem wenig beweglichen, achtstimmigen, gemischten Chor zumutet, scheint selbst für sein reifes Können ein Wagnis. Das Werk rechtfertigt dies als zielbewußtem Kräftespiel entsprungen.

Der spröde Text — wir sprechen hier von Th. Fontanes Ballade durchaus nur als „Text", als Unterlage eines Tongebildes — der die zum Vorwurf gewählte Schicksalstragödie in knappen Andeutungen darstellt, ist zunächst nichts weniger als sanglich, hingegen ist sein ganzer Stimmungsgehalt schon fertige Musik.

„Hei, das gibt ein Ringelreihn,
Und die Brücke muß in den Grund hinein."
„Und der Zug, der in die Brücke tritt
Um die siebente Stund'?"
„Ei der muß mit."

Diese krause Skizze ist mit Mitteln einfachster durchsichtiger Polyphonie und einer luftigen $^6/_8$-Rhythmik so meisterhaft gestaltet, daß wir in den wenigen Augenblicken vollauf von dem Spuk umfangen sind, um das einer Generalpause folgende, unheilverkündende

„Tand, Tand
Ist das Gebilde von Menschenhand"

als eisigen Schauer physisch zu empfinden.

Düster treten die Bässe über die verminderte Quinte eines Septakkordes an die äußersten Tiefengrenzen der Menschenstimme heran.

Wir erwähnen diesen Akkord, dessen unheimliche Spannkraft ihn dem besten Rüstzeug auch ganz moderner Musik einreiht, besonders, weil er aus dem einfachen, harmonischen Relief dieses Werkes so wirkungsvoll hervortritt, wie wir es inmitten der komplizierten Gebilde unserer Gegenwartsmusik gar nicht mehr für möglich hielten.

Es folgt fließender Sprechgesang: Der Brücknersleute banges Ausschauen nach dem Zug, der ihnen den Sohn bringen soll und des Sohnes zuversichtliches Erwarten der Ankunft. (In der Uraufführung [1]) wurde diese Stelle sehr zum Vorteil des Gedichtes gekürzt wiedergegeben.)

Ein auf- und niederwogendes Motiv, das in allen Stimmen den Satz kunstvoll durchbricht mit einer weit ausholenden unheimlich drängenden Steigerung:

Auf der Norderseite des Brückenhaus —
Alle Fenster sehen nach Süden aus,
Und die Brücknersleut ohne Rast und Ruh'
Und in Bangen sehen nach Süden zu,
Denn wütender wurde der Winde Spiel,
Und jetzt, als ob Feuer vom Himmel fiel',
Erglüht es in niederschießender Pracht
Über'm Wasser unten.....

Generalpause. — Dann die Männerstimme in der Tiefe „immer leiser werdend“:

..... Und wieder ist Nacht.

Die erste Strophe wird wiederholt mit zerreißendem Aufschreien:

„Ich nenn' die Zahl“
„Und ich die Namen“
„Und ich die Qual“

dann abermals notengetreu:

„Tand, Tand
Ist das Gebilde von Menschenhand.“

Diese erste und letzte Strophe ist es, die uns das Werk wertvoll macht und bedeutsam unter allen Kunstäußerungen in der Heimat.

Trotz glattester Stimmenführung, die unentwegt im Bereiche einfachster Grundharmonien bleibt, ist es im besten Sinne modern: von sachlicher Knappheit und lebensvollem Rhythmus in der Linie.

Wir hörten übrigens Richter auch die Sprache der Jüngsten meistern und vermerken dies für jene, die aus dem durchaus tonalen Gefüge des Werkes folgern wollten, daß es der Zeit nicht weniger nachhinke, als unser übriges Geistesleben.

[1]) Siehe Klingsor. Dezember 1927, Seite 475.

Der magische Realismus

Von Misch Orend

Der große Schrei verhallt. Der Expressionismus sucht Gestalt anzunehmen und — hat bereits eine neue Gestaltung gefunden. Aus der subjektiven Erregung, in der alle Dinge verzerrt und auseinandergesprengt waren, bahnt sich ein neuer Blick, eine neue Sehweise an. Die Erregung verebbt und die Dinge treten in einer neuen Wirklichkeit wieder vor die Augen, vor den Menschen. Sie werden wieder Sache, wieder Dinge.

Und doch sind es nicht die Dinge, und die Sachen, die sie vor dem Expressionismus waren, und man muß schon weit zurück gehen, um eine ähnliche Kunst, eine ähnliche Sehweise und eine ähnliche Haltung den Dingen gegenüber wieder zu finden. Es ist der Nachklang nach der großen Erregung des Expressionismus, der den neuen Menschen und seine Kunst bestimmt.

Man hat dieser Kunst den Namen „neue Sachlichkeit" gegeben, was noch sehr kühl und abwartend klingt, und neuerdings „magischer Realismus", was etwas Wesentliches der neuen Kunst bezeichnet, das im ersten Namen nicht drinnen liegt. Der Dämon, der alle Blicke blind machte, tritt zurück, teilt sich den Dingen mit, umflutet sie, gibt ihnen die Kraft, die jedes Symbol hat, das für eine unfaßbare Wesenheit steht.

Es ist keine Mystik, die das Dasein der Dinge verneint, verachtet, und den Anreiz für ein Jenseits bieten will. Es ist nicht die romantische Unendlichkeit, in der jedem Einzelwesen nur soviel Wert zukam, als es Anteil am Unendlichen hatte. Das Ding steht da, in seiner vollen Selbständigkeit, in der vollen Wucht seines einmaligen Daseins, sei es Baum oder Mensch oder Tier. Die unsägliche Verlassenheit umgibt es, die jedes Wesen erfaßt, das seine Einzigkeit erkannt hat, die Mühsal, die Anspannung und Kraft, mit der es sein Eigendasein behauptet.

Und doch hat jedes Ding nur einen kleinen Teil der Kraft, der Spannung in sich, die alle Wesen in sich tragen, die die Erde, die Welt zusammenhält — aber es *hat* Anteil an dieser kleinen Kraft.

Daher kann das Unlebendigste und Nutzloseste plötzlich diese große Kraft ausstrahlen, die hinter ihm steht, kann sie versinnbildlichen und doch das nutzlose und unlebendige Ding bleiben, das es war. Hier hat ein beliebiger Stein, eine Vogelscheuche dieselbe Beziehung zum

Allwesen, wie Mensch oder Tier. Es sind plötzlich alle Wertbegriffe verschoben durch diesen einen Wertbegriff; denn jedes Ding ist erfüllt von der wesenhaften Kraft, und gerade dadurch, daß es ein Ding ist.

Die Magie, die die Dinge aus ihrem Eigendasein ausstrahlen und die an ihnen erschaut wird, ist nicht die naive Magie, die aus einem Nützlichkeitsdasein heraus übergreifen will in ein höheres Dasein, die gar Vorteile dem Menschen erzwingen will. Diese neue Magie ist das erschaute Dasein der Dinge selbst wie sie, ohne auf den Menschen bezogen, sich selbst bewahren. Es ist ihre Einzigkeit und dadurch Unendlichkeit, mit der unheimlichen Ruhe, die sie umgibt.

Diese Kunst ist tragisch und ernst, denn alles Einzige und Einmalige lebt in einer ungeheuren Verlassenheit, kein zweites Wesen kann das Dasein ersetzen, denn dieses Dasein ist auf keine Zwecke bezogen. Diese Kunst ist heroisch, denn sie mißachtet jedes Mitleid, sie weiß, daß kein zweites Wesen ein Einzeldasein erleichtern kann.

In dieser herben Kunst haben alle Zierrate und Schnörkel ihren Zweck verloren, denn sie waren ja gerade da, um die große Wucht der Spannungen zu verdecken, zu mildern, Lieblichkeit und Frohsinn vorzutäuschen, um ein weiches Gemüt nicht zu erschrecken. So wurde in der Architektur alles Schnörkelwerk zur Spielerei, die man wegwarf, um die ursprüngliche Wucht der Massen wieder frei und offen darzustellen. Alles Schwärmerische und Gefühlige kennzeichnet eine Art Kinderei und Verweiblichung; alles Schönfärben und Augenschließen vor der Erfülltheit, in der jedes Ding dasteht, zeugt von Greisenhaftigkeit.

Diese Kunst hat den Mut, alle Wesen in ihrer Nacktheit darzustellen, wie sie uranfänglich waren, daher hat sie nicht die Langmut, mit Humor und verständigem Lächeln die Kehrseiten alles Menschlichen zu betrachten, sondern sie reißt nieder und verdammt, sie beleuchtet grell, um schnell zu töten. Aber nicht um des Tötens und Vernichtens willen reißt sie nieder, sondern um der Wahrheit und Wirklichkeit, dieser magischen Wirklichkeit, kaum zu schaffen in einer Zeit, die noch stark mit abgestandenem alten Wissen und groben Vorurteilen behaftet ist.

So gehört zu dieser herben, strengen und heroischen Kunst notwendiger Weise ein beißender Spott. Denn wo das unscheinbarste Ding überströmte von der gespannten Kraft, die in allen Dingen wohnt und die Welt zusammenhält, sind noch immer Menschen mit

vollem Bewußtsein blind und bemühen sich, dieser Kraft zu entschlüpfen, indem sie sich ihrem Wahn hingeben und die Augen schließen. Der Spott aber will die Augen öffnen.

Man kann diese Kunst am ehesten noch mit dem Realismus der gotischen Zeit vergleichen. War doch auch da jedes Ding Gleichnis des Einen, des Wahrsten und Wirklichsten. Der ganze Mensch war erfüllt, kein Bruch trennte die Vernunft vom Erlebnis an den Dingen, kein Zweifel lähmte die Hingabe an das Leben, wenn es auch nur Vorstufe und Übergang zu jenem Leben war.

Die Kunst von heute kennt kein Jenseits, es fehlt ihr jener fröhliche Optimismus, es fehlt ihr jener kindliche Glaube — es fehlt ihr aber auch der Bruch ins Diesseits und Jenseits, in oben und unten. All die Werte, die man mit dem Jenseits verband, sind an die Dinge herangetreten, die Dinge wollen nicht über sich, aus sich hinaus, sondern in sich hinein, sich anfüllen und steigern. Sie wollen nicht von sich selbst erlöst werden!

Und hier ist der Grundunterschied und hier sehe ich den ersten Schritt in ein Land des Geistes, des Erlebens und der innern Haltung, dem viele folgen werden. Es bahnt sich von der Antike über das Mittelalter das dritte Reich an. Der Expressionismus war die Geburtsstunde, der magische Realismus sind die ersten Gehversuche — der Schritt ist fest und schwer. Die reine Vernunft muß ihrem tyrannischen Thron entsagen, die Luft, die sie so sehr verdünnt hatte, wird wieder würzig und das tätige Leben erhält wieder einen vollen tiefen Sinn, weil es verankert ist in jenem Unsagbaren, an das jedes Ding gekettet ist. Alle Zwiespältigkeiten, wie sie sich in bewußtes Wissen niederlegten, starben hin zu jener Einheit, die noch immer ein tatfrohes Geschlecht bis zum untersten Grund beseelt hat. Aus dieser Einheit floß noch jede große Tat.

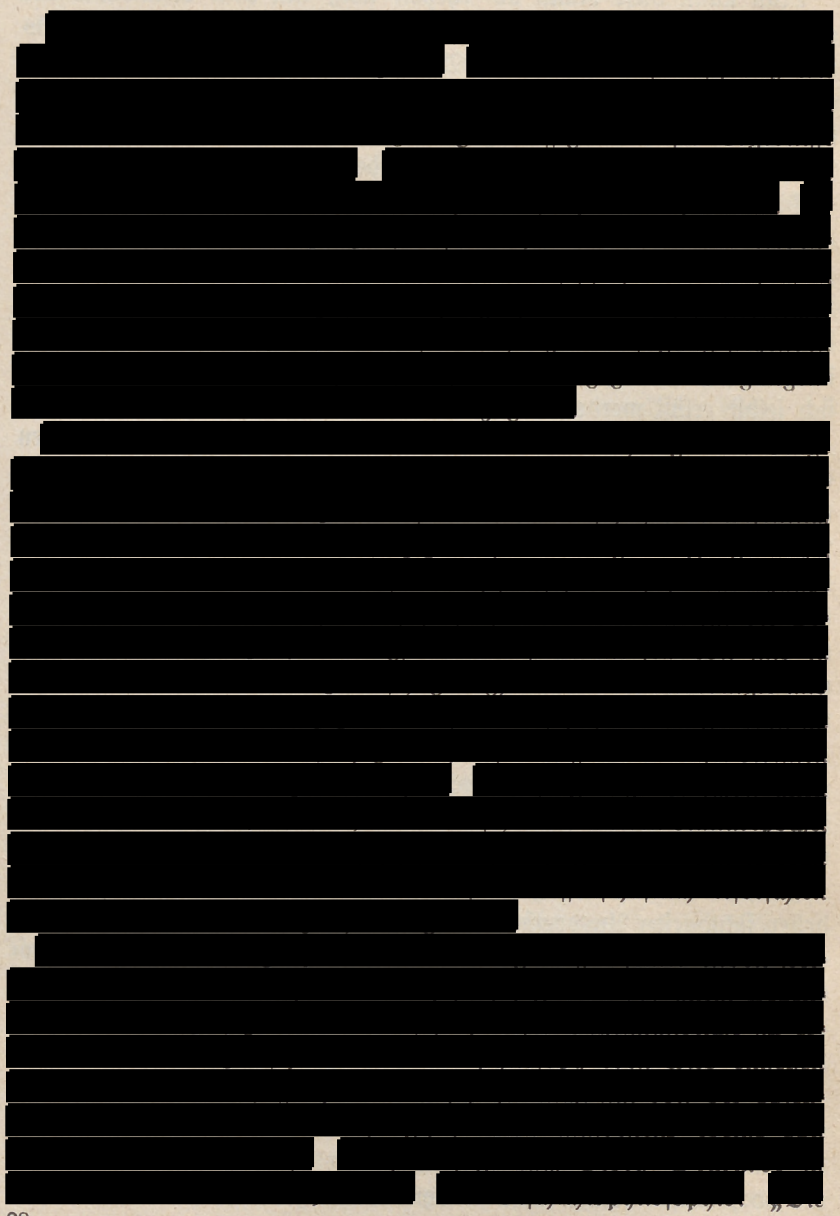
Wenn man den Gang solchen geistigen Lebens in Europa verfolgt, dessen sichtbarster Ausdruck immer noch die Kunst war, so wird man nicht erstaunt sein, daß es sich nicht um Jahre, sondern um Jahrzehnte, Jahrhunderte handelt. Niemals ging ein solches Leben geradlinig, sondern in Schleifen und Kurven, es schreitet vor und rückwärts, bis es alle Schichten der Menschen gefaßt hat und — seine Aufgabe erfüllte.

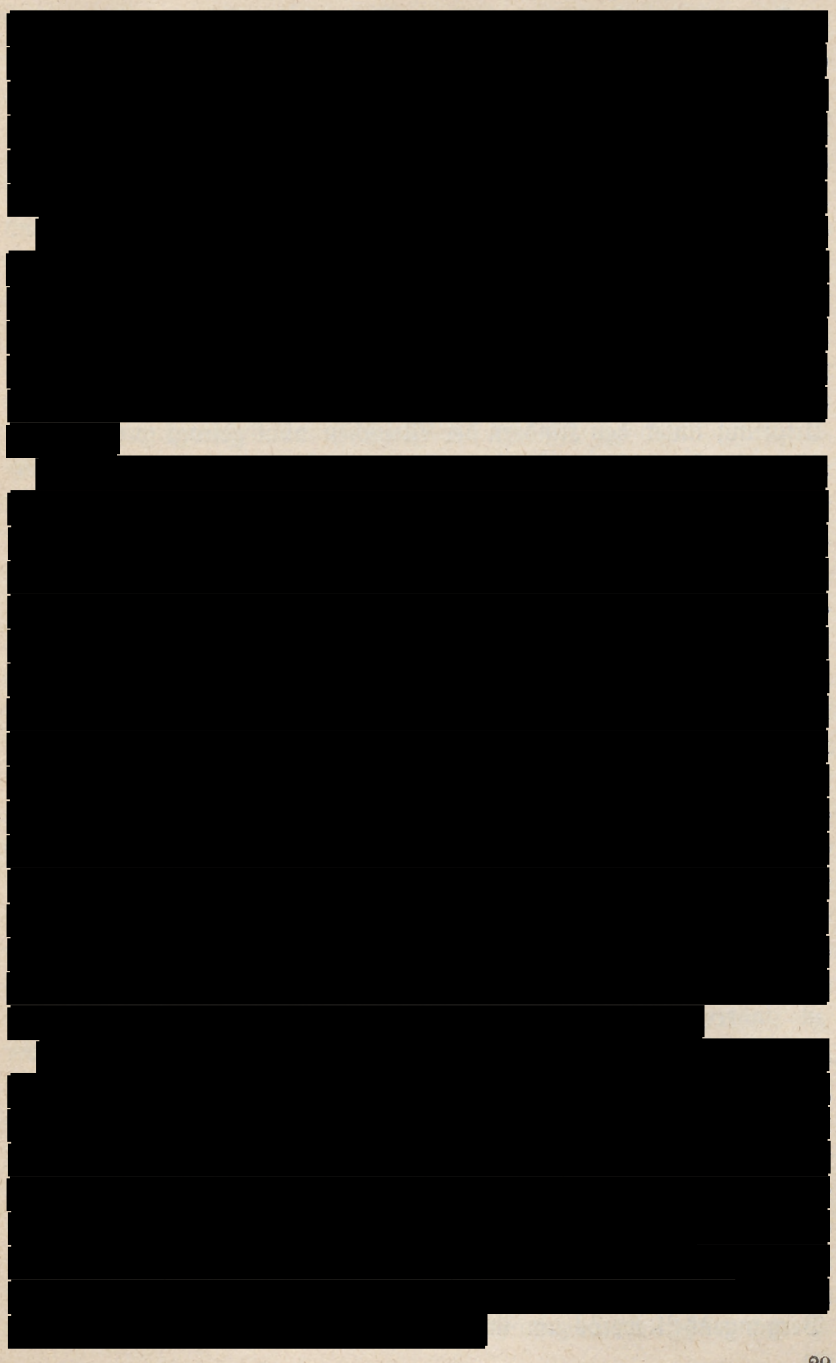
Noch stehen wir im Anfang. Und welche Kämpfe und Erschütterungen dieser Anfang gekostet hat, kann nur der ermessen, der sich diesem Kampf und diesen Erschütterungen rückhaltlos hingab. Aber nie noch wurde solcher Kampf ohne Lohn gekämpft.

Geschichte und Mythos

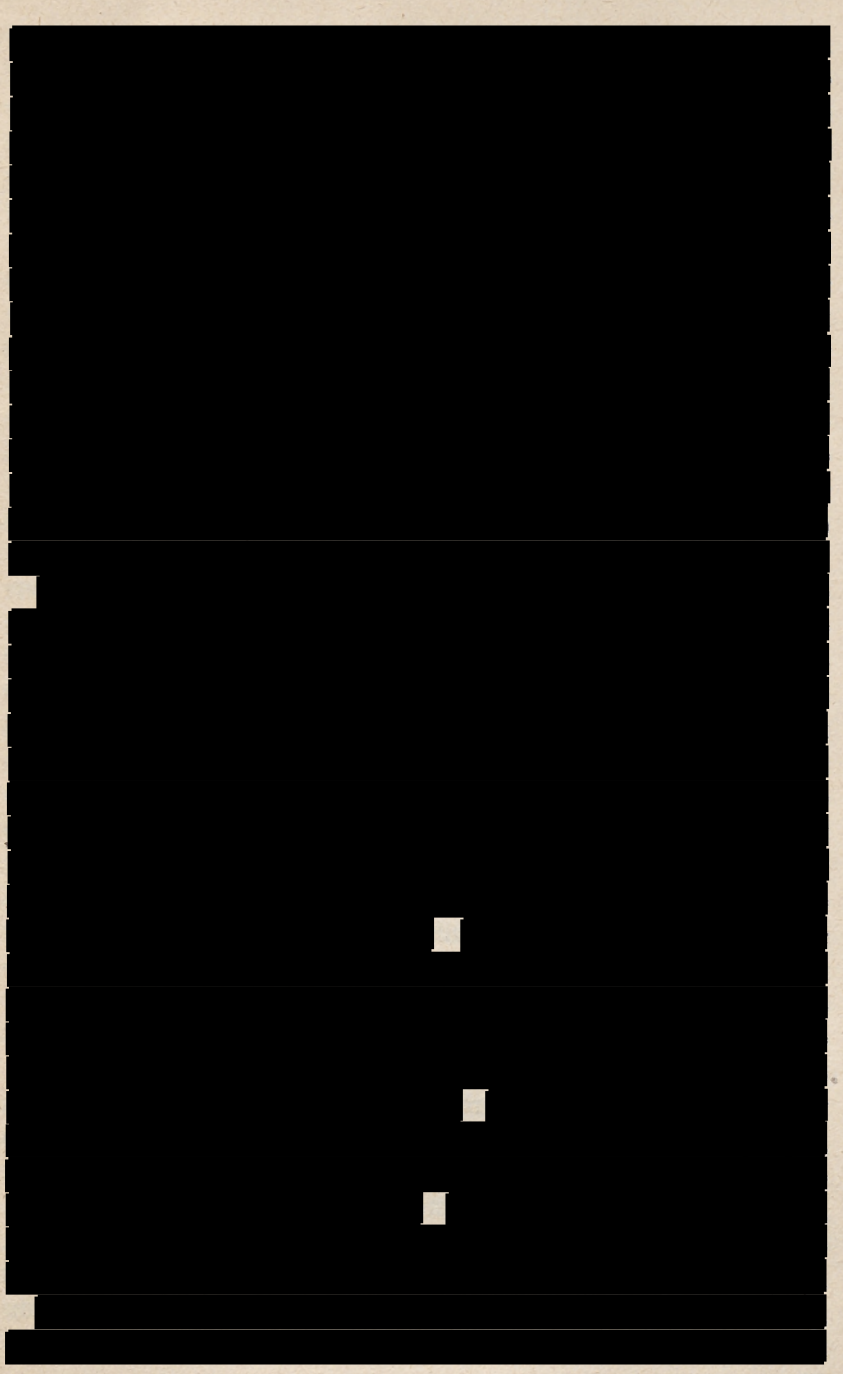
Zwei Vorträge von Erwin Reisner

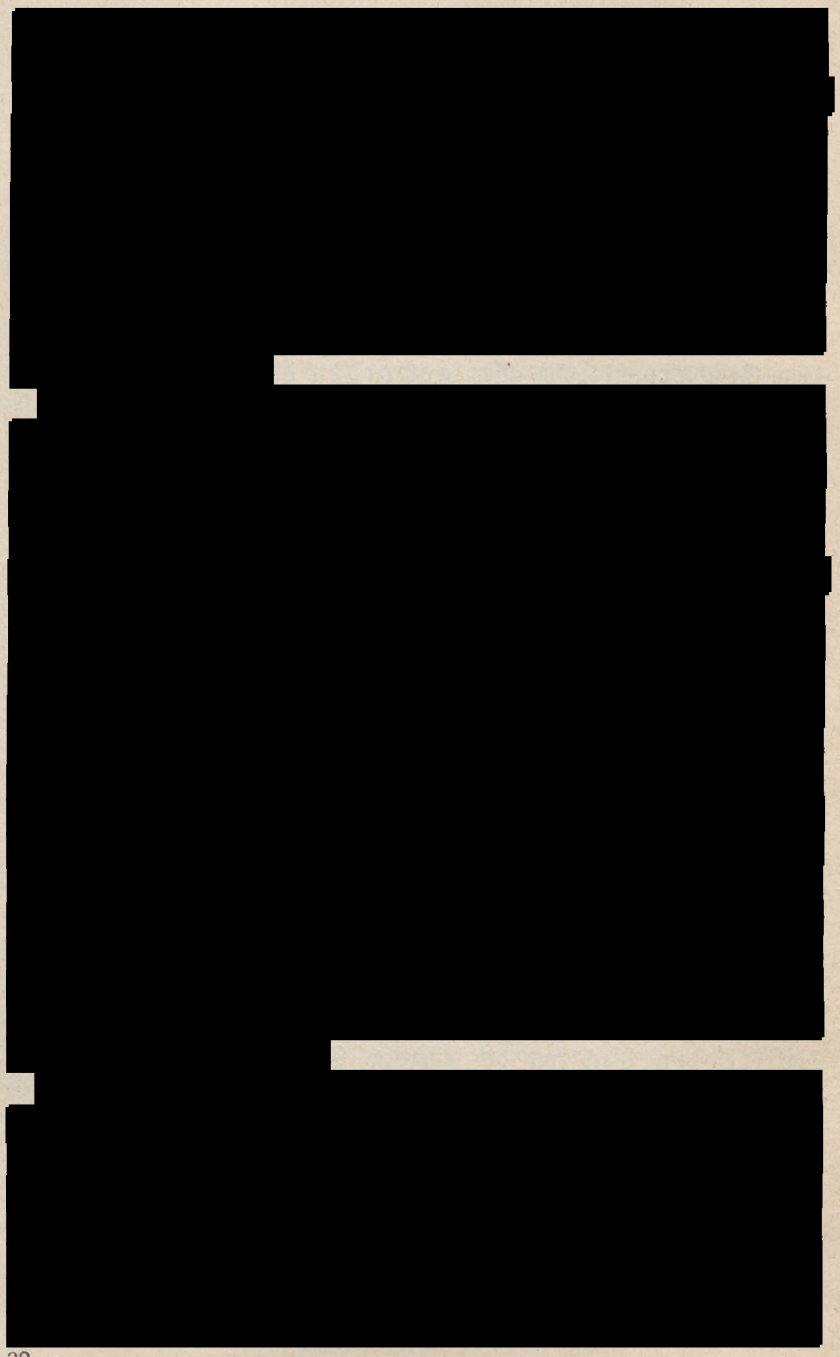
I.

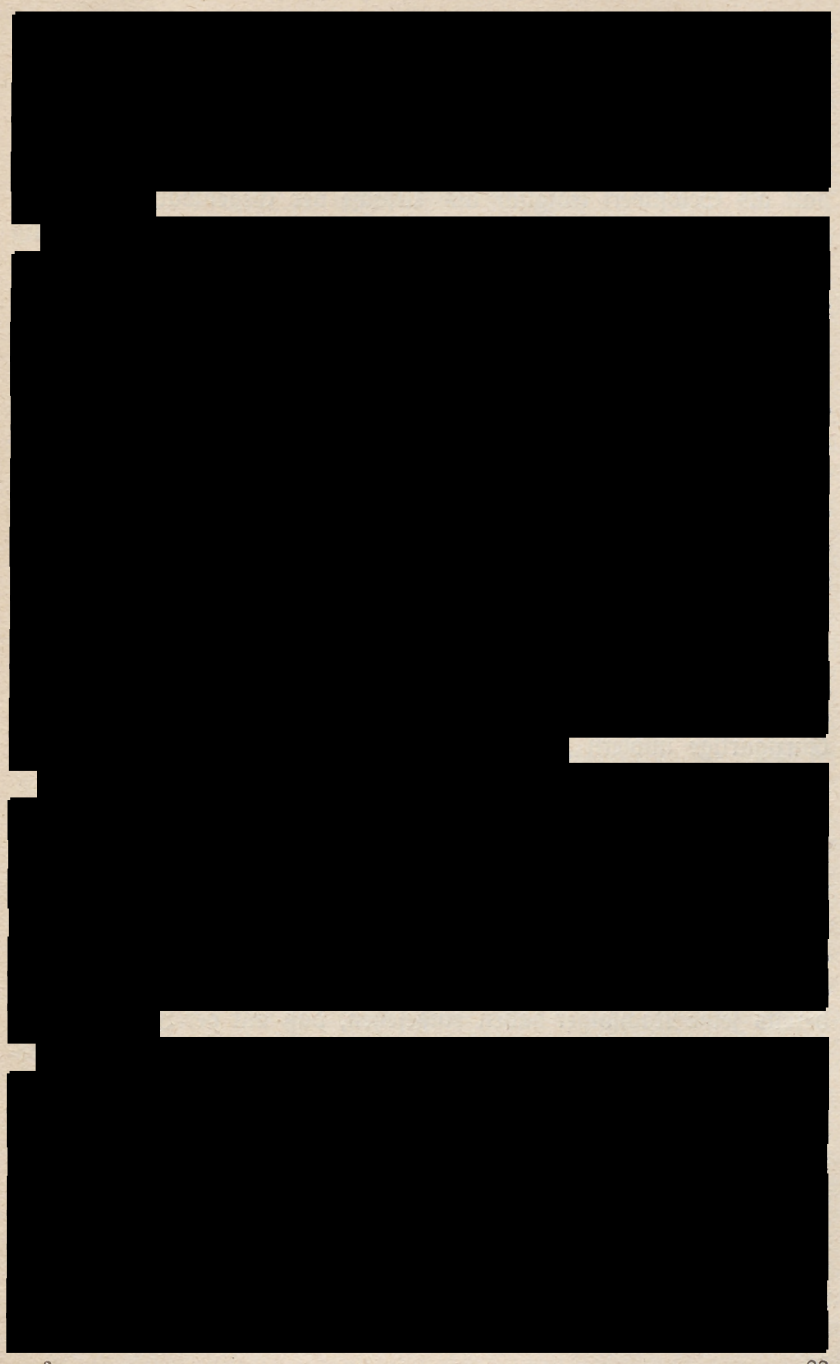


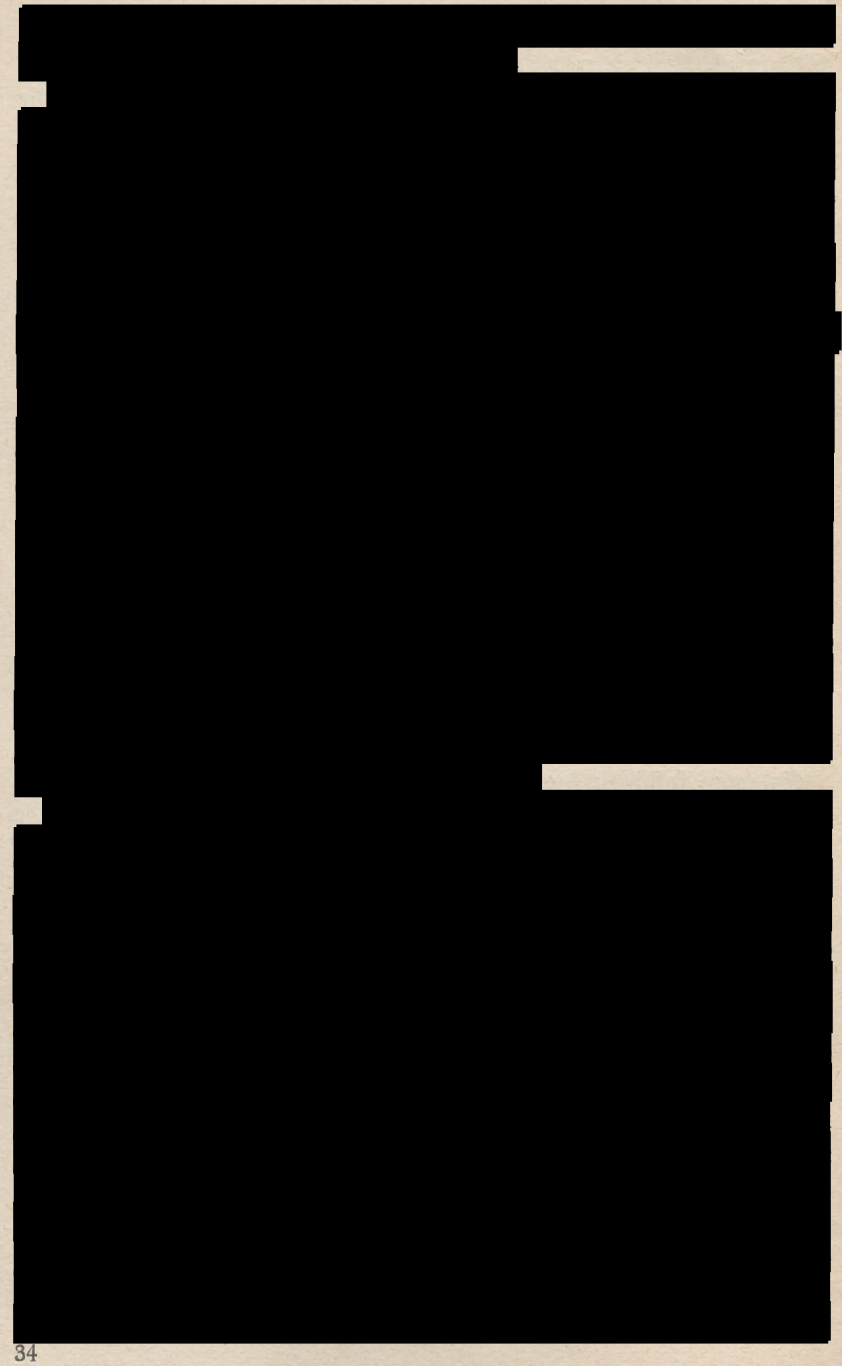


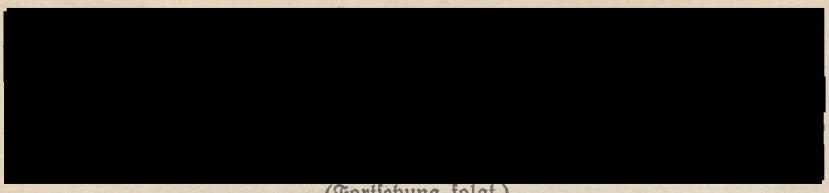
[redacted]











(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Das Gastspiel des Wiener Novitäten-Ensembles in mehreren siebenbürgischen Städten im November und Dezember war für unsere Theaterverhältnisse lehrreich. Seitdem das Deutsche Theater keine Subvention von einer Vereinigung erhält, spielen nur privatangeworbene Truppen, deren Spielplan und Güte wesentlich von den Einnahmemöglichkeiten abhängen. Ja, die wirtschaftliche Rentabilität ist vorwiegend bestimmend geworden, sie entscheidet darüber, ob wir überhaupt deutsches Schauspiel sehen oder nicht. In unserer Lage aber ist das Wenig immer besser als ein Nichts. Die wirtschaftlich gesteckten Grenzen ermöglichen — und dies ist in Zahlen klipp und klar auszurechnen — nur Truppen, die so und soviel kosten. Eine im Durchschnitt entsprechende Truppe wird man, wie gerade unser Beispiel lehrt, leichter bekommen als einen hochwertigen Spielplan. Die Schauspieler, die nur für kurze Zeit zu uns kommen, kennen bloß die Rollen der Stücke, die im Spielplan der großen Bühnen stehen. Neueinstudierungen sind zu kostspielig. Ich habe selbst einigemal versucht, ein literarisches Repertoire bei Truppen durchzudrücken, die wie die letzte durch das Konzertbüro Klingsor engagiert waren. Es scheiterte an den Kosten der Neueinstudierung. Die Truppe müßte, ehe sie auftritt, wochenlang proben. Nun gibt es ja allerdings eine Reihe wertvoller Stücke auch heute auf den großen Bühnen, meist aber sind es klassische Schauspiele, die eine für uns zu lange Rollenliste haben oder hier schon so oft gespielt worden sind, daß der Besuch darunter litte, was wieder die verdammte Rentabilität gefährdet. Nur selten wird ein literarisches Stück allen Bedingungen entsprechen, die uns einengen. Eine wesentliche Beschränkung auch liegt darin, daß nur der Theaterbesuch in Hermannstadt und Kronstadt als Einnahmsquelle ernstlich in Betracht kommt. In den kleineren Städten ist nicht nur die Spielzeit auf ganz wenige Tage beschränkt, sondern auch die innere Anteilnahme der Bevölkerung gering. So scheute sich der Musikdirektor in Schäßburg nicht, das immerhin seltene Ereignis eines zweitägigen Gastspiels dadurch zu schädigen, daß er ausgerechnet auf den Tag der Eröffnungsvorstellung eine Musikvereinsprobe ansetzte, die den Besuch stark verringerte.

Ich griff vor einigen Jahren ziemlich stürmisch in die Theaterdiskussion ein. Nun habe ich zwar nicht gelernt mich zu bescheiden, aber berücksichtigen muß ich manches, was solange maßgebend ist, als nur private Unternehmen den Mut aufbringen, eine so gefährliche Sache wie das Deutsche Theater in Rumänien zu wagen. Wenn dies hier auch pro domo gesprochen zu sein scheint, ist es nicht weniger wahr.

Ein Vorteil liegt in dieser Regelung allerdings auch: die Truppen sind eingespielt. Diesmal besuchten uns keine Schauspieler mit großer Begabung, aber fast alle

waren gute Kräfte in einem flüssigen Zusammenspiel, das durch den sehr belanglosen Spielplan mehr unterhaltend als bildend wirkte. In Kronstadt war eine frische Belebung des Bühnenbildes im Vergleich zu früheren Vorstellungen angenehm bemerkbar.

Die Idee, die dem Spielplan zugrunde lag, sollte eine Übersicht über die heute meist gespielten Stücke geben. Nun — der Überblick hat kein erhebendes Resultat. Lustspiele und mehr derb wirkende als vertiefte Dramen geben kein Resumee der heutigen Dramendichtung, wohl aber einen Notstandsbericht der großen deutschen Bühnen, welche lieber die aus dem Ausland bekannten Kassenstücke aufführen als sich mit dem Risiko belasten, das jede Uraufführung eines literarischen Stückes bedeutet. Es gibt durchaus wertvolle deutsche Schauspiele der Gegenwart, sie werden zu spielen nicht gewagt. Und wir leiden an der Not der deutschen Bühnen ebenso mit, wie wir von ihnen abhängig sind. Wir werden für längere Zeit, mindestens solange, bis das reichsdeutsche Theater wieder literarisch ist, froh sein müssen, gute Ensemble, Schauspieler und eine lebendige Regie zu genießen und die Stücke hinzunehmen, wie sie uns gebracht werden. Was niemals das Bestreben, auch hier eine Änderung zu erzielen, hemmen soll; befruchtet würde es, wenn die Anteilnahme des Publikums, die sich der Operette gerne gewährt, auch für das Schauspiel anwüchse.

Heinrich Zillich

Gemäldeausstellung Eduard Morres in Kronstadt. Im Blauen Saale fand im Dezember 1927 eine umfangreiche Schau der letzten Arbeiten von Eduard Morres statt. Der Künstler hat in den letzten Jahren Fortschritte gemacht. Die Bildhaftigkeit seiner Gemälde hat gewonnen, ich meine damit die sichere Auswahl eines hübschen Motivs und dessen Umsetzung in eine augengefällige Wiedergabe. Nun ist dies aber nicht unbedingt ein Lob.

Morres wählt fast ausschließlich freudige Motive. In keiner seiner Landschaften fehlt ein farbiger starker Kontrast, der äußerlich gegeben ist. Fast immer ist es die Sonne, die das Geheimnis farbiger Wirkung bei ihm vermitteln soll, einmal ein aufsteigender Nebel. Es wird damit die Natur gewissermaßen dort gefaßt, wo sich ihr Geheimnis im Tage offen oder handelnd leicht darbietet. Es ist erblickbar, nicht innewohnend.

In einem Aufsatz der Kronstädter Zeitung, den Morres in den Tagen der Ausstellung veröffentlichte, nennt er als wesentlich der abendländischen Malerei: naturalistische Darstellung der Natur und als geistigen Antrieb darin die Lust zur Erfassung des Räumlichen. Es liegt also im Raum das Geheimnis der Natur, wie wir Abendländer sie allein empfinden sollen oder können. Wenn ich nun von Morres, dem Kunstfreund, den zulässigen Schritt zum Maler tue, um dort jenes Naturgeheimnis zu finden, so muß ich wohl seine Fähigkeit, räumliche Fernen, Himmel, Tiefe der Landschaft zu malen feststellen, aber diese Weite hat keinen besonderen Akzent, ist augengefällig — gewiß — aber nicht „tönend vom Geheimnis letzter Findung". Wenn schon der Raum das malerische Ziel sein soll, so muß sich in seiner Wiedergabe und durch allen Naturalismus der Lebenssinn, der Urgrund, das wirkliche Geheimnis oder wenigstens *ein* Geheimnis ausdrücken. Der abgemalte Raum ist höchstens ein Beweis für Handfertigkeit, der beseelte Raum ist künstlerisches Werk. Jene Beseelung ist bei Morres äußerlich: sonnig, augenfreudig, nicht von tief her. Der Mangel an eigenwüchsiger Durchseelung zeigt sich in Kleinigkeiten: das Gras ist gemalt, aber es fehlt ihm das Herbe, Windgekühlte, was Gras ausmacht, die Tannen sind da, geben aber den

Eindruck ihrer Nadelhaftigkeit nicht, die Porträts sind ähnlich, enthüllen das Modell aber nicht. Es fehlt der Stil in den Gemälden, die Vereinfachung, die Sachlichkeit und im Grunde auch der Naturalismus der Wiedergabe — all dies macht den Künstler aus, daß er einen Stoff in seinem Wesentlichen wiedergebe. Die Bilder von Morres sind mit Fleiß, Überlegung und Liebe gemalt, aber diese sympathische Werkehrlichkeit hat keine Zusammenfassung durch einen Stil.

Dadurch sind die Bilder so populär und so leicht faßbar, daß Morres immer das Publikum auf seiner Seite haben wird. Die mangelnde große Konzeption und die Augenfreudigkeit der Bilder macht es der Masse leicht, sich in sie hineinzufinden. Das ist bei der ernsten Kunstauffassung, die das Schaffen von Morres bestimmt, eine zu begrüßende Tatsache. Kein sächsischer Maler hat wie er die Aussicht, immer gefolgt von Verehrern mit seiner Entwicklung viele Menschen zu höherer künstlerischer Einsicht zu verlocken. Ob er aus der Station, wo er jetzt hält, zu jener Steigerung findet, die ihn der gegenwärtigen Einschränkung entkleidet, ist der Zukunft und seinem Ausharren im Kampf eigener Vervollkommnung anvertraut.

Heinrich Zillich

Transsylvanica. Ich verstehe, daß unsere musikalischen Vereine eine wichtige nationale Arbeit leisten, eine künstlerisch gültige wird ihnen nur selten beschieden sein. Der Grund dafür ist das Vereinsleben selbst, das den starken Beschränkungen kleinstädtischen Daseins unterstellt ist. Deshalb kann auch die Kritik einer solchen Tätigkeit nicht absolute Kunstmaße anlegen. Liest man aber die spaltenlangen Aufsätze über Vereinsaufführungen in den Kokeltaler Blättern, worin jeder Teilnehmer eine Lobeshymne einheimst, die in einem Großstadtblatt den Ausgangspunkt für eine Caruso-Laufbahn bedeuten würde, so ist es einem um die künstlerische Zukunft des Erdballs nicht mehr bange.

*

In der Unterstadt Hermannstadts verlor ein Pfarrer einen Hosenknopf. Der Fall wurde in einer Versammlung der „Unzufriedenen" zur Sprache gebracht und einstimmig als Verschleuderung nationalen Gutes bezeichnet, woraus ersichtlich sei, wie schlecht der Haushalt der Kirche geführt werde.

Das Landeskonsistorium, davon in Kenntnis gesetzt, verkündete im Tageblatt, es möge uns Gott vor Schwarzsehern bewahren.

*

Einem sehr hohen sächsischen Herrn entfuhr einmal ein kräftiges Windchen.

Da sagten die Hermannstädter, es sei im Dienste des Volkes geschehen, man möge darüber nicht zu laut sprechen, denn die Sache erfordere Feinfühligkeit, man lasse sie am liebsten nicht über Hermannstadt hinausdringen. Vielleicht auch könnte ein Ausschuß —

Da fielen die Schäßburger ein und sagten, man solle bei der guten alten Sitte bleiben. Im übrigen seien alle hohen sächsischen Herrn in Schäßburg geboren.

Da fragten die Mediascher, ob es Geld koste.

Traurig sprachen die Bistritzer, man habe ihnen nichts von der Sache mitgeteilt. An sie denke niemand.

Aber die Kronstädter polterten, solche Winde wie diese könnten sie ebenso gut blasen.

Da waren alle aufeinander bös.

*

Ich finde manchmal Aufsätze in unserer Presse, worin über die Verderbtheit der Sitten geklagt und in einer biedermeierlichen Weise die gute alte Zeit gelobt wird. Da wird zum Beispiel mit dem bewährten Ton nationalen Stolzes verkündet, die sächsische Frau sei sich zu gut für „moderne" Ausschweifungen. Wie der Augenschein und noch mehr der Anlaß zu solchen Klagen lehrt, ist sie sich gerade gut genug für die kurzen Röcke und modischen Tänze und was sonst noch zur Verdammungsliste derer gehört, die bei uns die saure Gilde bilden.

Das Tantengejammer tönt zu allen Zeiten, aber es stimmen noch manche mit ein, die rasend würden, wollte man sie den Winsellliesen gleichstellen. Und doch rumort in ihnen dasselbe maßlose Unverständnis für die Zeit und ihr Geschehen. In völliger Befangenheit durch ihre eigenen Erlebnisse finden sie an der Erlebnis- und Lebensart der Gegenwart alles auszusetzen, was für die wirkliche Not der Zeit belanglos ist. Am tollsten sind sie, wenn sie fortschrittlich gesinnt jede Erfindung begeistert begrüßen, aber die seelischen Wirkungen der Neuerungen zu verstehen unfähig bleiben. Sie möchten am liebsten im Auto sitzen und vom Schofför verlangen, daß er ihnen die Hand küsse, wie es der Dienstknecht anno Toback getan haben mochte. Oder sie loben die deutsche Kraft, die große Fabriken anlegt, und sind entsetzt, daß die Arbeiter darin Sozialisten werden. Sie sind dafür, daß junge Mädchen recht viel lernen, aber daß sie dann auch frei reden und handeln, erschreckt sie.

Ich finde auch oft Aufsätze, worin bissige Verfasser, denen die Gütigkeit des Alters ebensowenig zuteil wurde wie dessen Überlegenheit, die geistigen Bestrebungen junger Leute in Bausch und Bogen als eine Art Großmannssucht verdammen, der gegenüber sie am Beispiel der Alltäglichkeit zeigen, was zu tun wäre.

Schon Goethe hatte seinen Nicolai und in jeder Familie gibt es einen Richter, im Innersten gekränkt, daß sich die Welt an ihm nicht ausrichtet.

Die Gekränkten haben einen Glauben: das ist das „Gesunde", das „Gute", wie sie es verstehen, es ist das Geistlose. In der Kunst heißt sich das: „die nahrhafte Kost". „Ungesund" aber ist nicht bloß jeder neue Gedanke, sondern auch jeder neue Wille, jede beginnende neue Ordnung, jeder Kampf. Gewiß, die Gegenwart ist gärend und entgottet. Aber schon das Wort „entgottet" wird den Gekränkten affektiert erscheinen, als Nervenschwäche, als Asthetentum, als Spintisiererei. Und uns, Verweichlichten des Geistes, wird es nie vergeben werden, daß wir nicht denkfaul sind und dumm, nicht gläubig wie ein Schaf und daß wir wie ein Konfirmand die Hände gefaltet singen:

Grün-grüner Jägersmann —
Rot-rotes Rosenrot —
Blau-rotes Feigenblatt —
Ich bin so rein!
Ohne Gedankennot,
Ohne Gewissensqual
Immer am Spießerpfahl:
So soll es sein!

Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Neue Reclambände. Wilhelm von Polenz. Wald. Novelle.
Ludwig Bäte. Gang ins Gestern.
Stefan Zweig. Goethes Gedichte. Eine Auswahl.

Die erstgenannte Novelle gibt Gelegenheit, an Wilhelm von Polenz zu erinnern, der nun schon fast 25 Jahre tot ist und der Vergangenheit nicht verfallen soll. Die Novelle „Wald" ist jedenfalls gute Epik, die ihren Wert bis heute behalten hat.

Ludwig Bäte ist ein stiller Dichter, in den sich die heimische Erde hineingeklungen hat. Er ist Lyriker und so wird auch die Novelle, die in gelockerter Folge Szenen aus der niedersächsischen Dichterwelt — Möser, Hölty — aneinander reiht, vorwiegend zu einer stimmungsdurchwehten Skizze, die viel Reinheit und Empfinden enthüllt.

Stefan Zweig, der Unermüdliche, legt eine Auswahl Goethe'scher Lyrik vor. Die Auswahl ist für den Menschen von heute berechnet, dabei aber weitherzig und so reich, daß man gerade das Jederzeitliche der Dichtung Goethes durch die scheinbar zeitigbedingte Sammlung durchfühlt. Heinrich Zillich

René Fülöp-Miller, Der heilige Teufel. Rasputin und die Frauen. Mit 95 Abbildungen. Grethlein & Co., Leipzig. 1927. — Ein außergewöhnliches Buch, das die Gestalt Rasputins von allen tendenziösen Wertungen befreit und in ihr einen der merkwürdigsten Menschen entdeckt, der jemals gelebt hat. Den Bauern Rasputin faßt in vollem Mannesalter plötzlich durch ein Erlebnis mit einem Mönche ein seltsames Gottgefühl, das ihn zur Wanderung durch Rußland treibt, wo er den famosen Lehrsatz aufstellt und vorlebt: die Sünde müsse dadurch erledigt werden, daß man sie vollzieht. Durch eine abenteuerliche Gunst der Ereignisse, die dem hypnotisch begabten Mann wo immer zu Diensten zu stehen scheint, führt sein Leben aufwärts, umgeben von den Scharen seiner Jüngerinnen, denen er Priester und Helfer, Tröster und Geliebter in einem ist, in die unvorstellbare Machtsphäre hinein, die ihn zum wichtigsten Manne, zum „Zaren der Zaren" macht, bis er im Jahre 1916 ermordet wird. Inmitten eines durch Gelage, Orgien, Bestechungsgelder und Gebete gezeichneten Lebens, bleibt er unwandelbar der schmutzige Bauer, vor dem doch Minister betteln, der sie in ihre Stelle setzt oder daraus wegjagt, der den Zaren umarmt und dem die Kaiserin die Hand küßt: eine ungeheuerliche Mischung von Heiligem und Hochstapler. Aber Hochstapler nicht in dem gewöhnlichen Sinne. Er ist sich keiner Unsittlichkeit bewußt; was er tut, ist notwendig, von vornherein gut. Diese Überzeugung, die ihn religiös erfüllt, paart sich mit einer gewaltigen Lebenskraft die selbst dem Gifte seiner Mörder standhält. Dabei ist seine Einwirkung auf die russischen Geschicke nicht ohne weiteres als ungünstig zu bezeichnen. Ein gesunder Bauernverstand leitet zumeist seine Handlungen und durchsetzt den magischen Einfluß, den er auf jedermann ausübt, oft zum Nutzen des Staates. Seine Umgebung, eine Rotte streberischer und verbrecherischer Ehrgeizlinge, hysterischer Frauen und überzeugter Anhänger erscheint klein und verächtlich, gemessen an seinen Riesenformaten, denen oft auch etwas Kindlich-Naives anhaftet.

Mit Objektivität und Sachkenntnis erzählt Fülöp-Miller Rasputins Wunderleben. Dem lebendigen Stil merkt man die großen Vorarbeiten nicht an. Diese Art geschichtlicher Monographie ist neu, weniger psychologisch vertieft als die Werke Emil Ludwigs, aber durch eine starke Einfühlung in Szenen und Ereignisse plastisch und interessant. — Das Buch ist prächtig ausgestattet und enthält viele Bilder und Schriftproben. Heinrich Zillich

Friedrich Griese. Winter. Roman 1927. — **Die letzte Garbe.** Drei Novellen. — Beide im Otto Quitzow-Verlag, Lübeck. — Eine ganz aus der Erde wachsende Kenntnis des Bauerntums und eine mystisch dem Acker verbundene Erfassung des Landes, sowie eine daran abgewogene, ruhige und gleichsam sachliche Erzählungsweise finden wir in einigen außerordentlichen norwegischen Romanen. Es enthüllte sich darin (so bei Olav Duun, Sigrid Undset und bei Knut Hamsun im „Segen der Erde") eine schlechthin germanische Landverbundenheit, die sich in die letzten

geistigen Zweige ausäderte und im Inneren durchpocht ist von einem Schicksalsgefühl, das wieder nur nordisch, heldisch und mystisch genannt werden kann. Warum gerade zu unserer Zeit diese scheinbar so ferne Lebenserfassung Gestalter findet, will ich nicht näher beantworten, aber es dünkt mich, daß die religiös unzweifelhaft erwachende Gegenwart sich an den Stellen dichterisch und schöpferisch ausweitet, wo Land und Volk urher seßhaft und bestimmt ist.

Daß eine solche germanische Bauerndichtung auf Deutschland übergreifen und hier vielleicht ihre größte Erfüllung finden wird, war zu erwarten. Nun tritt uns der erste Dichter, bezeichnenderweise aus Niedersachsen entgegen, den wir den Norwegern an die Seite stellen können. Drei Novellen, die in wildester Kriegszeit spielen, singen das Lob des Kornes, der Garbe. Viel weniger wichtig als das einzelne Menschenschicksal ist das Geschlechterbewußtsein. Die Idee der Ahnenschaft, der Dienst an der Scholle, die Ehrfurcht vor dem Werden aus dem Gewesenen — das sind die Themen nicht nur der Novellen, sondern auch des Romanes „Winter". Eine jedem psychologischen Selbstzweck abseitige, jeder „Unterhaltung" ferne Dichtung ist die Grieses; das gibt ihr ethische Tiefe, aber nicht im moralischen Sinne, nur im religiösen. Sie streift in ganz versenkte Triebkräfte, löst in seltsamer Verflechtung mit der gegenständlichen Handlung die schicksalhaften Beweggründe und läßt sie abrollen. Es ist kein „helles" Buch wie Otto Flakes' Romane, es sind erspürende, ahnungsvolle Dichtungen. „Von fernher rollt des Nordmeers Nebel an, wie Ähren rauschen, steigt der Menschen Leben, wie Garben fallen ihre Leiber nieder und Nebel rollt und Ähren rauschen immer" — ich weiß nicht, woher mir dieser Vers haften blieb, sein Sinn ist der Sinn der Dichtungen Grieses. Der große Ablauf, der nie ein Ablauf ist, rollt durch seine Epik. Der „Winter" ist vorzüglich ein Roman, dessen äußere Handlungsbedingtheit sehr einfach gestellt ist und visionär mächtig ausgeführt: ein Weiler voll Bauern, die ein ungewöhnlich andauernder Winter in Hunger und Vernichtung treibt. Wie nun Trieb und Gier aufwachen, der zutiefst ursprüngliche Bauer sein Weib im Zweikampf erringt und als einziger der Schneesintflut entgeht — das ist symbolhaft groß und schön. — Bei Friedrich Griese kündet sich wie schon früher in Ponten eine wertvolle deutsche Epik an. Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Einbanddecken für den abgelaufenen Jahrgang sind vom Verlage zu beziehen.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

8. Januar: Erster Kammermusikabend der neuen Kronstädter Triovereinigung Bernfeld-Biemel-Holdrik.

10. Januar: Abschiedskonzert G. Niculescu-Basu. Mitwirkend Florica Filimon, beide von der Staatsoper in Bukarest und Professor V. Bickerich.

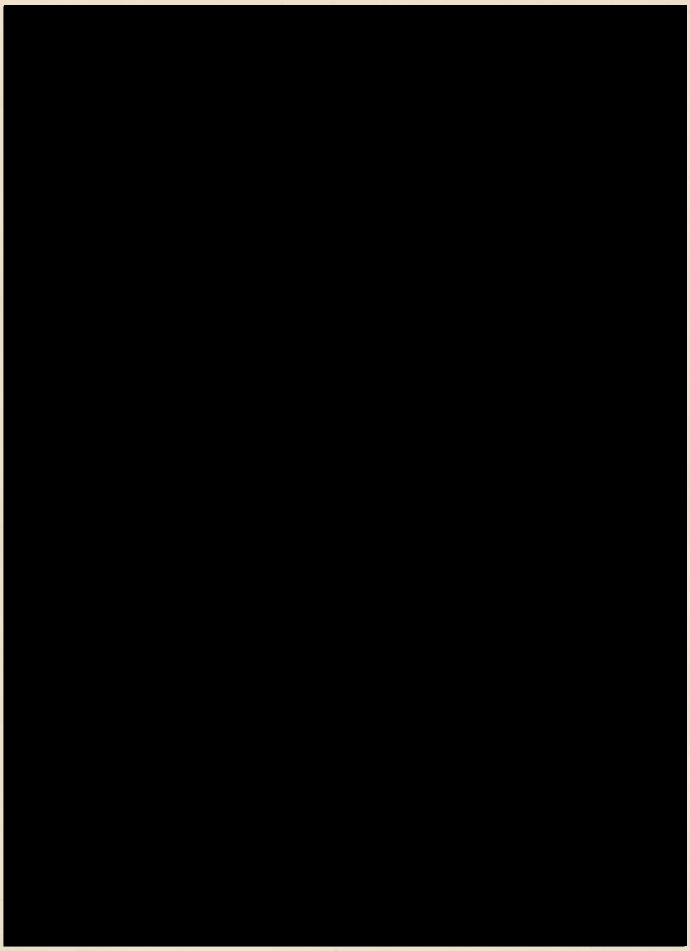
12. Januar: Liederabend Johanna Herzog-Thullner. Am Klavier Prof. V. Bickerich.

17.—20. Januar: Konzerte der japanischen Sängerin Hatsue Yuasa (Tokio) in mehreren Städten. Am Flügel mitwirkend Walter Carl Meißner (Berlin).

Ende Januar: Gastspiel der Wiener Operettengesellschaft Dir. Sundts.

In Vorbereitung für Februar: Konzertreise mit Kammersänger Alfred Jerger (Wien). — Konzerte mit Geheimrat Willy Burmester (Violine).

Verantw. Schriftleiter: Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov), Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



Oskar G. Netoliczka, Selbstbildnis (Plastik)

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
5 JAHR FEBRUAR 1928 HEFT 2

Die Schwätzer [1])

Von Stephan Ludwig Roth

Im Schwätzer liegen viele Worte, wenig Anschauungen. Die Schwätzer, die jedem denkenden Manne unerträglich sind, sprechen von Sachen, die sie nie gesehen haben, ein langes und breites in den Tag hinein, und selbst von Sachen, die nie in ihren Kopf gekommen, noch jemals in ihrem Herzen aufgestiegen sind, sprechen sie wie von einer Sache, die sie täglich im Herzen und im Kopfe getragen hätten. Das leidige Disputieren, nicht wie es eigentlich getrieben werden sollte, sondern wie es gewöhnlich betrieben wird, hat auch meistenteils seine Wurzel in der Anschauungslosigkeit der Sachen, von denen man spricht. Meistens artet es in einem Kampf aus, wo der eine seinen Gegner aus der Fülle seines Wortreichtums entweder mit Redensarten ersäuft oder sich aus jeder Schlinge durch neue Worte herauszuziehen versteht. Den eigentlichen Zweck, Erforschung der Wahrheit, verliert man hiedurch auch bei besserem Willen aus den Augen.

Wie der Landbewohner in der Regel an der Wortlosigkeit leidet, so ist der Bewohner großer Städte auf der andern Seite der Schwatzsucht unterworfen. Ohnedem durch die Lebensart mehr entfernt von schweigenden Tätigkeiten und beständig von einer schwatzenden Menge umrauscht; gibt er sich einer gewissen Schwatzsüchtigkeit um so leichter hin, da selbst der gute Ton solcher Städte und Städtchen oft mehrere Stunden lang Menschen in große Gesellschaften zusammenruft, wo nichts anders als — — — wird...

Hiebei entsteht noch bei solchen von vornherein verdorbenen Leuten eine Jagd auf Worte, wobei ihnen eine Wortbereicherung für eine Sachbereicherung gilt; daher kommt es, daß sie ein kaum noch gut gehörtes Wort schon brauchen und anwenden wollen.

Nicht selten begraben sich solche Menschen noch in Bücher hinein und sehen durch diese die Welt in einer um so größeren Entfernung und in einer um so trübern Dämmerung an. Die Bücherssprache, die sich

[1]) Aus dem wiedergefundenen „Sprachunterricht". Die Schrift erscheint vollinhaltlich im 2. Band der Folberth'schen Gesamtausgabe Ostern 1928 in unserm Verlag.

eigens gebildet hat, verdunkelt ihnen demnach auch solche Wahrheiten, die sie sonst verstanden haben würden. Diese Wortmenschen schwimmen demnach auf der Oberfläche leerer Worte und verlieren sich in ihrer Unermeßlichkeit. Schöpfen sie nun gänzlich ihr Wissen und ihre Gelehrsamkeit aus dem Worte und nicht aus der Anschauung der Tat und der Wahrheit des Lebens, so wird die Verkehrtheit um so merklicher.

Da sieht man Logiker, die keine gebildete Denkkraft haben, die Gesetze des Denkens an den Fingern herzählen; Oekonomen, die sogar Bücher über diesen Gegenstand schreiben, die eben bei der geringsten Anwendung sogar eigener Regeln Fehler machen; Erzieher, die über Erziehung aufgeschichtete Ideen besitzen, aber keinen Knaben zu behandeln wissen; Religionslehrer, die von den höchsten Wahrheiten des Christentums mit großer Fertigkeit sprechen, ohne je in sich eine Vermittlung, eine Erlösung empfunden zu haben. Du siehst Rechtsgelehrte hinter den Bergen ihrer Wortauslegungen und ihrer Entwickelungen des ewigen Rechts das Recht selber und ihre eigene Auslegung an der Nase führen und während sie die Grade der Strafbarkeit einer Tat haarfein berechnen, sich selbst in unbestrafter Rechtslosigkeit zu sichern wissen.

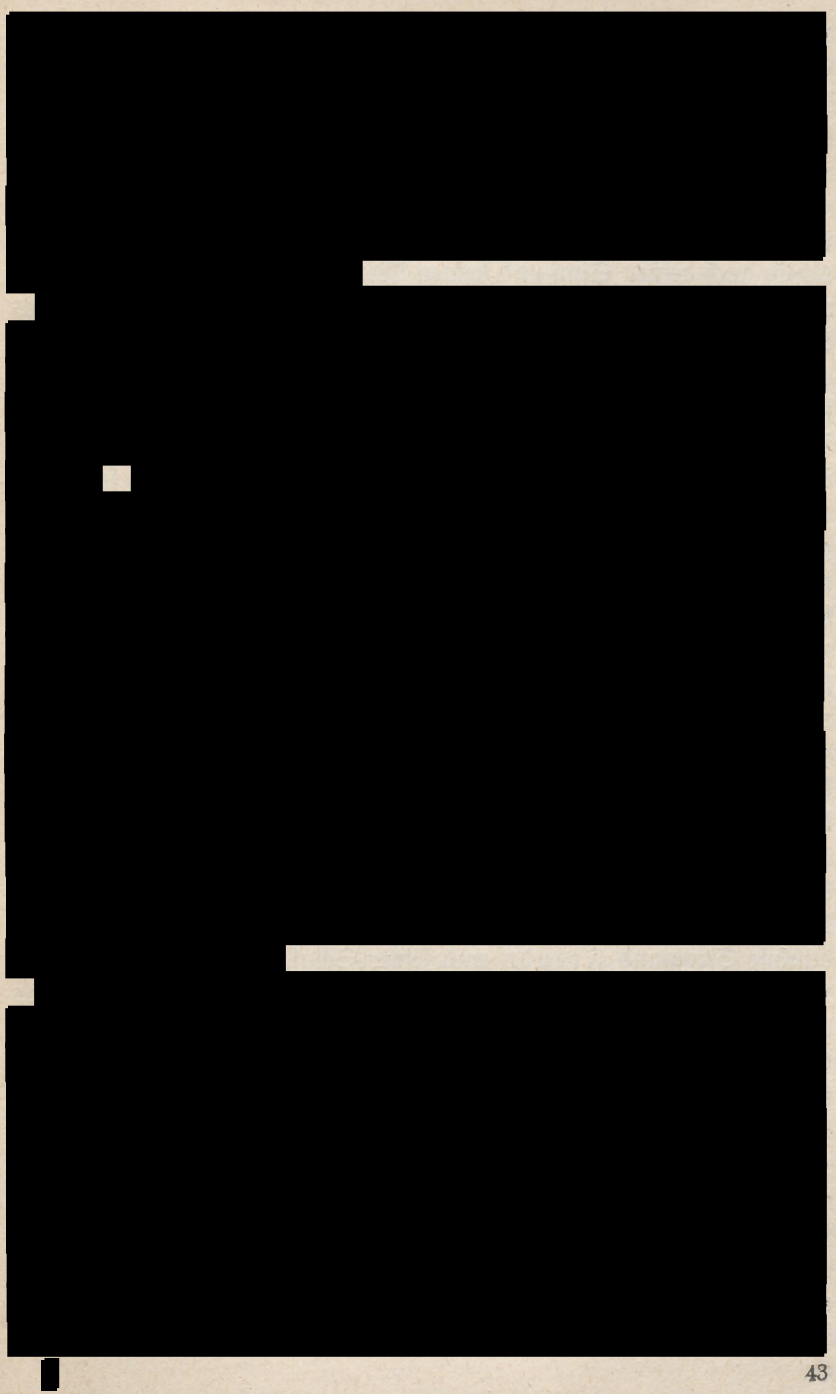
In wem nicht die heiligen Worte: Liebe, Treue, Freundschaft innerlich zum lebendigen Bewußtsein, zur innigen Anschauung gelangt sind, der gebraucht diese Worte, die das Tiefste bedeuten und wo von der Gewißheit der Versicherung oft das ganze Glück eines Menschen abhängt, in der leeren Nichtssagerei der Umgangssprache.

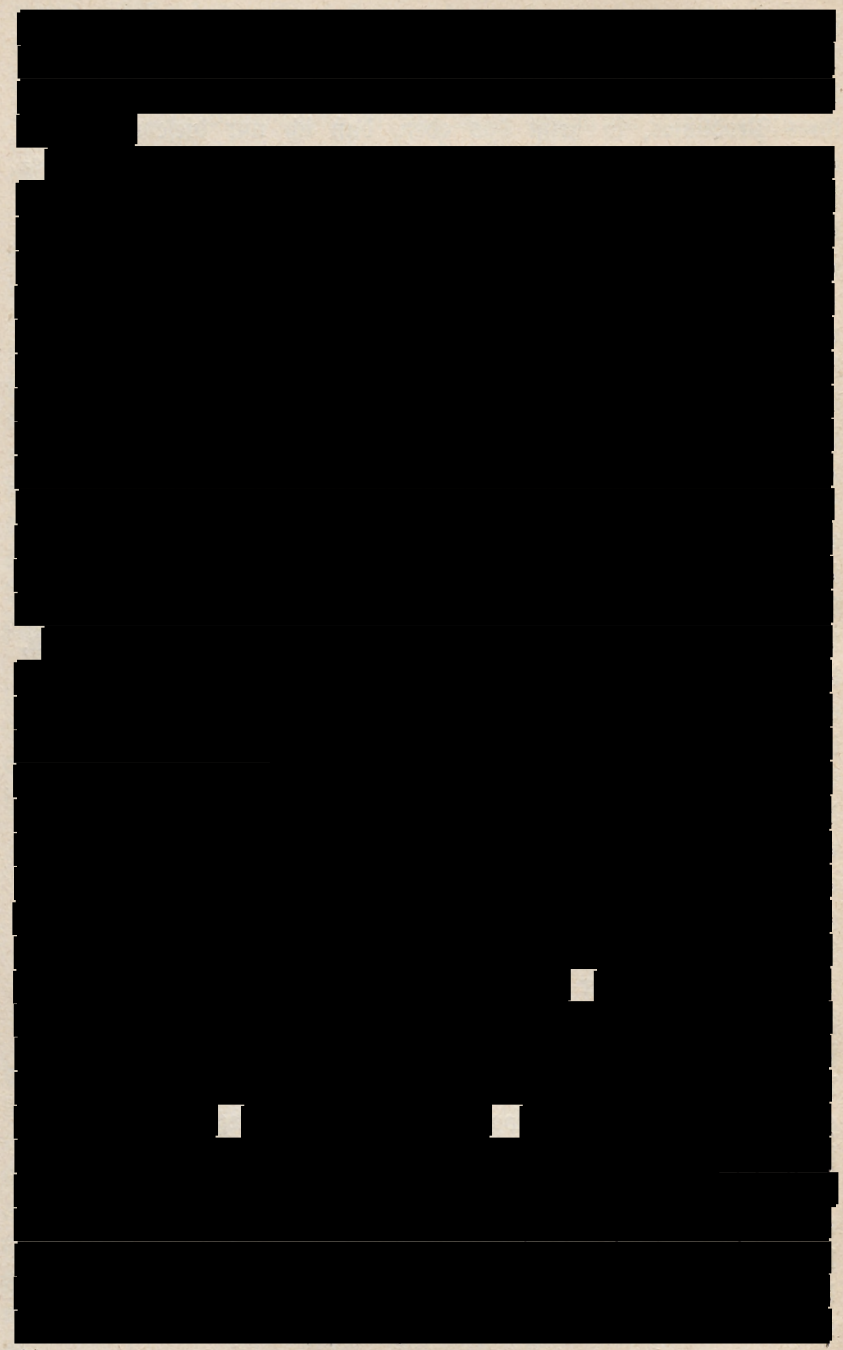
Geschichte und Mythos

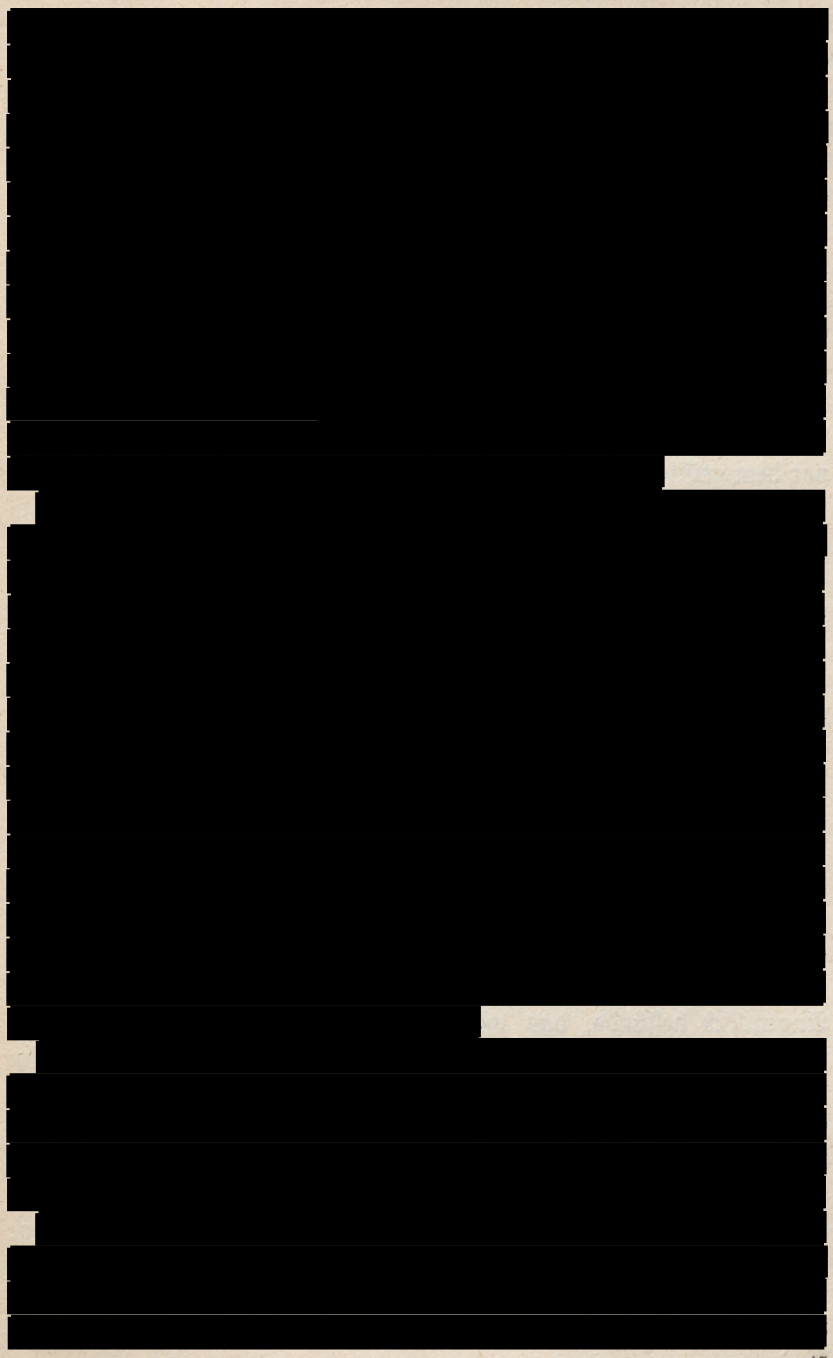
Zwei Vorträge von Erwin Reisner

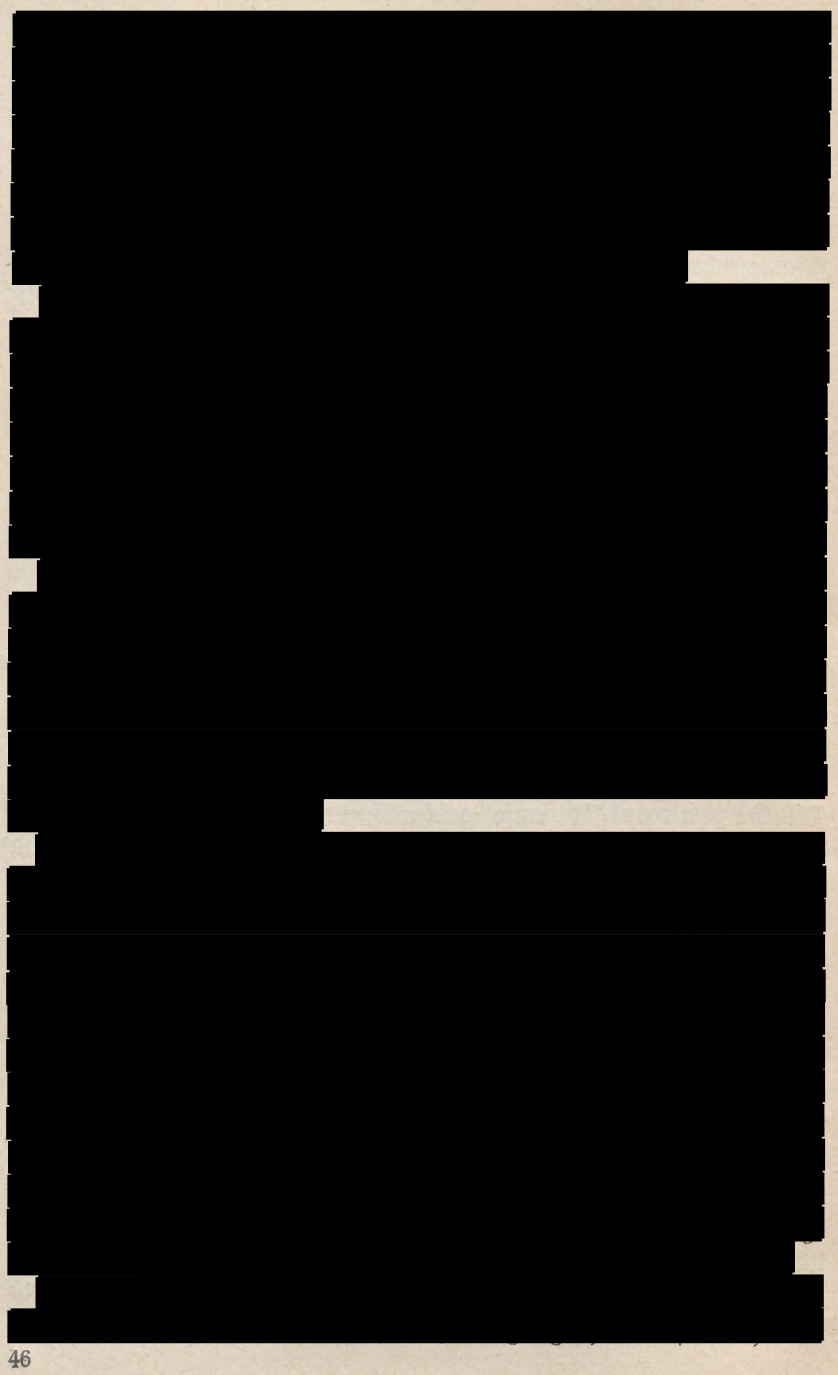
(Fortsetzung)

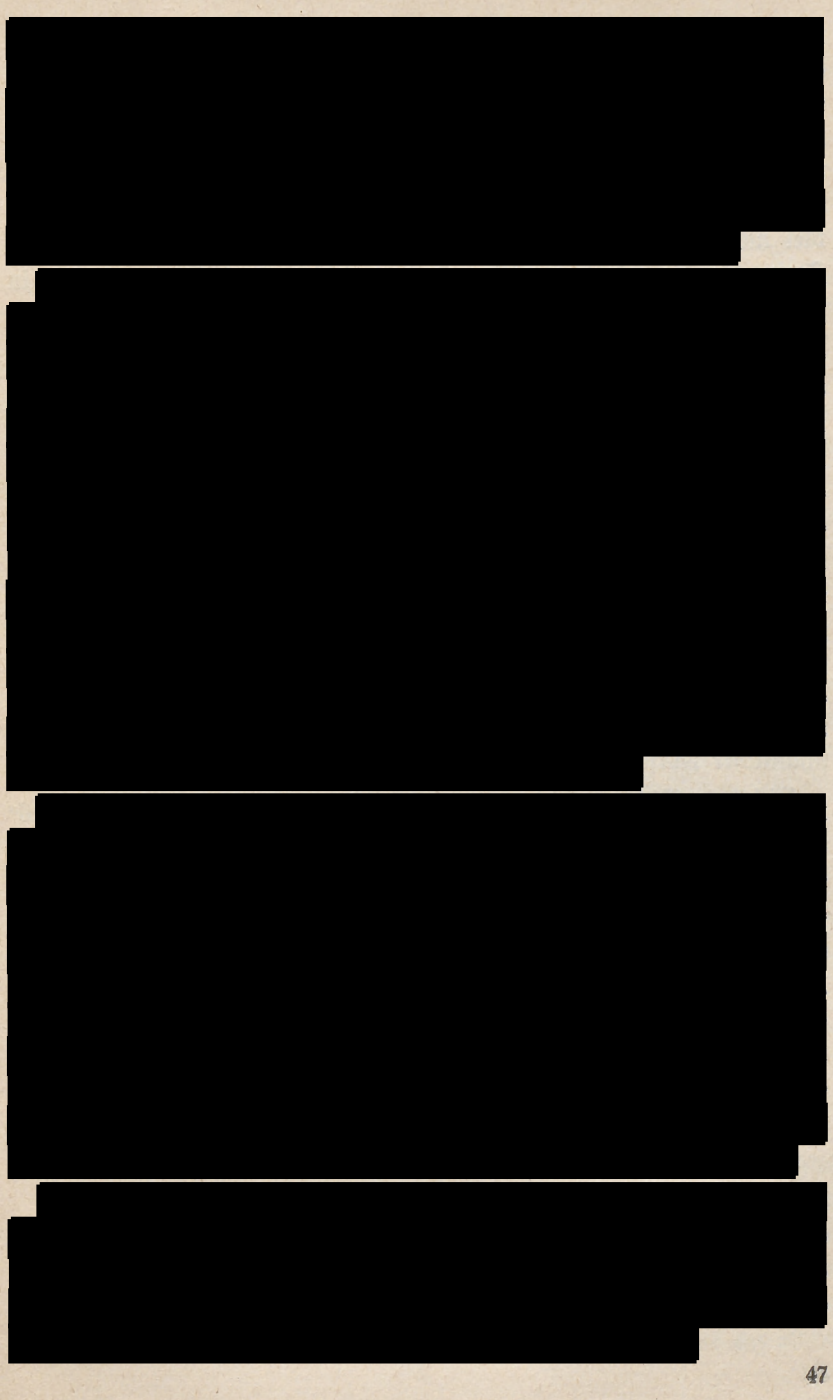
[redacted]

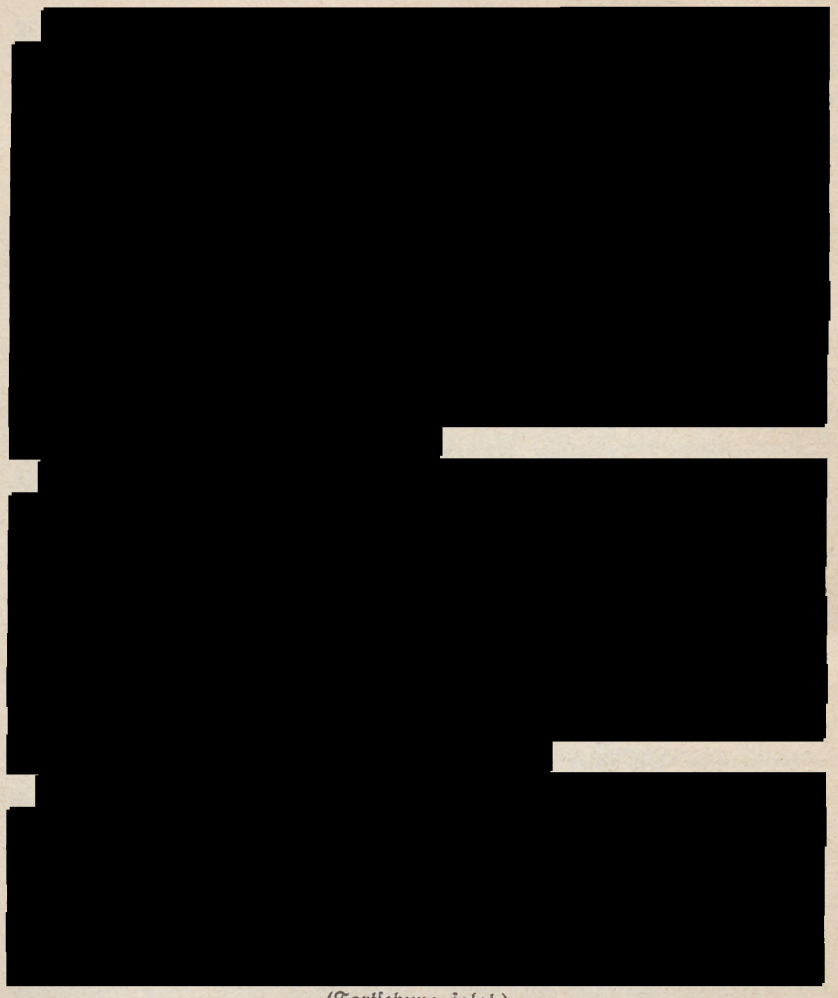












(Fortsetzung folgt.)

Idee und Erfahrung werden in der Mitte nie zusammentreffen, zu vereinigen sind sie nur durch Kunst und Tat.

Goethe, an Schopenhauer 1816

„Der Zauberberg" von Thomas Mann

Von Gerhard von Mutius

Ein Briefwechsel

Lieber G. Wissen Sie noch, wie unzufrieden Sie früher immer mit meiner Art zu lesen waren?!

Sie behaupteten, es habe nur dann einen Wert, wenn man wirklich ganz hereinspränge. Um von einem Buch wirklich Spaß zu haben, könne man es garnicht ernst genug nehmen. Nun ist mir das, was ich sozusagen von mir selber aus nicht aufbringen konnte, passiert. Dazu trägt aber wahrscheinlich auch dieser gottverlassene Erdenwinkel bei, in dem sonst garnichts los ist. — Ich vertrete hier für einige Wochen den beurlaubten Amtsrichter und hatte mich vorher mit Lektüre versorgt. Darunter befand sich auch Thomas Manns Zauberberg, vor dessen einschüchternden Volumen ich bisher immer zurückgeschreckt war. Nun habe ich ihn aber gelesen und selten hat mich etwas so gepackt. Obgleich ich nie durch eine ähnliche Situation gegangen bin, glaubte ich doch mit Hans Castorp von der Höhe ins Flachland zu blicken und mit ihm in der Zeitlosigkeit dieses Krankendaseins zu versinken.

Alles in dem Roman wirkte so lebendig und aktuell auf mich, wie wenn ich selbst dabei gewesen wäre. Ich gestehe allerdings, daß mir Manches darin doch auch lang wurde. Die Diskussionen zwischen Septembrini und Naphta erinnern mich an die witzige Bemerkung eines Franzosen über die heutige deutsche Literatur. Er meinte, da, wo in andern Ländern ein Roman geschrieben würde, erschiene bei uns jetzt ein philosophisches Buch. Der Zauberberg ist eine Art Zwitter zwischen beiden. Und das ist eigentlich kein Kompliment weder nach der einen noch nach der anderen Richtung.

Glücklicherweise überwiegt aber das Anschauliche doch sehr stark. Denn die Reflexion scheint mir bei allem Geist eher etwas spielerisch über die Probleme hinzugleiten. Es fehlt ihr an jener Ergriffenheit, die mit Luther spricht: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen." Nur um diesen Preis nämlich werden geistige Dinge interessant. Ja, Wucht und Notwendigkeit ist überhaupt das Kriterium des Interessanten. Bei Thomas Mann fühle ich sie viel stärker im Sinnlichen als im Gedanklichen. Welche unerhörte Sensibilität, wie inappellabel in ihren Entscheidungen! — Dort liegt sein Erlebnis, sein Schicksal! — Sein eigentümliches Verhältnis zur Krank-

heit ist nicht zufällig. Die Krankheit ist gesteigerte Sensibilität also, da der Schwerpunkt der Wirklichkeit für ihn in den Sinnen liegt, gesteigerte Realität. Das gewöhnliche soziale Niveau arbeitender Gesundheit, bei der die Sinne zurücktreten, erscheint ihm als Flachland. Die Krankheit ist vergleichsweise ein unbekümmert intensives, ein geniales Leben. — Eine so gesteigerte Sensibilität bedingt eine gewisse Kälte des Gefühls. Erstaunlich wie wenig Leidenschaft man bei Thomas Mann begegnet! Das fiel mir schon in den Buddenbrocks auf. Nur eine Gestalt im Zauberberg hat wirklich ein Ziel, an das sie sich setzt und dem sie sich hingibt, das ist Joachim Ziemssen. Nur hier wird der Schritt zur Persönlichkeit unternommen. Alle Anderen bleiben eigentlich im Sinnlich-Vegetativen stecken. Auch Settembrini und Naphta machen davon keine Ausnahme, denn die geistigen Duelle zwischen dem Fortschrittsmann und dem jüdisch-katholischen Romantiker spielen sich in einer theoretischen Ferne ab, die kaum den Eindruk gibt, daß hier wirkliche geistige Entscheidungen fallen. Diese Geistigkeit wirkt wie eine Begleiterscheinung ihres sie zur Tatenlosigkeit verurteilenden körperlichen Zustandes. Es ist wie ein Streit zwischen Schatten, nur Lufthiebe fallen. Das Wesentliche ist auch hier die Kontrepartie der Natur, die, indem sie beide der gleichen Zerstörung entgegenführt, alle diese leidenschaftlichen geistigen Gebärden eigentümlich ironisiert. Zwar soll zum Schluß das Duell mit den Waffen wohl beweisen, daß sie es ernst meinen. Aber ich glaube ebensowenig an dieses Duell wie eigentlich an den Selbstmord Peperkorns. Es fehlt diesen Figuren der überzeugende Einschlag des Persönlichen. — Bei Dr. Krokowski erscheint der Geist noch in einem gröberen Sinne als Schwindel und der sehr fein und sympathisch gezeichnete Hofrat Behrens bleibt ein Arzt, der mit seinen Gedanken und Methoden bewußt bei der Physis halt macht. Der Materialismus dieses Buches hat etwas bedrückendes. Hier verschwindet der Mensch vor der Natur. Er erscheint mit allen seinen Gedanken und Bestrebungen ihr gegenüber wie ein spielendes Kind, das auch mit seiner medizinischen Wissenschaft mehr oder weniger im Dunkeln tappt. Bei der Gegenüberstellung von Kultur und Natur neigt der Verfasser des Zauberbergs deutlich nach der Seite des Naturalismus, für den Arbeit und Beruf „Flachland" aber auch die ganze auf dieser kulturellen Grundlage gebaute Gefühls- und Vorstellungswelt sich als Epiphänomen von sehr viel geringerer Realität und Bedeutung darstellt. Dadurch fällt auf alle menschlichen Dinge ein stark ironisches Licht, wie umgekehrt von unserem Flach-

landbewußtsein aus jene Krankenexistenz in Davos zur Parodie wird. Wenn der Zauberberg ein Kulturbild sein will, so ist er das Bild einer sich selbst zersetzenden Kultur, der es im Grunde durchaus an einer Richtung, an einem letzten „Warum" fehlt. Ich finde es charakteristisch, daß in dem Buch ebensowenig eine wirkliche Leidenschaft (alles, was auf erotischem Gebiet darin passiert, sind nur ziemlich mediokre Velleitäten), wie mitten in Krankheit und Tod ein eigentlich religiöses Motiv auftaucht. Unwillkürlich fällt mir das wundervolle Gebet ein, mit dem Pascals Pensées abschließen:

„Si j'ai eu le coeur plein de l'affection du monde pendant qu'il a eu quelque vigueur, annéantissez cette vigueur pour mon salut et rendez-moi incapable de jouir du monde pour ne jouir que de vous seul."

Und auch Kierkegaard fällt mir ein, wenn er schreibt: „daß man gründlicher und zuverlässiger lernt, was das Höchste ist, durch das Betrachten der Leiden, als durch das Betrachten der Taten, wo so viel Zerstreuendes dabei ist", und wie Alles darauf ankommt, daß „der Leidende bei dem Guten in der Entscheidung stehe." „Keiner, auch nicht der Größte, der gelebt hat, kann mehr tun, als du", ruft er dem so Leidenden zu. — Wenn ich daran denke, so scheint mir der Standpunkt im Zauberberg nicht hoch genug gewählt. Gewiß, alles was darin passiert, ist unendlich lebenswahr, aber nur für eine bestimmte ziemlich passive ethische Bewußtseinslage. Ein stärkeres Ethos würde auch stärkere und tiefere Wahrheiten zeitigen. — Für mich hat das Leben durchaus eine Richtung, in der menschlichen Kultur dokumentiert sich diese Richtung nicht allerdings im Sinne Septembrinis, dem es auf die Resultate ankommt und der an ein heraufziehendes goldenes Zeitalter glaubt, aber so, daß alle Ziele des handelnden Lebens nur Abschlagszahlung und Symbol eines metaphysischen Zieles sind.

„Alles hat Gott schön gemacht zu seiner Zeit, auch die Ewigkeit hat er den Menschen ins Herz gelegt". Gewiß, nicht die menschliche Gesellschaft kann einen letzten Maßstab, ein letztes Ziel abgeben, aber auch nicht der körperliche Einzelmensch, der Mensch als jeweiliger psycho-physischer Befund. Der Einzelne, der sich „jenes innerlichsten Verhältnisses zu sich selber als Einzelnem bewußt ist"; der Einzelne vor Gott ist der entscheidende Gesichtspunkt.

Dies ist eine Lebendigkeit, die den Tod überwunden hat, auch wenn sie ihm in natura anheimfällt.

Und so ist ja auch das wirkliche Leben, insoweit es nicht durch unsere Reflexion gefälscht wird. Es handelt sich nur darum diese Dynamik nun auch in unser Bewußtsein aufzunehmen.

Thomas Mann täusche sich nicht. Der „Zauberberg" trägt bereits das Gepräge einer vergangenen Zeit oder einer gesellschaftlichen Schicht, die heute nicht mehr den Ton angeben. — Wir Jüngeren sind viel leidenschaftlicher gestimmt. Wir haben weder so viel Respekt wie Joachim Ziemssen vor den Veranstaltungen des Flachlandes, noch vor dem Naturalismus der Herren Ärzte. Wir wollen nicht bloß vegetieren, aber auch der soziale Arbeitsprozeß ist uns kein letzter Inhalt mehr. „Oh, wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein", so singt für und mit uns Zarathustra.

Darum glaube ich, daß der „Zauberberg" eigentlich heute schon veraltet ist.

Treulichst Ihr A. M.

Antwort

Lieber A. Ich glaube der Dichter würde mit Ihnen zufrieden sein und ich kann Ihren gegenwärtigen Provinzaufenthalt nur dafür segnen, daß er Ihnen einmal eine so intensive Lektüre beschert hat. Sie schreiben so leidenschaftlich, fast möchte ich sagen gereizt über den „Zauberberg", als ob er gerade auf Ihren Leib zugeschnitten wäre. Aber das kann ich nicht tadeln. Jedes ernste Buch ruft dem Leser zu:

Tua res agitur.

Ich kann Ihnen auch in vielem, was Sie sagen, durchaus folgen. Trotzdem muß ich bekennen, daß ich das Buch sehr genossen habe, und wenn ich durchaus eine Kritik üben soll, so bewegt sie sich in etwas anderer Richtung. — Ich finde nämlich gerade die eigentümliche Sinnlichkeit, wenn man will, den Naturalismus dieses Buches sehr interessant. Ich möchte geradezu sagen, erst dadurch wird dieser Roman, den man sonst leicht als eine Art Kampagne gegen die Lungenheilstätten lesen könnte zur Dichtung. Es ist die Überlegenheit des Dichters, daß er nicht auf die Sinne verzichtenkann und dadurch immer in echtem Kontakt mit der Welt bleibt, während der Geist sehr leicht die Tendenz annimmt, in willkürliche Abstraktionen zu verschweben. Denn nur der Berührungskoiffizient ist die Einheit, nur dort ist Wahrheit und Leben, und man entfernt sich ebenso von dieser Mitte, wenn man das Innere, wie wenn man das Objekt verselbständigt.

Also der eigentliche Zauber des Zauberberges liegt für mich gerade in jener unglaublich zarten und schnellen Sensibilität, die wie im Fluge

das Geheimnis der Mitte überall allgegenwärtig erfühlt. Hier rührt man an Thomas Manns unsterbliches Teil, an seine spezifische Erlebnisform, an seine besondere Lebendigkeit, an seine Genialität, an den Dichter in ihm.

Er hat nämlich auch durchaus noch eine andere Seite, es ist die nachdenkliche des Kulturpsychologen, des geistreichen Schriftstellers, der die Probleme unserer Zivilisation erörtert. Dies ist der Vordergrund des Romans, dem er sicher viel von seiner Aktualität verdankt. Das ist alles in einem so leicht eingehenden, witzigen und belebten Stil geschrieben, daß man an diesem dicken Buch mit wenig Handlung doch nicht ermüdet, sondern mit dem Schriftsteller eine Freude empfindet, den Faden sehr lang auszuspinnen. Zu diesem Vordergrund des Buches gehört alles, was daran stofflich interessieren könnte: die Schilderung des Sanatoriums und seines Betriebes, die spezielle Psychologie der Kranken, der Ärzte, des Pflegepersonals. Aber ich rechne zu diesem Vordergrund auch alles, was etwa an pädagogischer oder sonstiger Tendenz darin erscheint, z. B. die ganzen Diskussionen zwischen Septembrini und Naphta oder jenes eigentümliche Ausspielen des vegetativen gegen das handelnde, des kranken gegen das gesunde Leben, der Natur gegen die Kultur. Alles das ist voller Geist! Aber ich gebe Ihnen durchaus zu, eine eigentliche Antwort auf alle diese Fragen, die ja nicht bloß theoretisch sein könnte, sondern zugleich ein Wille wäre, findet sich in dem „Zauberberg" nicht. Gedanklich ist der Gewinn des Buches viel mehr die lebensvolle Darstellung dieser ganzen Problematik, als daß sich irgend welche Richtung gebende Ideen daraus ablösten.

Dieser Vordergrund des Romans aber würde für mich, wie ich Ihnen offen gestehe, nicht sehr schwer wiegen und ich würde keinerlei Antrieb fühlen darüber mit Ihnen zu sprechen. Nein, nicht der Denker oder der Kulturpsychologe oder der Schriftsteller Thomas Mann interessiert mich, sondern wirklich nur der Dichter. Ich hob schon vorher hervor, wie sehr ich die Sprache seiner Sinne bewundere und genieße, aber das Dichterische ist damit gewiß nicht erschöpft, sondern doch noch etwas wesentlich anderes. Sie hoben mit Recht eine gewisse Kühle in Thomas Mann hervor. Aber diese Kühle bedingt sein eigentliches Lebenselement und das ist der Humor. Thomas Mann ist ein sehr großer Humorist. So muß er gelesen werden. In demselben Augenblick erledigen sich alle Einwände. Humor ist für mich ein Gipfel, von dem aus gesehen Dinge, Menschen, Institutionen, Meinungen

sich in ihrer relativen Nichtigkeit offenbaren, aber so, daß man darunter nicht leidet, sondern ganz im Gegenteil an der Relativierung dieser uns umgebenden Realitäten und ihrer Bedeutung eine besondere Freude empfindet.

Irgendwie hat der Humorist einen mit Worten nicht zu beschreibenden oder zu erreichenden Standpunkt inne, von dem aus gesehen die relative Entwertung aller Erscheinungen, an die wir sonst glauben, an denen wir sonst hängen, sich nicht nur als unbedenklich, sondern als eine wundervolle Befreiung vom Druck der Welt erweist. Der Humor trägt seinen Wert in sich selber. Er ist beinahe ein religiöses Phänomen. Von einem Humoristen dürfen Sie aber auch nicht irgendwelche zur praktischen Auswirkung bestimmte Entscheidungen in Fragen der Kultur erwarten. Sie dürfen ihn nicht als praktischen Ratgeber ansehen oder befragen. Denn auch der Rat, den er geben würde, müßte sich ihm wieder relativieren. Der Humorist darf, insoweit er Humorist bleibt, an kein anderes Rezept glauben. Es genügt ihm, die Gesundheit an der Krankheit, das Flachland an der Höhe, die Kultur an der Natur, das Handeln an dem vegetativen Leben zu relativieren, und ebenso natürlich auch umgekehrt. Er braucht, nein, er darf als Humorist sich weder nach der einen noch nach der anderen Seite entscheiden, denn sonst würde er jenes Über-dem-Leben-stehen aufgeben, welches sein besonderes Geheimnis und auch seine Wohltat für uns ist.

Ich bewundere den Humoristen in Thomas Mann: Seinen Humor, auch den etwas makabren, genieße ich als einen ständig sprudelnden Lebensquell, denn „keine Seite unseres durchweg zweideutigen Lebens ist zum Lachen zu ernsthaft." Und wenn ich durchaus etwas kritisieren soll, so könnte es nur das sein, daß er sich zu diesem seinem unsterblichen Teil nicht so vorbehaltlos bekennt, wie ich möchte, daß er zwar „an sich" ein großer Humorist ist, aber dies noch nicht „für sich" so ganz sein will.

Mein Wunsch ist, Thomas Mann möge in seinem nächsten Werk diese Höhe ersteigen.

Aufrichtigst Ihr G. M.

Vom Ursprung der Sprache [1])

Von Bernhard Rang

Alles der Zeit Verhaftete kann in seiner beginnenden und endenden Bewegung begriffen werden. So können wir auch innerhalb der Sprache, die ja gleichfalls etwas Zeitliches ist, nach dem Umfang und Ursprung forschen. Zwar bleibt es unfruchtbar, rein intellektuell das Dunkel erhellen zu wollen. Fördernde Erkenntnis geschieht auch hier nur aus einer wahrhaft geistigen Eingebung und gläubigen Lebenshaltung. So hat die Antike, so hat das Mittelalter um Ursprung und Sinn der Sprache sich bemüht. So hatte Hamanns tiefsinniger Genius hineingeleuchtet in das Dunkel dieser Fragen und den rationalistischen Anschauungen seiner Zeit entgegen den göttlichen und ewigen Ankerpunkt der Sprache gewiesen. Herder und Humboldt, mehr an die konkreten, irdischen Sprachen sich haltend, glaubten die Entstehung der Sprache in den Menschen selbst legen zu dürfen. Ihr geistiger Tiefblick bewahrte sie aber vor flachen Erklärungsversuchen. Besonders Humboldts Erkenntnisse, die er in seinen vielen Sprachschriften niederlegt, erscheinen noch heute bedeutungsvoll. Er erklärte in seiner geistvollen Abhandlung „Über das vergleichende Sprachstudium" hinsichtlich der Sprache: „Es hilft nicht, zu ihrer Erfindung Jahrtausende und abermals Jahrtausende einzuräumen. Die Sprache ließe sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als bloßen sinnlichen Anstoß, sondern als artikulierten, einen Begriff bezeichnenden Laut verstehe, muß schon die Sprache ganz und im Zusammenhange in ihm liegen. Es gibt nichts Einzelnes in der Sprache, jedes ihrer Elemente kündigt sich nur als Teil eines Ganzen an. Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müßte er schon Mensch sein. So wie man wähnt, daß dies allmählig und stufenweise, gleichsam umzechig, geschehen, durch einen Teil mehr erfundener Sprache der Mensch mehr Mensch werden, und durch diese Steigerung wieder mehr Sprache erfinden könne, verkennt man die Untrennbarkeit des menschlichen Bewußtseins und der menschlichen Sprache, und die Natur der Verstandeshandlung, welche zum Begreifen eines einzigen Wortes erfordert wird, aber hernach hinreicht, die ganze Sprache zu fesseln.

[1]) Aus dem Kunstwart, Novemberheft des 41. Jahrg. Verlag Callwey, München.

Darum aber darf man sich die Sprache nicht als etwas fertig Gegebenes denken, da sonst ebensowenig zu begreifen wäre, wie der Mensch die gegebene verstehen und sich ihrer bedienen könnte. Sie geht notwendig aus ihm selbst hervor und gewiß auch nur nach und nach, aber so, daß ihr Organismus nicht zwar als eine tote Masse im Dunkel der Seele liegt, aber als Gesetz die Funktionen der Denkkraft bedingt, und mithin das erste Wort schon die ganze Sprache antönt und voraussetzt." Und auch Grimm, so viel rationeller er auch dachte, erklärt: „Geheimnisvoll und wunderbar ist der Sprache Ursprung, doch rings umgeben von andern Wundern und Geheimnissen." Es blieb dem flachen Ausgang des 19. Jahrhunderts vorbehalten, „psychologische" Erklärungsversuche aufzustellen, wie die der Nachahmung von Naturlauten oder der Entstehung aus Freuderufen, Liebesrufen (analog den tierischen Brunstschreien), Theorien, die in ihrer rein flächenhaften Betrachtungsweise den Tiefengehalt alles Geistigen, seine Polarität nicht zu begreifen imstande sind. So erscheint es nicht verwunderlich, daß außerhalb der zünftigen Wissenschaft das Denken jene rätselvolle Frage nach dem Ursprunge der Sprache zu beantworten sucht. Es waren religiöse Philosophen wie Böhme, Hamann, Baader, wie die Franzosen St. Martin, Bonald, Maistre, die das Geheimnis der Sprache am tiefsten gedeutet. Und wieder ist es ein religiöser Denker, der vom Standpunkt des in der heutigen Zeit einsam stehenden Geistesmenschen und Christen jener Menschheitsfrage aufs bedeutendste nachgegangen ist.

Ferdinand Ebner hat in seinem Buche „Das Wort und die geistigen Realitäten" (Brenner-Verlag) unser Verhältnis zum Wort und zur Sprache wie die Frage nach dem Sprachursprung in entscheidender Weise behandelt. Die heutige Wissenschaft ist natürlich an seinen Erkenntnissen vorbeigegangen, obwohl sich Ebner im Gegensatz etwa zu dem an sich verdienstvollen, aber phantastischen Otto Fuhrmann oder den allzu naiven Spekulationen „arischer" Runen- und Sprachforscher in seinen Erläuterungen soviel als möglich auf die von der Sprachwissenschaft gefundenen Ergebnisse stützt. Er ist aber mit einem Tiefblick an die Probleme herangegangen, den nur der mit Seelenentscheidungen Beladene besitzt, eben der religiöse Mensch. Sein Buch spricht nicht von der Sprache allein. Quintessenz ist ihm der Ruf des Christen an das innerste Gewissen, sich zu Gott zu entscheiden. Zu diesem Schluß dient vor allem die Frage nach dem Sinn des Wortes und der Sprache. Ich möchte hier nur versuchen, die eigenartige These

darzustellen, die Ebner zur Entstehung der Sprache aufgreift. Nicht um einen mehr oder minder guten Auszug aus dem gewichtigen Buche zu geben, sondern um darzutun, wie auch hier geheimnisvoll ein Höheres, über allem Menschlichen Waltendes sichtbar wird in der unergründlichen Tiefe göttlich-menschlicher Geist-Erscheinung.

Wenn Ebner vom Anfang der Sprache spricht, so weiß er wohl, daß die Sprache zugleich anfanglos, daß sie ewig ist. Hinter der irdischen Sprache, den „Sprachen" ruht das schweigende Wort, das die Fülle der Sprachen, die Fülle der Welt ist. Um dieses „Wortes" willen sprechen, hören und leben wir eigentlich. Was aber ist das Urwort des Menschen gewesen? Ebner antwortet: ein Wehschrei! „Der Mensch wird noch immer mit einem Wehschrei geboren und ein Wehschrei war auch sein erstes Wort nach seinem Abfall von Gott." Wir wissen, daß der erste Schrei des Kindes auch sein Lebensschrei ist. Aus der Ur-Angst, die es wie jedes lebendige Wesen vor der plötzlich und unerbittlich eindringenden Welt empfindet, stößt es jenen ersten, anhaltenden Schrei aus, der es zugleich und eigentlich zum Leben erweckt, zum Atmen, d. h. zum irdischen Leben mit seinem beständigen Wechsel, seinem Nehmen und Geben, seinem geheimnisvollen Stirb und Werde. Also muß auch das Leben des Geistes, das Leben der Sprache entstanden sein. Der Mensch, wie er auf Erden gelebt, im Dunkel seiner Nacht, einzig mit dem angstgetriebenen Aufblick zu der unbekannten Himmelsmacht inmitten der Bedrängnisse, Qualen und Schrecken, die stündlich ihn umlauerten, er fand die Sprache, das Wort in einem drangvollen Schmerzensruf: aham! Aham — das Sanskritwort für Ich. Ich (ego) enthält ursprünglich in sich den Satz: ich bin ich. Wie es Grimm vom Indischen nachweist, „daß das ursprüngliche Wesen ‚ich bin ich' spreche und der Mensch, wenn er gerufen werde ‚ich bin es' antwortete". Grimm führt dies in seiner Vorlesung „Über den Ursprung der Sprache" weiter aus: „Als der Mensch das erstemal sein Ich, das im Sanskrit ‚aham' lautet, sprach, stieß er es aus voller Brust im Geleit eines Kehlhauches." H — der Urlaut des Atmens, des lebendigen Odems, des Heiligen und Hohen im Verein mit dem Urvokal A, dem vollen und starken Anfangslaut, bildet so das Urwort. Mit Recht weist Ebner auf dieses Wort hin als einer noch heute nachzuempfindenden Schmerzensinterjektion, als eines wehvollen Ausrufes und Anrufes an den dunklen und verborgenen Gott. „Ich bin und ich leide!" — das war der Sinn dieses Urwortes. Es bedeutet weniger die Selbstsetzung des Ichs

als den Durchbruch des Ewigen in ihm, die Geistesgeburt und Erstehung, Findung, ja Wiederfindung (Anamnesis) der Sprache. „Im Leiden seiner von Gott abgefallenen Existenz wurde der Mensch seiner selbst sich bewußt und besann sich auch der Tatsache, daß er das ‚Wort habe', und so wurde er zum sprechenden Wesen." Leiden, Schmerzen, Bedrängnis, Qual und Angst — aus ihnen entstand jegliches Leben des Geistes und der Seele. Aus welchen Urtiefen hat sich der Menschheit das sittliche Bewußtsein entrungen! Kultur, die mit dem Kultus in geheimnisvollem Zusammenhang steht, setzt immer Verfall voraus, Abfall nämlich des Menschen und der Menschheit von der Natur, dem Einklang aller seelischen und leiblichen Kräfte. Das Verhältnis der Geschlechter weist die „Gebrochenheit" des Lebens auf. Die moderne Biologie hat bezeugt, daß in diesem Verhältnis von Mann und Frau der dem Geist stärker Verfallene, der Mann auch schon in seiner Keimungsepoche eine Schwächung ins Leben bringe, während die Frau der „Natur" näher und darum dem Leben gegenüber widerstandsfähiger sei. Die Bedeutung aber des Lebens als einer die Materie, die „Schwere" überwindenden Bewegung muß hier erkannt werden. Franz von Baader hat in seiner phänomenalen Schrift „Über die Begründung der Ethik durch die Physik" jenen Begriff des Lebens aufs tiefste ergründet. Hinweisend auf den alten Chemikerspruch, „daß der Sohn ungleich edler und besser ist als die ihn gebärende (nährende) Mutter", tut er dar, wie das Leben aus der Tiefe steigt, indem ein Tragendes sich ihm vorher „subjiziert", unterbreitet und untergründet. Leben ist so aber die unaufhörliche Gründung und Lösung des Oberen und Unteren, die „Rotation" des Höheren, das begeistert, entzündet, entflammt, mit jenem Niederen, das unterhält und nährt. Erkennen wir nun, wie tiefbegründet die Ebnersche These ist? Denn Sprache als Laut gewordenes Leben, als Geist-Manifestation, kann sie ein anderes Prinzip zeitigen als eben dies, der die Hemmung und Grenze überwindenden Bewegung? Mußte nicht, wo die Bedrängnis, Härte und Schwere des Daseins den Menschen am stärksten erfaßte, das befreiende Wort sich bilden, die das Leben lösende Sprache in ihm geboren werden? Mußte nicht des Menschen ganze Existenz in eine Krisis und Entscheidung treten, eine Entscheidung von Leben und Tod, daß das „Wort" sich ihm wieder gebäre, das Wort, das ihn zu Anfang erschaffen, dessen lebendiger Odem auch ihm einblies den lebendigen Atem, daß er es wiederfinde, das „verlorene" Wort, die heilige und heiligende Sprache Gottes?

Einen Nachklang noch dieser wehvollen Sprachgeburt künden die Verse Goethes, die er vom Dichter spricht:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.

Jenes Urwort, gegeben dem Menschen, daß er sich von dem furchtbaren Druck seiner qualvollen Stummheit befreie, ist nicht sinnlos hinausgeschrien worden ins „Leere", sondern war Ruf und Anruf, Bitte und Gebet. Im Urwert verbarg sich zugleich der Ursatz. Auch die Sprachwissenschaft hat erkannt, daß in allen Sprachen der Satz vor den Wörtern, daß im „Worte" der Satz bereits präexistiert. Mit dieser Erkenntnis begreifen wir, daß nicht Poesie, nicht Gesang, sondern Prosa der Anfangsgrund allen Sprachlebens gewesen sein muß. Nicht ohne Grund ist die Bibel, das Buch der Bücher, trotz ihrer rhythmischen Fassung eben nicht Poesie, sondern Prosa, d. h. Überlieferung des Satzes, der Satzung und des Gesetzes. Das aber ist der Sinn jedes Satzes: „Setzung", Setzung des Verhältnisses zwischen dem Ich und dem Du, zwischen Mensch und Mensch, zwischen Mensch und Gott. Das Wort aber ist, wie Ebner richtig bemerkt, das „Vehikel" dieses Verhältnisses. Im Urwort „ich bin" einen sich Verbum und Pronomen. Von ihnen sagt Grimm in seiner Vorlesung über den Ursprung der Sprache: „Hebel aller Wörter scheinen Pronomina und Verba; das Pronomen ist nicht bloß, wie sein Name könnte glauben machen, Vertreter des Nomens, sondern geradezu Beginn und Anfang alles Nomens." Und wiederum hat die vergleichende Sprachwissenschaft erwiesen, die Ebnersche These stützend, daß ursprünglich alle attributiven Sätze „demonstrativen" Charakter besaßen. Wie der Ursatz aufs tiefste den lebendigen Bewegungssinn der Sprache, ihre „verbale" Richtung ausdrückt, wie er, aus der Bewegung, dem Wehschrei entsprungen, Leiden aussagt, ein wahres „Passivum", so stellt er zugleich auch den „Akt" des geistigen Lebens dar, kein ziellloses Intransitivum, sondern ein echtes, tätiges „Transitivum". Die tiefere Bedeutung der Demonstration ist hier, wie Ebner ausführt, weniger ein Ergreifen- und Begreifen-, sondern ein Ansprechenwollen, „das Bedürfnis des Geistigen in der sprechenden Person, sich mit etwas Geistigem außer ihr in Verbindung zu setzen". Und wieder ist jenes aus einem Wehschrei hervorgegangene Urwort in seiner letzten Gegründetheit erwiesen worden, nämlich als ein Anruf Gottes. Dürfen wir dieses doch auch als den letzten Sinn der Sprache selbst ansehen. Wie es der Psalmist sagt und bekennt: De profundis clamavi!

Leben und Sterben

Von Dr. Julius Megay

Diese Betrachtungen sind bei einem Spaziergang im Kronstädter Burggrund entstanden. Im Junisonnenschein 1922. Wenn du, lieber Leser, sie freundlich zu Ende gelesen haben wirst, so haben wir diesen Spaziergang gemeinsam gemacht. Zeit und Ferne haben da keine Bedeutung. Im Reiche der Gedanken, ist alles „Jetzt" und „Hier".

Ich dachte nach über Leben und Sterben. — —

Sind diese beiden Begriffe wirklich so grundverschieden, daß man berechtigt ist, sie als Gegensätze anzusehen? Und ist es wahr, daß Gegensätze einander ausschließen? Das Folgende soll diese Fragen beleuchten. — Die Lebensvorgänge unseres Organismus sind zweierlei: Assimilatorische und Dissimilatorische, d. h. aufbauende und zersetzende. Die letzteren gehen immer mit einer teilweisen Zerstörung des Organismus einher, also mit einem teilweisen Sterben. Das Vernichtete wird fortwährend ausgestoßen und durch neuaufgebaute lebendige Substanz ersetzt. Physiologisch gesprochen macht dieses Wechselspiel unser ganzes Leben aus.

Nun ist noch hinzuzufügen: alle assimilatorischen, aufbauenden Vorgänge in unserem Organismus gehen unbewußt vor sich, wir haben von ihnen unmittelbar gar keine Empfindung, auch hat unser Bewußtsein gar keinen unmittelbaren Einfluß auf diese Vorgänge. Ganz anders verhält es sich mit den dissimilatorischen, also die Lebenskraft und die lebendige Substanz zerstörenden Vorgängen. Diese gehen zum Teil bewußt, zum Teil unbewußt vor sich. Aber alle bewußten Vorgänge, ohne Ausnahme, gehören hierher.

Alle bewußten Vorgänge — und diese sind ja der eigentliche Inhalt unseres Lebens, bedeuten also unzweifelhaft eine fortwährende (teilweise) Zerstörung, Vernichtung unseres Organismus. Und wäre dieser einfach wie eine Maschine gebaut, so würde er gar bald immer schäpperiger werden, um schließlich ganz stehen zu bleiben. Dieses Stehenbleiben wird aber durch den, besonders in der Jugend mächtig wirkenden, assimilatorischen, aufbauenden Vorgang aufgehalten und lange hinausgeschoben; bis dann schließlich der zerstörende Vorgang, die Dissimilation doch das Übergewicht erhält, um zum Stillstand des ganzen Organismus — zum Tode — zu führen. Aber der Aufbau, die Assimilation leistet noch mehr. Wenn der Verbrauch sich in ge-

wissen vernünftigen Grenzen hält, so regt er eine so lebhafte aufbauende Tätigkeit an, daß diese mehr herstellt als verbraucht wurde. Dies ist natürlich wieder im höchsten Maße in der Jugend der Fall, kann aber zum Teil bis ins hohe Alter stattfinden. Alle aufbauende Tätigkeit im Organismus dient aber doch nur dem einen Ziele, den Verbrauch, das Wiederzerstören des Aufgebauten, zu ermöglichen. Das Ziel des Lebens ist Hingabe, allmähliches Zerstörtwerden — das Ziel des Lebens ist das Sterben. Nicht das gewaltsame, plötzliche — sondern das allmählich und stetig, Schritt für Schritt, fortschreitende. Aber doch das Sterben. — Nicht nur die Arbeit, das Schaffen, auch jeder Lebensgenuß bedeutet geben, verausgaben, ausliefern, aufbrauchen eines Teiles unseres Selbst. Ein teilweises Sterben.

Für etwas leben, heißt, sich für etwas aufbrauchen. Sich aufbrauchen ist vergehen, sterben. Man ist zuletzt tot, weil man nicht mehr weiter sterben kann. Die Quelle des Lebens ist ausgeschöpft und die Möglichkeit, daß sie sich wieder fülle, ist nicht mehr vorhanden. Sterben kann ja nur ein Lebender, die Toten können es nicht mehr. So stirbt man beständig, so lange man lebt, in der Arbeit und im Genuß am intensivsten, während des Schlafes am wenigsten. Denn dieser dient dem Aufbau. Während des Schlafes wird die Fähigkeit zu sterben gesteigert, es wird Kraft dazu gesammelt. Ist doch das Sterben ein aktiver Vorgang, der Tod aber ist etwas passives. Jede Aktivität ist Verbrauch von Lebenskraft, also auch von Sterbenskraft. Jede Aktivität ist Sterben. Das Sterben ist ein wesentlicher Teil des Lebens, sein Hauptinhalt.

Ich habe hier einen Kreis geschlossen, der offen war in unserer Erkenntnis. Da diese Linie lang ist, schien sie eine Gerade zu sein, mit zwei entgegengesetzten Enden. Als ich aber dem Ende nachging, fand ich zum Anfang zurück und so geht es uns immer im Leben. Es gibt keine geraden Linien, es gibt nur Kreise.

Alle Gegensätze sind Schein — und dies darum, weil es nicht leicht ist, einen Gedanken bis an sein Ende zu denken, d. h. bis an seinen Anfang zurück. Denn im Reiche des Denkens herrscht der Kreis.

Mit der Geburt, ja schon mit dem Werden überhaupt, hebt das Sterben an, wir alle sind nicht nur Sterbliche, sondern geradezu Sterbende. Dies braucht uns aber nicht anzufechten, denn Sterben ist Leben.

Anders der Tod! Sein Reich ist das große Unbekannte — aus dem wir kommen — in das wir einziehen. Auch hier ist der Kreis. In ihm

schließt sich die Bahn unseres Daseins. Da sie nun einen Kreis beschreibt, war es naheliegend, daß Nietzsche auf den Gedanken von der „ewigen Wiederkunft" kam. Diese wäre aber nur möglich in einer endlichen Welt, nicht aber in der wirklichen, die keine Grenzen hat. Seine Rechnung stimmt also nicht, weil er einen wesentlichen Faktor nicht gelten ließ. Der andere Faktor ist die Unbeständigkeit alles Seienden, die Veränderlichkeit. Denn so wie dem Raume, neben seinen drei Dimensionen auch noch die Bewegung, also die Zeit als wesentliches Merkmal anhaftet (von dem er nur in der Abstraktion, nie aber in der Wirklichkeit getrennt werden kann), so ist auch alle Erscheinung unausgesetztem Wandel unterworfen. Alles ist nur einmal, niemals kehrt es wieder. Denn bis es an seinen Ausgangspunkt zurückkehren könnte, ist es selber zu etwas ganz anderem geworden. Der alte Herakleitos wird wohl recht behalten: „Alles fließt und nichts hat Bestand."

Aus dem großen Unbekannten kommen wir, in das große Unbekannte führt unser Weg. Doch der da auszog, ist nicht derselbe, der zurückkehrt. Er ist unterdessen ein anderer geworden.

Es graut uns vor dem Tode, so lange wir Lebenskraft in uns haben, die zur Betätigung drängt; so lange wir Pläne, Ziele haben, zu deren Ausführung noch Kraft vorhanden ist. Es ist uns eine große Pein, solche aufgeben zu müssen. Und es graut uns vor ihm, weil wir die Qualen fürchten, die mit einem gewaltsamen Enden verbunden sind. Wäre dies nicht: Tod! wo wäre dein Stachel? Alles Grausige verliert der Tod, wenn wir unser Leben vollkommen ausleben können, bis an die natürliche obere Grenze des Greisentums und dann unser Auslöschen schmerzlos, allmählich eintritt. Wem dieses ideale Ende beschieden ist, der bekommt die Schrecken des Todes nicht zu schmecken. Denn schreckhaft ist er nur, wenn er vorzeitig und gewaltsam kommt. Tut er dies nicht, so ist er ein milder Engel, dessen Kommen willkommen ist. Vor dem Nichtsein nach dem Tode, an sich, fürchten wir uns ebensowenig, wie der Gedanke an unser Nichtsein vor der Geburt nichts Unangenehmes für uns hat. Wir verlöschen aber nie, ohne dauernde Spuren zu hinterlassen. Wirkungen, die das Geschehen auf dieser Erde um etwas anders gestalten. Weniger oder mehr, je nach unserer eigenen Bedeutung.

Das bisher Gesagte war ein Versuch, zu zeigen, daß Leben und Sterben keine Gegensätze sind und daß gerade der bewußte Teil

unserer Lebenserscheinungen mit vollem Recht ein fortwährendes Sterben genannt werden kann.

Aber Leben und Tod — sind diese nicht vollkommene Gegensätze? Ganz und gar nicht! Sie gehören ebenso zusammen wie Leben und Sterben. Die Begriffe Leben und Tod, sowie auch die beiden Begriffe Leben und Sterben, decken sich teilweise, wenn auch nicht ganz. Der Tod, wie das Sterben, ist ein wesentlicher Bestandteil des Lebens und er ist auch eine Bedingung des Lebens.

Der Tod ein Bestandteil des Lebens?

Lieber Weggenosse in das Reich des Nichtseins! Sieh dich gut an! Ist nicht schon ein gut Teil unseres Selbst entflohen und in dieses Reich vorausgeeilt? Hast du auf dem Wege noch nichts verloren? Ist dein Körper noch immer derselbe, und dein Geist, hat er sich nicht gewandelt? Sieh dich gut an — doch werde mir nicht traurig! Ich kann den Schmerz anderer schwer vertragen, gegen meinen eigenen bin ich schon abgehärtet. — Hast du noch alles beisammen, was einstens von dir untrennbar schien, worauf du vielleicht so stolz warst? Wie viele seelischen Inhalte, Wünsche und Hoffnungen hat nicht jeder von uns schon zu Grabe getragen. Traure nicht darum! Es hat anderen Raum geben müssen. — So werden wir uns selber allmählich immer unähnlicher. — So stirbt auch der Inhalt unserer Seele allmählich ab, um einem neuen Platz zu machen, — so lange noch Platz für Inhalte da ist.

Der Tod ist eine Bedingung des Lebens?

Ja! und nicht nur in dem Sinne, daß wir denen Raum geben müssen, die nach uns kommen. Sein und Nichtsein gehören zusammen, ergänzen einander. Lange hieß es: Kraft und Stoff sind unzerstörbar! Heute gilt dies von der Materie nicht mehr, — und die Energiearten sind alle wandelbar, unbeständig. Wenn aber aus Wärme mechanische Energie geworden ist, so ist zwar diese mechanische Energie der verbrauchten Wärme vollkommen gleichwertig, aber wer wollte deshalb behaupten, daß die Wärme selbst noch da sei. So ist alles Seiende unbeständig, veränderlich, fortwährendem Wandel unterworfen. So wird es aber fortwährend zu Nichtseiendem. Und gerade dies ist die Bedingung alles Seins. Denn alles Sein beruht im letzten Grunde auf Wandlung, Bewegung — und ohne Veränderung, ohne Unbeständigkeit ist jede Bewegung unmöglich. Nichtsein, Tod — ist Veränderung. Auf der Veränderung beruht aber das Leben. So ist denn der Tod eine Bedingung des Lebens. Er gehört mitten hinein

ins Leben, er ist diesem durchaus nichts Fremdes. Er gehört zum Wesen des Lebens. Und schließlich ist er der Preis, den wir alle fürs Leben bezahlen müssen.

Wenn aber alle Arten von Energie, trotz fortwährender Wandlung, trotz unbedingter Unbeständigkeit, ihren Wert in alle Ewigkeit behalten, so muß ich daraus schließen, daß diese Wertbeständigkeit das wahrhaft Seiende an ihnen ist.

Sollte es auf dem Gebiete des Geistes, im Reiche der Ideen, anders sein?

Der Spaziergang ist zu Ende. Wir sind wieder zu Hause. Doch haben wir uns unterdessen (erlaubst du, daß ich „wir" sage?) ein klein wenig verändert. Wir gingen im hellen Sonnenschein, drum waren die Schatten so deutlich. Schatten und Sonnenschein gehören zusammen; sie bedingen sich gegenseitig.

Traum

Von Else Kornis

Du warst so krank als ich im Traum Dich sah,
Du, der Du fern von mir, wie warst Du nah.
Und doch so fremd, gebrechlich von Gestalt,
Entstellt von Leiden, Ungemach, Gewalt.

Zerrissen und verdorben war Dein Geist,
Und Deine einst'ge Liebe war vereist.
Und dennoch war ich glücklich, denn ich sah,
Daß Dir vom Leben Unrecht nur geschah.

Ich sah den Glanz, wie er mich stets beglückt
Und Deine Größe, die mich einst entzückt.
Ich hielt den Kern Deines Ich's am Herzen,
Und liebte Dich durch Deine tausend Schmerzen.

Individualismus

Von Misch Orend

Mit dem demokratischen Lebensgefühl hat sich bei uns der Individualismus gefahrdrohend ausgebreitet. Die Zerspaltung einer organischen Einheit in Einzelwesen reicht bis in die bäuerlichen Schichten, zwar hier noch im Schach gehalten vom ursprünglichen Volkswillen, aber dennoch in jedem Dorf bemerkbar. Der Demokratismus gliedert das Volk horizontal. Jeder Mensch hat als Mensch seine Menschenrechte. Sozial gesprochen, will man der untern Schicht, die es trotz der theoretischen Gleichheit gibt, zur Normallage emporhelfen; revolutionär gesprochen, reißt man die obern Schichten zu sich herunter, da man selber nicht die Fähigkeit hat, hinaufzusteigen.

Nun gibt es aber für ein Volk keine Lebensmöglichkeit auf einer gleichen Ebene, weil die Menschen vom knechtischen Gehorchen bis zum selbstsichern Befehlen alle Stufen einnehmen, dementsprechend auch eine verschiedene Lebenshaltung haben. Da aber der Demokrat als Individualist diese Kraftabstufung, die von Natur aus gegeben ist, nicht duldet, nicht dulden will, erfindet er das „Amt" und den Titel, den das Amt gibt. Er gibt zu, daß er ohne das Amt nur eine Nummer ist, die jederzeit durch eine andere Nummer ersetzt werden kann. Wenn nun aber wenig Ämter sind, aber viele Einzelnummern und jede Nummer strebt in eins dieser wenigen Gehäuse, so entsteht ein großes Gedränge.

Im Gedränge wird nun notwendigerweise der Blick eingeengt, denn man ist doch auf allen Seiten von andern Nummern umstellt. Gelingt es aber einer Nummer in ein Gehäuse einzuschlüpfen, so ist der Kampf noch nicht zu Ende, im Gegenteil, er wird, zwar nicht mit den Ellenbogen, sondern nun mit den Füßen, ausgefochten, gegen alle Nachfolgenden.

Daß in diesem atemraubenden Kampf das „Amt" auch einen Zweck hatte, nämlich nicht den, einer Nummer als Gehäuse zu dienen, sondern Arbeitsstätte zu sein für das gesamte Volk, und dies in erster Reihe, mag von den Kämpfenden vergessen sein. Es gibt aber leider noch Seitensteher, die merkwürdigerweise dieses Drängeln und Drängen nicht mitmachen — und diese haben es nicht vergessen.

Wie es eine demokratische Lebenshaltung als Individualismus gibt, so gibt es auch eine aristokratische, nicht im äußern Gehaben, sondern

in der innern Lebensverbundenheit. Die Volksschichtung ist hier nicht horizontal, sondern vertikal. Da aber eine vertikale Stufung notwendigerweise aufeinander angewiesen ist, einen einheitlichen Organismus darstellt, unterscheidet sie sich grundsätzlich von der demokratischen. Der Individualist sieht in der Nachbarnummer den Konkurrenten, den man u m laufen muß; der Aristokrat den Nachbarmenschen, der seinen großen oder kleinen Teil am Ganzen mitträgt. Da aber in diesem organischen Gefüge jeder seine tragende und getragene Rolle spielt, denn selbst der ganz unten Stehende ist über andere an den höchstoben Stehenden gebunden, so trägt jeder sein Teil Verantwortung am Ganzen und das Ganze gibt auch dem Schwächsten Halt.

Der Einzelne ist nicht Nummer, sondern Glied einer Gemeinschaft. Zu seinem individuellen Wert tritt sein Teil am Gesamtwert der Gemeinschaft, der ihm notwendigerweise zukommt. In einem Organismus hat jedes Glied seine Beauftragung, an seiner Stelle für das Ganze zu haften — und der Turmknopf weiß, was er dem Grundstein zu verdanken hat. Sand und Gerölle aber achtet nur auf die Reibungen, mit denen sie das Leben fristen.

Ein Volk ist nicht ein Gemenge, sondern ein Organismus. Wie weiß aber das Gerölle, was der Pflanze nötig ist?

Gedichte von Manfred Sturmann

Liebeslied

Ich lege mein Haupt
In Deine Hände,
Als wäre es
Ein müdes Tier.

Spinne Dein Lächeln
Über meinen Schlaf
Wie ein silbernes Netz.

Mein Traum ist
Ein fallendes Lied.
Beuge Dich nieder,
Es zu erheben.

Frommer Spruch

Mit allen meinen Mühen
Laß mich vorüberziehen
Wie ein Gewölk der Nacht.
Ganz sternlos und doch tönend
Und alles Leid versöhnend
Und nur von Dir bewacht.

Der Kreis um Iorga

Von Otto Folberth

Wer von uns Sachsen heute Anschluß an rumänische Geistesarbeit sucht, dem steht trotz der minderheitfeindlichen Stellung des Staates eine hervorragende Gelegenheit dazu offen: der Kreis um Iorga. Über Iorga selbst habe ich schon einmal auf diesen Blättern (Oktoberheft 1925) einiges geschrieben. Er ist und bleibt eine ganz einzigartige, phänomenale Erscheinung, ein weißer Rabe in diesem Land. Von Beruf aus ist er seit seinem 26. Lebensjahr Professor für Weltgeschichte an der Universität Bukarest. Der Gelehrte Iorga, der sich alljährlich monatelang auf Studien- und Vortragsreisen im Ausland befindet, hat europäischen Ruf. Die Tätigkeit des Schriftstellers und des Journalisten ist quantitativ eine so riesenhafte, daß ich in der Literatur der Gegenwart kein Beispiel finde, es ihm an die Seite zu stellen. Mein oben erwähnter Bericht enthielt darüber einige Angaben. Das Programm des Politikers, von den bisherigen Regierungen stets aufs schärfste bekämpft, vertritt Grundsätze, die uns Minderheiten äußerst sympatisch berühren: Gesetzmäßigkeit, Ehrlichkeit, kulturelle Autonomien usw. Als Pädagoge ist Iorga u. a. ein scharfer Gegner des Bakkalaureats nnd des staatlichen Prüfungssystems. Er ist der Meinung, daß durch Freiwilligkeit und Selbständigkeit wertvollere Leistungen zu erzielen sind als durch Zwang und Schablone. Der Mensch Iorga endlich ist freundlich, heiter, humorvoll. Sein enthaltsames Leben ist ausschließlich der Arbeit gewidmet. Er spricht viele Sprachen (darunter deutsch sozusagen fließend), ist reich an Kindern, arm an Gütern und — gut.

Für uns kommen hauptsächlich drei organisatorische Schöpfungen Iorgas zwecks Aufnahme der Verbindung mit ihm und seinem Kreis in Betracht. Die Universitatea Poporană N. Iorga in Văleni de

Munte, seinem Sommeraufenthaltsort nördlich von Ploeşti, ist äußerlich ein einfacher Saalbau, in dem alljährlich vom 15. Juli bis 15. August Vortragszyklen über allgemein bildende Themen abgehalten werden. Die Hörer dieser Volksuniversität, zu der jedermann ohne Ausnahme Zutritt hat, wohnen entweder unentgeltlich in Massenquartieren in Schulzimmern oder verstreut bei den Bauern des schön gelegenen Gebirgsdorfes. Seit kurzem soll für sächsische Teilnehmer, an denen Jorga sehr viel liegt, ein eigenes Heim mit siebenbürgischer Verpflegung errichtet worden sein. Schon daraus geht hervor, daß man es uns dort so angenehm als möglich macht. Überhaupt kann der Sachse sicher sein, in der Umgebung Jorgas nicht als sträin, sondern als Gast behandelt zu werden. — Es finden täglich ungefähr vier Vorlesungen statt. Jeder besucht diejenigen, die ihm passen. Jorga bestreitet davon immer mindestens eine selbst. Zu den übrigen ladet er aus dem ganzen Lande Professoren, Gelehrte, Schriftsteller ein. Sonntags werden gemeinsame Ausflüge in die Umgebung (Petroleumquellen, Salzbergwerke, Gebirgsklöster), am Ende jedes Sommerkurses eine größere Reise durch Rumänien veranstaltet. Wer sich vor Besuch des Kurses beim Sekretariat der Volksuniversität in Vălenii de Munte anmeldet, erhält für Hin- und Rückfahrt 75%ige Eisenbahnermäßigung.

Die zweite hier zu erwähnende Anstalt befindet sich ebenfalls in Vălenii de Munte: die Şcoala de Misionare. Sie kommt nur für angehende Lehrerinnen in Betracht. Ihr Aufenthalt dort währt gewöhnlich ein Jahr. Er ist ganz und gar unentgeltlich, einschließlich der Verpflegung, des Unterrichts usw. Ernste, an ihrer geistigen Ausbildung arbeitende Mädchen dürften schwerlich in Rumänien günstigere Förderung finden als hier. Ihre Beschäftigung hält sich im angenehmsten Gleichgewicht zwischen Arbeit und Freiheit. Die Aufnahme in die Anstalt ist natürlich beschränkt, doch legt Jorga Gewicht darauf, einige Plätze stets an sächsische Mädchen zu verleihen.

Die dritte Anstalt Jorgas, die ich empfehlen möchte, ist die sogenannte Ecole Roumaine en France in Fontenay-aux-Roses, einem stillen südlichen Vorort von Paris. Sie steht von den vielen in Paris studierenden Rumänen nur sehr wenigen zur Verfügung. Man erhält darin unentgeltliche Unterkunft und oft auch Geldzuschüsse zum Lebensunterhalt. Auch hier herrscht keinerlei Zwang. Jeder arbeitet wie und was er will. Selbständiges Streben wird, wie überall bei Jorga, besonders unterstützt und gewertet. Man kann jahrelang Mitglied der Ecole Roumaine bleiben. Als ich 1922 als erster Sachse eintrat, hatte Jorga

noch einen zweiten Platz einem sächsischen Kunstschüler verliehen und die Absicht, von den ca. 15 Zimmern stets zwei an Sachsen zu vergeben. Leider sind sie jahrelang von uns nicht in Anspruch genommen worden!

Die Ungarn sind nicht so schwerfällig wie wir. Nach Välenii pilgern sie seit Jahren schon scharenweise, sich am Werk Jorgas empfangend und gebend zu beteiligen. Uns richtet man Dauerplätze ein, baut uns Hotels — und wir bleiben zu Hause. — Ich kann den geistig Beweglicheren meiner Landsleute nicht dringend genug raten, nach Välenii zu gehen, schon deshalb, weil es mir notwendig erscheint, daß unser Volk dort vertreten sei.

Begegnungen

Von Erwin Steinburg

Dem kontemplativen Geistigen, dessen Leben in stets gleichem Fluß, gleichsam in fortwährender Meditation seine stillen Kreise zieht, begegnet mitunter der Lebenskünstler. Der Lebenskünstler, in äußerlichem Verstande: sei es, daß er als Viveur, Vagabund oder Hochstapler, eine sozial zweifelhafte Existenz führt, oder als Staatsmann, Fabrikant oder Bergarbeiter anerkannte Werte schafft; jedenfalls immer ein Mensch, dessen Dasein auf eine Art tätiger Innervation gerichtet ist.

Wie — fragt der Kontemplative bestürzt — bin ich wirklich so arm? Denn der Mensch, dessen Leben in der Abstraktion auf das Leben besteht, fühlt er seine Schwäche dem Andern gegenüber, dessen Dasein nicht Anschauung der Dinge, sondern ihre Bewegung ist? Lebt er überhaupt, oder ist er der bloße Schatten des Lebens?

Es ist nicht ohne Reiz, dieser Frage nachzugehen. In der Tatsache, daß das Leben aller Menschen, ob Tätige oder Kontemplative, zugleich ein fortwährendes Erleben ist, findet man schon Antwort und eine allgemeine Grundlage zu seiner Betrachtung.

Als Gegenpol des Geistigen kann der zum Typus erhoben geistig indifferente Sportler gelten. Im Hinblick auf die verschiedene Art, wie die einzelnen Menschen erleben, überzüchtet der Sportler — sofern wir eine unterstreichende Betrachtungsweise annehmen wollen — den Körper, der Geistige den Geist.

Der Lebenskünstler als Typus würde diesem nach das „Leben an sich" überbetonen, während wir am „Künstler" — als einer klarer um-

rissenen Form des Geistigen — die hypertrophierte Art des „Erlebens an sich" gewahren. Alle aber treffen sich in einem Gefühl erhöhter Lebendigkeit.

Da nun sowohl vom Leben an sich als vom Erleben die Rede ist, sehen wir in diesem Zusammenhang als „Leben" das Ineinanderspielen der Dinge und Kräfte, während Erleben das rezeptive In-Beziehung-Setzen des ich-bewußten Menschen zu diesem Spiel ist.

Der Lebens-Künstler treibt das Spiel der Katze mit der Maus. Er vermehrt die Variationen der Bewegung in den Dingen, um sie nachher aufzufressen, d. i. zu erleben.

Der Geistige als Kontemplativer steht diesem Spiel rein passiv gegenüber. Seine rezeptive Veranlagung macht ihn zum bloßen Konsumenten des Lebens, während in der Fähigkeit des erstern, das Spiel der Dinge selbst motorisch-produktiv zu beeinflussen, eine akkumulierende Stärke liegt, die zugleich eine ununterbrochene Kontinuität der Rezeptionsmöglichkeit, d. i. des Erlebens mit sich bringt, wobei die Nötigung zur Abstraktion, auf rasche Folge von Spiel und Gegenspiel gestellt, einen scheinbar geringern Raum einnimmt als beim Kontemplativen.

Nun kann aber „geistig erleben" von einer registrierenden Konsummation zum In-Bewegung-Setzen von — zunächst imaginären — Werten führen, wie dies beim Gelehrten der Fall ist. Und aus Schwäche und Nötigung wird eine Stärke, sobald uns der Geistige als produktiver Künstler entgegentritt; denn dieser geht, während er das rezipierte Erlebnis in ein motorisches verwandelt, einen Schritt weiter: er imaginiert die aus der Abstraktion gewonnene Erscheinung des Lebens, wodurch er das Leben selbst beeinflußt, indem er dessen Variationen vermehrt.

Damit ist der Kreis geschlossen. Denn während der Lebens-Künstler ein universeller Typus ex concreto ist, ist es der Geistige als Künstler ex abstracto. Der Erstere dringt vom äußerlich bedrängten „Leben" zum Erleben vor, der Letztere gestaltet aus dem innerlich überwundenen Einzelerlebnis das Leben. Der Erstere gestaltet „die Möglichkeit", der Letztere die Imagination. Was — nebenbei — mehr ist als bloße Abbildung.

Das individuelle Gefühl mag entscheiden, ob die eine oder andere Art höher bewertbar ist.

Dem „Kritiker"

Von Misch Orend

Du willst mich durch und durch besehn,
Gleich werd ich dir den Hintern drehn,
Von hinten kannst du mich beschaun,
Dem Spiegel darfst du wohl noch traun —

Was ich von mir nur ahnend fühle,
Nimmst du dir gleich zum klaren Ziele?
Du wähnst zu schnell mich zu erkennen,
Dein Kennen war ein falsches Wähnen!

In jedem Augenblick, den sie leben, mit jedem Wort, das Männer sprachen, können sie die Revision und Revolution des Staates herbeiführen, dem sie angehören, und zwar einfach dadurch, daß sie selbstlos ihre Interessen fördern, ohne Eitelkeit stolz, ohne Würdelosigkeit bescheiden, ohne Hinterhältigkeit wahr, ohne Berechnung gütig sind, königlich, wie ein Kind und einfach, wie ein Herrscher, dessen unbestreitbare Macht ihre Hervorkehrung verbietet. Wenn jemand die Revolution, d. h. eine Umwandlung will, hier muß er damit und zwar bei sich beginnen. Denn Zustände der Seele müssen die Ordnung des Staates herbeiführen, nicht umgekehrt. Wer Freiheit nur durch Ordnung der Einrichtungen erreichen will und denkt, die innere Freiheit des einzelnen sei damit geschaffen, der handelte, wie einer, der ein Haus baut für einen Menschen, der noch nicht geboren ist.

Hermann Stehr
im Roman „Heiligenhof."

Ein großer Fehler: daß man sich mehr dünkt, als man ist, und sich weniger schätzt, als man wert ist.

Goethe, Wanderjahre, Anh. z. 2. Bd.

Rundschau

Religiöses Potpourri. In der Zeitung wurde ein Vortrag Dr. Franz Oberths aus Mediasch über „Religion und Kunst" so angekündigt:

> Zunächst werden mit Musik statt begleitender Worte 10 „unendliche" Landschaften von folgenden deutschen Romantikern gezeigt: C. D. Friedrich ... dann folgen Bilder von Millet ..., aus denen der Kampf gegen das kleinlich Erdgebundene in Auseinandersetzung mit dem Tode, in der Erlösung im ewigen Geiste erkenntlich wird.... Seit Christi Geburt ist der Tod unser Freund geworden. Dies feiern die folgenden seelentiefen religiösen Bilder von Rembrand.... Zum Schluß wird Ludwig Richters: Christnacht, mit Weihnachtsmusik den tiefen Sinn der Weihnachtszeit verherrlichen.

Es wurde also der tiefe Sinn der Weihnachtszeit mit Bildern, Bibelworten, Musik und Freund Tod gereicht. Die Heilsarmee trommelt Gott auf den Plätzen aus. Wir sinnigen Deutschen gehen in die Hermannstädter Johanniskirche und sehen uns dort das heilige Kabarett an, bei dem der Kampf gegen das kleinlich Erdgebundene im ewigen Geiste „erkenntlich" wird.

Die Maler können für diese Ehre allerdings nicht mehr erkenntlich sein und die Musik ist hilflos; sie wird gemacht. Der Kirche schadet es auch nicht, denn der ewige Geist hat bei Beginn der Vorstellung das Lokal verlassen.

Die Banater Nachtigall. Im Banat fehlten bis 1919 deutsche Schulen und so schreibt man dort ein seltsames Deutsch. Es wird sich ändern in einigen Jahrzehnten. Bis dahin gehe es, wie es geht. Mitunter aber paart sich sprachliches Unvermögen mit einer kritischen Lustigkeit; die zeugen dann in einer Besprechung der Operette „Die spanische Nachtigall" folgendes:

> Die Handlung ist einfach und unkompliziert und spielt sicher nur dem gutklingenden Titel zuliebe im Lande der Stiergefechte. Denn überall kann es passieren, daß eine Dolores vom Zeitungsmädchen zur gefeierten Künstlerin aufrückt und dabei von einem Geliebten verlassen wird, um den zweiten prompt selbst abstoßen zu können. Das wäre so die Gerade des Stückes, das mit guten Nebenrollen für drei Akte gespickt ist. Von dem Witz, der darin verzapft wurde, wird man einfach breitgeschlagen und die Lacher kommen gut auf ihr Bedürfnis.

Was bloß die gute Verdauung der Temesvarer mit der Operette zu tun hat? Erfreulich ist sie unbedingt. Heinrich Zillich

Transylvanica. Es gründeten einmal fünf Siebenbürger eine Bank. Der erste war 80 Jahre alt und Presbyter von Beruf, der wurde Bankpräsident. Der zweite war 60 Jahre alt und im Kreisausschuß, der wurde Prokurist. Der dritte war 50 Jahre wert und in der Gemeindevertretung, der wurde Kassier. Der vierte und fünfte waren Bankfachleute im Alter von 40 und 30 Jahren, die mußten warten, beschied man sie, bis zum 50. oder 60. oder 80. Lebensjahr. Sie starben beide vorher, kurz nachdem die Bank gestorben war. Der Präsident, der Prokurist und der Kassier blieben am Leben, um eine neue Bank zu gründen.

*

Sieht ein Kronstädter einen Hermannstädter, so sagt er: „Zum Teufel, was wird mich das jetzt kosten?"

*

In einer vornehmen Hermannstädter Gesellschaft, wo es aristokratisch, aber in den Grenzen der Gutbürgerlichkeit, immerhin geistig frei, ja bohémehaft, dekolletiert noch bedeckt, wenn auch voll Kultur, doch ohne Vorurteile zwischen indischer Philosophie und russischer Hingabe, Pariser Geschmack und Berliner Witzen, Wiener Musik und Bukarester Bonmots gentlemanlike zugeht, sagte in jenem leichten Plaudertone, der die Schmeicheleien verdeckt und den Neid zu Schmeicheleien verwandelt, wobei die Schmeicheleien wieder nur Neid sind, während ein Lächeln die Mitte hält zwischen Selbstvertrauen und Etikette, in diesem Plaudertone sagte jemand — ja, was er sagte war aristokratisch, in den Grenzen der Gutbürgerlichkeit, immerhin geistig frei, ja bohémehaft, wenn auch voll Kultur, doch ohne Vorurteile, gentlemanlike, ein leichter Plauderton, wobei ein Lächeln die Mitte hält zwischen Selbstvertrauen und Etikette.

*

Es gibt in den Kleinstädten Käuze meist jugendlichen Alters, die in ihrem Kämmerlein einen Aufstand gegen die Grußformeln führen und Verbesserungen ertüfteln. Es sind Kurzdenker, die den einleitenden Zweck einer Anrede nicht erfassen. Weil sie dem Inhalt eines Schreibens niemals klar gegenüberstehen, versuchen sie am Unwesentlichsten ihren Witz und machen die Anrede bedeutsam. So schreibt mir einer stets nur „Geehrter Herr" anstatt „Sehr geehrter Herr". Erst weil es fehlt, werde ich gewahr, daß das „sehr" in der üblichen Floskel wohltuend gewöhnlich ist und ohne einen Gedanken zu wecken frischweg zum Inhalt weiterführt. Ein „Sehr verehrter Herr" nimmt man hin, man fühlt es kaum; doch in der Kargheit der Anrede, die einen nur ehrt, aber nicht wie alle Welt „sehr ehrt" sieht man sich plötzlich einer Wertung ausgesetzt, die von „geehrt" zu „verehrt" ansteigt, in beiden Graden noch durch ein „sehr" erhöht. Damit steigt auch das Bild des Menschen, der aus der Alltäglichkeit eine Entscheidungsfrage macht, heiter auf. Sein Stolz verbietet es ihm, mehr zu geben als das Wort sagt, aber er vergißt, daß kaum jemals ein Mensch den andern „ehrt" — so lasse er das Wort, will er schon folgerichtig sein, weg und schreibe „Herr". Aber bin ich ein „Herr"? — Wenn die Wahrheit in die Titel eindringt, wo ist ein Ende der Tüftelei abzusehen! — Ich kenne manche, die keiner Dame die Hand küssen, weil sie sich vor niemand „erniedrigen" und ich kenne welche, die jeder Dame die Hand küssen, weil „man jeder Dame die Hand küßt."

Es gibt noch Bekenner!

*

Auf der Straße schreien zwei Männer miteinander, ein großer und ein kleiner. Beide beschimpfen sich unflätig. Plötzlich schlägt der Große zu und der Kleine purzelt in den Schnee, wehrlos ausgeliefert den Hieben, die kunstgerecht auf ihn niederprasseln.

Einige Leute rundum mischen sich ein und da stehen nun die beiden, klopfen sich den Schmutz von den Kleidern und tun so als wären sie davon ganz in Anspruch genommen. Ein Zuschauer sagt, ein alter Herr: „Gebt euch die Hand. Da habt ihr euch geprügelt — was sind das nur für Geschichten! Aber ihr wart ja geärgert, das kann man verstehen. Doch jetzt seid ihr nicht mehr geärgert."

Die Raufbolde gucken sich in die Augen.

„Hej, du Dummkopf!" sagt der eine staunend.

Und der zweite schüttelt noch bedenklicher den Kopf: „Was bist du doch für ein Esel!"

Dann gehen sie selbander ruhig ab.

Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Egon Hajeks neuer Gedichtband. Die moderne sächsische Dichtung verdankt Egon Hajek einen wichtigen Baustein: er hat unter den Jungen am stärksten die kunstvolle Form betont. Takt und Rhythmus liegen diesem Sprößling einer Musikerfamilie im Blut, spielend flicht er Zeilen und Reime zu edeln Gebilden, in dem der Kunstverstand zumeist siegt.

Seine „Balladen und Lieder" (Verlag Krafft, 1926) eröffnet „Die Pestmaid", der größte und stärkste Wurf, der ihm bisher gelungen ist: Glück im Finden des Motivs, Kunst und Temperament vereinigen sich hier zu einer Leistung, die überall Beachtung finden muß, die sächsisches Gemeingut werden müßte!

Gleich die nächste „Ballade" zeigt aber auch die Gefahr, der Hajek zuweilen unterliegt: eine taube Blüte, leere Form, die schon als äußere Form der zwingenden Notwendigkeit entbehrt; glatte Reime, Bilder, Zeilen, die sich spielerisch finden, statt unter dem Drucke etlicher Atmosphären sich unlösbar zu vermählen. Hajek kann und kennt außerordentlich viel — das ist seine Gefahr.

Sein großes Können zeigt wieder die schöne Romanze „Clingsor": wie gelassen beherrscht hier ein schönheitstrunkener Künstler seinen Stoff! Wie neu aufleuchtend und notwendig erscheinen hier Schmuck und Zierat!

Überhaupt scheinen mir schwärmische Betrachtung, sinnendes Wühlen in schönen Sachen ohne Gier und gewaltsame Leidenschaft Hajeks Wesen am meisten zu entsprechen. Das gilt auch für seine „Lieder".

Ich freue mich, in der Sammlung Stücke zu finden, die den „ewigen Vorrat sächsischer Poesie" bereichern werden. Adolf Meschendörfer

Stephan Ludwig Roth. Gesammelte Schriften und Briefe. 1. Bd. Die Wanderschaft. 1817—1818. Universitätsstudien in Tübingen, 1818—1820 bei Pestalozzi. Klingsorverlag, Kronstadt 1927, für Deutschland Walter de Gruyter, Berlin und Leipzig. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Otto Folberth.

Nach den vorbereitenden Roth-Büchern „Stürmen und Stranden" und „Roth's Liebesbriefen" hat Otto Folberth nun den 1. Band sämtlicher Schriften und Briefe Roth's herausgegeben. Das Buch ist für ein siebenbürgisches Buch besonders gut ausgestattet, und es verdient es, daß dies hier vermerkt sei.

Es mag Folberth angerechnet werden, daß er in diesem Band, und wohl auch im folgenden, sich gänzlich zurückgehalten hat und nur Roth sprechen ließ aus all' den Briefen, Tagebüchern und Aufzeichnungen. Die zeitliche Aneinanderreihung begünstigt die klare Beobachtung von Roth's geistiger Entwicklung, die verblüffend, rasch fortschreitet. Deutlich erkennbar sind die geistigen Strömungen, die auf ihn auf der Universität einströmen und — eigentlich nicht von den Universitätsvorlesungen ausgehen.

Von zu Hause scheint er eine seelenvolle pietistische Kultur mitgebracht zu haben, zu der die Strömungen aus dem nahen französischen Westen kamen und die neuen Menschenrechte predigten. Eine eigenartige Hast treibt ihn bereits nach einem Jahr Universitätsstudien zu Pestalozzi, um lehrend zu lernen, um das neue Ethos, das dort die führenden Menschen beschäftigte, in seine siebenbürgische Heimat zu verpflanzen.

Somit wird dieses Roth-Buch und die folgenden Bücher nicht nur ein Urkundenbuch über die Entwicklung Roth's zu der tragischen Gestalt, wie sie als Legende im

ganzen Volk lebt, sondern zugleich ein Urkundenbuch für die geistigen Strömungen, die von Westen kommend, Siebenbürgen erfaßt hatten und nun als Rationalismus, als das Fahnden nach der „Methode", dem Seelenüberschwang das Gleichgewicht hielten. Es ist erstaunlich, wie Siebenbürgen damals, fast mehr als heute, die geistigen Wege Deutschlands mitging.

Daß Roth mit offenen Augen, im Gegensatz zu so vielen Landsleuten Roth's, durch die Welt wanderte, schildert er in seinem „Wanderbuch", das zum erstenmal zeigt, mit welcher Lebhaftigkeit er Gesehenes und Gefühltes darstellen kann — und doch nicht ohne Anlehnung an berühmte Muster seiner Zeit.

Erst die beiden folgenden Bände werden restlos Aufschluß geben über Roth's Entwicklung zu dem Charakter, als der er zeitlos im Bewußtsein seines Volkeslebens wird.

Adolf Schullerus, Geschichte vum Tschiripik. Krafft & Drotleff A.-G., Hermannstadt 1928.

Eine Sammlung in der Mundart von allerlei lustigen Zigeunermären und „Anekdoten", wie sie in Siebenbürgen unter allen drei Völkern leben, ohne daß man sagen kann, daß das eine oder andere Volk ihr Erfinder war. Daß der Zigeuner am meisten den Volkswitz reizt, mag nicht verwunderlich sein, wenn man seine naive Verschlagenheit kennen gelernt hat.

Aus dem unerschöpflichen Schatz der Volksdichtung hat Schullerus diese Sammlung ausgewählt und dem Helden, mit dem einprägsamen Namen „Tschiripik", angehängt.

Holzschnitte von Trude Schullerus schmücken das Heftchen. Misch Orend

Hermann Stegemann. Jacobäa. Eine Historie. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart. 1928. — Ein historischer Roman, der frei ist von jeder geschichtlichen Datensammlung, dem nichts anhaftet von der genugsam bekannten Öde der Gattung und der bei reichster Schilderung von Begebenheiten des 30jährigen Krieges doch unendlich tief menschlich unterbaut ist. Eine Historie — schon in der Sprache ist die chronikale Form gewahrt und besonders in der knappen Darstellung fühlbar: eine reine, edle, erfreuliche Dichtung.

Knut Hamsun. Landstreicher. Roman. Albert Langen-Verlag. München 1928. Der neueste Knut Hamsun! Ich habe in keinem Werke des Großen die Fasern seines Dichtertums so offen und klar empfunden, bei keinem aber auch war ich schließlich so völlig überwunden, so wundergeblendet. Es mag „Segen der Erde" vielleicht bedeutender sein — das steht nicht in Frage. Mein Empfinden diesem Buche gegenüber ist ganz persönlich gefärbt. Man ist nicht immer gleichfähig, ein Wunder auf sich einwirken zu lassen.

Reiße ich mich aber gewaltsam zurück, so bleibt doch selbst bei kühlster Wertung: daß hier ein unvorstellbares Meisterwerk geschaffen wurde, das leicht alles aufwiegt, was sonst noch zu den jüngsten Erscheinungen gehört.

Der Roman spielt oben in Norwegen unter Lofotfischern. Da ziehen zwei aus: ein Fischerjunge Edevart und ein mit allen Salben des Bösen und Guten geschmierter Seemann, Händler, Aufschneider August, und schlagen sich durch ihre kleine Welt mit Lügen und Edelmut, Leichtsinn und Faulheit, Gaunerei und Liebesabenteuern. Sie wiegt nicht schwer, diese Welt, aber durch die Augen Hamsuns gesehen ist sie ein Wunder.

Kein Dichter ist so erhoben über seine Zeit wie Hamsun, keiner versteht sie besser, keiner ist unparteiischer. Ihn rührt es nicht, wofür sie sich entscheidet, eine alles-

begreifende Gelassenheit voll Größe läßt ihn wie einen Gott darüber walten. Weise ist Hamsun geworden — oder war er es immer? Man weiß das nicht mehr. So unendlich geschlossen, so nahtlos fertig ist dieser Roman. Selbst zum Lobe besteht kein besonderer Anlaß, nur zum Staunen.

Josef Ponten. Die Studenten von Lyon. Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1928. Der neueste Roman Pontens behandelt die Geschichte von fünf Studenten, die in der Zeit der Reformation in Lyon gefangengesetzt und wegen ihres Calvinistischen Glaubens verbrannt werden. Die eigentliche Handlung spielt sich im Kerker ab zwischen dem Inquisitor einerseits, der satt der Blutopfer die Studenten zum Widerruf durch allerlei Künste und Diskussionen bringen will und den jungen Leuten selbst, die in diesem Streit reif und groß werden. — Jedes Pontensche Buch hat ein Thema, das in Worten zu fassen ist und sogar eine Moral zuläßt. K. Nußbächer bezeichnete (Klingsor IV. 12) als Pontens Streben, den „starken Menschen und sein Werk" darzustellen. Auch hier herrscht dieser Wille. Die Zustraffung auf das Gültige, Sichbewährende und Edle ist in großen Bildern geschehen. Das Buch ist der Ballade verwandt, wie diese der Wirklichkeit etwas enthoben und übergeht daher, abgesehen vom Thematischen, viele Einzelheiten psychologischer Vertiefung, die im Stoffe liegen. Es erschüttert nicht unmittelbar durch Mitleiden, sondern durch Bewunderung für die dargestellten Charaktere. Es ist — setzt man z. B. Hamsun als Gegenpol — undichterischer als dessen Werk, aber erzieherischer, wenn auch einseitiger, weniger weise und mehr konstruiert.

Ein kühles Buch, dessen schönste Stellen, wo sich geistiges Ziel auch menschlich, nicht bloß willentlich völlig erfüllt, die eingestreuten Briefe Calvins sind. — So stark das Werk im Einzelnen, in den Bildern ist, so klug in allen Teilen, es fehlt ihm das Selbstverständliche der früheren Arbeiten Pontens, wo das Thema sich einen naturhaft-triebhafteren Stoff gewählt hatte.

Bert Brechts Hauspostille. Propyläenverlag. Berlin, 1927. Bert Brecht ist ein begabter Mann. Einige seiner Dramen zeigen es. Die vorliegenden Gedichte sind ein Durcheinander von Gewolltem und Erlebtem, von Mache und wenig Sache. Einige Balladen rühren trotz allerlei nebensächlichem Klingklang und fabelhaften Gesten, die nicht mehr imponieren als der Schwung, mit dem ein Ladenjüngling bedruckten Kattun anpreist. Aber einiges — wie die Ballade von des Cortez Leuten — ist nicht ohne Gewicht.

Deutsches Kulturamt in Rumänien. Tätigkeitsbericht 1922—1927. Hermannstadt 1927. — Dr. Richard Csaki zählt in gedrängter Zusammenfassung die Tätigkeit des Kulturamtes auf, die viele und weite Gebiete in sich greift. So wurde in Ausführung des wesentlichen Zweckes der Anstalt der Volksbildung gedient durch Anlegung zahlreicher Dorfbüchereien, einer Versandbücherei für die Gebildeten auf dem Lande und einer Leihbücherei für Liebhaberbühnen, dann durch ein Filmarchiv im Rahmen der Lichtbilderstelle, die viele Dörfer mit einem Wanderkino besuchte und Lehr- und Kulturfilme erwarb, ferner durch großzügigen Vertrieb von Lehr- und Anschauungsmitteln für den Unterricht, durch Ausstellungen, darunter die wichtigste die Banater Schwabenausstellung im Jahre 1922 und eine Ausstellung „Das Kleinkind", die nächstens in mehreren inländischen Städten über die Pflege des kleinen Kindes aufklären soll.

Ein weiterer Zweig der Arbeit richtet sich auf das höhere Bildungswesen und führte mit den auch von uns besprochenen acht deutschen Ferienhochschulkursen zu der

wertvollsten Leistung. Dem gleichen Zwecke dienen auch Veranstaltungen künstlerischer Art, Vorträge, dann die Herausgabe von Verlagswerken wie zum Beispiel das Reisehandbuch für Rumänien von Emil Sigerus, das Jahrbuch der Deutschen in Rumänien und die Zeitschrift Ostland.

Diese Gebiete gehören gewissermaßen zum inländischen und inneren Wirkungsfeld. Nun sucht aber das Kulturamt auch Ausdruck unserer kulturellen Verbundenheit mit dem übrigen deutschen Volkstum im Reich und Ausland zu sein. Dem widmet sich die Presseabteilung, die nicht nur Zeitungen mit Nachrichten über das Leben in Rumänien versieht und die uns wichtigste Presse zur freien Benützung in einem Lesesaal auslegt, sondern auch in einer Kartothek alle wesentlichen Personen, Ereignisse und Anstalten des Deutschtums in Rumänien verfolgt und darüber Auskünfte erteilt. Angegliedert ist eine Berufsberatung in Hochschüler- und Jugendfragen. Die Verbindung zum übrigen deutschen Volke wird gepflegt durch Besuche einzelner Persönlichkeiten und Jugendgruppen des Reichs in Siebenbürgen, dann aber auch durch Studien- und Propagandareisen des Kulturamtsleiters nach den verschiedensten Gebieten deutscher Siedlung und durch das wichtige Mittel von Ausstellungen heimischer Kulturgüter in Deutschland (Siebenbürgische Volkskunstausstellung im Frühjahr 1927 in Berlin und anderen Städten).

Das Arbeitsgebiet des Kulturamts ist außerordentlich weit und wird mit einer Kenntnis aller organisationsfähigen kulturellen Äußerungen des Deutschtums wahrgenommen, die diesem Institut, dem gegenüber manche Einwände verstummen mußten, Wert und Bedeutung verleiht.

Der Siebenbürgisch-Deutsche Jugendbund, erließ zwei Publikationen: einen Bericht über die in unserer jugendorganisatorischen Bewegung bedeutsame Tagung in Heltau (Juni 1926), und ein Jahrbüchlein 1928, das volkskundliche Wissengebiete den Jugendkreisen lebendig zu machen sucht. Heinrich Zillich

Emil Witting: Auf der Hochwildbahn im Karpathenurwalde. Siebenbürgische Wald-, Wild- und Jagdbilder. Verlag J. Neumann-Neudamm. Ein Buch, das aus dem innersten Erleben eines naturverwachsenen Jägers heraus entstanden ist, der mit offenen Sinnen und dichterischer Empfänglichkeit das Leben und Weben im siebenbürgischen Wald beobachtet hat. Eine schwerblütige Liebe zur einsamen Bergwelt und zu den urigen Geschöpfen des Waldes mit ihren unterschiedlichen Instinkten, Eigenarten und Gewohnheiten ringt in diesem Werke nach Ausdruck. In wohltuendem Gegensatz zu dem leidigen Schema des Piff-Paff-Puff und Horridoh tritt Witting mit seinen jagdlichen Leistungen bewußt in den Hintergrund, er läßt das Wild handeln und die Stimmen der Wildnis sprechen. Aus unzähligen selbsterlebten Beobachtungen erfließen leuchtende Farben zu oft wunderbaren „Wald-, Wild- und Jagdbildern". Jede der in Siebenbürgen heimischen Hochwildarten findet eine naturgetreue, abgerundete Darstellung. Scharf sind die Einflüsse von Witterung und Jahreszeit sowie alle anderen Bestimmungsgründe für das Verhalten des Wildes erfaßt und durchdacht. Die Vogel- und die Pflanzenwelt werden in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit in die Schilderungen einbezogen. In die Wildgeschichten eingewebt sind Gedanken und Stimmungen eines Menschen, der vollständig im Banne des Urwaldzaubers steht, der im Lebenskampf der Tiere die sinnvolle Auslese der Starken und allein Daseinsberechtigten bewundert. Unverkennbar ist die im Vorwort vom Verfasser angedeutete Beeinflussung durch Hermann Löns, doch zeigt Witting in seiner eigenartigen, bilderreichen Sprache stark ausgeprägte Originalität. Stellen-

weise erscheint die Eigenwilligkeit in Stil und Sprache sogar überbetont. Weder dieser Umstand noch die Ungleichwertigkeit der einzelnen Kapitel oder die zuweilen etwas holprige Häufung schmückender Beiworte sind jedoch imstande den nachhaltigen Eindruck zu verwischen, den das Buch auf den verständnisbereiten Leser ausübt. Unsere heimische Literatur hat auf gleichem oder verwandtem Gebiet keine annähernd ebenbürtige Leistung aufzuweisen. Darüber hinaus aber wird das Buch Wittings in dem großen Kreise deutscher Jäger und Naturfreunde fraglos Aufsehen erregen. Erlesene Landschafts- und Wildabbildungen nach Zeichnungen und photographischen Aufnahmen des Münchener Malers Rolf Winkler vervollständigen die gediegen schöne Ausstattung des Buches. Alfred Hönig

A brassai fekete templom Mátyás-kori cimerei (Die Wappen aus der Zeit König Matthias an der Schwarzen Kirche in Kronstadt) von Josef Sebestyén v. Köpecz, erschienen als 8. Heft der Erdélyi tudományos füzetek, Klausenburg 1927.

Der Verfasser untersucht mit außerordentlicher Sachkenntnis und Gründlichkeit drei Wappendenkmäler der Schwarzen Kirche in Kronstadt und zwar das der Kanzel gegenüber befindliche Steinwappen, dann die beiden Wappen im Freskogemälde der südlichen Vorhalle der Kirche. Zahlreiche Abbildungen bieten die gegenständliche Ergänzung und ermöglichen es, die wichtigen Feststellungen auch dem Laien klar zu machen.

Die Abhandlung, in deren Verlauf wir das Verhältnis der Stadt Kronstadt zu dem Könige Mathias in teilweise neuer Beleuchtung sehen, gewährt zugleich in eigenartiger Weise die Möglichkeit, einen Abriß aus der Baugeschichte der Schwarzen Kirche zu erhalten.

Es wird festgestellt, daß das Steinwappen das unerweiterte, vollständige genealogischer Wappen des Hauses Hunyadi darstellt und daß dasselbe mit außerordentlich großem heraldischen Empfinden und technischen Können, wahrscheinlich von einem Kronstädter Meister, hergestellt wurde.

Die im Marienfresko befindlichen zwei Wappen bestimmen das Alter dieses hervorragenden Gemäldes. Während nun das rechte Wappen als ein Typus des ung. Staatswappens der Zeit Mathias festgestellt wird, erkennt der Verfasser im linken Wappen, das der Königin Beatrix v. Aragonien, der zweiten Gemahlin König Mathias gehörige Wappen. — Aus der Art der Darstellung schließt der Verfasser auf den unbekannten Maler, der ein auch Italien kennender, deutscher, vielleicht sächsischer Meister gewesen sein muß. Ing. G. Treiber

Otto Rust. Count und Konso, Roman. Verlag Kösel & Pustet, München.

Der Auswandererroman „Count und Konso" ist ein Loblied auf die Arbeit, ein Aufruf zur Übernahme der Verantwortung für das Leben unserer Umgebung. Die Klarheit der knappen Sprache erfaßt uns von der ersten Zeile an und geleitet uns bis an das Ende des Buches. Mit Teilnahme folgen wir der menschlichen Entfaltung des verbildeten Stubengelehrten Amberg in den Holzfällerlagern der Urwälder Amerikas. Zwischen Count, dem ausgehöhlten Lüftling, dem schleichenden Elend, und dem Japaner Konso, dem lächelnden Arbeitsfrohen, dem demütig Heimatstreuen, findet er den rechten Weg. Den Weg der ihn stark macht, auch die Verlorenen, um sich mit fester Hand nach Hause zu führen. „Erweiterungen der Seele haben das Merkwürdige, in anderen Seelen erweiternd zu wirken." Ernst Jekelius

Walter von Molo. Die Legende vom Herrn. (Verlag von Albert Langen in München.) Nach dem Zusammenbruch der Versuche historisch-kritisch ein „Leben Jesu" aus den vorhandenen Quellen zu schöpfen, drängt dieser Stoff wieder um so mehr

zu dichterischer Schau und Gestaltung. Einer der vielen Versuche auf diesem Gebiet ist das vorliegende Buch. In einfachen Bildern, die doch voller dramatischer Spannung sind, ziehen an uns die Monate vor Jesu Tode vorüber. Die unheimliche Gewitterschwüle der Zeit und jene ungeheure Tragik, von der der wandernde, lehrende, heilende Jesus umweht ist, tritt überall packend und ergreifend hervor. Wunderbar ist der Gegensatz zwischen dem Heiland, der bei aller strahlenden Göttlichkeit doch so ganz Mensch bleibt und seiner, ihn ewig mißverstehenden, ewig in erd- und zeitgebundener Schwere verlorenen Umgebung. Namentlich die Gestalten des Petrus Johannes, Matthäus und Judas treten lebendig und plastisch hervor. Plastisch und lebensnah ist auch der heiße Kampf mit dem fanatischen Heer der Pharisäer geschildert. Das ganze Buch ist ein Zeugnis tiefen und ehrfürchtigen, religiösen Verstehens und starker dichterischer Herstellungskraft. Dem gegenüber hat es wenig zu sagen, daß sich auch Stellen finden, in denen eine weniger lebendige Allegorie und blassere Reflexion sich geltend macht. Wir können nur dankbar sein für diese ergreifende und beseelte Illustration zu den Berichten der Evangelien. K. Möckel

Elsa Bernewitz, Die Entrückten. Vier Geschichten vom Tode. Albert Langen-Verlag, München 1927. Die Novellen spielen in Lettland zur Zeit der Revolution, wo die deutschbaltischen Barone von den Bolschewiken verfolgt und ausgerottet wurden. Die Schilderung und Wiedergabe der Charaktere ist gut und von viel Gefühl für Steigerung geleitet, dahinter düster und zugleich geklärt das Erlebnis selbst steht.

Agnes Miegel, Spiele. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1927.

Die große Balladendichterin, die Schöpferin einer wunderbar herben Prosa, sammelt in diesem Buche fünf dramatische Vorwürfe. Diese Spiele führen in eine weltabgewandte Atmosphäre; sie sind zeitlos und doch so gültig für alles Menschliche. In tönenden Versen gebiert uns Agnes Miegel ihre romantische Welt, sie führt uns in das Paradies eines schönheitsuchenden Einsamen, der ein sterbendes Mädchen im Arm hält, sie spinnt uns ein in den Zauber einer italienischen Faschingsnacht, durch welche lähmend die Fratze des Todes grinst, sie beschreibt die Trauer über eine zu späte Begegnung zwischen zwei Liebenden, sie zeichnet uns die Tragik einer dem politischen Mord verfallenen Frau. — Es mutet uns seltsam an, wenn wir uns in diese Spiele vertiefen: Es ist uns, als nähme uns eine ferne Zeit gefangen, ein Maß, das zu begreifen wir verlernt haben, ein Friede, den wir aus dieser Dichtung ahnen, der aber nie Wirklichkeit wurde und uns Trost war in dieser amusischen Zeit. Solche Bücher tun uns bitter not, weil sie auf eine stille Art weise sind. Man wünschte sie in viele Hände! Manfred Sturmann

Kürschners Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1928. Herausgegeben von Dr. Gerhard Lüdtke, Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin-Leipzig.

Dieser eben erschienene 44. Jahrgang des Kürschner ist das vollständigste literarische Handbuch, das je deutschen Schriftstellern und Literaturfreunden zur Verfügung stand. Das Werk enthält u. a. Verzeichnisse aller deutschen Verleger, Bühnen, Zeitschriften und literarischen Vereine, dann ein Lexikon von rund 8200 deutschen Schriftstellern, deren Anschriften, Personaldaten und Werke, ein Verzeichnis der deutschen Übersetzer uff. Es ist dazu mit mehreren Bildnissen geschmückt. — Die letzten Jahrgänge des Kürschner bemühen sich mit wachsendem Erfolg, das Schrifttum des gesamten Volkstums zu umfassen. Wir begrüßen dieses Bestreben aus ganzem Herzen, sind aber auch verpflichtet es in jeder Beziehung zu unterstützen. Die Angaben über Siebenbürgen sind noch immer unvollständig. Unter den Schriftstellern fehlt vor

allem Hermann Klöß. Auch Erwin Wittstock müßte mit seinem neuerschienenen „Zineborn" aufgenommen werden. Es fehlen weiters die Zeitschrift „Ostland", die letzten Werke von Oskar Wittstock und von Wilhelm v. Hannenheim. Unter den Verlegern fehlt die Krafft & Drotleff A.-G. und ebenso der Klingsor-Verlag. Der Verlag Walter de Gruyter & Co. ist dankbar für jede zweckdienliche Mitteilung, seine Anschrift lautet: Berlin W 10, Genthiner-Str. 38. Otto Folberth

Goethe-Kalender auf das Jahr 1928. Herausgegeben von Dr. Karl Heinemann und Dr. Robert Weber. Dieterichische Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Dieser von Otto Julius Bierbaum gegründete Kalender ist ein anspruchsloses Goethe-Jahrbuch. Der Hauptaufsatz „Vor hundert Jahren" läßt Goethe zu uns sprechen — in Briefen, Aufzeichnungen und Gesprächen — den Goethe des Jahres 1828, den Neunundsiebzigjährigen, der durch den Tod des Freundes Karl August erschüttert, als fleißiger Eremit im gartenreichen Schlosse Dornburg lebt und in Liebe an Marianne von Willemer denkt. Aus seinen Werken sind die Novelle „Der Prokurator", Xenien und Aussprüche zum Abdruck gelangt. Ein Aufsatz „Karl August in Gedichten Goethes" läßt den Freundschaftsbund auferstehen. Dr. Richard Weber berichtet umfassend über Vertonungen Goethe'scher Gedichte im Einzellied. Acht Reproduktionen zeitgenössischer Dichter und ein Bericht über die Neuerscheinungen in der Goetheliteratur vervollständigen den Band.

Der verklärte Tag, Roman von Emanuele v. Nekil-Löwenkreuz. Verlag Kösel und Pustet, München.

Diese Tagebuchaufzeichnungen, die fälschlich den Namen Roman führen, sind das Abendgebet einer alten Frau. Einer Frau, für die das Alter nicht eine Plage, sondern noch ein Aufstieg ist. Ihre liebevolle Teilnahme am Leben, ihre innere Kultur, ihre Heiterkeit machen sie uns durchaus sympathisch. Ich wünschte, unsere Frauen läsen manchmal auch solche Bücher. Ernst Jekelius

Mitteilungen der Schriftleitung

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

In Kronstadt:

8.—16. Februar: Gastspiel des Mährisch-Ostrauer Stadttheaters, Direktion Karl Stransky in Kronstadt.

19. Februar: Zweiter Kammermusikabend der Kronstädter Triovereinigung (Bernfeld-Biemel-Moldrich).

Tag noch unentschieden: Tanzabend Kuales de Vinda.

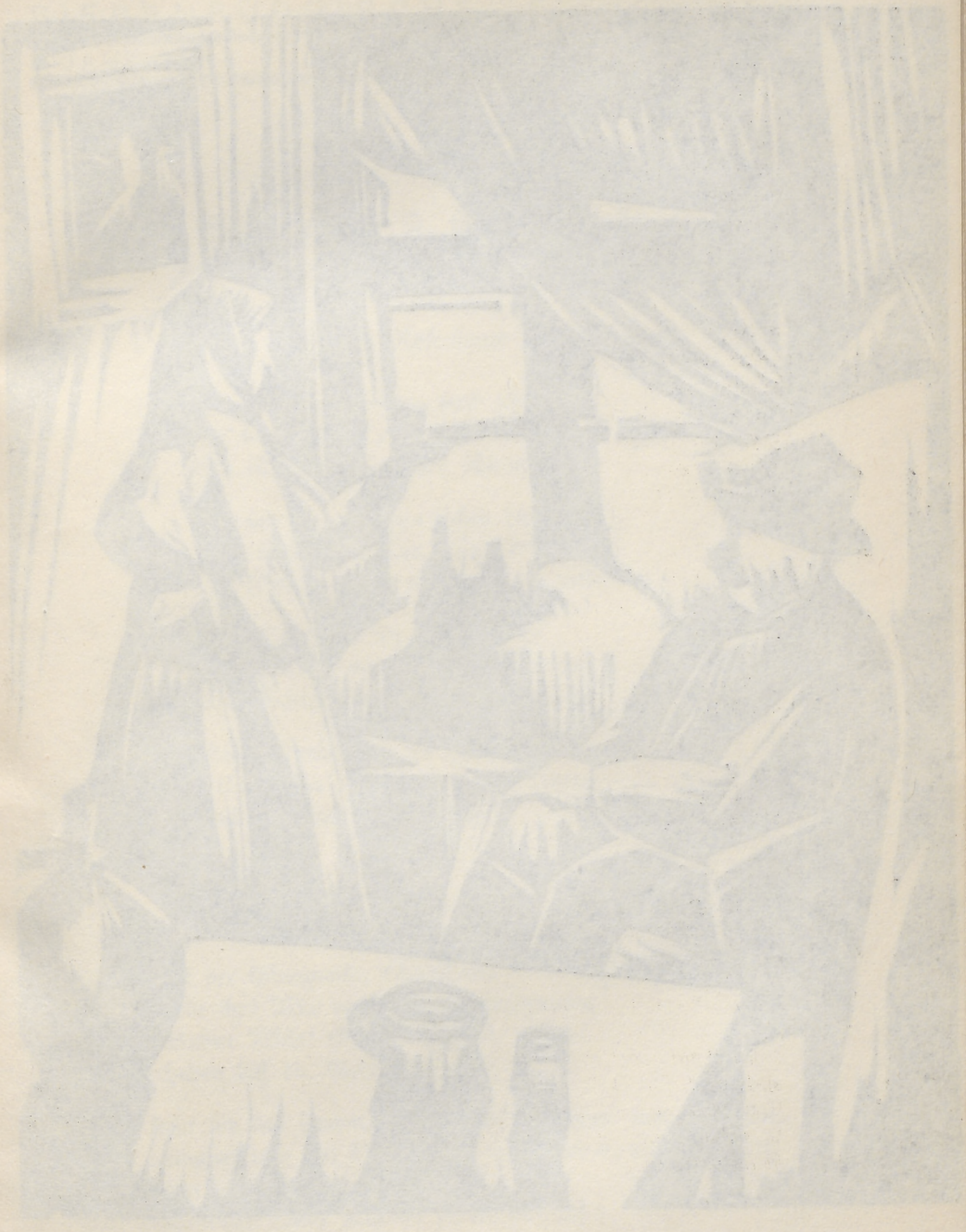
In Vorbereitung:

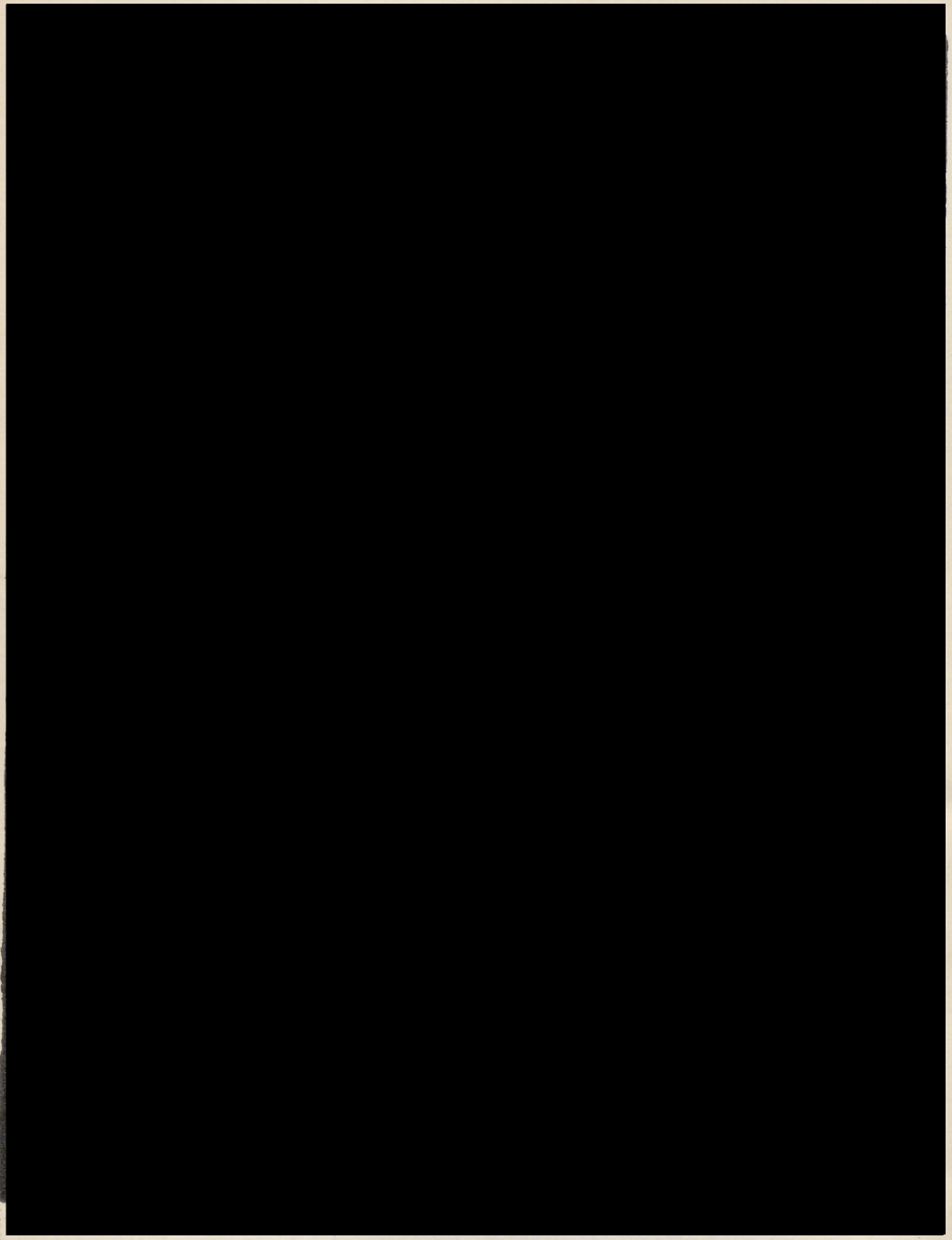
2. März: Schubertfeier: Mitwirkende: Der Evang. Schülerkirchenchor unter der Leitung von Prof. V. Bickerich, Kammersänger Albert Jerger, Staatsoper, Wien, und die durch zwei Herren ergänzte Kronstädter Triovereinigung (Forellenquintett). Die Festrede hält Dr. Egon Hajek.

8. März: Konzert Geheimrat Willy Burmester, Violine.

17. März: Konzert Kammersänger Leo Slezak, Staatsoper, Wien.

Veranw. Schriftleiter. Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov), Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg





Imre Nagy, Holzschnitt

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
5. JAHR MÄRZ 1928 HEFT 3

Gedichte von F. G. Klopstock

Zur 125. Wiederkehr seines Todestags am 14. März

Das Rosenband

Im Frühlingsschatten fand ich sie;
Da band ich sie mit Rosenbändern:
Sie fühlt es nicht, und schlummerte.

Ich sah sie an; mein Leben hing
Mit diesem Blick an ihrem Leben:
Ich fühlt es wohl und wußt es nicht.

Doch lispelt ich ihr sprachlos zu,
Und rauschte mit den Rosenbändern:
Da wachte sie vom Schlummer auf.

Sie sah mich an; ihr Leben hing
Mit diesem Blick an meinem Leben,
Und um uns wards Elysium.

Nacht und Tod

O Anblick der Glanznacht, Sternheere,
Wie erhebt ihr! Wie entzückst du, Anschauung
Der herrlichen Welt! Gott Schöpfer!
Wie erhaben bist du, Gott Schöpfer!

Wie freut sich des Emporschauns zum Sternheer, wer empfindet
Wie gering er, und wer Gott, welch ein Staub er, und wer Gott,
Sein Gott ist! O sei dann, Gefühl
Der Entzückung, wenn auch ich sterbe, mit mir!

Was erschreckst du denn so, Tod, des Beladenen Schlaf?
O bewölke den Genuß himmlischer Freude nicht mehr!
Ich sink in den Staub, Gottes Saat! was schreckst
Den Unsterblichen du, täuschender Tod?

Mit hinab, o mein Leib, denn zur Verwesung!
In ihr Tal sanken hinab die Gefallnen
Vom Beginn her! mit hinab, o mein Staub,
Zur Heerschar, die entschlief!

Grabschrift

Schlummre denn mein Gefährt im ersten
Leben! verwese,
Saat von Gott gesät, dem Tage der Garben
zu reifen!
Ja, verwese! Wie viel, und welche Leben
empfind ich!
Diese können nicht sterben! die neuen Leben
nicht sterben!

Zwei Geschichten

Von Heinrich Zillich

Die Krebsschalen

Krebse sind eine teuere Speise, nicht gerade in Kronstadt, dem die Krebsbäche nahe liegen, sondern in Mediasch, aus dessen Boden Wein wächst den guten Bürgern geradewegs in die Köpfe hinein. Davon sind die Köpfe leicht nach allerlei Wind. Sie drehen sich wie Wetterfahnen über dem Tun der Nebenmenschen und wünschen auf ein wohlversehrtes und prächtiges Eigengebäude herabzublicken. Da aber nun diese Köpfe voll Wein sind, merken sie gleich der Fahnen nicht, daß sie meist auf keine Paläste gepflanzt sind.

Es lebte nun ein reicher Mann in Mediasch. Der handelte einmal in Kronstadt Krebse ein, brachte sie lebend und schwarz nach Hause und wies sie auf dem Wege vom Bahnhof bis zur Forkeschgasse, den er, um mehreren Bekannten zu begegnen, über den Marktplatz gewählt hat, stolz vor und fand allseits neidische Anerkennung, so daß

er bei der Mittagstafel die jetzt rotgekochten Schalen mit doppeltem Behagen aufbrach. Er hörte den flüssigen Reden seines Weibes mit einer Billigung zu, die ihn selbst an die Flitterwochen erinnerte, und flocht manchmal ein, daß der Herr Gräser oder der Professor Draser ganz besonders süß lächeln würde, wüßte er um das kostbare Mahl. Als die Frau nach kurzer Pause flüsternd mit einem Plan herausrückte, wie sie den Neid noch anfachen wolle, murmelte er zwar etwas von der Sauberkeit der Gassen, die durch diese Absicht gefährdet werde, wozu er als Stadtvertreter keine Hand rühre, aber zog sich gleichwohl gutgelaunt zum Verdauungsschlaf zurück. Seine Frau indessen häufte die Krebsschalen auf einen Teller, vergaß nicht eine Scheere, und warf sie vor das Haustor. Da gingen nun die Nachbaren vorüber, und bis in seinen Schlummer hinein hörte wohlgefällig der Reiche, wie ihre Schritte stockten, mancheiner zum anderen sagte: „Der hat heute Krebse gegessen!"

Doch tagsdrauf, als er behäbig in sein Büro schritt, sah er die Schalen vor des Nachbars Tor liegen und etliche standen davor und meinten: „Wo der Zikeli bloß das Geld her hat?"

Wieder nach einem Tage lagen die Schalen vor dem Hause des Professors Draser und da schwoll dem Reichen die Galle und schwoll noch höher, als die roten Reste am dritten Morgen wieder ein Tor weiter gekehrt waren. Er schimpfte wütend über jene, so sich mit fremden Schalen schmücken, fluchte auf die Straßenreinigung und sah, wie die Schalen weiter gekehrt wurden, still in der Nacht, die Forkeschgasse hinauf, die Forkeschgasse hinab, bis sie wieder bei seinem Tore waren. Da ließ er sie in den Müll werfen und es war ihm zumute als zöge er eine Fahne ein.

Der Sarg

Der Kutscher Andreas Kaufmes, der in Tartlau bei einer Fabrik bedienstet war, hatte einen Sohn von acht Jahren und kratzte sich den Kopf, als der Bengel erkrankte und schleunigst ins Spital nach Kronstadt geschafft wurde. Seine Frau begleitete den Jungen. Zuhause führte der Vater weiter Sand und Steine, rechnete manchmal die Kosten zusammen, die ihm der Rudi in Kronstadt bei Arzt und Apotheker anhäufte, und schlug der alten Stute Pelenka unwirsch über das Fell.

Am dritten Tage rief ihn der Verwalter zu sich, reichte ihm die Hand und sagte, Peter Boltres sei in der Stadt gewesen und habe erfahren, daß Rudi tot sei.

Der Kutscher Andreas meinte: „Hat der Boltres-Peter auch richtig verstanden?", denn Boltres war ein schwerhöriger Mann.

Da wurde auch dieser herangerufen, legte die Hand hinter das Ohr und antwortete, ja, er habe schon gut gehört. Im Spital, wo er Eier verkauft habe, sei davon gesprochen worden. Der Donner möge ihn treffen, wenn er nicht die Wahrheit sage, und im übrigen solle man ihn in Frieden lassen, er sei gar nicht schwerhörig.

„Ich danke für die Teilnahme!" sagte darauf der Kutscher Andreas zum Verwalter und erbat sich zwei Tage frei, wandte sich um und ging zum Tischler Kretschmer.

„Ich habe es mir überlegt", begann er, nachdem sie sich stumm die Hände geschüttelt hatten, „Ich fahre erst morgen nach Kronstadt. Zwei Tage in der Stadt kosten zu viel. Mach mir den Sarg bis abend fertig, dann trage ich ihn morgen früh selbst nach Kronstadt und nach dem Mittagessen begraben wir ihn. Abend sind wir wieder hier."

„Wer ist denn gestorben?" fragte der Tischler.

„Na — der Rudi —" meinte der Kutscher Andreas und zog eine Schnur aus der Hosentasche. „Dies ist das Längenmaß. Als man ihn wegführte, dachte ich mir: Spital ist Spital und Spital wie das Grab. Und nahm ihm das Maß. Mach ihm den Sarg, er wird ja billiger sein als in der Stadt. Nimm Tannenholz, außen glatt und schwarz. Drinnen muß es nicht gehobelt sein. Was kostet das?"

Der Tischler nannte den Preis und ließ etwas nach, als der Kutscher Andreas nicht einverstanden war.

Am nächsten Tag zog sich dieser ein reines Hemd an und den Sonntagsrock, spannte die Pelenka ein, lud den Sarg, den er schon bezahlt hatte, auf den Wagen, und fuhr nach Kronstadt. Vor dem Spital hielt er und hob den Sarg unter den Arm. Der Pförtner wies ihm den Weg und so trat er, immer den Sarg unter dem Arm, in die Stube, wo zwanzig Kranke lagen. Seine Frau sprang vom Lager des Kindes auf, als sie ihn erblickte, war stumm vor der Tannentruhe und fing plötzlich zu schreien an: „Er ist doch nicht tot, er ist doch nicht tot!"

Der Kutscher Andreas stellte den Sarg auf die Dielen.

Der Junge begann in seinem Bett auch zu winseln und warf sich hin und her. „Ich bin nicht tot!"

Aber der Kutscher Andreas kratzte sich den Hinterkopf und sagte nur: „Halt's Maul!" und sah unschlüssig auf den Sarg nieder: „Ja, was fange ich mit dem da an?"

Da hob er den Sarg wieder auf und trug ihn zur Straße, verlud ihn und fuhr stracks zum Peter Boltres.

„He du!“ sagte er zu dem, „Du hast doch falsch gehört. Der Rudi lebt!“

Peter Boltres wollte nicht verstehen. Der Kutscher Andreas mußte es ihm in die Ohren schreien.

„So so!“ meinte da der Peter Boltres.

„Wenn der Kretschmer den Sarg nicht zurücknehmen will, mußt du ihn bezahlen,“ sagte der Kutscher Andreas.

„Ich!“ schrie der andere wütend, „Hab ich dir gesagt, daß du den Sarg kaufen sollst, he?“

„Nein,“ meinte der Kutscher Andreas und dachte: der Boltres-Peter hat recht.

„Laßt mich in Ruhe. Ich bin ein schwerhöriger Mann!“ schrie der Bauer weiter und warf die Türe dem Kutscher vor der Nase zu. Da fuhr dieser zum Tischler Kretschmer.

„Mit zehn Perzent Abzug nehm ich den Sarg zurück,“ meinte der Tischlermeister und setzte hinzu, er habe ihn ohnehin zu billig berechnet.

Zehn Perzent Abzug — das wollte der Kutscher Andreas nicht zulassen. „Was! Zehn Perzent Verlust für nichts und wieder nichts!“

Er trug den Sarg heim und stellte ihn in die Kammer. Nach einer Woche kam Rudi mit seiner Mutter heil und gesund wieder. Der Vater zog die Meßschnur aus der Hosentasche und maß ihm die Länge, dann murmelte er: „Na — es langt noch.“

Rudi aber wuchs. Da spannte der Kutscher Andreas eines Tages die Pelenka ein und fuhr zum Advokaten. Dort zeigte er die Meßschnur und erzählte, daß er in gutem Glauben einen so langen Sarg habe machen lassen, weil der Peter Boltres gesagt habe, der Rudi sei tot. Nun aber sei der Rudi nicht tot und auch „aus dem Sarg gewachsen“ und da müsse der Boltres den Sarg bezahlen.

Doch der Advokat antwortete, der Boltres sei schwerhörig und habe auch in gutem Glauben Rudis Tod verkündet; da sei der Prozeß ohne Aussicht. So fuhr der Kutscher Andreas wieder nach Hause. Sah er aber seinen Sohn, kratzte er sich immer den Kopf und fluchte: „Was mach ich nur mit dem Sarg! Der Rudi wird mir von Tag zu Tag größer und größer!“ Dann spuckte er aus und schlug der Pelenka über das Fell.

Der siebenbürgische Kosmos*)

Von Otto Folberth

Es ist wahr, Siebenbürgen ist ein kleines Land im östlichen Europa. Es ist klein und unfrei und in der Welt wenig bekannt. Und ist doch ein Land, das seit Jahrtausenden seinen eigenen, wenn auch unoffiziellen Namen führt, das von natürlichen Grenzen eingeschlossen wird (gibt es viele solcher Länder?) und innerhalb dieser Grenzen eine solche Fülle landschaftlicher, wirtschaftlicher und volklicher Gesichte zeigt, daß ihm der Charakter einer in sich völlig erfüllten Schöpfung trotz seiner politischen Unselbständigkeit im höchsten Maße eignet.

Wenn einmal die Götzen der gott- und geistlosesten Wissenschaft, die es gibt, die Götzen der Statistik gestürzt und an Stelle der unseligen Wertungen nach Macht und Masse die entscheidenden Fragen so gestellt werden, ob ein Land auch wirklich die Fähigkeit habe, die — letzten Endes alleinwaltenden — Gesetze des Weltalls, die großen kosmischen Ordnungen in sich zu wiederholen, dann, ja dann wird Licht auch auf dieses Fleckchen Erde fallen. Denn es wird sich zeigen, daß unser kleines Siebenbürgen, wie wenige Länder, eine ganze, reiche, in sich geschlossene Welt umfaßt.

Es ist vielleicht gut, sich dieser kosmischen Existenz erst auf dem Gebiet der Landschaft bewußt zu werden. Denn die verzweigten Wirtschafts-, Kultur- und Volksordnungen, also die geschichtlichen Gesetzmäßigkeiten Siebenbürgens, erscheinen — wie billig — mitbedingt und -bestimmt durch die Urform seiner Landschaft. Nur ihre eigene, fast ins Grenzenlose gehende Gliederung und Differenzierung, ihr bewundernswerter Formenreichtum vermochte die hundertfältigen Einflüsse schöpferisch aufzufangen, die vom Abend- und Morgenland, vom Balkan und von Asien her kreuzweis ihren Schoß durchströmten. Das will sagen: auf die vielfältige Gegliedertheit der siebenbürgischen Erde (die fast für jedes hereingewehte Volkskörnchen oder Kulturseelchen hier eine sonnige Scholle, dort eine schützende Furche übrig hatte) gehen im Grunde die bunten Erscheinungsformen des siebenbürgischen Lebens zurück. Und auf ihre streng gezogenen natürlichen Grenzen ihre trotz allem zu höchst bestehende Einheitlichkeit. Ist in diesem Verstand das Wort „kosmisch" gestattet?

Noch kein Geschlecht hat sich der Ausdrucksfülle dieses verborgenen Weltwinkels bewußt vergewissert. Noch nährte sich die Heimatliebe des siebenbürgischen Menschen fast nur aus dunkler, triebhafter Ver-

*) Bruchstück eines längeren Aufsatzes.

bundenheit. Aber Sinn jedes Schauens bleibt, im Chaos den Kosmos zu entdecken, je länger je klarer, und selbst auf die Gefahr hin, vorübergehend von ihm verblendet zu werden.

So nun muß Siebenbürgen endlich einmal gesehen werden: als Werk einer Schöpferhand, als Vermächtnis eines Schöpferwillens, gegen dessen Gültigkeit Berufung nicht eingelegt werden kann (als handle es sich um einen beliebigen staatsrechtlichen Urteilsspruch) weder von Mitbetroffenen, noch von mehr-minder wohlwollenden Nachbarn. Es muß die schuldlos nicht zu verletzende Heiligkeit dieses — man kann sich schwer anders ausdrücken — gottgewollten Werkes endlich verkündet und gegen Frevlerhände geschützt werden.

Wie ladet doch der weite Bogen der Berge: der Südkarpathen, der Ostkarpathen, des Erzgebirges — dreifach gebrochen (ein Kreis, dem ein Dreieck eingezeichnet wurde) dazu ein, die von ihm umfaßte Erdoberfläche als eine Urform, ein Weltkristall für sich zu betrachten! Und als setzten sich in der Tat sphärische Gesetze in tausendfältigen Variationen in ihm fort, umspannt dieser klar gegliederte Kreis das unerhört reiche Spiel der göttlichen Gestaltungen, deren Zauber seinen Schoß erfüllt: das erhabene Epos des Südrandes mit seinen majestätischen Gipfelketten über dem Hermannstädter Becken; das Drama der gegen- und durcheinander eifernden Kronstädter Berge: des Königsteins, des des Butschetsch, des Schulers, des Hohensteins und des Csukas; die Lyrik der innersiebenbürgischen Hügellandschaft mit ihren zartesten und weichsten Tönen rings um das Mediascher Weingelände: die romanhafte Phantastik des Erzgebirges, die sich einem Jókai schon wunderbar erschloß; das Märchenland der tannenreichen Hargitta, die mit Recht als Heimat der siebenbürgischen Köhler, Holzschnitzer, Gnome, Rübezahle und Weihnachtsmänner von unsern Kindern seit jeher gefürchtet und geliebt wird; die mit hundert Sagen umwobene Bergwelt der Csik, vom breitschultrigen Ocsém über die Felsenburg des Egyeskö und die Edelweißgipfel des Nagyhagymás bis zum dunkeln Mördersee und dem wild zerklüfteten Békáspaß; die Melancholie der siebenbürgischen Steppe zwischen den Flüssen Mieresch und Szamosch; die Ährenfreude des Burzenlandes, des Brotfeldes, der Csiker und Háromßéker Hochebenen; die Mystik des Geisterwaldes; die religiöse Offenbarung des Sankt Annensees; die mytologische Ferne und Verlorenheit der Wälder des Nordens.

Das sind nur einzelne Stimmen aus dem Gesamtchor der Schöpfung, den der Herr der Welt zur Symphonie dieser Landschaft vereinigte.

Es fehlt darin zweifellos das Orgelbrausen eines Meers und das schrille Pfeifen exotischer Wundervögel. Für Ausgeburten zügelloser Phantasie bot das begrenzte siebenbürgische Becken freilich keinen Raum. Der Sinn seiner Enge und seiner Vollendung wäre verloren gegangen. Dieser forderte streng, das Herz des Alls in kleinem, ja kleinstem Kristalle zu spiegeln.

Lyrik als Journalismus

Von Dr. Erwin Stranik

Wenn ich sage: Journalismus, — so möchte ich damit keine abfällige Wertung verbinden, sondern nur die Trennung vollziehen von dem, was man als „Kunst" bezeichnet. Messungen zwischen diesen beiden Gebieten und philosophisch durchtränkte Gegenüberstellungen erscheinen mir hierbei ganz unangebracht. Denn das eine hat mit dem andern so wenig zu tun wie ein negativer Pol mit einem positiven. Kunst ist Gottesgabe, — erwächst aus Intuitionen und entlädt sich zwanghaft. Wahre Kunst kennt kein Publikum. Findet es ein solches, dann hat sich der rezeptive Mensch zum Kunstwerk hin, nicht aber dieses zum Aufnehmenden bewegt. Kunst entsteht unbekümmert um die Umwelt, die Forderungen des Tages, die Wünsche der „kunstliebenden, -sinnigen, -fördernden" Kreise. Sie ist plötzlich da und läßt sich nicht ausdeuten. Eine Begnadung ist sie, von der der sie Besitzende bisweilen nicht einmal weiß, wieso und weshalb ihm dieses Geschenk zuteil wurde. Wahre Künstler finden sich deshalb oft unter menschlich minderwertigen Charakteren. Derjenige, der als Gemeinschaftswesen mit seinem Namen für das Kunstwerk zeichnet, steht in ebendieser Gemeinschaft oft an unterster Stufe — oder gehört gar zu den von diesen „Segnungen der Kultur" Ausgeschlossenen. Sein Werk aber triumphiert über alle, auch die besten Staatsbürger. Seine Schöpfung wird unsterblich, er, als deren Vollstrecker, verschwindet hinter ihr ins Nebensächliche. — Jeder weiß dies: die Gestalten der Weltliteratur sind meist um vieles in uns gegenwärtiger und lebendiger als ihre Gestalter. Um sie kümmert man sich nicht mehr, manche hat man sogar vergessen. Vielleicht erreichte sogar alle dieses Los, gäbe es keine Philologen. Aber deren Konservierung bleibt ja doch auch meist im Musealen stecken.

Der Kunst und ihren Schöpfern steht der Journalismus gegenüber.

Er ist der Diener am Tag, der Sucher des Publikums. Derjenige, der Journalistik betreiben will, muß vor allem ein feines Witterungsvermögen besitzen. Was wollen die Leute lesen? Wie wünschen sie die ihnen genehmen Ereignisse dargestellt? sind seine Hauptfragen, die er sich immer wieder zu stellen hat. Sie richtig zu beantworten, bedeutet seine wesentlichste Aufgabe. Oft ist die Arbeit, die ein Journalist zu leisten hat, ungeheuer groß. Übersteigt sogar um ein bedeutendes die des Künstlers. Denn der Künstler wird von seinen Intuitionen überfallen, der Journalist aber muß ihnen nachjagen. Stets muß er ganz Auge, ganz Ohr sein. Ein guter, der Zeit wirklich dienender Journalist, der, sagen wir, ständig für 30 Blätter schreibt, hat eine ganz immense Gehirnarbeit zu vollbringen. Nicht nur, daß er auf allen möglichen und scheinbar unmöglichen Gebieten beschlagen sein muß, er hat auch innerhalb weniger Stunden oft vollkommen fertige Reiseberichte, Übersichten, politische Resumées, Kritiken, Reminiszenzen aus der Vergangenheit usw. zu liefern. Er selber muß ein Lexikon — und oft sogar noch mehr als dieses sein. Und immer außerdem bedenken: in welche Form habe ich mein Wissen zu gießen, damit es eben jenem Publikum dieser oder jener Zeitung, für die ich gerade arbeite, entspricht? Daß es ihr Niveau nicht übersteigt, aber ja auch nicht unterbietet? Was darf ich bei meinen Lesern als bekannt voraussetzen, was muß ich ihnen erst „populär" machen? — Man sieht: Journalismus ist ebenfalls eine höchst schwere Aufgabe, — darum gibt es ja auch so wenige, die sie wirklich zu meistern vermögen. Gute Journalisten sind ebenso selten als echte Künstler. Schlechtes Material findet man in beiden Lagern in Überfülle.

Die „Rubriken", in denen der Journalist sich betätigen kann (oder, sitzt er in der Redaktion einer Zeitung, wohl auch bestätigen „muß") sind verschieden. Von der einfachsten Umstilisierung einer Korrespodenznotiz, über die Lokal- und Gerichtssaalreportage bis zur Kunstkritik und dem „Feuilleton" führt ein weiter und oft recht beschwerlicher Weg. Auch der „Zeitungsroman" mit seinen bekannten Forderungen (erstens: jede Fortsetzung muß spannend sein, zweitens: es dürfen keine Unmoralitäten vorkommen, drittens: keine betrachtenden Überlegungen, viertens: das Ende hat unbedingt alles in Wohlgefallen aufzulösen) gehört hierher. Vor noch nicht allzulanger Zeit wurde ja erst der Versuch unternommen, wirklich erstklassige Zeitungsromane durch ein Preisausschreiben zu erhalten. Das Resultat dieser Konkurrenz war allerdings vernichtend: denn an Stelle des guten journalistischen

Romans haben die Preisrichter die schlechten künstlerischen prämiert. Eine vollkommene Verkennung der Grundbedingungen für einen Zeitungsroman also oder — gibt es bei uns gar keinen wirklich guten, unterhaltenden Romanjournalisten?

Alle Gebiete der Prosa wurden auf diese Weise, den Bedürfnissen unserer Zeit entsprechend, in künstlerische und journalistische getrennt. Auch beim Theater scheidet man bereits ziemlich scharf und mit Erfolg zwischen der „dramatischen Dichtung" und dem „Stück", das ganz auf Publikumserfolg eingestellt ist, diesem gibt, was es eben will (und dabei nicht schlecht sein muß).

Nur die Lyrik hat man bisher ausgenommen und fühlte sich, vermutlich aus Respekt vor der Liebe, die ja im wesentlichen ihr Gebiet darstellt, gehindert, auch hier eine Teilung in künstlerische, d. i. dichterische Lyrik und rein journalistische Produktion vorzunehmen. Dabei läßt sich doch nicht leugnen, daß in geradezu überragendem Maße all unsere Zeitschriften- und Zeitungsgedichte nichts anders als journalistische Ware darstellen.

Man bedenke einmal: derjenige, dem die Fähigkeit, zu reimen, gegeben ist (und es sind deren schon erschreckend viele in unseren Tagen), spekuliert vollkommen nüchtern, welches „Motiv" dem Publikum am genehmsten wäre und damit am ehesten Aussicht auf Druck hätte. Daß dann während der Produktion dieses Gedichtes sich noch ein erhöhter Schaffenstaumel einstellt, hat wenig zu besagen. Diesen empfindet jeder gute Journalist ebenso, aber er ist nur äußerlich mit der Intuition des Dichters verwandt, nicht innerlich. Denn der Schaffenstaumel ist Freude am Vorwärtsschreiten des Werkes, während die Intuition sich als blitzartige Erleuchtung und Schaffenszwang darstellt. Ein paar Beispiele werden hier leicht zur Stelle sein. Man nehme etwa die Zeitung vom 8. Mai irgendeines Jahres, bekanntlich des „Muttertages". In einer ganzen Anzahl findet sich immer wieder das Gedicht eines Herrn Martin Selt, betitelt „Mutter". Man höre den Anfang:

„Wort voll Innigkeit und Tiefe,
Liebster Klang im Erdenrund:
Wo Du tönst, da ist's als riefe
Uns der Gottheit heil'ger Mund.

Auf des Lebens dunklen Wegen
Leuchtet uns Dein tröstend Licht.
Wie Gebet und Himmelssegen
Klingt's, wo einer: Mutter! spricht.

Schon die Strophen zeigen, daß der Mann reimen kann, der Rhythmus fließt glatt, der Gedanke ist klar durchgearbeitet, — ist also gerade das getroffen, was das Publikum will, wobei man ein wenig gerührt wird und zu dem der biedere Papa zur biederen Mama sagen kann: „Ja — so ist's wirklich."

Ein anderes Poem: „Morgenlied" betitelt, Verfasserin Hildegard v. Schönfeld. Voraussetzung ist: am Morgen fühlt jeder die Sorgen der Nacht von sich abgleiten, er geht wieder mit frischem Mut an die Arbeit, es ist licht, usw. usw. Diese Motive, einstmals dichterisch empfunden, nun zu tausenden Malen abgewandelt, sind bereits in jedes Biedermannes Gefühl übergegangen und erwecken Befriedigung, wenn man sie in gereimter Form serviert bekommt. Hier das journalistische Gedicht:

„Küsse wach, Du junger Morgen,
Mir den Frohsinn in der Brust
Und laß alle grauen Sorgen (*aha!*)
Schlummern darin unbewußt.
Alles ist so klar und helle, (*wie denn anders.*)
Alles leicht und bar Gewicht —
Jeder Tropfen wird zur Quelle,
Jeder Funken wird zum Licht. (*Die Sonne geht*
Und der Tau erstrahlt als Spiegel *auf, eine neue*
Meinem Bilde jung und schön . . *Entdeckung!*)
Wachsen mir des Vogels Flügel
Schwing ich mich zu Gottes Höhn!" (*Was nicht anders zu erwarten war*)

Grete Urbanitzky, von der man behauptet, daß sie eine Dichterin sei und einen großen Leserkreis besitze, erkennt zum ersten Male in in dem Zyklus „Das Jahr der Maria„:

Denn war es also nicht vom Anbeginn?
Zwei Brüder sind in uns in Not verbunden:
Der helle will zu allen Quellen hin,
Der dunkle zwingt uns heiß in andre Stunden.

Ein anderer, der freilich kein Journalist, aber auch ein Dichter war und sich Goethe nannte, sagte — ich glaube, vor Grete Urbanitzky:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen:
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen."

Hier also wieder die typisch-journalistische Lyrik: das, was dem Publikum schon „irgendwoher" vertraut ist, so sehr vielleicht sogar, daß er eine oder andere vermutet, er habe selber einmal schon diesen „Gedanken gehabt", wird in eine gar nicht viel veränderte Form gegossen und befriedigt so restlos den Tagesgeschmack.

Als Meister dieser journalistischen Lyrik, die einstmals poetisch Empfundenes in schön geputzte Tageswirkungen umzugießen versteht, darf man wohl Klabund ansprechen, der sonderbarerweise noch immer in gewissen literarischen Kreisen als „Dichter" gilt, obwohl er ganz bewußt zum Journalismus und vor allem gerade in der Lyrik abgleitet. Dabei rührt er unendlich oft an schon Vorgeformtes, wird so beinahe zum Plagiator, ist es aber doch auch wieder nicht, denn er übernimmt zwar Worte, Gedanken und Stimmungen, gibt diesen Dingen aber stets noch etwas Eigenes, „Klabundisches", hinzu, und so entsteht seine unendlich vielfältige Lyrik, die eigentlich wirklich als einzige heute noch Publikumserfolg hat (der eben aus den oben dargestellten Voraussetzungen zu erklären ist, und zwar: restlos). Ein Beispiel von ganz besonderer Unempfindung — sowohl an einen dichtenden Meister als auch das Sentiment des Publikums — stellt wohl das Gedicht „Die Ballade vom Mond" dar. Es sei in seiner Gänze hierher gesetzt:

„Mutter, in der vergangenen Nacht —"
„Schlaf ein, krankes Kind, schlaf ein —"
„Mutter, in der vergangenen Nacht,
Da bin ich um zwölf Uhr aufgewacht,
Und ein Mann kam zum Fenster herein —"

„Das war der Sandmann — er streute Sand —"
„Mutter, das ist nicht wahr,
Der Mann wahrhaftig am Bette stand
Und reichte mir seine goldene Hand.
Und sein Auge war feurig und klar.

Mutter, der Mann war wie Heilige schön —"
„Schlaf, Kind, Du hast geträumt —"
„Mutter, der Mann war also schön,
Wie wir sie in Kirchenfenstern sehn,
Und sein Mantel war purpurbesäumt —

O Mutter, da ist der feurige Mann —"
„Kind, Kind, Du fieberst ja —"
„O Mutter, da ist der feurige Mann,
Er hat ein rotes Röckchen an —"
„Mein Kind — der Mond ist da —"

„Mutter —" „Mein Kind, was wirst Du bleich —"
„Er schreitet so schnell aus der Nacht.
Er sagte mir gestern, er käme gleich
Und nähme mich in sein funkelndes Reich,
Mutter, noch heute nacht —

„Mutter, er schenkt mir viel blitzende Stern' —"
„Hilf Gott, einer Mutter in Not!"
„Mutter, ich folge dem goldnen Herrn —"
Die Mutter schrie auf. Der Mond stand fern.
Das Kind im Bett war tot.

Überflüssig, hier auf das Vorbild Goethes hinzuweisen, das sich auszuschroten Klabund nicht einmal bis auf wörtliche Wendungen scheute. Überflüssig aber auch, einzugestehen, daß das Gedicht trotz alledem eine starke Wirkung auszulösen vermag: vollendet routinierter, raffiniert gemeisterter Journalismus.

Wie primitiv wirken dagegen jene Gedichte, die so gerne von kleinen Anlässen ausgehen, um dann eine erbauliche „Nutzanwendung" für die Sonntagsbeilage des Lokalblättchens zu gewinnen (auch als Kanzelredenabschluß bestens zu gebrauchen). Ein Lyriker dieser Art, Friedrich Schreyvogel etwa, dichtet zu diesem Behufe, als reinstes Vorstadtfeuilleton beginnend:

Jüngst bin ich einmal im Omnibus
Auf sonniger Straße gefahren;
Recht achtsam auf Mienen, Worte und Gruß
Bei allen, die mit mir waren.

So mancher, der saß dem Fenster ganz nah,
Behaglich im Sonnenscheine,
War froh, wenn er irgendwo Blumen sah
Und Felder, als wären es seine . . . . .

Doch andere wieder, die saßen stumm,
Die Stirne verdrießlich in Falten,
Und sahen nicht auf die Wege ringsum,
Darauf nur die Steine sie schalten . . .

Der eine ist froh, weil der Sonne er harrt . . .
Der andere sieht nur Gespenster —
Mein Gott, wie viele machen die Fahrt
Und — wie wenige sitzen am Fenster!

Der Grundfehler dieses nur auszugsweise wiedergegebenen Gedichtes (vier Strophen genügen statt der sieben) liegt in seiner Aufmachung. Es steht als Einleitungsgedicht eines eigenen lyrischen Bandes „Klingen im Alltag" und wirkt so hervorragend lächerlich, würde sich aber ganz

anders ausnehmen, wenn es seiner journalistischen Anlage gemäß in irgendeinem „Landboten" prangte. Dann verdiente es die beste Note, so ist die schlechteste zu gut dafür.

Der Staackmann-Verlag ist bekanntlich der Verleger jener Autoren, deren Familienunterhaltungsromane auf meist gutbürgerlichem Niveau, unbedenklich in jedes Literatur zwar nicht verstehende, aber das Lesen liebende Haus passen. Einer seiner Lyriker, Karl Schneller, spiegelt typisch die journalistische Vollendung in seinem Gedichte „Die Flocke".

„Ich bin ein Sternlein, weiß und unscheinbar:
Ein Flöckchen in der großen Flockenschar.

Ein Seelchen bin ich, das im Winde treibt,
Bis irgendwo sein Körper haften bleibt.

Mein zarter, kühler Körper von Kristall
Verschwindet fallend in der vielen Fall.

Wir alle haben einzeln kaum Gewicht;
Gemeinsam wandeln wir der Welt Gesicht.

Wir decken Hügel, Wald und Feld im Nu
Geheimnisvoll mit bleichem Bahrtuch zu.

Wir türmen im Gebirge Massen auf
Und donnern talwärts im Vernichtungslauf.

So sprach die Flocke, ein gar muntres Ding,
Bevor sie still auf meiner Hand zerging.

Dieses Gedicht, rasch in einer Zeitung überflogen, geht hin. Man untersuche es als „lyrisches Kunstwerk" genauer: in der zweiten Strophe ist das Flöckchen ein Seelchen, das eigentlich ein Körperchen ist. Und obwohl es in der fünften und sechsten Strophe den Tod versinnbildet, ist es doch zum Schluß „ein gar munteres Ding". Es zergeht „still", weil es nicht laut zergehen kann, und ist ein Sternlein doch nur, weil man es eben schon hunderttausendmal mit einem Sternlein verglichen hat.

Auch ein Bild, das bei passenden Gelegenheiten immer wiederkehrt, sozusagen nach dem Kalender jährlich frisch gedichtet wird, ist das der Sorge. Felix Oskar Römer schildert sie, wie es das Publikum gerne will:

„Die hagere Riesin wirft mit starrem Blick
Die dünnen, grauen Strähnen ins Genick,
Und zwischen harten Lippen zischt michs an:
„Gib Kampf und Hoffen auf, und folg mir, Mann!"

Den Jahreszeitenschmus kultiviert Hans Nüchtern in seinem Kalendergedichtchen „Herbst". Auch hier wird all das, was man ohne-

dies weiß, noch einmal wiederholt, aber doch so in Reime gebracht, daß auch noch Großmütterchen daran seine Freude hat. Man höre:

„Die gelben Blätter fallen,
Ein bunter, toter Raub,
Der Herbst mit leisem Wallen
Zog ein in Flur und Laub.

Tief küßt ein heißes Färben
Die Bäume jung und alt;
Es ist in seinem Sterben
Am schönsten doch der Wald;

In zitterndmüder Herbe
Das Herbstgold prangend loht
Und aller Schönheit Erbe —
Das ist der Winter Tod.

Diese Blütenlese wäre nicht vollständig, wollte man nicht auch ein paar Beispiele aus dem schwulstigen Journalismus heranziehen, jener Methode, mit der schreibende Zeitgenossen die einfachsten Erkenntnisse und Zustände in die schwierigsten Satzlabyrinthe einzupressen sich bemühen.

Kurt Licht spendet, anstatt einfach zu sagen „Auf Regen folgt Sonnenschein“ vierzeilig folgenden pathetischen Trost:

„Oh, fürchtet nicht die Nacht und ihre Qualen,
Aus kahler Erde bald die Götter steigen.
Der blaue Himmel hebt sein Blau herüber
Und ewig blühen Sonne, Tag und Licht.“

Und Max Stebich, der dem „Ringenden Weg“ seiner Jugend einen ganzen Sonettzyklus widmen zu müssen glaubte, kann seine Kindheit nicht anders als folgendermaßen in Verse zwängen:

„Inmitten grünen Duftens stiller Waldeswiesen,
Durch die der weiße Quellbach murmelnd schäumt,
Hab' ich den ersten Kindertraum geträumt,
Sanft hingelegt auf Kissen weißer Miniatiesen. (!!!!)

Damit dürfte der kleine Strauß, den ich zu geben beabsichtigte, vollendet sein. Und, sind die Bemerkungen zu den einzelnen Gedichten vielleicht auch ironischer ausgefallen, als es ursprünglich geplant war, so möchte ich doch den Zweck dieser Darstellung nicht übersehen wissen: alle diese Gedichte sind entsetzlich schlecht, wenn man sie als „Dichtungen“ zu nehmen sich bemüht. Begnügt man sich jedoch damit, sie ihrer journalistischen Provenienz entsprechend auch wieder als journalistische Zeitungslektüre zu werten, so werden sie ihren Zweck erfüllen und

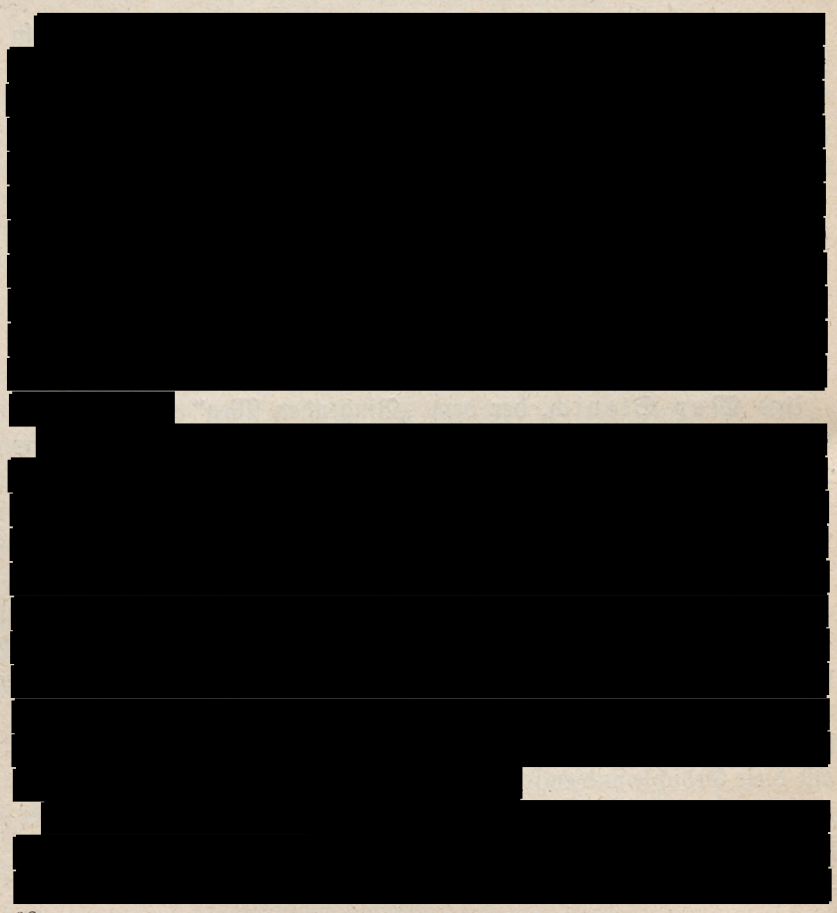
bisweilen vielleicht sogar wirklich Vorstufen zum Genusse echter Lyrik bilden. Man sollte nur endlich einmal, besonders in kritischen Organen, die Scheidung in dichterische und journalistische Lyrik vorzunehmen beginnen: der Eindruck der deutschen Kunst wäre ein stärkerer, und unnötige Fehlurteile ließen sich vermeiden.

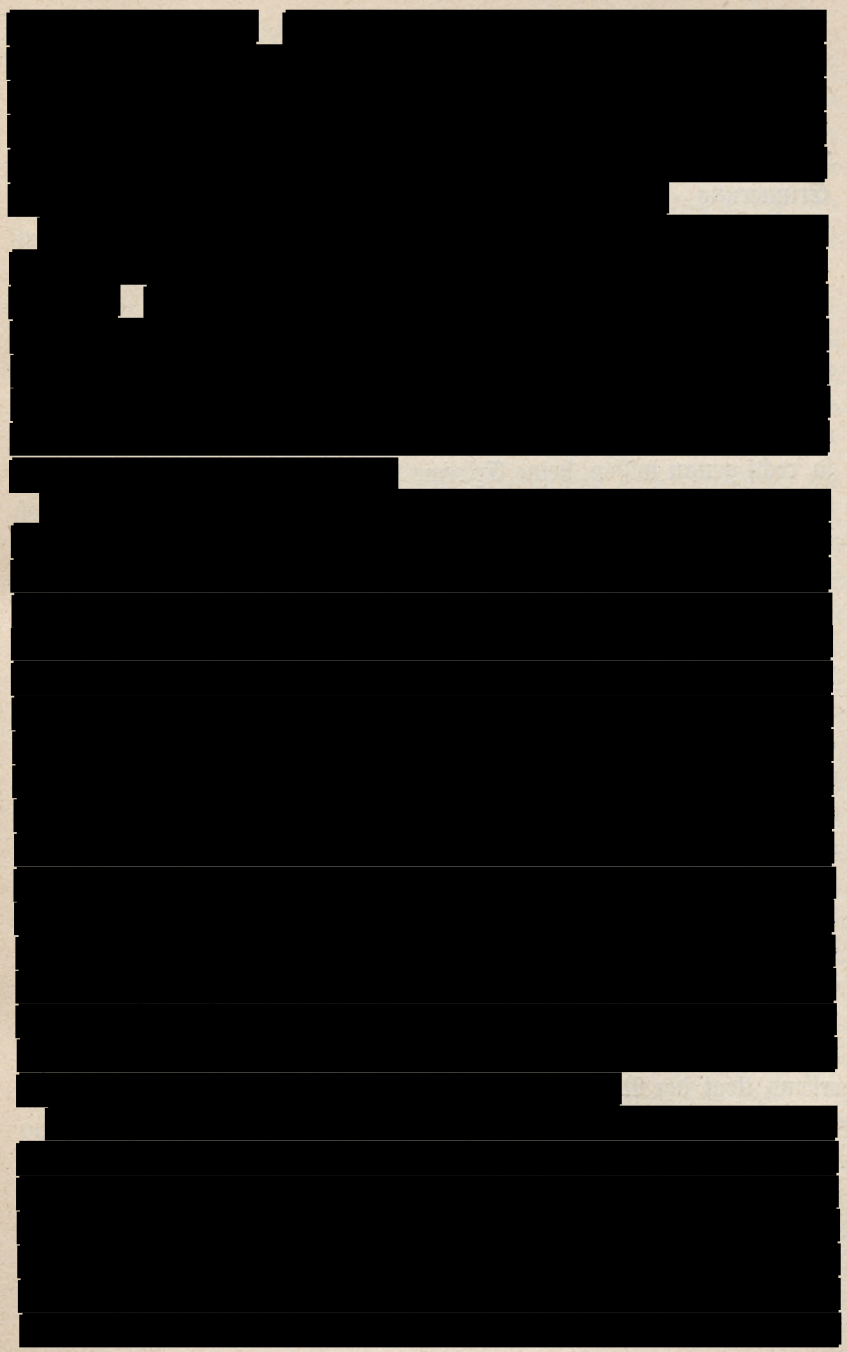
Geschichte und Mythos

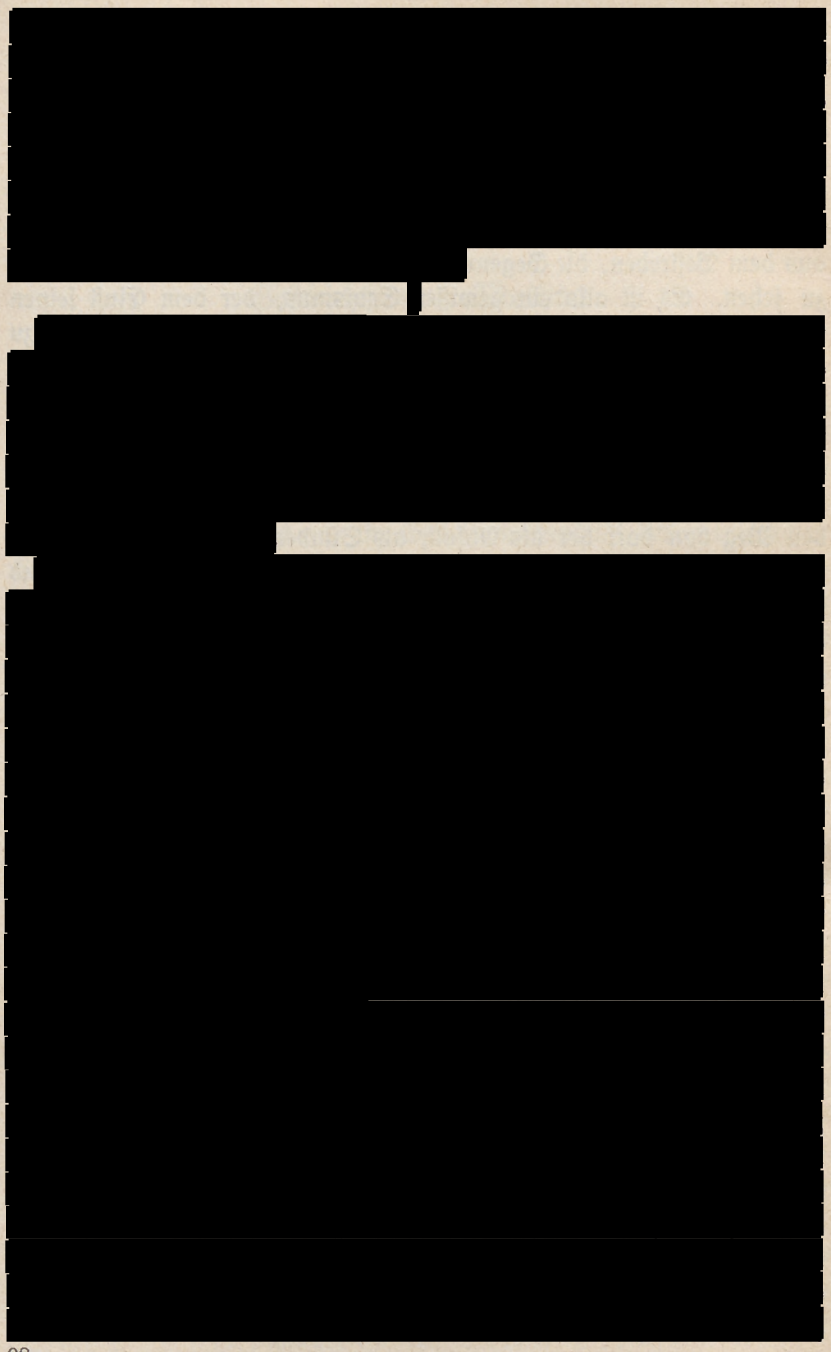
Zwei Vorträge von Erwin Reisner

(Fortsetzung)

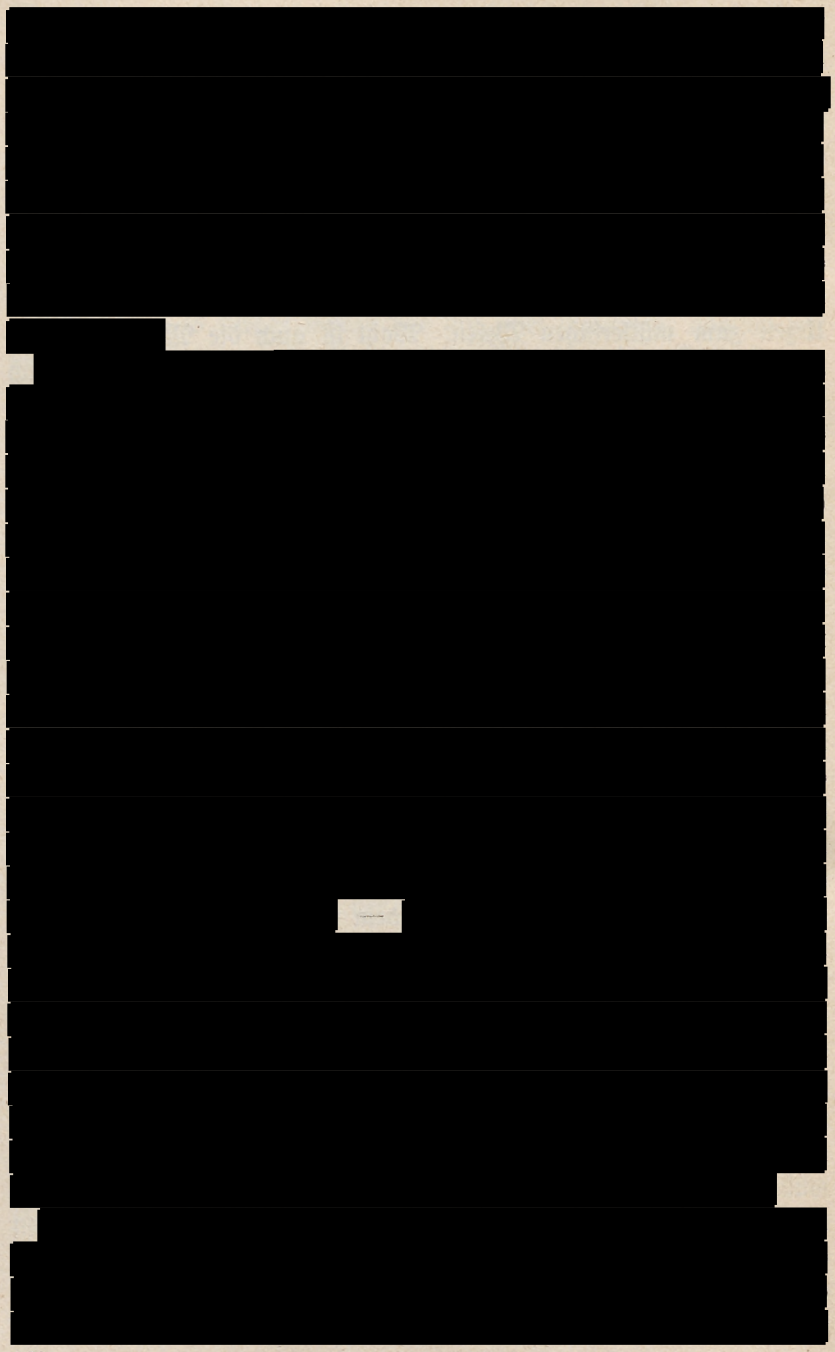
II.

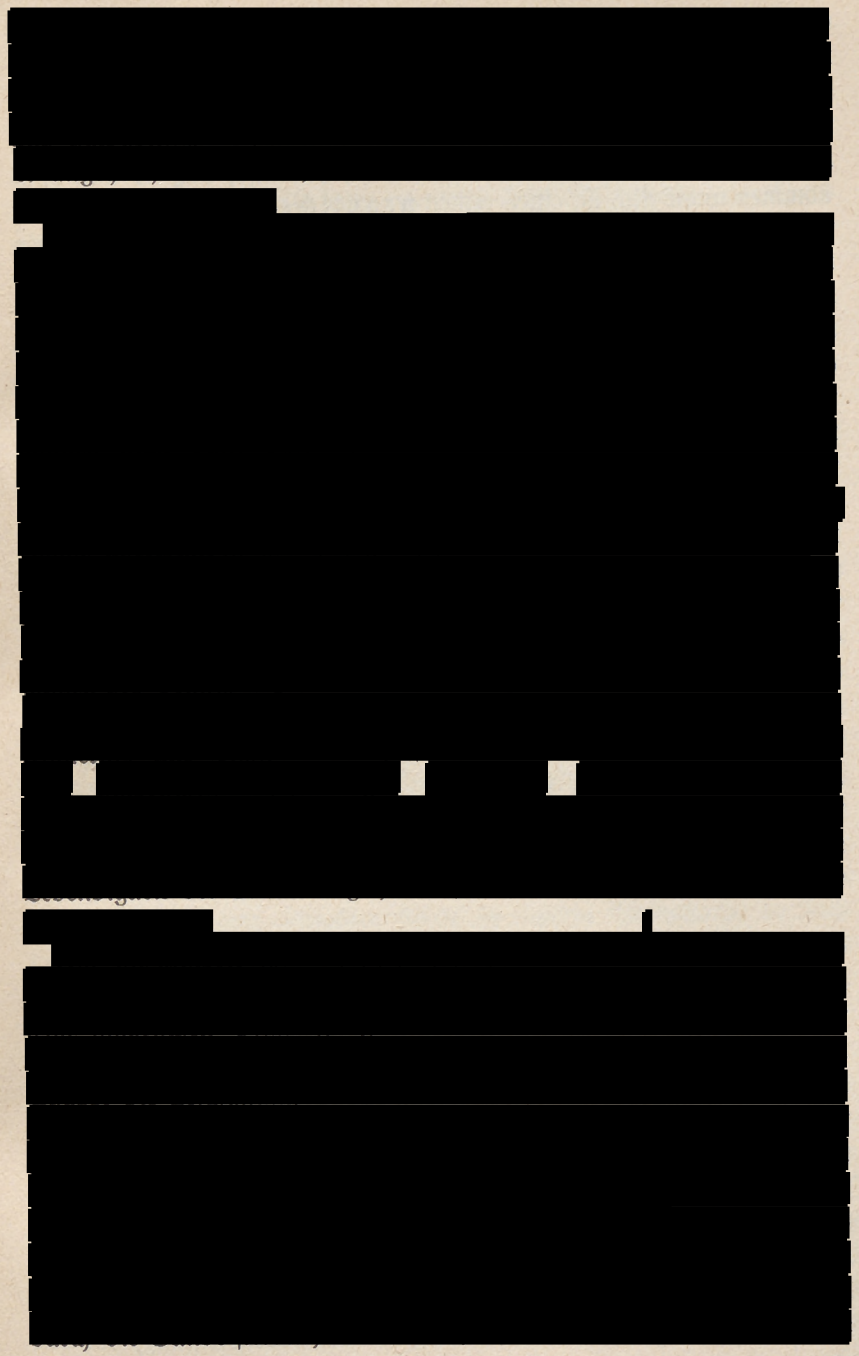














(Schluß folgt.)

D. Adolf Schullerus †

Von Konrad Nußbächer

Der am 27. Januar erfolgte Tod des Bischofsvikars und Hermannstädter Stadtpfarrers D. Adolf Schullerus muß auch uns Junge aufs tiefste bewegen. Eine führende Gestalt unseres öffentlichen und geistigen Lebens, eine Persönlichkeit, deren Ausstrahlungen auf fast allen Gebieten des kleinen sächsischen Kosmos zu spüren waren, ist mit ihm dahin gegangen, zugleich der bedeutendste Vertreter einer Generation, eines Lebensgefühls. Angesichts seines Todes versinkt das Trennende, das zwischen den Generationen nach unabänderlichem Gesetz bestehen muß, die Erfurcht und Bewunderung vor der Lebensleistung, vor den

Ausmaßen der Persönlichkeit bleibt allein bestehen. Adolf Schullerus gehört der sächsischen Geschichte an und diese seine bleibende Geltung wollen wir uns vor Augen führen.

Schullerus war die umfassendste Verkörperung der siebenbürgisch-sächsischen Pfarrhauskultur, eine durch viele Generationen zu höchstem Ausdruck gelangte Blüte jener eigentümlichen Verbindung von Theologen, Gelehrten und Volksmann, wie sie bis in die letzten Jahrzehnte den sächsischen Pfarrer kennzeichnete. Eine letzte Blüte vielleicht — es wird sobald keinen Schullerus geben. Es gehört zu dem Bewundernswertesten an ihm, wie er diese Verbindung in einer Zeit der fortschreitenden Spezialisierung aufrecht zu erhalten wußte, ohne auch nur auf einem Gebiet das Niveau zu verlieren und ohne durch die verschiedenartigen Forderungen sein inneres Zentrum zu gefährden. Im Gegenteil: die für unser Gefühl fast unmögliche Vereinigung so heterogener Aufgaben gelangte in ihm oft und oft zu fruchtbarer organischer Durchdringung, wurde eigentümlicher Ausdruck, gewann Gestalt in seinen Arbeiten, in seinen Betätigungen, die, so vielfältig und auseinanderliegend sie erscheinen mochten, doch durch ein geheimes Band zusammengehalten waren. Die letzte Rundung ist in dieser Lebensarbeit versagt geblieben — es bleibt bei großen Stückwerken, deren Plan und Idee allein im Einzelnen und in der Ahnung deutlich werden. Ein Stück siebenbürgisches Schicksal liegt in dieser schmerzlichen Unvollendung. Aber der Versuch ist mit solch reichen Mitteln, auf solch breiter Basis und aus solch starkem Lebensgefühl unternommen worden, daß er unsere staunende Bewunderung abnötigt.

Schullerus schwebte vor, die wissenschaftliche Erfassung der sächsischen Volksseele mit dem religiösen Leben in unserer Volkskirche in Verbindung zu bringen und gleichzeitig praktisch an der geistigen und politischen Förderung unseres Volkes zu arbeiten. Dem ersten Ziel dient als bleibendes Denkmal das „Siebenbürgisch-sächs. Wörterbuch“ und die „Sieb.-sächsische Volkskunde“. Wer diese Werke studiert, erkennt sofort, wie hier die Wissenschaft nicht Selbstzweck ist, sondern auf ein ideelles Ziel über sich hinausweist. Die Exaktheit der Philologie steht im Dienste eines Höheren: sie umkreist beständig einen inneren Mittelpunkt, der immer nur durch Umschreibung und Symbol zu verdeutlichen ist: das Wesen der sächsischen Volksseele. Das geschieht deskriptiv, durch ein breites Anschauungsmaterial. Der Dichter leuchtet wie mit Blitzlicht hinein — für den Wissenschaftler bleibt es unausdrückbar, und doch leitet ihn die gleiche Idee, die der Dichter

gestalthaft verkörpert. Der tiefste Kern der Volksseele aber ist ihre religiöse Artung. Wer tief genug lotet, muß bis zu diesen Urgründen der Volksreligion dringen — und hier tritt der Theologe zum Germanisten hinzu. Freilich nicht der dogmatisch-christliche Theologe, etwa in der Art Kierkegaards oder Barths, aber der in einem ganz bestimmten Sinn liberale Theologe, wie ihn Schullerus darstellte. Die theologische Liberalität hat ihre Gefahren und auch Schullerus ist ihnen nicht entgangen. Wer aber am eigenen Leibe die ganze Fragwürdigkeit eines dogmatischen Christentums in unserer Zeit erfahren hat, wird Schullerus gerade dafür Dank wissen: daß er den Zugang zur Naturreligion unseres Volkes freigemacht hat, daß er diese Kräfte zu einer wirklich lebendigen Religiösität für unsere Kirche herangezogen hat. Zu einer Lösung ist er noch nicht gekommen. Aber wir müssen ihm dankbar sein, daß er die Möglichkeit eines außerhalb der Dogmen des paulinischen Christentums stehenden religiösen Lebens eröffnet hat, das freilich nicht in theoretischer Spekulation, sondern nur in Existenzwirklichkeit greifbar gemacht werden kann.

Schullerus hat zu seinem Teile beigetragen, diese Existenz vorzuleben. Wie immer man zu dem Einzelnen seines Wirkens stehen mag: die gewaltige Schwungkraft, die ihn beseelte und die ihn deshalb auch andere — besonders in seinen durch und durch erfüllten Predigten und Volksreden — beseelen ließ, die aufopfernde unermüdliche Tätigkeit im Dienste des Volksganzen: sein Arbeitsfuror mit einem Wort, der doch niemals leer und mechanisch war, sondern getrieben wurde von der Gewalt einer Aufgabe — das alles bleibt als großes Beispiel bestehen auch für die jüngeren Generationen. Vor allem seine Tätigkeit als der neben unserm Bischof entscheidendste Führer der Landeskirche. Hier kam ihm das wirkliche und echte Verhältnis zu religiös-theologischen Fragen zugute, um als Erzieher und Förderer des Pfarrerstandes vertiefend auf das religiöse Leben der Landeskirche zu wirken. Gerade die Lebendigkeit seines lieberalen Christentums ließ ihn eine Beziehung zu jeder lebendigen theologischen Richtung finden, wie es denn in der Religion nicht auf den Standpunkt, sondern auf die Lebendigkeit ankommt. Die Unechtheit kann von ebenso schlimmen Folgen sein wie die Indifferenz — deshalb ist mir ein liberaler Theologe vom Schlage Schullerus lieber als die dogmatische Konsequenz, die den Zusammenhang mit den natürlichen Seinsgrundlagen unseres Volkes verliert. Wo Freiheit nicht aus Indifferenz und Läßlichkeit, sondern aus echten Quellen — wie für Schullerus aus dem Wesen

unserer Volksreligion — entspringt, ist sie nicht ein Hindernis für die Vertiefung, sondern gerade der stärkste Antrieb dazu. Von seiner Verankerung mit den Volkskräften her gewann Schullerus den Blick für die Veredelung durch das Christentum — das umgekehrte Verhältnis ist gar nicht möglich.

So bildet die breite Grundlage seiner „Volkskunde" (im weitesten Sinne) auch die Grundlage seines Lebens überhaupt. Aus dem tiefen Erleben der Volksseele von den Knabenjahren des Pfarrerssohnes bis zu den täglichen Erfahrungen des ersten im Volke wirkenden Mannes, ist seine gewaltige Arbeit gespeist worden — Theorie und Praxis, Wissenschaft, Theologie und Politik (Volkspolitik!) auf innigste verknüpft in ihren Ausgangspunkten und Zielen, wenn auch nicht in den Einzelheiten. So stellt Schullerus eine typisch sächsische Synthese dar, zu der man kritisch stehen mag, wie man will, die man aber nur dann ganz negieren kann, wenn man das Wesen unseres Volkes negiert. Auf die Herausarbeitung dieser typischen Züge an der Gestalt des verstorbenen Führers kam es mir bei diesem Nekrolog an. Eine Würdigung seiner Leistungen in einzelnen, ist Aufgabe der Wissenschaft selbst, die ihn in ihren illustren Vertretern: den deutschen Universitäten, nach Gebühr wiederholt geehrt hat.

Das Ende des „Pfarrhauses"

Von Heinrich Zillich

Seit Jahrzehnten und weiter in die Vergangenheit hinein bis in die Zeit der soldatischen Tugend unserer Vorfahren ist der Pfarrer unser Volksführer, der Pfarrer mit umfassender Bildung, der aus dem Pfarrhaus hervorwächst, aus gesicherten patriarchalischen Verhältnissen, getragen von einer ausgeglichenen Stetigkeit der Umgebung, von der Achtung des Bauers, von der an Wissen und Bildung im Durchschnitt unterlegenen Stadtbevölkerung. Seitdem aber der Bauer durch neue eindringende Arbeitsverfahren, durch Maschinen und Vereine zum überlegenden, nicht bloß nach Überlieferungen schaffenden Menschen wurde, in den Städten der äußerliche Fortschritt der Zeit geistig beweglichere Schichten bildete, das Einkommen des Pfarrers überdies sank, sank nicht nur seine Geltung, sondern auch seine Führerbedeutung. Er war nicht mehr der überlegene Herr, geistig durch sein Amt schon den wenigen Gebildeten überstellt, er war ein Akademiker, dessen

Kultur im Gefühl des Volkes nachwirkte, in der Tatsächlichkeit aber nicht mehr unbedingt und allgemein bestand.

Um ihn wandelten sich die Verhältnisse, seine Lebensvoraussetzung. Das Volk, gewöhnt an ihn als an den Führer, verlangte von ihm, was er früher geleistet hatte, und wurde enttäuscht. Denn der neue Pfarrer konnte das alte Format nicht mehr ausfüllen. Er stand nicht patriarchalischen gläubigen Zeiten vor. Die Stadtbevölkerung in ihren Spitzen, ihm von je ebenbürtig, war ihm nun durch stärkere Verkettung mit dem neuzeitlichen Leben überlegen geworden. Allerdings bildete sich in dieser ersten Anfangszeit des Kapitalismus, wo gleichzeitig unsere politische Eigenverwaltung verloren ging, kein besonderer Stand aus, der die Führerschaft des Pfarrers ablösen konnte. Natürlich leisteten Vereine und andere Verbände Arbeit im Dienste der Allgemeinheit, natürlich entstanden Führerpersönlichkeiten, ein neuer Führerstand aber konnte sich in der Stadt nicht entwickeln: ein Stand, dessen Amt es ist, die leitende und befruchtende Arbeit am Volke, nicht in der Politik zu leisten. Der Pfarrer muß weiter im Amt bleiben und erfüllt es auch innerhalb der Beschränkungen, die ihm die Zeit auferlegt und die den einzelnen Führer, der aus persönlicher Lust und Eignung solcher Arbeit zudrängt, nicht einengen. Denn dieser ist frei, ganz dem Leben zugekehrt. Der Pfarrer ist heute geworden, was er eigentlich sein soll, Seelsorger. Es eröffnet sich ihm hier ein wichtiges Gebiet geistiger Beeinflussung und Aufgabe, aber das hindert nicht, daß er nicht mehr der Pfarrherr ist. Mit Ausnahmen ist er zeitfremd und selbst der Not unterworfen, belastet mit der großen Vergangenheit der Berufsahnen. Er verlor seinen politischen Einfluß. Damit ist aber, obgleich der Führerstand der Pfarrer besteht und bestehen muß, der Führertyp des Pfarrers verschwunden. Wir staunen, wenn heute der Durchschnittspfarrer zur Stadt kommt, über seinen Horizont, über die Hilflosigkeit vor Zeit und Geschehen. Er lebt vielleicht aus dem Volke, aber nicht aus dessen aktivem handelnden Teil, kaum aus dem Amt, eher aus seinen Vorschriften. Es gibt Ansätze zur Anpassung in einigen Pfarrern, die sind religiöser Art, aus einem sehr reinen Empfinden für den Beruf erwachsen, den man ausübt. Diese Ansätze führen in ehrlicher Bescheidung zum kirchlichen Zweck zurück. Der Typus Pfarrer, der ihm dient, ist das Gegenteil jenes Kirchenmannes, der in letzter Verkörperung Adolf Schullerus war, des pfarrherrlichen Weltmannes und Volksführers. Es ist also auch in diesen sonst aufs freudigste zu begrüßenden Erscheinungen kein neuer Führertyp entstanden, der das

äußere Geschick des Volkes leiten wird und in dem dieses eine gültige Aristokratie sehen kann.

Der Pfarrer ist daran unschuldig. Das Schwergewicht des geistigen Lebens hat sich voll auf die Städte und sehr deutlich in die „weltlichen" Kreise verlegt, ja in den Dörfern ist die Führung auch stark auf Lehrer und Bauern abgeglitten. Wir haben schon eine Stadt -- Kronstadt — wo der Professor und Pfarrer nur auf Grund eigener Befähigung eine Führerrolle spielen vermag, der Stand selbst ist gesellschaftlich anderen nicht mehr überlegen. Nun wachsen bei uns Klassen auf, Fabrikanten, Händler, die alle dem Pfarrhof und was sich in diesem Namen an früheren sächsischen Gütern sinnbildlich ausdrückte, fernstehen, moderne Menschen, die sich infolge ihrer über das Sächsische hinausgreifenden Arbeit in das Örtliche, Heimbeschränkte nicht mehr eingliedern lassen. Während das Amt das Wirkungsfeld des Pfarrers auf die Gemeinde begrenzt, dringen diese Menschen in die neuen Gegebenheiten des Staates ein, sind Kolonisten kulturell betrachtet, nicht mehr reinsächsisch, sondern auslanddeutsch. Der Zauber des Pfarrhauses, der noch in der Erinnerung besteht, ist fremd für sie.

Die volksvertretenden Organisationen aber arbeiten bei uns, ob von Pfarrern geleitet oder nicht, als wäre all dies nicht, als lebten wir noch in den 50er Jahren. Der privatwirtschaftliche Horizont wird weit und frisch erfaßt, der volkspolitische und volkswirtschaftliche ist eng. Daher findet man in den Organisationen — eine Binsenwahrheit — nicht unsere fähigsten Köpfe als Leiter, daher der kleinzügige Geist gerade der alten Vereine, in die begabte jüngere Leute nicht eintreten, weil sie die Luft darin nicht vertragen. Die Phrasen, die dort gesprochen und von unseren Zeitungen manchmal veröffentlicht werden, sind leer, oft eitel.

Keine einzige Volksschicht ist zur Führerschaft heute besonders berufen. Wir sind demokratisiert. Der Führer kann woher immer kommen und wäre wahrscheinlich längst schon da, wenn in den Städten nicht diejenigen vorherrschten in öffentlichen Dingen, die zum Pfarrhaus zwar auch keine innere Beziehung haben — denn es ist tot — aber doch ein längst unerlaubt gewordenes Verhältnis mit dem Herkömmlichen unterhalten, das sie in komischer Romantik befangen hält und hindert, Möglichkeiten und Tatsachen des Lebens ins Auge zu fassen.

In dieser Atmosphäre der Verwaltung und Kleinheit gedeiht nichts. Das Persönliche steht vor dem Allgemeinen — wie jämmerlich sieht das Projekt der Bankenkonzentration aus! — es gebietet Familien-

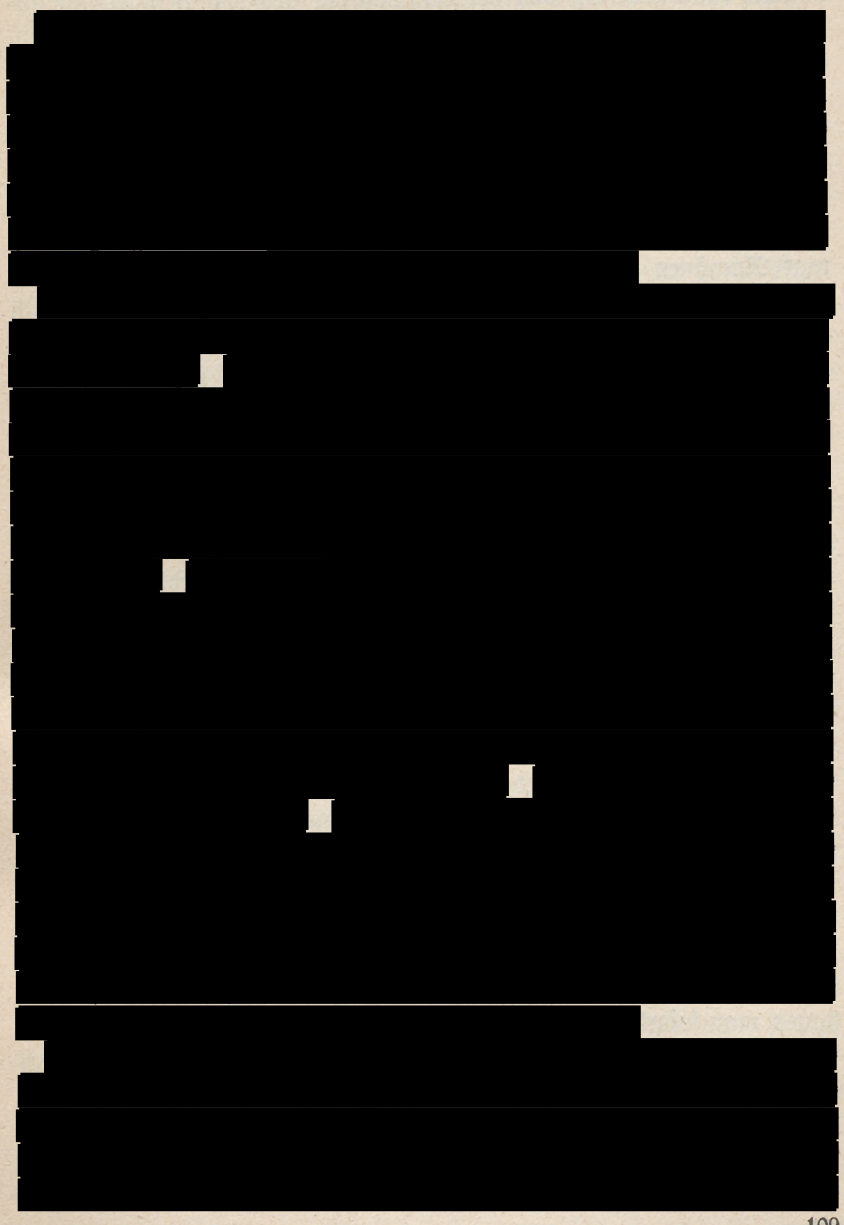
fürsorge und Freundeswohlfahrt, hundert Rücksichten, die nur denen auftauchen, die allgemeine Dinge bloß mit einer privatwirtschaftlichen Bedenklichkeit ansehen können.

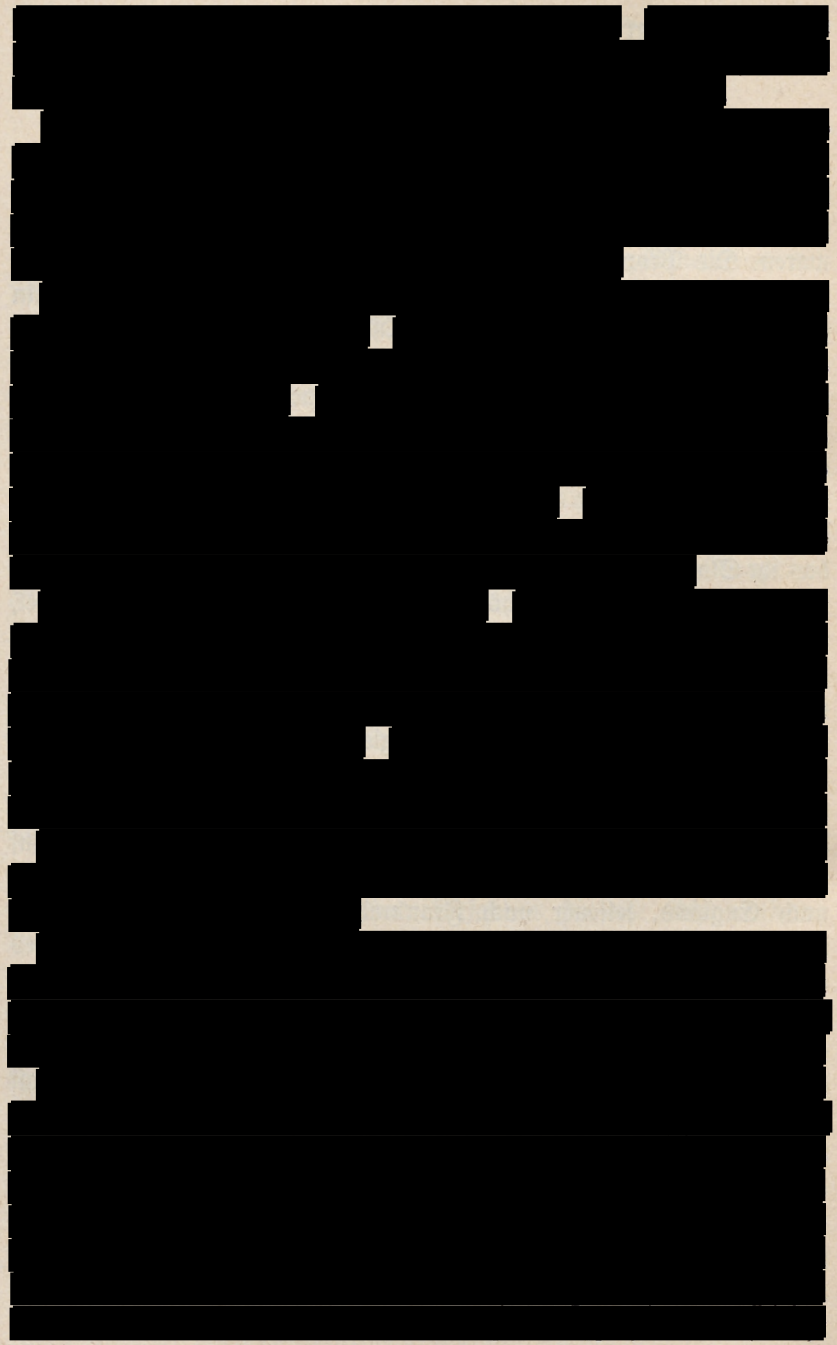
Eine Wandlung wird hier nur allmählich eintreten, wenn die jungen lebendigen Wirtsschaftsschichten geistig bewußter und gebildeter werden und in Hermannstadt und den anderen Städten ebenso zur Macht gelangen wie in Kronstadt. Da ist allerdings noch ein Weg zu tun durch die Öde der Emporkömmlinge, die in der ersten Generation des Wohlstands privatwirtschaftlich befähigt, geistig und kulturell aber meist bloß Väter sein können, deshalb auch sozialen Fragen fernstehen, was besonders in Kronstadt auffällt Noch vor einigen Jahrzehnten wäre es unmöglich gewesen, in den wohlhabenden Gesellschaftsschichten eine so ausgelesene Unbildung zu finden wie heutzutage. Damals kannten die Führenden, und das waren die Akademiker, ihren Goethe und Schiller und hatten aus der klassischen Zeit des deutschen Idealismus eine Welt von Träumen und Beziehungen erfühlt und erworben, daran sich ihr Wirken ausrichtete zu einem humanistischen Anschauungsbild des Geschehens und zur Selbstprüfung. Heute haben wir erst wenige „weltlichen" Männer mit einer Kultur, die jenes Niveau, das die Geistlichen verloren haben, erreicht. Sie sind der Keim zu einer neuen, zeitgerechten Kultur, aus der nicht ein Stand von Führern, aber in der Zukunft doch die Führer hervorgehen werden. Diese werden dann mit dem kirchlichen Führerstand der Pfarrer zusammen arbeiten, sie auch aus der verschollenen Kultur des Pfarrhauses herausreißen müssen zu den Aufgaben, die uns die Zeit hinstellt und die wir bei einer, man könnte sagen: „volkskundlichen" Bescheidung auf das Sächsische niemals erfüllen werden. Aufgaben, die wir nicht meistern, sind geglückte Anschläge gegen unseren Bestand. Kaum jemals aber wird der Pfarrer die allgemein führende Stellung wieder erringen, die er einstens besaß. Seine Zukunft wird reingeistlichen Aufgaben vorwiegend gewidmet sein müssen, der innersten Seelenpflege und damit der Religion, in der schließlich auch die Lebenskräfte des Volkes wurzeln.

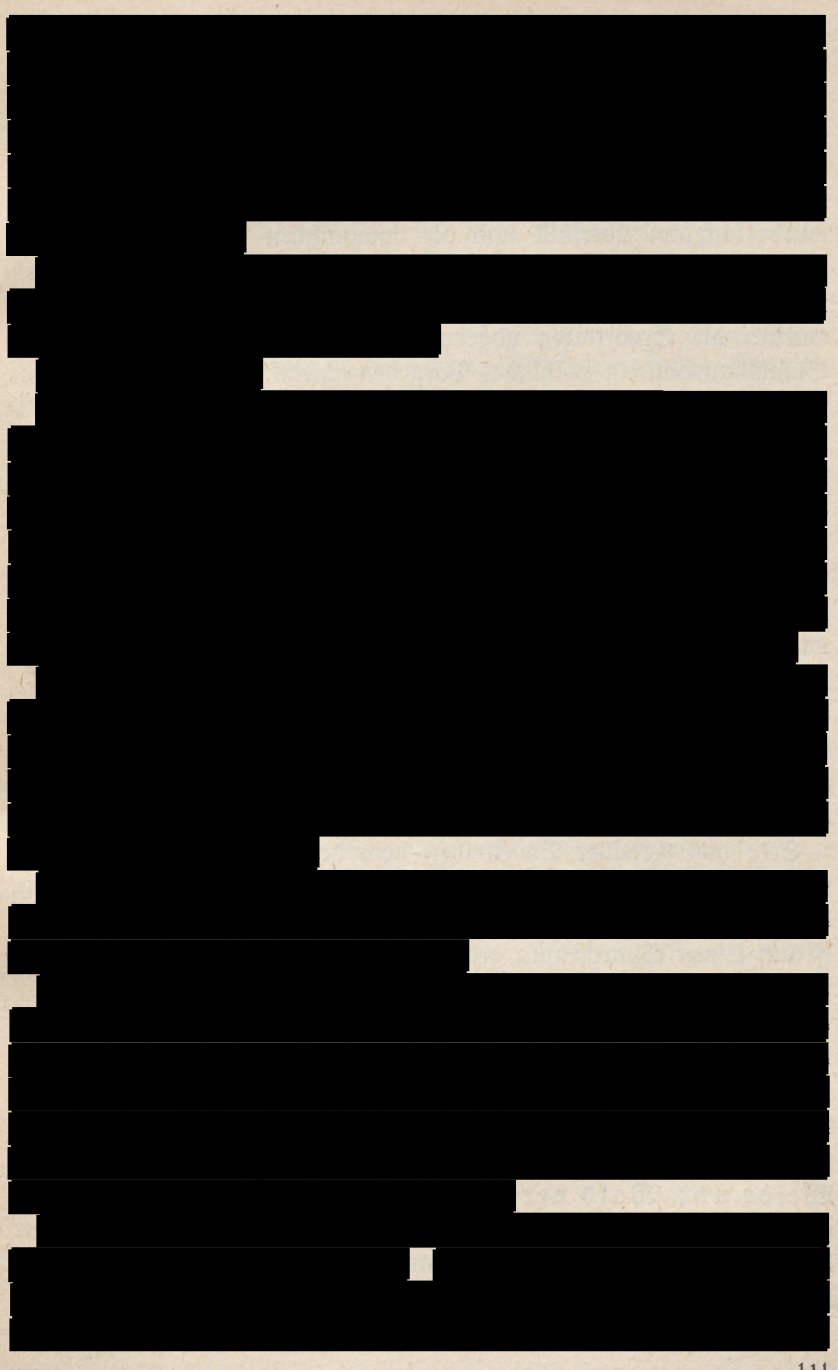
Mit einem Wort: wir müssen die unerbittliche Wirklichkeit im Geistigen und Äußerlichen der Allgemeinheit sehen lernen!

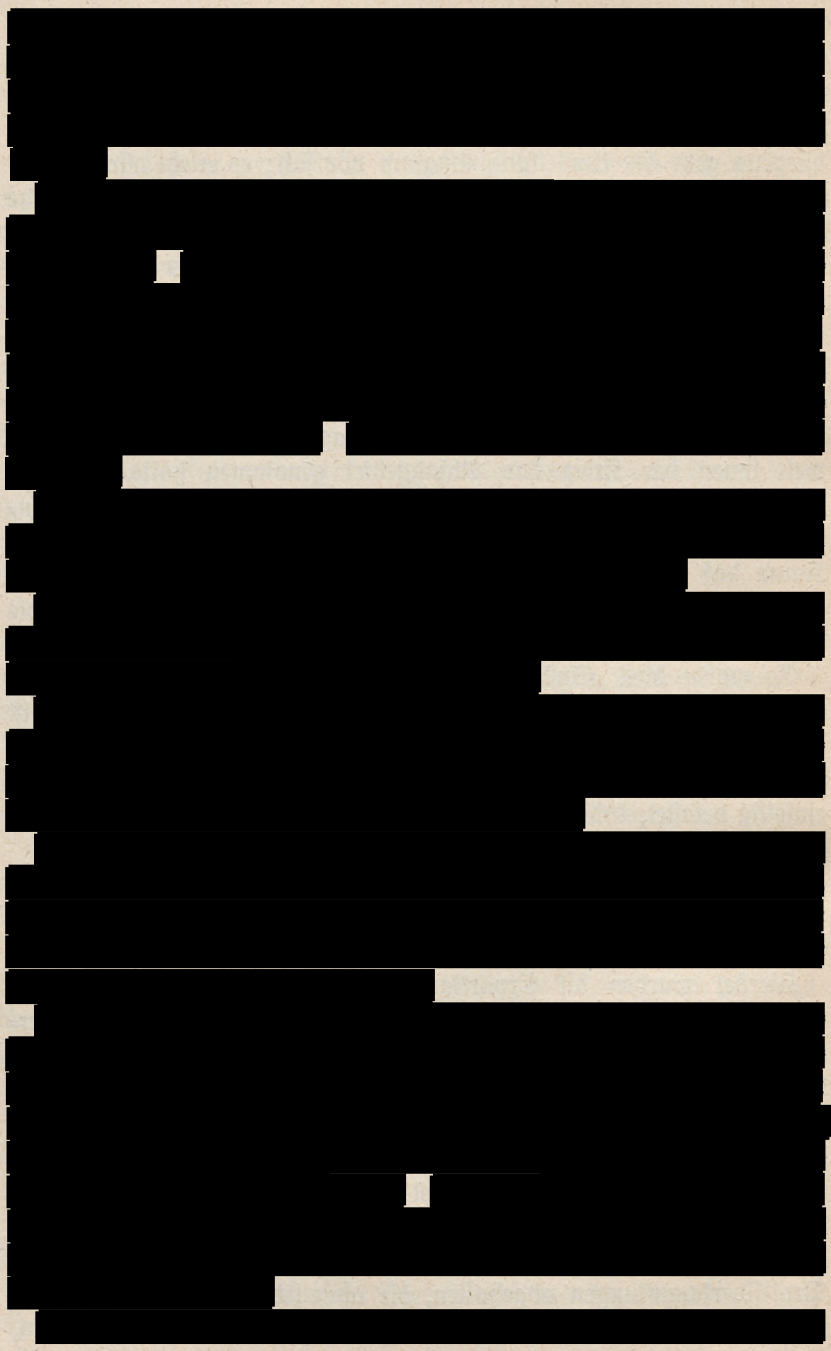
Die Lage der siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaft in Großrumänien

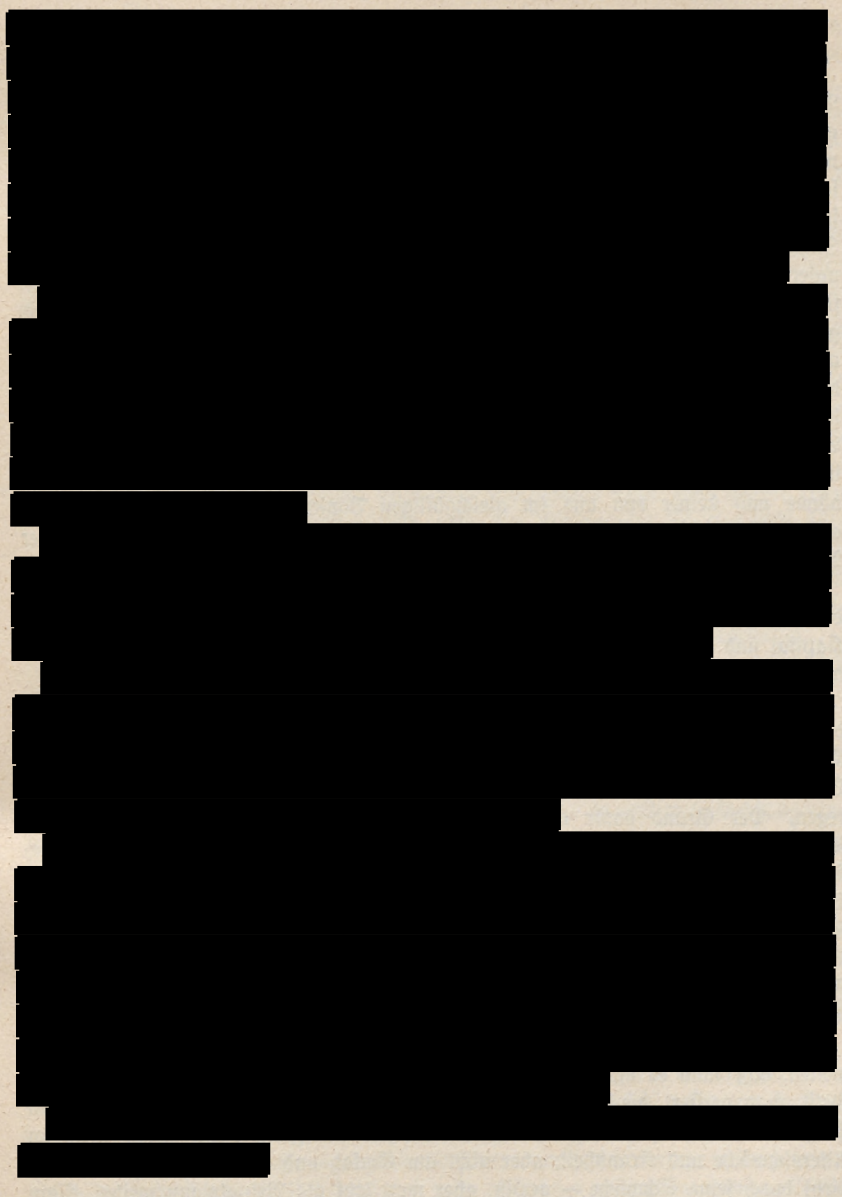
Von Hans Kaufmes











Rundschau

Das taube Volk. Erörterungen über das Gemeinwohl bei einem führerlosen Volk haben ihre Blütezeit und flauen ab, oft ohne daß ein erlösendes oder auch nur restlos klärendes Wort dazu gesprochen wurde. Dann ist nach einer Erraffung, nicht der Kräfte, aber der Teilnahme, der Alltag über sie weggeglitten und die Sache selbst, der es galt, ist selbstverständlich geworden. Vor einem Jahre, als die „Unzufriedenen" laut lärmten, schwirrte es im Bienenkorb unseres Volkes, als hätte eine Imkerfaust hineingeschlagen, aber der Streit war ein Gesumme von Worten — darunter auch gewichtige — und das Volk selbst leckte den Honig seiner Genügsamkeit, so dünn er nun schon geworden ist, weiter, gleichgültig, ob er völlig verwässert wird, gleichgültig, ob er dahinschwindet und ob morgen nicht nur die leeren Waben gelb wie Leichname trocknen. Der Betrachter greift sich an den Kopf und fragt sich: wozu der Lärm diente, da alles beim alten blieb und doch niemand mehr unzufrieden scheint. Tröstlich fast dünkt uns das Leben, das heilend eingriff und uns befriedigte. Aber die Heilung ist Gewöhnung, ist die Genügsamkeit der Armen. Es erscheinen in den Blättern mitunter Zahlen über die Wirtschaftsnot unserer kirchlichen Verbände und keiner von uns im gleichgültigen Bankrott Befindlichen wird davon aufgepeitscht. Wir lesen die Fehlbeträge wie Wetterberichte und bleiben, da der Ausweis auf Sturm zeigt, zu Hause.

Was wir an wirklichen Werten haben, ist hauptsächlich persönlicher Art, ist Erbe der Kultur, ist Erziehung, aber es ist davon fast nichts erworben. Wir leben vom Kapital und weil dieses, gemessen an unserer Umgebung, erheblich ist, nehmen wir den Zinsverlust gerne hin, wir Rentner des Geistes unserer Väter.

Jeden Tag sehe ich die Schwarze Kirche in Kronstadt, deren Höhe kein Haus der Stadt in Jahrhunderten erreichte; sie konnte gebaut werden, obgleich damals Krieg und Not ständig lauerten. Heute aber, wo wir in der Gefahrlosigkeit des Leibes leben, sind wir unfähig, uns über den Jammer unserer Rechnungen zu erregen. Der Grund dafür liegt darin, daß jeder sein persönliches Auskommen, seine Sicherheit im Alltag selbst zu wahren weiß. Er ist so gut versichert durch Technik und Wirtschaft, durch die ganze kleine Maschinengenauigkeit modernen Lebens, daß selbst ein Krieg — die wildesten Fälle abgestrichen — höchstens ihn fällen kann, aber nicht auch sein Haus, seine Kinder, sein Weib. Früher war Krieg Krieg. Der einziehende Feind führte die Männer in die Knechtschaft, schändete die Frauen, zerstörte das Gut. Die Zeit war groß, weil sie die volle, die letzte Entscheidung verlangte gegen die vollkommene Gefahr, das restlose Ende.

Heute ist das Ende umgewechselt in Kleingeld. Es ist tausend gegen eins zu wetten, daß man es nicht selbst erlebt. Man verliert die Ehre, man verliert den Geist, man verliert die Gemeinschaft, das Volk, man verliert seinen Gott, seinen Pelz und seinen Spazierstock, aber man verliert den Fraß nicht. Man stirbt an Altersschwäche und Krankheit, aber nicht am Einsatz und durch den Gegner. Man stirbt durch seine Schwäche — gewiß, aber man lebt als Privatmann weiter. Man stirbt als Mensch — gewiß, denn wo wäre das Bild des Menschen in solcher Hülle noch vorhanden, aber man stirbt nicht als menschliches Tier.

Die Gefahr ist klein geworden, weil sie nicht dem Körper droht und daran wurde man selbst klein. Daß viele Jahrgänge gleichwohl im letzten Kriege den Leib in Gefahr setzten, was bedeutet das angesichts der noch größeren Zahl, die es nicht

tat und unserem Leben den Stempel aufdrückt. Wir sind vergeßlich geworden. Man sage, was man will: wir vermögen das Zunächstliegende der Gemeinschaft nicht mehr zu sehen, weil wir nur das Zunächstliegende des eigenen Körpers empfinden.

Im Einzelnen, im Auf und Ab bürgerlichen Daseins sind noch Kräfte rege, die uns eine Aufgabe für das Gebiet überantworten, darin wir leben, aber das Bewußtsein davon ist stumpf geworden. Wir sind ins Austragsstübel unserer Bedeutung gezogen. Da ist gut hausen, wenn auch die Scheune in Stücke fällt.

Aber wer noch ein Gefühl für das Kernhafte des eigenen Daseins hat und gerade in diesem Auf und Ab bürgerlichen Lebens überall die Fasern größerer Bedeutung empfindet — nur verdeckt und verschmutzt von Kleinlichkeit, Eigennutz und böser Moral — der wird es bedauern, daß kein starker Führer da ist, diese Anlagen zu wecken. An diesem Führer mangelt es auf der ganzen Linie. Denken wir nochmals zurück an das Geschrei um die „Unzufriedenen" — wie dilettantisch, wie klein und beleidigt war die Abwehr der allerdings völlig platten Anwürfe. Da war einmal Gelegenheit geschenkt, das in tausend private Äderchen auseinandersickernde Volksstreben zu sammeln. Nichts davon! Unfähig, das lebendige Volksempfinden anzuklingen, fielen beschwörende Worte, Brosamen vom grünen Tisch. Kein Aufruf, kein Schrei, der ins Lebendige getroffen hätte, keine Tat. Zugegeben! Es war nicht notwendig, denn die Bewegung und Erregung versackten, wenn auch die Not noch da ist; aber wem bietet sich, der berufen ist zur Führerschaft ein starker Anlaß, den er behandelt ohne zu handeln! Wer, der berufen ist, hätte da bloß durch Verurteilung gewirkt und nicht aus der Erregung einen positiven Wert hervorgelockt!

Die Not ist immer noch da; wir schweigen darüber wie Schuldner gegen die Gläubiger. Nur daß wir hier selbst die Gläubiger sind, das ganze Volk!

Heinrich Zillich

Unser Bauelend. Wir klagen darüber, daß die Rumänen ein Gemisch byzantinischer und romanischer Bauteile in sonderbarer Verirrung für ihre nationale Bauweise erklären, und sogar mit Unterstützung des Staates überall diese Gebäude einzwängen, gleichgültig, ob in ein schönes altes Stadtbild oder in die reine Natur. Selbst in der Stileinheit siebenbürgischer Dörfer erhebt sich mitunter solch ein Bau mit Bogenfenstern und Balkonen, fremd und aufdringlich. Man meint von einem Spuk genarrt zu sein. Er hat aber Dauer; so unlebendig er ist, er besteht aus Ziegeln. Bukarest ist baulich die unkultivierteste Stadt, die ich sah, und da sie Kultur durch Macht zu vertreiben (o guter Doppelsinn!) in der Lage ist, werden nicht nur die siebenbürgischen Städte ihre schon stark verletzte Schönheit verlieren, sondern auch die Dörfer.

Dieser eindringende „Nationalstil" — der es nicht ist, weil ein rumänischer Baustil höchstens aus dem Bauernhaus zu entwickeln wäre — wirkt besonders deshalb so unerträglich, weil er in der sinnlosesten Verschmelzung, in einer protzigen Unsachlichkeit und Häufung nur Formelemente der Vergangenheit bevorzugt und in keiner Weise der Zeit gerecht wird. Türme und zehn verschieden geschnittene Fenster, Söller und klösterliche Rundbogen, eine wilde Fensterrahmenverzierung, buntgemalte Rauchfänge und all dies willkürlich gegliedert, das ist so das äußere Inventar der heimischen 80er Jahre. Der deutsche Bauverfall nach dem Kriege 1870 war Folge kapitalistischen Aufschwungs, Zeichen, daß ein neuer Erwerbsstand ohne Kultur emporwuchs, dem stand aber eine jahrtausendalte Baukultur, deren sichtbare Beweise in Domen und

ganzen Städten entgegen, große kultivierte Bevölkerungsschichten voll Tradition und Streben; und so konnte im Lauf der Jahrzehnte die deutsche Baukunst wieder klar und heute sogar führend werden. In Rumänien fehlt Tradition in diesen Dingen, außer im Dorf und Kloster; infolgedessen hat man auch kein Gefühl für die Zeit. Nur wer überlieferte Kultur in sich hat, ist, von ihr durchdrungen, unabhängig von ihren Formen und fähig kultureller Eigenarbeit. Der Traditionslose wird sich an die Traditionsbestandteile klammern, die er zufällig sah und daraus einen Fetisch machen. Das geschieht hierzulande, wo kein wirtschaftlicher Aufschwung zum Bauen verführt, sondern ein Gefühl des Mangels an nationalen Symbolen. Zwar fehlen diese Symbole nicht wirklich, sind aber dörflich; die aufstrebende Schicht — hauptsächlich Beamte, also nicht gerade die schöpferischste Klasse — will städtische Formen. Da wird usurpiert, was auf naive Menschen Eindruck macht: Bestandteile von Schlössern, Türme, Rundbogen und dergleichen: das Unstädtische. Jedermann ein Schloßherr, auch wenn er zur Miete wohnt!

Aber diese Verwirrung aller Begriffe wäre zu lächeln, wenn im Inland dagegen ein Kraut wüchse. Ein sehr kluger Rumäne — ich sprach mit ihm über diese Dinge, — gab mir im allgemeinen recht, behauptete aber, daß der übliche Villenbau schön sei. Ich fragte dagegen: „Der mit Türmen und Fensterwirrwarr? Das Bojarenhaus für Zwerge?" Ja, dies! — Er fühlte nicht, was ein Turm bedeutet, wie Fenster und Maße eine dilettantische Baumeisterhand verraten, er empfand das Problem nicht tief genug.

Vom Dorfe her hätte sich ein wirklich lebendiger Stil entwickeln können. Es ist zu spät dazu. Europa dringt vor. Die nationale Liebhaberei für die jetzige Bauart wird weggefegt werden von der einfachen europäischen Formensprache, die siegt, weil sie zeitgeboren ist.

Auf der Johanniswiese in Kronstadt stehen viele neue Villen, alle von Sachsen aufgeführt, die Häuser sind erschreckend häßlich: manche noch voll der Redseligkeit der 80er Jahre, die meisten in der schon träg gewordenen Beschaulichkeit des Münchener Villenstils, manche sind Zweckbauten, denen man es ansieht, daß sie mit geringen Mitteln aufgeführt werden mußten. Solche gelangen am besten. Doch nur ein oder zwei Bauten sind halbwegs befriedigend. Was dieser Sammlung von Versuchen ein wieder Tröstliches gibt, ist eben dies, daß da versucht, daß da gelebt wird, daß sich da, wenn auch keine imponierenden, so doch Gedanken auswirken, daß die unschönen Bauten lebendig sind, daß in ihnen die Zeit pulst. Die byzantinischen Bauten sind tot. Ihre Häßlichkeit ist starr und geschminkt.

Die Häuser auf der Johanniswiese sind ein Übergang, ein noch sehr krampfhaftes Suchen, gewiß eine Zertrümmerung unserer altsächsischen Baukultur und gewiß auch keine Kultur, aber immerhin Glieder einer Kette. Aus ihnen kann etwas werden, nicht aus einer Abwandlung ihrer Formen, sondern aus dem Geist, der hinter ihnen steht. Denn dieser fahndet nach einer gültigen Gestalt. Blickt man von der Johanniswiese stadthinauf, steht einfach und ruhig der Neuanbau der Tuchfabrik Scherg da: weißes Betonskelett mit großen Fenstern ausgefüllt. Dieser Bau wollte nichts, er ist ungekünstelt wie jede wahre Kunst, schmucklos und zweckhaft, voll Maß und Ehrlichkeit. Ein anständiger und guter Bau. Ihn anzusehen wird zur Erholung; er ist ein Vorposten, den die europäische Architektur bei uns aufgestellt hat.

Heinrich Zillich

Zentralisation scheint der Ausweg dieser lebensfremden Zeit zu sein, die, da sie die Erscheinungen im Geiste nicht bewältigen kann, alles über einen Leisten schlägt.

So sehr wir Siebenbürger Sachsen berufen scheinen, der Tradition, dem Naturgewachsenen, dem geistig Gewordenen, der freien Entwickelung das Wort zu reden gegen öde Gleichmacherei, die das Leben vergewaltigt, — so wenig bleiben wir diesem Sinngemäßen treu, wenn wir die Macht in den Händen halten. Wenn es gilt eine Kirchenordnung, die in unseren festgefügten Verhältnissen sich bewährt hat, dem eigenwilligen, stämmigen Bauernleben Bessarabiens und dem fluktuierenden Element der Fremdlinge im Altreich aufzudrängen, sind wir ganz bei der Sache. Ohne jede Rücksicht auf die Natur des Lebendigen legen wir das kirchliche Leben unserer Glaubensbrüder in das Prokrustesbett der Verordnungen, die, ferne von christlicher Liebe uud evangelischer Freiheit entstanden, von der Pedanterie mechanisierter Kanzleien inspiriert sind, und glauben damit der Sache gedient zu haben. Freilich geht es dann uns mit ihnen, wie den unvernünftigen, gewaltsamen Vereinheitlichungsbestrebungen des Staates mit uns: wir ernten Verständnislosigkeit, Entfremdung, ja Empörung. Wie könnten wir auch anders erwarten. Unseretwegen werden sich die Tatsachen nicht auf den Kopf stellen. Endlich scheint es doch nicht mehr zu gehen, hin- und herzulavieren und das Schlagwort dort zu benützen, wo es uns dient. Würdig allein ist es, sich in den Dienst der Idee zu stellen und ihr wahrhaft zu dienen.

Dr. Ernst Jekelius

Transsylvanica. Dem Freunde eines reichen Siebenbürgers ging es schlecht, er setzte sich hin, schrieb und bat um eine Unterstützung. Als der Reiche den Brief gelesen hatte, dachte er: „Das ist eine traurige Sache. Der arme Kerl.“ Er überlegte: „Was zum Kuckuck! wendet sich der Mensch gerade an mich.“ Dann schritt er hin und her und meinte: „Verflucht, der Kerl verfolgt einen Zweck damit“ und wieder nach einer Weile: „Bin ich sein Esel!“ und schließlich: „Ich habe Zeit und Geld nicht auf dem Mist gefunden!“

Aber der Freund, dem das Wasser über den Lippen stand, schrieb wieder. Da meinte der Reiche: „Bei Gott, dem geht es wirklich an den Kragen“ und nahm sich ernstlich vor zu helfen. Das wollte aber gut überlegt sein und vor lauter Überlegung vergaß er die ganze Angelegenheit.

Allein der Freund schrieb noch einmal und der Brief war jetzt ein einziger Schrei. „Na, der hat es eilig!“ meinte der Reiche und legte gleich ein Blatt Papier auf den Tisch, um zu antworten — verteufelt! die Feder brach. Und so schwieg er.

Nach wenigen Tagen war der Freund tot. „Gerade wie ich ihm helfen wollte,“ meinte traurig der Reiche.

*

Jemand sagte zu einem Siebenbürger, der durch den Regen gelaufen war: „Du, deine Schuhe sind schmutzig.“

„Du hast etwas gegen mich!“ antwortete der Siebenbürger.

„Unsinn.“

„Du hast es auf mich persönlich abgesehen. Kannst du denn nicht sachlich sein?“

„Deine Schuhe *sind* doch schmutzig!“

„Das sagst du mir, um dich selbst herauszustreichen, du eitler Aff!“ brüllte der Siebenbürger.

„Recht hat er!“ sagten seine Landsleute, die das mitangehört hatten, denn jeden von ihnen dünkt es, daß die Welt an seiner Nase hänge. Wer nur ein Tröpfchen

daran rügt, bringt sie gleich zum niesen — da zerfliegt vor dem daumenlangen Blick die schöne Welt der Selbstgefälligkeit und die große Aussicht auf ihr kleines Etwas, die sich plötzlich bietet, erschreckt sie so, daß sie beißen und „Mutter" schreien.

Heinrich Zillich

Der Ehrenbeleidigungsprozeß, den die „Unzufriedenenführer" Dörr und Schuster gegen mich angestrengt hatten wegen des Aufsatzes im April-Maiheft des letzten Jahrganges (siehe auch Dezemberheft 1927, Seite 473) ist durch ein Amnestiegesetz amtlich eingestellt worden.

Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Emil Ludwig. Tom und Sylvester. Ein Quartett. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1928. Der Verfasser großer Monographien hat hier eine entzückende Dichtung geschaffen: eine Novelle in Versen. Zwei Freunde kämpfen um ein Mädchen, einer, Tom, ein zugreifender, bewußter Mann, der die ihm Halbverfallene schließlich vergewaltigt, und der unfertige reine Sylvester, der in diesem idyllisch ernsten Spiel Sieger und unbewußter Erlöser wird.

Unendlich klug und sicher ist die Dichtung; die Verse gleichsam schwebend, fast mondän leicht und doch in aller Grazie gefüllt mit tiefer Einfühlung in die zartesten Seelenregungen und mit einem umfassenden Naturempfinden. Niemals, selbst im dramatischesten Teil der Handlung ist der naturhaft reine Charakter der Dichtung verlassen, überall ist es ein Bild hoher Menschlichkeit, in dem sich Geschehen und Umwelt spiegeln. Heiter und erhebend — das sind die Noten des Buches. Man wünscht es vielen in die Hand, die fähig sind zu erfassen, wie die souveräne Form einer Handlung Sinn und Bedeutung gewährt.

Sigrid Undset. Olav Audunssohn. Rütten und Loening Verlag, Frankfurt a. M. 1928. Zum zweitenmal faßt Sigrid Undset in diesem Roman in das nordische Mittelalter hinein und hebt einen Reichtum empor, der überwältigt. Nicht die Geschichte gewordene Zeit ist hier das künstlerisch Reizvolle und Tragende. Die Umwelt ist nur ein willkommener Anlaß, dem ewigen Stoff jeder Dichtung, dem Menschen selbst, unbehindert durch zeitliche Nähe nachzuspüren. Die Handlung spielt um zwei junge Menschen, die von den Vätern einander verlobt, durch Liebe schuldig und tragisches Schicksal jahrelang verhindert werden, sich zu vermählen. Das Thema Sigrid Undsets ist immer das der Schuldigwerdung des Menschen: der Sündenfall. In einem großen Sinne christlich ist die bewegende Erkenntnis ihrer Dichtung. Die Fülle und Weite der Geschehnisse, der Reichtum an Schicksalen — wie einmal mit Recht der Waschzettel des Buches verkündet — ist überwältigend und gerade deshalb, weil er dieses eine, allerdings allumfassende Thema großartig abwandelt und löst. Große Dichtung wird geschaffen, weniger durch eine Begabung als durch die Höhe des Standortes, den ein schöpferischer Geist einnimmt; diese Höhe erreicht nur der Dichter, der unendlich viel im Leben zu sehen vermag. Erst die Fülle der Zusammenhänge, die Vielfalt des erblickten Lebendigen verleiht die Objektivität, im Einzelnen nicht zu versinken und ein Thema zu finden, dem sich das menschliche Leben selbst in aller Mannigfaltigkeit einordnet.

Diese gleichsam synthetische Höhe hat Undsets Dichtung. Sie ist ganz eigenwertig, gelöst von ihrem Schöpfer, und ist daher auch nicht, wie Frauen triumphierend

wahrhaben wollen, in ihrer tiefen Kenntnis der weiblichen Seele Zeugnis dessen, daß eine Frau hinter ihr steht. Dieser Genius ist übergeschlechtlich wie jeder große Schöpfer. Seine Männergestalten sind ebenso wahr und erschöpfend wie die weiblichen. Das naturgegebene Maß für beide hat selten ein Dichter gerechter verteilt als Undset.

Der erste wichtige Roman der Dichterin „Kristin Lavranstochter" war ein Epos des weiblichen Geschicks, wie es ist und bleibt. Es erhielt seine seelische Spannung von einer im Grunde banalen Seite weiblicher Lebensbehauptung, von dem Drang der Frau, dem, auch geliebten, Mann die Schuld zuzuschieben für alles, was er mit ihr zusammen gesündigt oder geliebt hat. Solange sie dem inneren weiblichen Liebestrieb nachgibt, ist sie groß; erst, wenn sie vor der Welt dazu stehen und darum leiden muß, wird sie ungerecht. Und der Kampf in ihr rührt nicht von dieser kleinen Notwehr her, sondern von der furchtbaren Auseinandersetzung mit dem Geistigen in ihr, das sich gegen dieses Kleine wehrt und den geliebten Mann ebenso zu verstehen strebt wie etwa die Kinder.

„Olav Audunssohn" ist in der Anlage gestraffter, in der Handlung konzentrierter. Noch fehlt der zweite Band der Dichtung, der erst einen endgültigen Überblick über das groß begonnene Werk ermöglichen wird.

Christian Morgenstern. Die Schallmühle. R. Piper und Co. Verlag, München 1928. Aus dem Nachlaß Morgensterns wurde hier ein Band Grotesken und Parodien herausgegeben, die viele lustige Stücke enthalten. Eine ganze Reihe von Dichtern ist ergötzlich parodiert und in den Grotesken waltet der gleiche freie spielerische Geist, der sich in den Galgenliedern und „Palma Kunkel" schon ein Denkmal schuf.

W. E. Süskind. Tordis. Erzählungen. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927. Süskind gibt in diesen Erzählungen, die von keiner Handlung beschwert sind, Seelenschilderungen und Skizzen von Situationen, die deshalb ein gewisses Interesse abnötigen, weil die jüngste, die „Nachkriegsgeneration" darin geschildert wird. Das Dichterische verblaßt allerdings vor diesem aktuellen Gehalt. Aber beides ist wieder seltsam einhellig dünn reflektiert. Es scheint, daß sowohl Süskind als auch die Menschen, die er gestaltet, von der Größe der auf sie einwirkenden Zeit nur ein „an sich" zuckendes Nervenbündel davongetragen haben: ein Negativum, das mit der Dekadence Wildes eine Verwandtschaft hat, ohne allerdings jemals dessen Überlegenheit und Pointensicherheit im Leben und in der Kunst zu erreichen oder auch sie nur zu wollen: Psychologie „ohne was herum", um mit Morgenstern zu reden.

Walter von Molo. Ordnung im Chaos. Schauspiel. Albert Langen, München 1928. Wer Molos Roman „Fridericus Rex" kennt, kennt in breiterer und vielfältigerer Fassung auch dieses daraus gefilterte und doch vergröberte Theaterstück. Die Epik, das Tertium des beobachtenden Schilderers, trug im Roman das Schwergewicht des dichterischen Wertes. Hier ist ein sicherlich bühnenwirksames Werk entstanden, nicht ohne Gefahr für die Gestalt Friedrichs, die hier simpler und weniger genial wirkt. Die Bilderfolge des Stückes selbst ist handlungsgemäß ohne Steigerung und dient schlechthin nur der Charakterschilderung des Königs — also im Grunde wieder einer epischen Aufgabe. Heinrich Zillich

Rudolf G. Binding. Erlebtes Leben. — Rufe und Reden. Führungen und Betrachtungen. Beide im Rütten und Loening-Verlag, Frankfurt a. M. 1928.

Binding ist einer der wenigen, die die Zeit bewußt und in einem männlichen Geist erlebt und bewertend erfühlt haben. Das erste vorliegende Werk, die Selbstbiographie des Dichters, hat mit dem zweiten Band nicht nur die Gemeinsamkeit der gleichen edlen Haltung, sondern auch eine thematische Verwandtschaft: es enthält keine Wiedergabe von Vorfällen in einem Dasein, die aus guter Feder wertvoll sein kann, es ist das erläuterte Erleben, der Gehalt eines Lebens, in straffe und klare Beziehung gesetzt zu allem, was uns Menschen der Gegenwart angeht, und, darin gleich den „Reden und Rufen", die Fragen unseres Lebens und der deutschen Geschicke anrührt.

Binding wirkt vor allem im reinen Sinne: bildend. Die Unversehrtheit seiner ethischen Haltung, die kühle Leidenschaft des Erkennens, Wertens, der Entscheidung, die dabei völlig unbeschwerte Selbstverständlichkeit des Genießens und alles umgreifend eine geistige Tapferkeit, die keinem Bluff, selbst dem geistreichsten nicht, verfällt, dringen schon in einigen Sätzen wahrhaft dichterisch auf den Leser ein. Dieser Angriff der Männlichkeit ist nicht zu ertragen ohne innerlich Rechenschaft über sich zu geben. Sein Werk, besonders im kämpferischen, fordernden, „rufenden" Teile und der Selbstbiographie ist ein Wegweiser. Ohne auch einem Schlagworte, das unsere Gegenwart durchkreuzt, anzuhangen, späht er nach den klaren und unerbittlichen Wirklichkeiten des Lebens aus, nach denen er das Maß im Geistigen und im Handeln legt. Es fällt bei einer solchen Betrachtung manches Schwache zusammen. Es bleibt die Wahrheit.

Was wir erlebt haben im Krieg und nachher ist hier untersucht, auch wenn unmittelbar nicht davon die Rede geht, und erlösend merken wir an Bindings Führung wie groß dem Vorurteilslosen noch jenes Erleben und Geschehen sein darf, kämpft er sich nur zu einer sinnvollen Tiefe und unbestechlichen Entschlossenheit durch, auf sich gestellt wie Binding.

Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

In Kronstadt:
8. März: Konzert Geheimrat Willy Burmester, Violine.
19. März: Kammersänger Leo Slezak.
Gastspiel der Berliner Kammeroper mit prominenten Solisten und eigenem Orchester, Dekorationen usw.:
22. März Mozart: Zaïde.
23. März Konzert des Kammerorchesters.
24. März Pergolesi: Spott und Eifersucht.
25. März Gluck: Der betrogene Kadi, und die listigen Mädchen.
28. März: Konzert Erna Rubinstein, Violine
29. März: Tanzabend Kuales de Vinda.
Im April: Konzert Gerhard Jekelius — Eva K. Lißmann.
Vortragsabend Egon Hajek.
Ende April: Gastspiel des Wiener Burgtheaters in Rumänien unter Führung von Hofrat Professor Albert Heine mit Frau Maria Mayen, Frau Godeck, Frl. Kallina, den Herrn Hans Marr, Hermann Romberg, Otto Schmöle, Wilhelm Schmidt, Ferdinand Moitelle, Robert Valberg u. a.

Verantw. Schriftleiter. Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov), Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



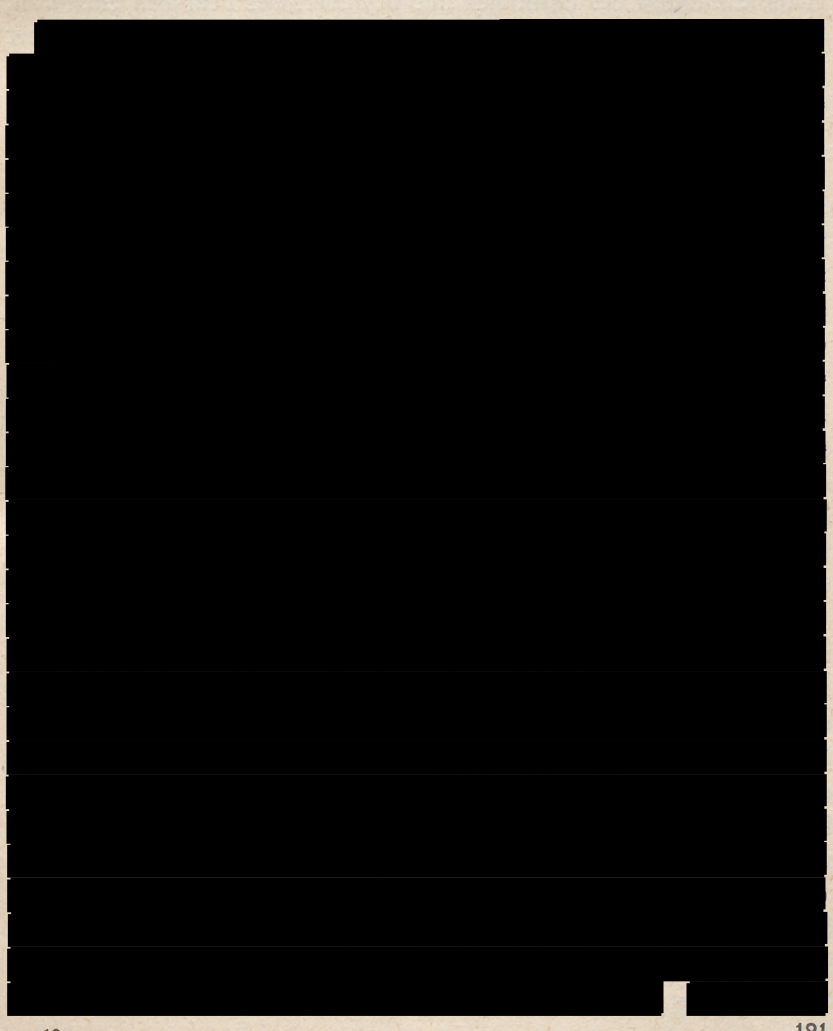
Albrecht Dürer, Die Drahtziehmühle

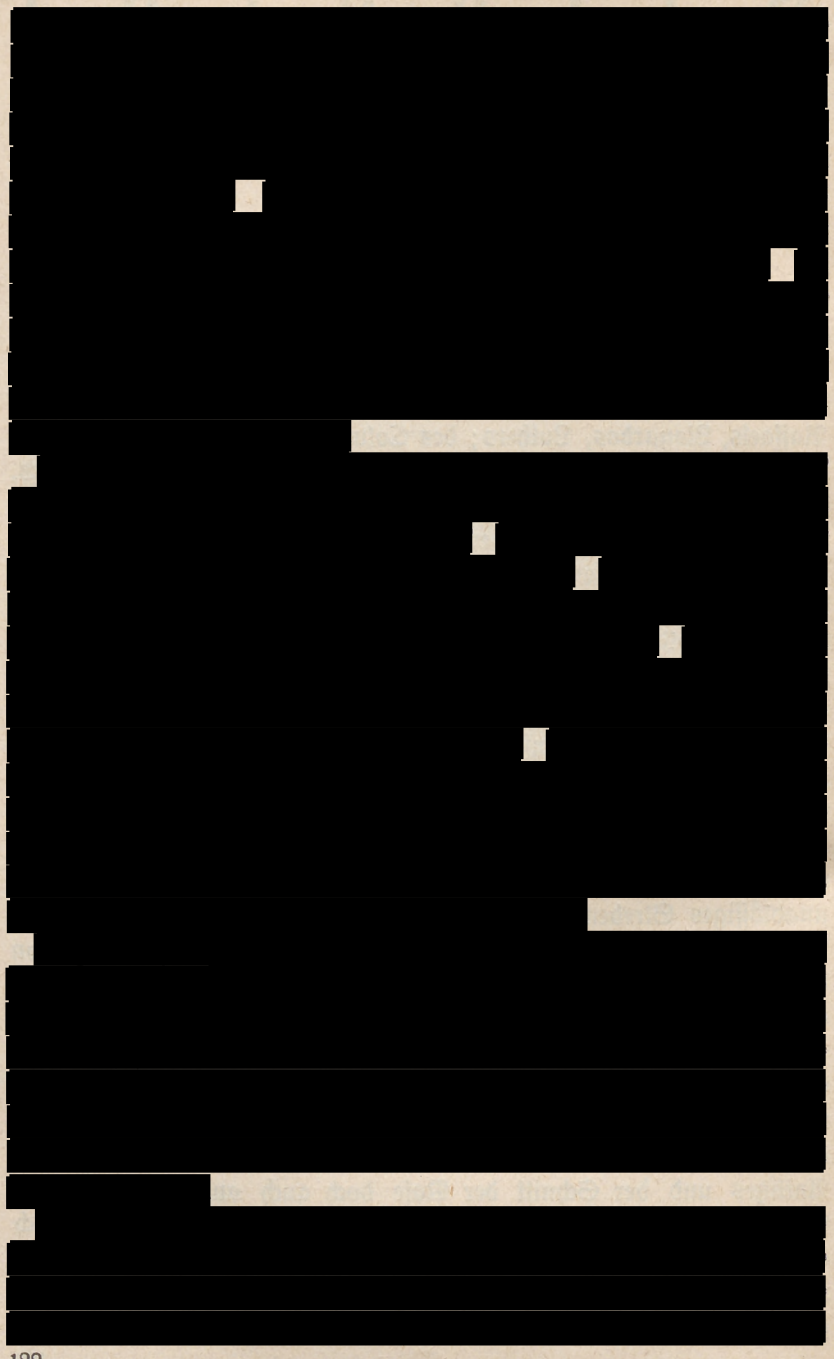
Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
5. JAHR APRIL 1928 HEFT 4

Albrecht Dürer

Zu seinem 400. Todestage am 6. April

Von Albert Arz v. Straußenburg







Gedanken

Von Otto Folberth

Der Deutsche hat zweifellos etwas vom Pelikan an sich, dieses plump aussehenden und doch so vielseitigen und originellen Vogels. Vor allem: die Lust, sich selber zu zerfleischen. Für den Franzosen ist just sein gallischer Hahn das trefflichste Symbol. Selbst auf dem Mist noch will er bewundert werden.

*

Das ausschlagende Pathos der Franzosen ist stets national, das der Deutschen ethisch.

*

Die Meisterwerke der französischen Kritik sind Hymnen des Lobs, die der Deutschen Rapsodien des Tadels.

*

Das Denken der Franzosen bewegt sich in Serpentinen, das der Deutschen in Spiralen die Berge des Geistes hinan.

*

Dem Franzosen ist das Leben Abenteuer, dem Deutschen Schicksal.

Staat und Volkstum

Von Gerhard von Mutius

Bei keinem der europäischen Völker decken sich heute Volkstum und Staat weniger als bei den Deutschen. Nach einer neueren Statistik soll es auf der Erde rund 94,5 Millionen Deutsche geben, von denen 32 Millionen außerhalb des Reichs, 62,5 Millionen in ihm wohnen. Aber mag man auch über Zahlen und Statistik streiten, so viel zeigen sie im großen Rahmen doch, daß die deutschen Staatsangehörigen nur etwa $^2/_3$ und das Auslandsdeutschtum etwa $^1/_3$ des gesamten deutschen Volkes ausmachen. Es steht fest: Kein europäischer Staat ist heute so belastet, so wenig Herr im eigenen Hause wie Deutschland und kein Volkstum ist heute so sehr in der Welt zerstreut, so sehr in Abhängigkeit von fremden staatlichen Mächten, als das deutsche. Um die äußeren Machtmittel des Deutschtums in der Welt ist es schlecht bestellt.

Durch Klagen wird nichts gebessert, aber es verlohnt sich vielleicht, um eine aktive Einstellung zur Lage zu gewinnen, den neuen Möglichkeiten nachzusinnen, welche durch die geschichtliche Fügung dem deutschen Volke offengehalten, nein, welche als Aufgabe ihm gestellt werden. Und da ist kein Zweifel, daß als innere Kompensation für Zersplitterung und Unterdrückung ein Gemeinsamkeits-, ja ein Gemeinschaftsbewußtsein unter den Deutschen der ganzen Welt erwacht ist, von dem vor dem Weltkrieg noch nicht die Rede sein konnte.

Machen wir uns einmal vorläufig und sozusagen definitorisch klar, was unter Volkstum und was unter Staat zu verstehen ist. — Wenn wir von Volkstum sprechen, so denken wir zunächst an die Naturgegebenheit einer durch Abstammung, Sprache, Gewohnheiten homogen gewordenen Menschengruppe, während der Staat die organisatorische Ordnung ist, durch welche dieselbe zum Schutzverband nach außen und zum Friedensverband nach innen wird. Volkstum und Staat scheinen daher zunächst zusammenzugehören, wie Stoff und Form, ja, in gewisser Weise nur *ein* Phänomen zu sein, das je nachdem, einmal mehr unter dem Gesichtspunkt natürlicher Lebensfülle, das andere Mal mehr unter demjenigen bewußter Organisation betrachtet wird.

Und doch ist dieser summarische Sprach- und Denkgebrauch oberflächlich und irreführend, denn er gleitet über die grundlegende Tatsache hinweg, daß es in *allen* Fällen auch einen *Gegensatz* zwischen

Volkstum und Staat gibt. Es ist kein politischer Zustand denkbar, bei dem die im Staat zusammengefaßte Menschengruppe die staatliche Ordnung nicht auch als relativ unvollkommen, ungerecht, als heteronomen Zwang empfinden müßte. Und nur in den vorübergehenden Momenten starker sozialer Suggestion, sei es in der Gefahr, sei es im Triumph, wird der Staat wirklich zum Organ des allgemeinen Gefühls, des allgemeinen Willens. Und daß dieser Gegensatz naturnotwendig, unentrinnbar ist, und nicht etwa nur eine Anomalie darstellt, die man ignorieren dürfte, leuchtet sofort ein, sobald man sich klarmacht, daß das Volkstümliche und das Staatliche verschiedentliche Medien sind, die flüssig und fest und darum nie zu voller Kongruenz gebracht werden können. Und das wieder folgt aus der Feststellung, daß das Volkstümliche eine psychologische Kategorie ist voll schöpferischer Unruhe und Spannung, die tief ins Unterbewußte herabreicht und nach dem Ewigen greift, während der heutige Staat ein rationales, relativ stabiles System von Ordnungen und Veranstaltungen mit durchaus praktischen, d. h. endlichen Zwecksetzungen darstellt. Das Volkstümliche ist ein kosmisches, der Staat ein nur menschliches Phänomen. — Es ist richtig, daß der Staat überall auch ein volkstümliches Element enthält, daß im Volkstum immer etwas wie der Ansatz zur Staatsbildung schlummert, aber Volkstum ist viel umfassender, es kann sich nie in der Staatsbildung erschöpfen. Genau wie der Einzelmensch neben der Arbeit die Muße braucht, neben der Anpassung an die menschliche Gesellschaft diejenige an das Universum sucht, so streckt sich auch das Volkstum, die Volkspersönlichkeit über alle praktische Verwirklichung hinaus in jene andere Dimension des Kosmischen, des Ganzen. Im Volkstum als solchem liegt immer auch ein religiöser Ansatz.

Mit dieser ersten grundsätzlichen Erwägung scheint mir nun bereits ein Standpunkt gewonnen, der auf Gefühl und Haltung dem Staate gegenüber nicht ohne Einfluß sein kann. Ist nämlich ein gewisser Gegensatz zwischen Volkstum und Staat unaufhebbar und notwendig, so bedeutet es vielleicht einen Unterschied des Grades aber nicht des Wesens, ob man z. B. aus allgemeinen innerpolitischen Motiven oder aus dem Bewußtsein, einer Minorität anzugehören, Opposition treibt. Dabei ist natürlich in keiner Weise unterstellt, daß eine Minorität stets Opposition treiben müsse — es kann auch durchaus umgekehrt liegen —, aber es bedeutet bereits eine Entgiftung der Beziehungen zwischen Staat und Minorität, wenn das Gefühl der Anomalie ihres

Verhältnisses auf beiden Seiten zugleich behoben wird. Dasselbe braucht tatsächlich nicht vorzuliegen. Wir wissen aus geschichtlichen Beispielen, daß ein sehr fruchtbares Zusammenleben von Staat und volkstümlicher Minorität möglich ist. Man denke an die Rolle der durch das Edikt von Nantes vertriebenen französischen Protestanten, an viele nach Amerika ausgewanderte Deutsche, vor allem aber an die Deutsch-Balten im alten Rußland, welche unerschütterlich ihr Volkstum bewahrten und doch dem russischen Staat die besten patriotischen Stützen in Heer und Verwaltung, ein wahres Knochengerüst staatlicher Tüchtigkeit lieferten. Voraussetzung eines solchen fruchtbaren Verhältnisses zwischen Staat und Minorität wird allerdings in der Regel eine möglichst freie Entwicklung der eigenen Volkspersönlichkeit in Sprache und Kultur sein. Auch der Staat kann aus der Gewährung einer weitgehenden kulturellen Autonomie an seine Minoritäten, namentlich wenn es sich dabei um eine entwickeltere Kultur von breiterer Geltung handelt, großen Nutzen ziehen. Es ist dann aber auch sehr gut möglich, daß eine Minorität ihren Aufenthaltsstaat jedem anderen vorziehen und mit keinem nationalen Staate tauschen möchte. Aber dafür, daß die stärkste Bejahung des Heimatstaates mit intensivstem Bekenntnis zum eigenen Volkstum sich verbinden kann, dafür möchte ich mich auf einige persönliche Erfahrungen mit Deutsch-Amerikanern aus den Vereinigten Staaten berufen. Diese Männer waren durch und durch Amerikaner und wollten nirgends anders als in Nordamerika mehr leben, gleichzeitig aber war in ihnen eine so schwärmerische Liebe zu Deutschland, ein so hochgespannter und reiner deutscher Patriotismus, wie ich ihm kaum innerhalb der deutschen Grenzen selber wieder begegnet bin. Volkstum und Staat sind eben etwas Verschiedenes und es gibt zwischen ihnen die verschiedensten Kombinationen von Bindung und Lösung. Sowohl vom Staate wie von der Minorität aus gesehen, scheint mir diese Auffassung die Möglichkeit fruchtbarer Zusammenarbeit zu eröffnen. Und es ist für die praktische Behandlung menschlicher Dinge immer ein Vorteil, nicht in Prinzipien zu erstarren.

Die prinzipielle Erstarrung aber, die heute im Wechselbezug von Staat und Minorität noch als überwiegend angesehen werden muß, entstammt gewissen Vorstellungen von Staat und Volkstum, mit denen eine Auseinandersetzung nun erforderlich wird. Man kann den in Rede stehenden Gefühls- und Gedankenkomplex kurz als die Theorie vom geschlossenen Nationalstaat bezeichnen. Als im ausgehenden Mittelalter der Einfluß der zentralen kaiserlichen und päpstlichen

Autoritäten zu schwinden begann, wurde der Territorialstaat zur bestimmenden sozialen Lebensform in Europa. Und wie in dem Humanismus allen bisherigen religiösen Bindungen zum Trotz, der Mensch, der Einzelmensch sich als Selbstzweck zu betrachten unternahm, so wurde der geschlossene souveräne Territorialstaat der Selbstzweck im Großen. Er trat mit absolutem Geltungsanspruch auf. Cuius regio, eius religio! Machiavell hat jenen staatlichen Absolutismus theoretisch begründet. Bei Hegel wurde daraus fast eine Vergöttlichung des Staates. Wie sehr aber z. B. in dem Deutschland der Vorkriegszeit der Staat noch als Mittelpunkt des Lebens galt, dafür genügt ein Hinweis auf Heinrich von Treitschke und seinen weitreichenden pädagogischen Einfluß. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich diese Staatstheorie auch als die heute noch die europäische Staatengesellschaft beherrschende bezeichne. Zwar hat sie zum Weltkrieg geführt und ihre bedenklichen Konsequenzen sind auch heute nicht ausgeschaltet, so sehr man auch durch den Völkerbund und allerhand Schieds- und Vergleichsverträge dem Schlimmsten vorzubeugen sucht. Aber wie zähe und lebendig sich der nackte Egoismus der Staaten trotz allem behauptet, das zu sehen genügt eigentlich ein flüchtiger Blick in die Tagespresse und auf die von ihr behandelten politischen Vorgänge. Und dieser Absolutismus des Territorialstaates, der zunächst meist in schroffer monarchischer Zuspitzung aufgetreten war, füllte sich, nachdem durch Rousseau und die französische Revolution breitere Schichten in den Vordergrund traten, mit der von Herder und aus der Romantik stammenden Idee des Volkstums.

Das Volkstum, oder wie man jetzt sagt, der nationale Gedanke soll nun die innere Rechtfertigung dieses staatlichen Absolutismus abgeben. Dabei ist das Nationale schon ein Verschmelzungspropukt zwischen dem Staatlichen und dem Volkstümlichen, sodaß in dessen Verbindung nunmehr die eigentliche treibende politische Realität gefunden wird. Nun heißt es auch hier: Cuius regio, eius religio! Aber die Religion ist nicht mehr die protestantische oder katholische, oder überhaupt die christliche, sondern die quasi-Religion des Nationalen. Nun ist es richtig, und es wird das im einzelnen noch zu zeigen sein, daß im Volkstümlichen ein echtes religiöses Motiv schlummert, aber bei der Verflechtung mit staatlichen Gesichtspunkten, die in dem Begriff des Nationalen sich auswirkt, bildet sich in der Regel jener trübe, diesseitige Fanatismus, dessen Entwicklungslinie das Wort Grillparzers charakterisiert, daß der Weg von der Huma-

nität über die Nationalität zur Bestialität führe. Aus dem „nationalen" Gesichtspunkt heraus ist aber der Staat den auf seinem Boden lebenden Minoritäten gram und ebenso umgekehrt. Auf beiden Seiten liegt der Fehler in der Vermischung und der Verwechselung volkstümlicher und staatlicher Motive. Und doch ist dieser ganze Anschauungs- und Gefühlskomplex des „Nationalen" durchaus nicht ein unentrinnbares Schicksal, eine Wahrheit, der wir nur zu folgen hätten, sondern ein ziemlich junges geschichtliches Gebilde, das z. B. das 18. Jahrhundert in der Weise noch gar nicht kannte, und hinter dem bereits andere Kräfte einer anderen Zeit sich zeigen.

Das eigentliche Zentrum der nationalen Ideologie bleibt jene Überbewertung des Territorialstaates, in die der Zerfall der mittelalterlichen Lebensordnung auslief. Und doch kann kein Zweifel sein, daß der Begriff des „Territoriums", auf den sich der Absolutismus des Staates aufbaut, nicht mehr dieselbe Bedeutung beanspruchen kann, wie im 16., 17., 18. Jahrhundert. Bei dem Entwicklungsstand der damaligen Technik mußte ein bestimmter Raum einen so unerschütterlichen Wert, ein so exklusives Monopol darstellen, daß darauf der Absolutismus zunächst der Fürstenmacht und dann des Volksstaates sich aufbauen ließ. Der Anspruch, auf einem bestimmten Gebiet völlig souverän schalten und walten zu können, schien durchführbar. Heute hat die raumbewältigende Mechanik die Monopolstellung irgendwelchen Gebietes stark beeinträchtigt. Alle Teile der Erde sind einander so nahe gerückt, daß es immer gleichgültiger wird, wo man sich gerade aufhält. Immer mehr wird die ganze bewohnte Erde zur Heimat des Menschen, immer mehr wird die auf ihr sich vollziehende menschliche Wirtschaft zu einer Einheit. Immer weniger kann sich irgendein Territorium aus dem Zusammenhang ausschalten. Jedenfalls vollzieht sich der wirtschaftliche und geistige Fortschritt heute allenthalben in der Richtung einer immer engeren Verflechtung mit den Interessen der ganzen übrigen Welt.

Nach innen haben wir allerdings, namentlich während des Weltkrieges, eine bisher unerhörte Ausdehnung staatlicher Kompetenzen erlebt. In Sowjet-Rußland möchte man aus diesem Gebaren, das man im erweiterten Sinne Kriegswirtschaft nennen kann, einen Dauerzustand schaffen, und auch in anderen Ländern ist jene Tendenz zur Ausdehnung staatlicher Ingerenz, namentlich auf wirtschaftlichem Gebiet, noch längst nicht verschwunden. Trotzdem scheint mir die allgemeine Entwicklungslinie gerade nach den Orgien, welche der Staatssozialismus

während des Krieges feierte, und bei denen niemand sich wohl fühlte, eher wieder auf eine Einschränkung staatlicher Wirksamkeit zu gehen. Immer weniger erhebt heute die reifere staatliche Praxis den Anspruch, das Gute sozusagen zu erzeugen, als vielmehr den Übeln zu wehren und damit den Weg schöpferischen Kräften freizumachen, auf welche der Staat an sich keinen Einfluß mehr hat, wobei zuzugeben ist, daß die Innehaltung dieser theoretischen Grenze nicht allenthalben ganz durchführbar erscheint. Wenn das menschliche Zusammenleben sich nicht überwiegend automatisch regelte, so würde das bißchen bewußte staatliche Regierungskunst, mit welcher man dessen Oberfläche zu gestalten sucht, wirklich nicht viel ausrichten. Bei dieser Sachlage scheint mir eigentlich kein Raum mehr für eine allzu pathetische Behandlung staatlicher Dinge.

Trotzdem soll hier vom Staat nicht gering gedacht und gesprochen werden. Er repräsentiert doch die äußerste soziale Verlängerung der menschlichen Hand und auf ihm ruht die ganze Notwendigkeit und Würde menschlichen Handelns. Außerdem liegt in seinem territorialen Prinzip eine trotz aller Verkehrstechnik unaufhebbare geographische Bindung und Verwurzelung, mit der er wirklich bis in die psychologische Sphäre des Volkstümlichen hereindringt. Aber jede Zeit muß sich den Staatsbegriff formen, den Staat wollen, welchen sie braucht, und ich meine, daß die Weltentwicklung uns einen nüchterneren, sozusagen mehr praktisch-technischen Staatsbegriff nahegelegt, als ihn die letzten Jahrhunderte gehabt haben, und als er noch heute gang und gäbe ist. Der heutige Staat, das heutige Staatsbewußtsein befindet sich in einer offenbaren Krise. Einmal müssen ihrem Wesen nach alle praktischen Probleme — und der Staat ist im eminenten Sinne ein solches — sich technisch immer mehr zuspitzen, daß essentiell Praktische in ihnen sich immer reiner darstellen, und zweitens scheint sich mir sowohl von der Technik und Wirtschaft her, ebenso wie in bezug auf das Selbstbestimmungsrecht seiner Bürger eine Verengerung seines Aufgabenkreises anzubahnen. Politisch wird man auf die Dauer um so erfolgreicher sein, je nüchterner und bescheidener man sich dabei seine Ziele setzt, je weniger man nach Innen und nach Außen an die Allmacht des Staates glaubt.

Und daraus muß sich dann eine gewisse Loslösung des Volkstümlichen vom Staatlichen ergeben. Denn das Volkstümliche ist seinem Wesen nach Phantasie und Fülle, die sich von allem bloß technisch Nützlichen ebenso zurückzieht, wie das Schöne heute das öffentliche Leben flieht.

Das war im Zeitalter der Renaissance und des Barock, ja bis in das 19. Jahrhundert hinein noch ganz anders. Das Volkstümliche kann sich niemals in praktischer Auswirkung nach Außen z. B. im staatlichen erschöpfen, aber es wird, namentlich wenn diese Form der Selbstdarstellung gehemmt oder versagt ist, noch mehr nach anderen Bezirken greifen. Und da glaube ich nun, daß jene innere Verbundenheit, jene eigentümliche geistige Gemeinschaft, die sich heute als Kompensation für Zersplitterung und Unterdrückung unter den Deutschen der ganzen Welt gebildet hat, Ansatz und Ausgangspunkt für ein erweitertes und vertieftes geschichtliches Bewußtsein überhaupt werden könnte, dergestalt, daß, ohne es zu wollen, wir durch unsere Schicksale zu den eigentlichen Schrittmachern einer neuen Weltentwicklung würden. Das Ziel einer solchen Entwicklung könnte nur die Bildung eines ökumenischen Bewußtseins sein. Technik und Wirtschaft machen die Erde immer mehr zum einheitlichen Wohnsitz des Menschen. Wollen wir in dieser neuen Welt zuhause sein, so muß, pararell zu dieser Entwicklung, sich ein ökumenisches Bewußtsein bilden. Dasselbe kann in gewisser Weise nur ein von der Anschaulichkeit und den Sinnen gelöstes, eine innere, eine seelische Gemeinschaft sein, die sich um einen zentralen überragenden Wert gruppiert, in dem sie sich zusammenfindet. Für die Deutschen ist gerade durch die Verfolgung ihr Volkstum heute zu einem solchen zentralen Wert geworden. In dieser geistigen Gemeinschaft kann man inmitten einer feindlichen Umgebung ausruhen, hier gegenüber einer immer ruheloser, kaleidoskopischer, dynamischer sich gebenden Welt das statische Bezugssystem finden, von dem diese Bewegung sich überhaupt erst abhebt und einen Sinn erhält. Dostojewski hat gesagt: Jedes Volk sei ein besonderer Weg zu Gott. Es ist sicher, daß er dabei weder an das äußere Volk, eine Summe von Menschen, noch an dessen äußere Schicksale gedacht, sondern eben den psychologischen Gegenstand des Volkstümlichen im Auge gehabt hat, der keine bloße Naturtatsache, sondern bewegt und gerichtet ist und unter einem „Soll" steht. Als Tendenz auf eine bestimmte seelische Form könnte man das Volkstümliche bezeichnen, wenn anders dieselbe dabei nicht doch nur auf ein endliches Ziel gerichtet erschiene, während Dostojewski ja mit Recht sagt, daß ihr Ziel nur Gott sein könne. Er bestimmt damit eben das Volkstümliche als Volkspersönlichkeit, insofern er das Wesen der Persönlichkeit ausmacht, die Brücke von der Tatsache zum Wert, von der Welt zu Gott darzustellen.

Ich sagte soeben, daß die geistige Volksgemeinschaft uns einen

Ruhepunkt biete in einer immer weniger anschaulich, immer mehr nur dynamisch zu erfassenden Welt, und nun wird, scheinbar im Widerspruch dazu, das Volkstümliche selber wieder durchaus als Bewegung auf ein Ziel hin aufgefaßt. Aber der Widerspruch löst sich. Denn wo das unendliche Ziel, wo Gott durchleuchtet, da ist er auch irgendwie schon gegenwärtig. Da bedeutet die Aufgegebenheit des Zieles schon einen Vorgeschmack seines Erreichtseins, da wird die Gegebenheit zu einem ersten Genuß des Absoluten. Und so können wir auch zu unserem Volke sprechen: Ich weiß, du bist nicht vollkommen. Andere Völker mögen vieles besser können und in mancher Hinsicht höher stehen. Aber doch spricht deine Art tiefer zu mir, wie jede andere. Hier ist die Heimat, in deren Schoß ich immer wieder zurücksinke, wo meine Kräfte nachlassen. Ich fühle in dir, mein Volk, einen Bestand, der über meine eigene Vergänglichkeit hinausliegt, einen durch die Jahrtausende bezeugten Wert, der auch meinem Eintagsdasein einen Sinn, eine Richtung gibt. Durch dich nur unterscheide ich mich von dem Dasein „aller der andern armen Geschlechter der kinderreichen lebendigen Erde", du bist mir das sichtbare Pfand und die Gewähr dafür, daß ich über Geburt und Tod des Naturlebens hinaus teilhabe an einer Unsterblichkeit, an der Ewigkeit, an Gott! — So etwa stellt sich die tiefste, die religiöse Seite des Volkstümlichen dar. Das eigene Volkstum wird zum Gleichnis des Ewigen. — Und damit ist der Weg beschritten, der zu einem ökumenischen Bewußtsein führen muß. Denn wenn es gelingt, das eigene Dasein symbolisch als einen Durchblick ins Ewige aufzufassen, wo doch der blinde Lebenshunger der Menschen sich so krampfhaft an seine Diesseitigkeit klammert, so werden uns auch die anderen, auch die anderen Völker in lebendigem Bezug auf jenes jenseitige Zentrum erschienen, wir werden auch sie symbolisch sehen. Der religiöse Gesichtspunkt hat die Tendenz, einmal überhaupt erfaßt, die Gesamtheit des Daseins in sein Blickfeld einzubeziehen, d. h. zu einem ökumenischen Bewußtsein zu werden.

Lebendige Gemeinschaftsformen sind heute mehr die Völker als die Kirchen. Wenn es gelänge, den religiösen Kern im Gemeinschaftsgefühl volkstümlicher Verbundenheit als das Wesentliche desselben zu empfinden, so wäre die Grundlage für ein brüderliches Gefühl unter den Völkern der Erden für ein wahrhaft ökumenisches Bewußtsein gewonnen. Wir brauchen einen zentralen Sinn für die zunehmende Verflechtung aller Weltinteressen. Derselbe kann nur ein diesem kaleidoskopischen Wechsel der Erscheinungen entzogener, ein transzendenter,

ein religiöser sein. Wenn es gelingt, das eigene Dasein, das Dasein des eigenen Volkes in seiner ganzen Konkreszenz und qualitativen Undurchdringlichkeit als auf Gott bezogen und darum als Wunder zu erleben und zu fühlen, so wird zwar keine Macht der Erde uns diesen Wert mehr entreißen, andererseits wird er aber auch nicht als ein unfruchtbarer exklusiver Konservatismus sich darstellen können, sondern von Liebe erfüllt, wie er ist, wird er sich auch nach außen als Liebe auswirken müssen, d. h. wir werden suchen, in steigendem Maße auch die fremden Völker zu verstehen, zu lieben und ihnen mit unseren besonderen Gaben zu dienen. Denn der eigene Wert muß wachsen, je mehr er sich wertzeugend, wertschaffend auch an den anderen bewährt. Auch für das Völkerleben gilt jener Spruch gegen den Materialismus: „Wer sein Leben behalten will, der wird es verlieren".

Blickt man von diesem Gedanken zurück auf die Wirklichkeit des heutigen Zusammenlebens der Völker und ihren kurzsichtigen mit Angst und Neid versetzten Egoismus, so erscheinen sie allerdings sehr verstiegen. Aber da es nur Psycho-Physisches gibt, so hat dies alles auch eine materielle Seite, auf der wir, um uns des Entschwebenden zu vergewissern, nunmehr einen Augenblick unser Auge ruhen lassen wollen. Es ist richtig, um gesund zu bleiben, muß ein Volkstum doch an irgendeiner Stelle zu voller praktischer Auswirkung kommen. Völker, denen eine solche letzte Projektion ins Praktische versagt bleibt — ich erinnere an die Geschichte der Iren, der Polen und in gewisser Weise auch der Juden — neigen dazu, krank zu werden. Hier liegt z. B. der berechtigte Grundgedanke des Zionismus, obgleich man zweifeln kann, ob das moderne Palästina geeignet ist, diesem Mangel abzuhelfen und das Heimatlose und Schemenhafte des jüdischen Geistes zu bannen. Unter religiösen Gesichtspunkten ist es der Gedanke der Bewährung, der auch für den religiösen Kern des Volkstums den nationalen Staat irgendwo in der Welt zur Forderung macht. — Unter diesem Gesichtspunkt, der aber kein politischer ist und an sich weder irredentistische noch Anschlußtendenzen in sich trägt, haben z. B. alle deutsche Minoritäten in der Welt an dem Bestand und Ergehen Deutschlands als Staatswesen ein dringendes vitales Interesse.

Während das Auslandsdeutschtum an der Vergeistigung deutschen Wesens, an der Entbindung seines ökumenischen Sinnes arbeiten muß, ist es die Aufgabe Deutschlands, über dessen Würde und Echt-

heit zu wachen und der deutschen Seele den Körper zu stellen, an dem und mit dem sie weiter zu wachsen und sich auch in der praktischen Welt zu behaupten lernt. Denn genau wie bei dem einzelnen Menschen das Körperliche nicht gleichgültig ist und die körperliche Leistung einen Index der Echtheit auch für alles übrige darstellt, so verhält es sich auch mit der Bedeutung des Nationalstaates für das allgemeine psychologische Element des Volkstümlichen. Das ist der Kern von Wahrheit in der Idee des geschlossenen Nationalstaates. Aber es braucht kaum gesagt zu werden, daß bei der Gabelung in eine geistige und eine materielle Richtung die Gefahr viel größer ist, daß man, dem Augenschein folgend, einem voreiligen Materialismus verfällt und den Körper, den Staat für das Wesentliche hält, woran sich dann alle jene Konsequenzen für das Zusammenleben der Völker knüpfen, aus denen der Zusammenbruch des Weltkrieges sich ergab, während die Möglichkeit eines ökumenischen Sinnes und dadurch anderer Formen der Völkergemeinschaft sich durchaus an jene psychologische Bestimmung des Volkstümlichen anschließt, die über die sinnliche Anschauung hinaus sich als geistige Gemeinschaft, als eine Gemeinschaft von Einzelnen oder von Monaden weiß, denn nur durch diesen Lebensraum führt der Weg ins Allerheiligste, zu Gott.

Und damit eröffnet sich uns eine allgemeine geschichtsphilosophische Perspektive auf die Gegenwart. Wenn der Humanismus den Menschen und in weiterer Konsequenz den Menschen im Großen, den Staat, zum Absolutum, zum Maßstabe aller Dinge gemacht hatte, so zeigt die heraufkommende Zeit die Tendenz den Schwerpunkt vom Menschlichen weg wieder ins Kosmische zu verlegen, d. h. weder die Autarkie des Menschen, noch des Staates anzuerkennen, sondern den Ruhepunkt, das statische Bezugssystem in dieser immer kaleidoskopisch bewegten, immer dynamischer sich darstellenden Welt nicht mehr in einem konkreten Erfahrungsinhalt, sondern im Transzendenten zu suchen. Das ist nichts grundsätzlich Neues, sondern ein Zurückvarieren von der diesseitigen, unbedingt erscheinungsgläubigen, auf die ältere, die religiöse Weltansicht.

Hier sind weder der Mensch noch der Staat mehr Selbstzweck, irgendwie Träger absoluter Ansprüche. Die oberste Gewalt liegt nicht, wie dies in manchen Verfassungen steht, beim Volke, sondern bei Gott. Mensch und Staat sind bestenfalls nur seine Diener. Nicht das staatsbildende, sondern das zu Gott führende ist das Wichtigste, das unzerstörbar Lebendige im Volkstum. Und dieses zu Gott führende

Prinzip innerer Gemeinschaft ist auch der Bau- und Eckstein eines wahrhaft ökumenischen Bewußtseins. Denn die Idee der Gemeinschaft kann nicht an irgendwelchen Grenzen Halt machen. Sie strebt nicht nur über den eigenen Sprach- und Kulturverband hinaus in Verständnis und Liebe bis zu anderen Kulturkreisen und Menschengruppen durchzudringen, sondern sie sucht den Zusammenklang, die Harmonie mit der ganzen belebten und unbelebten Natur, mit dem All. Und dasjenige Volkstum wird das stärkste sein, welches nicht nur sich egoistisch zu erhalten, sondern maximal die andern zu befruchten sucht.

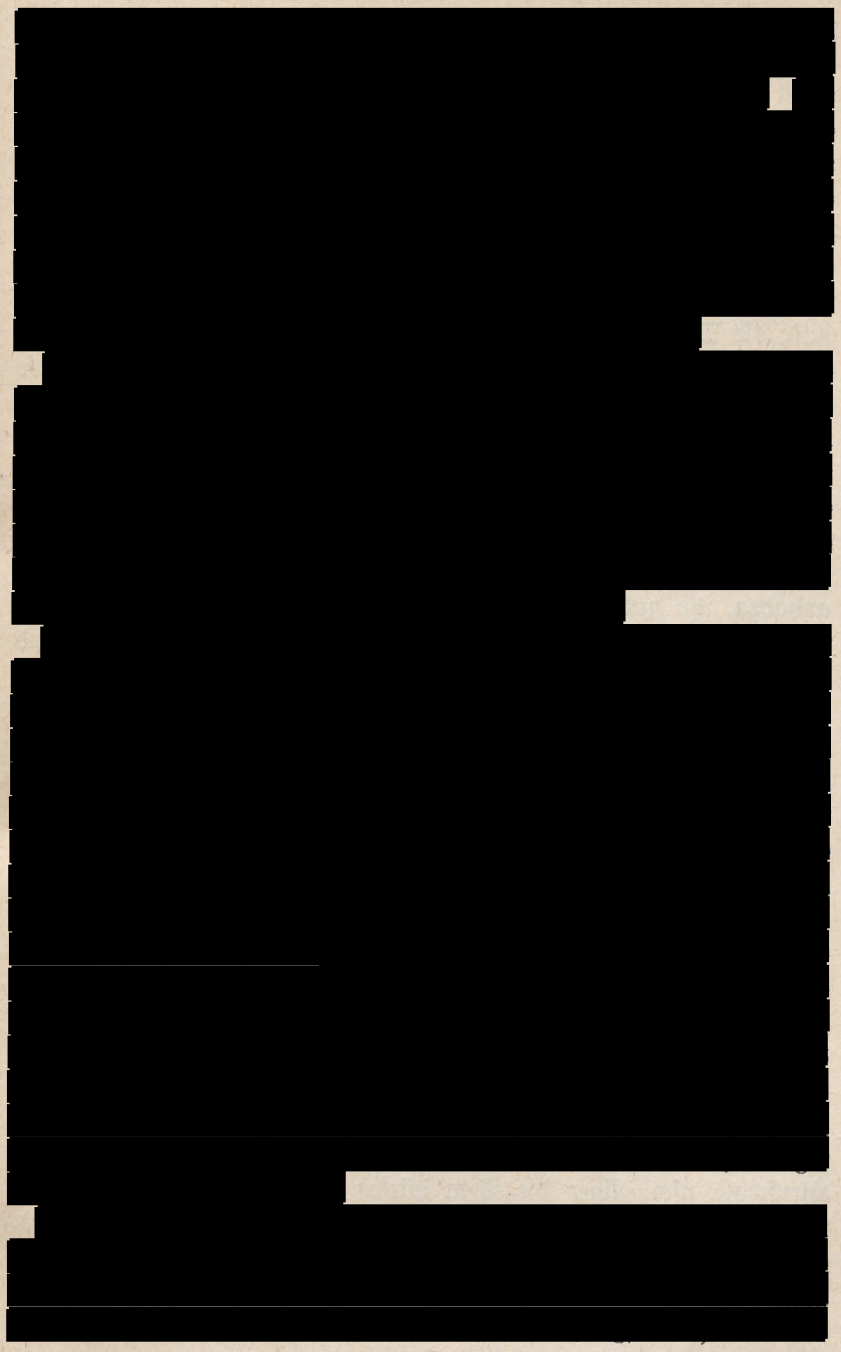
Aber während die anderen Völker durch ihre im weltlichen Sinne glücklicheren äußeren Schicksale irgendwie im Zuständlichen, in einem diesseitigen Genügen, oft verbunden mit kindischem Selbstlob, festgehalten werden, ist es vielleicht gerade Gottes Gnade, welche dieses leichtere menschliche Los dem deutschen Volke versagt und es mitten in dem Kampf um ein neues, ein ökumenisches Bewußtsein und um einen wiedergeborenen, einen dynamischen, einen religiösen Lebenssinn gestellt hat.

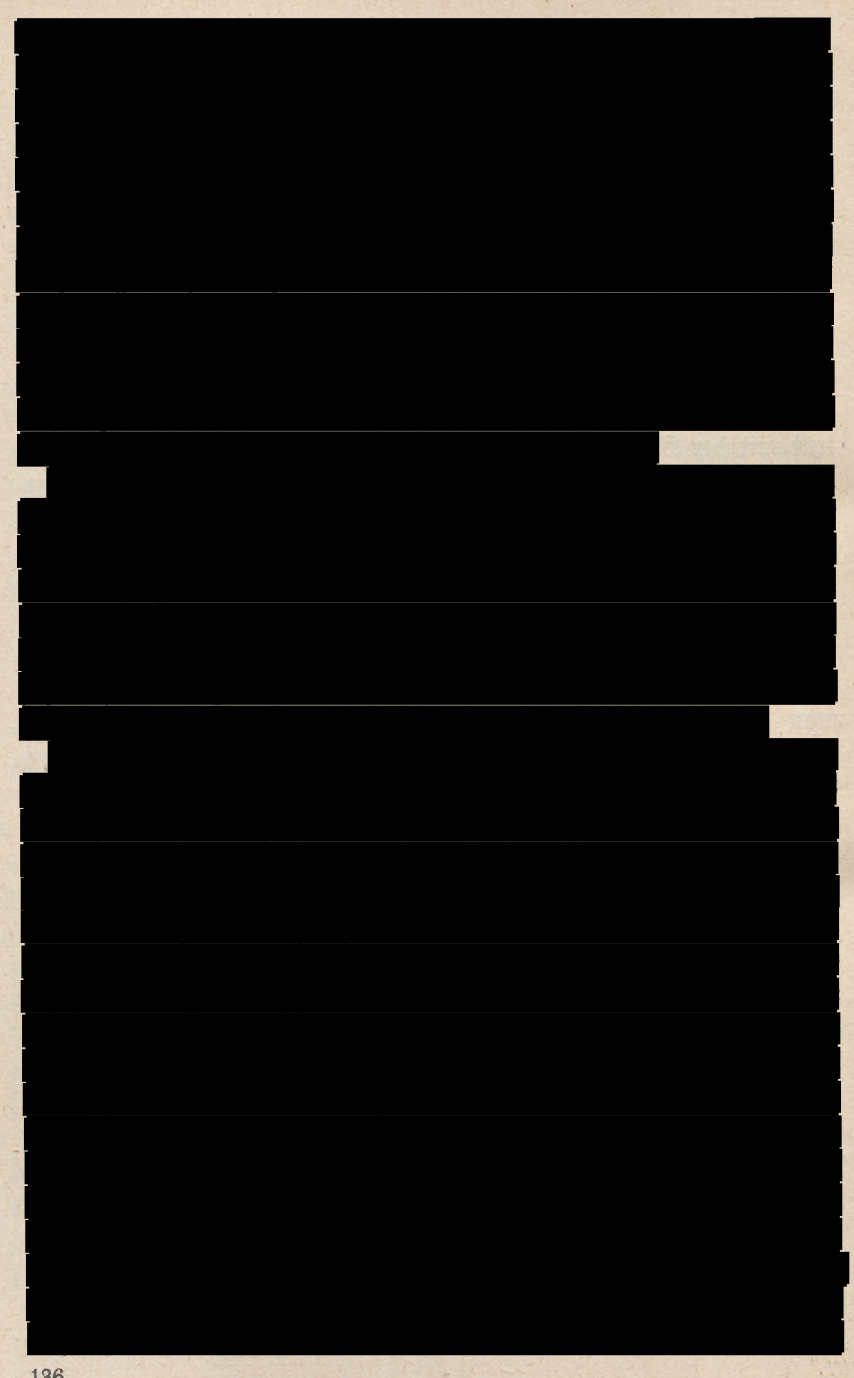
Geschichte und Mythos

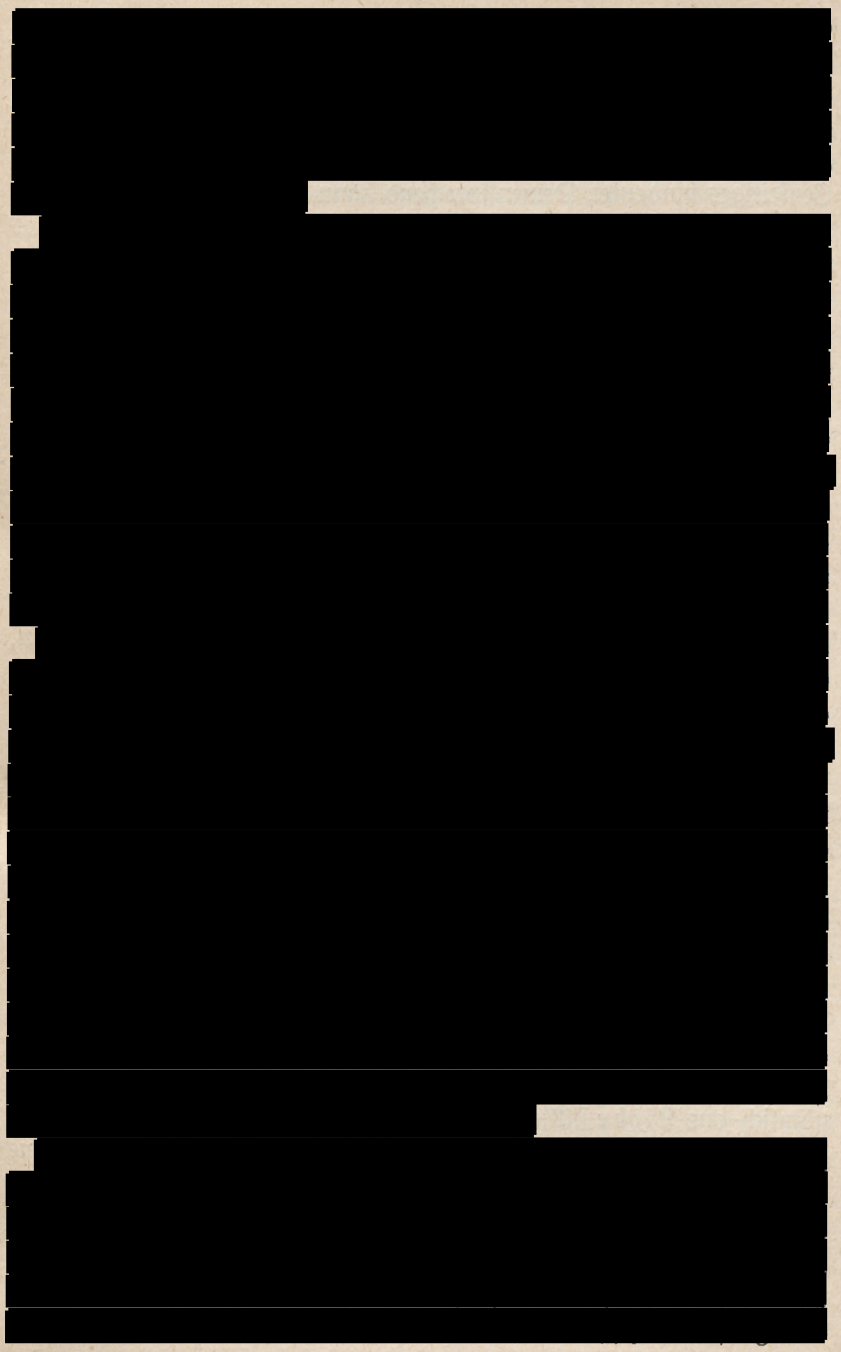
Zwei Vorträge von Erwin Reisner

(Schluß.)

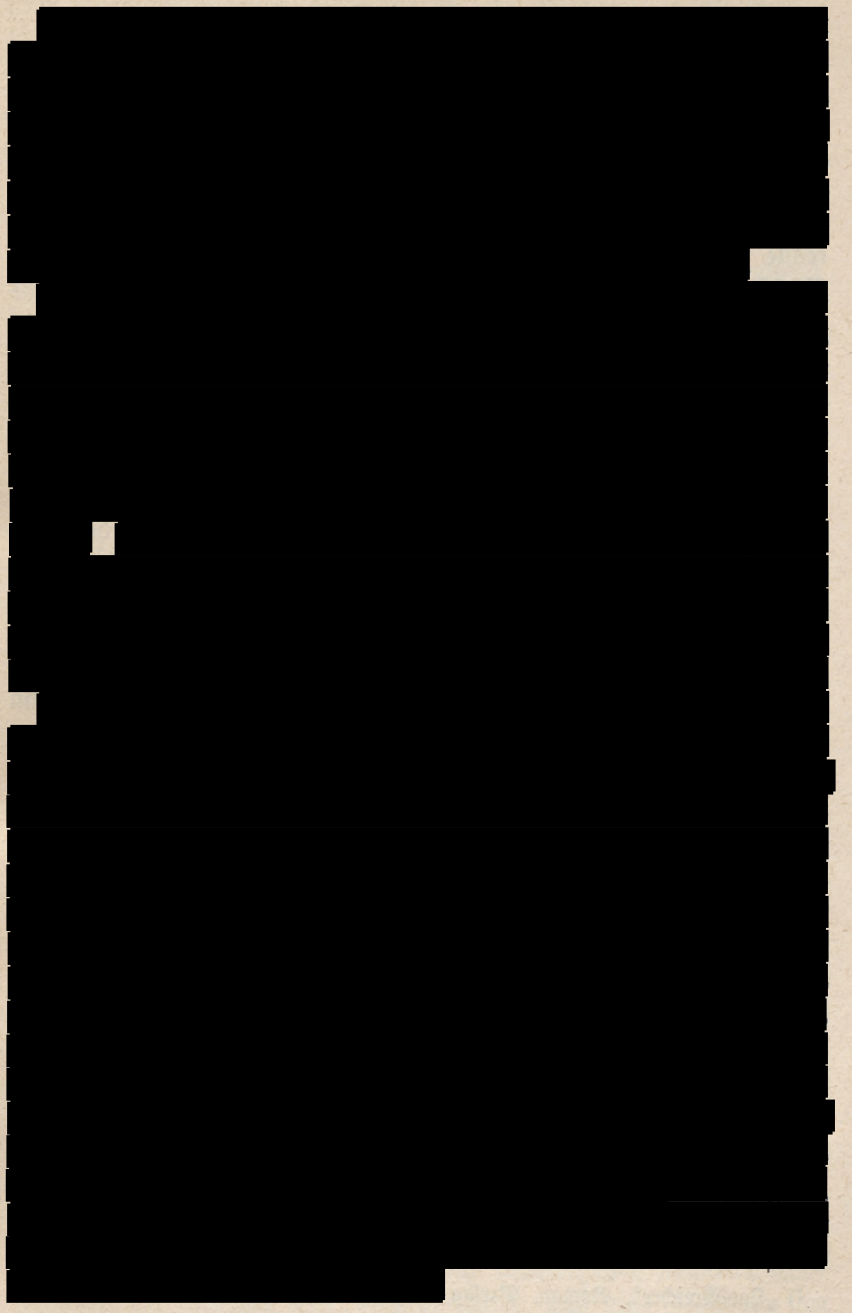
[redacted]











Knut Hamsuns neuester Roman [1])

Von Erwin Neustädter

Ein seltsames Nest dieses weltabgeschiedene Fischerdörfchen dort oben an Norwegens Küste; die eine Hälfte des Jahres, solange der Lofotfischfang währt, ohne Männer und ohne Geld, die andere ohne rechte Arbeit, doch mit umso mehr Gerede über sie und den lieben Nächsten. Und da hat nun dieses, im ewig wiederkehrenden Rhythmus der Jahreszeiten gedankenlos und anspruchslos dahinvegetierende Völkchen zwei Pflänzchen hervorgebracht, die dort nicht Wurzel fassen können, die herumgetrieben werden hierhin und dorthin, die aber immer wenn sie wieder mal vorbeikommen den belebenden Hauch der Ferne und mancherlei Gedankensamen, der den Andern, den Seßhaften, reiche Früchte trägt, mit sich bringen.

Was haben wir eigentlich mit diesen unsteten Gesellen, die bald Hausierer oder Schiffer, bald Landarbeiter oder gar nichts sind, was mit dem ichbeschränkt-kleinlichen Tun und Planen der Seßhaften, denen eine Uhr oder ein Ring Würde und Ansehen zu verleihen imstande ist, denen eine Drehorgel oder eine Ziehharmonika ein Wunder bedeutet, zu tun? Das ist doch lächerlich, nicht wahr? Ach ja, sehn wir doch nur einmal an uns herunter oder in uns selbst hinein: was ist's was uns Ansehen verleiht und uns Staunens wert dünkt? Wissen wirs so sicher, daß es was Besseres ist als Ring oder Ziehharmonika?! Und dann, was hat dies buchtumfriedete, beschauliche Dasein mit unserm gehetzten, zerrissenen Leben zu tun? Poesie des Einst? Gucken wir doch mal genauer unter unseres Lebens äußere, hiesige und heutige Formen! Weist das, was da zum Vorschein kommt, das zugrunde liegende Ewig-Menschliche, nicht dieselben Züge wie die Gestalten des Buches? Ist nicht diese Übereinstimmung, diese Wahrheit das Geheimnisvolle des Buches, dem wir uns ergeben, erschüttert und ermutigt, erheitert und beschämt, nicht aber wie lieblos Besiegte und Entlarvte, sondern wie — durch die Beachtung und gütiggerechte Wertung eines Überlegenen — Beschenkte und Verpflichtete?

Am Schicksal dieser zwei Landstreicher, August und Edevart, und ihrer Bekannten entfaltet sich eine Welt; eine Welt mit all ihren Gegensätzen des Neben- und Nacheinander von Lust und Leid, Alt

[1]) „Landstreicher", Roman, Verlag Albert Langen, München 1928 (siehe auch Klingsor V. 2. S. 75).

und Jung, Verkommen, Gedeihen, Geburt und Tod, — den Gegensätzen, durch deren ewige Spannung sie sich im Gleichgewichte hält.

Und wirkt diese Spannung nicht bis in des Menschen Seele hinein? Spiegelt sein Leben nicht den steten Kampf ums Gleichgewicht? Wie einseitig sehen wir doch gewöhnlich die Menschen und Ereignisse, wie schnell sind wir mit den Etiketten „Gut" oder „Böse" bei der Hand! Wie gleichmütig und anschaulich aber dreht diese so wunderbar runde Welt uns Unbelehrbaren dann auch die andere Seite hin! Seht doch: das mit dem Rufen des Toten aus dem Moor war doch Schwindel, nicht wahr? Aber seine Folgen? Hätte der so skrupellose wie erfinderische August nicht eine Dankesurkunde der Gemeinde verdient? Und dann die Geschichte mit Joakims Netz und dem großartigen Heringsfang; der schien doch pures Glück? Ja, aber — was wird draus wenn die Leute damit nicht umzugehen verstehn — wie gewöhnlich?!

Ach ja, Schein und Sein! Wie selten decken sie sich! Bilden sie nicht oft geradezu Gegensätze? Heißt das nun aber, daß alles was beim lieben Mitmenschen an Ungereimtem sich nebeneinander findet, auf diesen Gegensatz hinauslaufen muß? Könnte nicht auch scheinbar nicht Zusammengehöriges doch einer Wurzel, sei's Schein, sei's Sein, entstammen?

Seht da z. B. Schiffer Norem an, wie ehrlich schaut der Alte doch drein — und wie dick hat ers hinter den Ohren. Und was meint ihr zum Uhrenjuden Papst? Er sei ein kleinlicher Betrüger, er sei ein großzügig dankbarer Mensch? Kann man beides in sich vereinen? Oder seht doch, was dies Leben aus einem machen kann! Wie es einen abnützt, rund oder kantig oder hohl schleift, daß man sich selbst kaum noch erkennt. Ja das Wesentliche, Wahre ist manchmal kaum glaubhaft und selten erfreulich, und doch wie dankbar müßten wir sein für die mancherlei Entschleierungen, die uns z. B. Dies und Das des so rätselhaft in sich konsequenten, äußerlich so wandlungsfähigen Ewig-Weiblichen erschauen lassen! Manch beschaulicher Wahn reißt mit entzwei, dem Gesunden aber entlockt die bedenkliche Wirklichkeit nur ein „Dennoch".

Und endlich, was haltet ihr von den Landstreichern selbst? „Landstreicher"? Das ist doch so was Unnützes, Unbürgerliches, sozusagen Gesetzwidriges, wie?! Ach, ihr Seßhaften, die ihr die Unrast nie gespürt, die ihr für euer und der euern Wohlergehen stöhnend front, Groschen auf Groschen legt: versteht ihr es, daß diese Besitz um der

Freiheit willen gering achten; daß sie, wenns nottut oder das Herz für Andere sie treibt, arbeiten wie Lasttiere ohne dafür, wenn nur möglich, Bezahlung anzunehmen? Sie hätten es nicht nötig, sagen sie, und sind stolz dabei. Und was antwortet ihr innerlichst, wenn euch folgende Worte in die Quere kommen: „... gehören wir am richtigsten dorthin, wo wir mehr Essen, bessere Kleider und mehr Geld bekommen? ... es heißt, daß es nicht immer das Fett ist, was den Ausschlag gibt, nein, daß es niemals das Fett ist, was die Sache ausmacht ... wir werden innerlich nicht glücklicher davon, daß wir mehr Speck essen können."

Zwei seltsame Kumpane, diese Landstreicher. Mit mächtigen Fäusten, gutmütig, schwer und tüchtig kommt Edevart daher: allen kann er helfen nur sich selbst nicht, zu allem taugt er, was er sich vornimmt, aber er nimmt sich nichts vor; bis zur Torheit dankbar für das Glück einiger ferner Tage, versucht er alles es zu halten, den richtigen Platz für sich zu finden, und findet ihn nie; es ist nicht recht einzusehen, warum er nicht auf der Scholle bleibt, irgendeine Sehnsucht treibt ihn fort; er ist irgendwie wurzel- und heimatlos geworden. August, sein Freund, hat Heimat und Wurzel nie gekannt; er ist „eine merkwürdige Figur, geschickt und voller Schwungkraft, verlogen bis zum größten Mißbrauch der Lüge, gern gesehen von allen, treu und hilfsbereit, gar manchmal zum eigenen Schaden, aber in der Not gewissenlos bis zum Verbrechen". So äußert sich der Dichter gelegentlich über ihn, läßt ihn gegen die verschiedensten Paragraphen des Strafgesetzes sündigen, und ist doch gerecht genug, diesem so komplizierten und fragwürdigen Charakter durch einen, blitzartig erhellenden Zug Deutungs- und Rechtfertigungsmöglichkeit zu gewähren. Sein abenteuerlicher, bis zu den letzten Konsequenzen praktischer Sinn ist es, der ihn zu allem treibt, so z. B. bis zum Leichenraub; aber er macht auch vor der eigenen Person nicht halt; als er meint, sterben zu müssen, bittet er Edevart ihm seine goldenen Zähne auszubrechen: der Lebende könne sie noch brauchen, ihm, dem Toten seien sie ja doch zu nichtsmehr nütze. Was ist dies nun? Zynismus, Altruismus oder was für ein -ismus? Sparen wir die Etiketten. Als wäre eine Menschenseele so einfach zu durchschauen und einzuordnen! Wer kann wissen, wen Gott sich zum Werkzeug erwählt; ob er nicht dort noch einen Funken erkennt, schätzt und braucht, wo wir nur tauben, nutzlosen Stein verachten?!

Nachdenklich, einsichtig und mutig-ergebungsvoll stimmt dieses Buch

wie wahrhaft erschaute Natur. Wir fühlen die gleichmütige, lakonische Größe des Lebens und Sterbens, dieses ganzen unaufhaltsamen und unwiederholbaren Dahinfließens, davor unser Eintagstun doch so andere Maße gewinnt, als vor dem eigenen Bild der eigenen Satzungen.

Die Sprache ist wesentlich an die Erde und ihre Anschauung geknüpft und kann sich, ohne einer Auflösung entgegenzugehen, von ihrem innigen Zusammenhange von der Natur nicht trennen. Sie ist wesentlich historisch und beruht auf Tatsachen, Erfahrungen und Anschauungen.

St. L. Roth im „Sprachunterricht"

Frühjahrsaustrieb

Von Siegfried von Vegesack

Nun taumeln mit Gebrüll, noch ganz verwirrt
Vom langen Winterschlaf in dumpfen Ställen,
Die Kühe über die entwöhnten Schwellen
Ins bunte Grün, das blendend sie umschwirrt.

Wie ein Bacchantenzug die Herde irrt.
Die Schwänze steil, die Fahnen, aufwärts schnellen,
Und Peitschen knallen, Weiberrufe gellen,
Und ratlos rennt umher der alte Hirt.

Die jungen Kühe toben in Ekstase.
Die alten schnuppern wie im Traum am Grase,
Ob es den Gräsern ihrer Jugend gleicht?

Doch abseits von der Herde, weltverloren,
Hat schon der Stier die seine auserkoren,
Die er in junger Frühlingsbrunst besteigt.

Die ungarische Minderheitenlage in Rumänien und die Entwickelung des allgemeinen Minderheitengedankens im Jahre 1927

Von Elemer Jakabffy

Der Verfasser ist ein Führer der Siebenbürger-Ungarn und Herausgeber der in Lugosch viersprachig erscheinenden Zeitschrift „Stimme der Minderheiten."

Die Schriftleitung

Als das Jahr 1927 nahte, saßen 15 Abgeordnete und 12 Senatoren der ungarischen Partei, der einzigen politischen Vereinigung der in Rumänien lebenden ungarischen Minderheit, auf den Bänken des Abgeordnetenhauses. Durch die Vereinbarungen mit der Averescu-Regierung hatten nämlich die ungarischen Wähler dort wenigstens, wo ungarische Kandidaten auftraten, ihren Gefühlen und politischen Auffassungen frei Ausdruck verleihen können. Es erhielten so auf allen vorher vereinbarten Plätzen unsere Kandidaten das Mandat. Dadurch aber sicherten auch die ungarischen Wähler den Sieg der Regierung.

Doch die 27 ungarischen Parlamentsmitglieder verloren schon an der Schwelle des neuen Jahres ihre Hoffnungen.

Der Ablauf eines Halbjahres nach den Wahlen genügte um uns klar zu machen, daß die Regierung die Versprechungen nicht einlösen wollte oder konnte, die sie vor den Wahlen gegeben hatte. Die Aufrechterhaltung des „guten Verhältnisses" zur Regierung lud daher eine immer größere moralische Verantwortung auf die Partei. Schon zu Beginn des Jahres meldeten sich unter den Abgeordneten, noch mehr aber in den Kreisorganisationen Stimmen, die stets lauter den Übergang der ungarischen Fraktion zur entschlossensten Opposition forderten, die sich nicht weiter durch Erwartungen hinziehen lassen möge. Doch wurden selbst die Ungeduldigen in Sorge versetzt, weil die Wirtschaftslage der partikularen Lehrkräfte so verzweifelt war, daß sie nur durch Staatshilfe einigermaßen hätte geändert werden können; es war niemand bereit, die ununterbrochen erwartete und sozusagen von Woche zu Woche durch Minister neu verheißene Staatsunterstützung zu gefährden und dafür die moralische Verantwortung auf sich zu nehmen. Diese Angelegenheit der Staatsunterstützung wuchs immer mehr zu einem Kennzeichen der Lage. Die rumänischen Oppositionsparteien machten der Regierung laute Vorwürfe, weil sie den „irredentistischen Nestern", den ungarischen Partikularschulen, Geld „gegeben habe",

die Regierung vertröstete uns immer weiter und die Presse der Mehrheitspartei schalt haßvoll die „ungarischen Erpresser", während unsere Abgeordneten erbittert dem traurigen Spiel zusahen.

Die Lage der Ungarischen Partei wurde noch erschwert durch den unzweifelhaften außenpolitischen Erfolg, den die Regierung am 8. März erntete, als Italien die Vereinigung Bessarabiens mit Rumänien ratifizierte. Die Parteiführer sahen durch diesen Erfolg die Stellung der Regierung so weit gekräftigt, daß es beinahe lächerlich gewesen wäre, einen solchen Augenblick zum heftigen Angriff und zum Bruch aller Verbindungen zu wählen. Zu Ostern traf sie ein neuer Schlag. Die Regierung befahl eine Volkszählung an, wobei die ungarischen Zahlergebnisse mit den brutalsten Mitteln verringert und die Angaben der Einzelnen gefälscht wurden. Unsere Parlamentsvertretung verwahrte sich auch dagegen vergebens, im Inland konnte sie nicht helfen. Die Aufrufe und lauten Klagen der ungarischen Presse fanden aber im Ausland kräftigen Widerhall. Diesem ist es vielleicht zu verdanken, daß die gesammelten Daten nicht einmal zur Veröffentlichung gebracht wurden.

Das einzige ernste Ergebnis der „guten Beziehungen" zur Averescu-Regierung bestand darin, daß im ersten Jahresviertel die rumänische Presbyterial-Synode der evangelischen Gemeinden A. B. ihren Superintendenten und weltlichen Hauptanwalt wählen konnte, wodurch diese ungarischen Kirchen eine gemeinsame Organisation empfingen, die auch von der Regierung bestätigt wurde.

Es ist nur natürlich, daß der plötzliche Sturz der Averescu-Regierung die Ungarische Partei nicht schmerzlich berührt hat, ja er ermöglichte ihr — nach bitteren Lehren — die neue Orientierung.

In der Partei wiesen schon bei der Zusammenstellung der kurzlebigen Regierung Stirbey ernste Kräfte darauf, daß die Liberalen sicher zur Macht gelangen werden und forderten, daß man mit dieser Partei Fühlung nehme. Andere bezeichneten die Nationalpartei als den natürlichen Bundesgenossen. Die Parteileitung aber kannte die Massenstimmung, die keinerlei Zusammenarbeit mit rumänischen Parteien, sondern entweder ein selbständiges Vorgehen oder einen Minderheitenblock verlangte.

Wir konnten sehr bald feststellen, daß die Gründung eines solchen Blockes auch von den Vertretern des rumänischen Deutschtums gewünscht und auch von den um die Macht kämpfenden rumänischen Parteien für selbstverständlich gehalten wurde. Daß dieser Block der Ungarischen

Partei nicht soviel Mandate zu bringen vermochte, wie sie bei bedingungsloser Einschreibung ihrer Kandidaten in die liberale Liste hätte besetzen können, wußten wir alle und mußten doch einen solchen Vorschlag ablehnen, mit dessen Durchführung wir jede moralische Begründung unserer Klagen verloren hätten.

Die Wahlbrutalitäten aufzuzählen ist kaum nötig. Man kennt sie allgemein hier und im Ausland. Niemals ist die herrschende Meinung so völlig außeracht gelassen worden, niemals fanden wir eine höhere Stufe des Zynismus als damals, wo die „liberale" Sache sich nicht nur durch Austausch der Wahlzettel, sondern auch durch die Gefährdung der körperlichen Sicherheit der Wähler und durch blutige Verprügelung der Bürger ihren Erfolg sicherte.

Nur zehn Abgeordnete und ein Senator der Ungarischen Partei bekamen das Mandat; von den Abgeordneten übergaben zwei nach den Vereinbarungen mit den Deutschen diesen ihren Platz, doch die kleine übriggebliebene Schar kann wenigstens fesselos und in stolzem Selbstvertrauen weiterkämpfen.

Die ersten Taten der neuen Bratianu-Regierung bewiesen es denn auch, daß sich ihre Politik uns gegenüber nicht geändert hatte. Beim Tode König Ferdinands I. trieb sie grundlos einige hundert Mitglieder der ungarischen Gesellschaft zusammen, um nach mehrtätiger Haft diese Tat selbst fallen zu lassen, dann wies sie die Staatsunterstützung unserer Partikularschulen schroff ab und ließ in ihrer halboffiziellen Presse eine so arge Hetze zu, daß deren traurige Folgen nicht ausbleiben konnten.

In den ersten Tagen der allerjüngsten Bratianu-Regierung erfüllten sich diese in den Ereignissen in Großwardein und Klausenburg.

Können wir bei einem so traurigen Stand unserer innerpolitischen Lage noch behaupten, daß der schöne Gedanke der Rechtsanerkennung der Minderheiten Fortschritte macht?

Wir müssen uns in Rumänien damit abfinden, daß wir alles, was die europäische Wirtschafts- und Kulturentwicklung für notwendig und dienstbar ihren Angehörigen hält, nur zuletzt bekommen.

Überall ist die Währungsfrage geordnet, wir zahlen noch mit dem schlechtesten Geld Europas. Überall bemüht man sich, die Einfuhrzölle zu verringern, wir haben die höchsten. Während England mit einem Durchschnittszoll von 6% die eingeführten Waren belastet, Belgien mit 8%, Österreich mit 17·6%, Deutschland mit 19·8%, Ungarn mit 30·7%, Jugoslawien mit 35·8%, tut es Rumänien mit 99·2%.

Von Kurtitsch bis zum Atlantischen Ozean kann jede gewöhnliche Bürgerfamilie gegen einen unbedeutenden Teil ihres Einkommens unbeschränkt die kulturellen Freuden des Rundfunks genießen, bei uns nur die ausgesonderten „Vertrauenswürdigen", oder solche, die bereit sind, auf ungesetzliche Art die Freiheitsstrafen zu umgehen; überall versucht man den Verkehr der Ausländer zu heben, nur bei uns müssen sie außer dem Visumbetrag noch eine Aufenthaltssteuer bezahlen.

Wenn wir so in allem hintennach hinken, wie kämen wir dazu, die ersten zu sein in der Lösung der Minderheitenfrage?

Einmal aber werden wir auch eine feste wertbeständige Währung, billige Einfuhr, Radio und ausländische Gäste ohne Aufenthaltsbewilligung haben und so wird auch bei uns dereinst die Minderheitenfrage gelöst werden, wenn man gegen den allgemeinen europäischen Geist nicht mehr aufzutrotzen vermag.

Unsere Aufmerksamkeit müssen wir immer auf das Ausland richten, um festzustellen, was dort draußen für die Minderheitenprobleme geschieht.

Nach dem zweiten Genfer Kongreß der organisierten Minderheiten im August 1926 wurde die europäische Öffentlichkeit auf die Minoritätenbewegung immer mehr aufmerksam, weil dieser Kongreß schon ins Einzelne gehende Lösungspläne in bestimmten Fragen an den Tag legte.

Als daher am Anfang des Jahres 1927 das ganze Material des Kongresses im Druck auch vor die Fachkreise kam, begann in Tageblättern und Zeitschriften ein Kampf, der unsere Erwartungen übertraf. Das Wort ergriffen die ernstesten und wichtigsten Vertreter auch der größten Völker, weil man empfand, daß die Lösung dieses Problems die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens mitverbürgte. Die Außerungen eröffnete ein Aufsatz des französischen Senators de Monzi im Berliner Tageblatt (No. 28 vom 18. Januar) wo ein Schiedsgerichtsverfahren für Streitigkeiten zwischen Regierungen und Minderheiten vorgeschlagen wurde.

Natürlich konnte man nach dieser Aufsehen erregenden Stellungnahme viele Stimmen pro und contra hören.

Nicht nur Einzelne, sondern auch internationale Körperschaften setzten das Minoritätenproblem auf die Tagesordnung. Auf der am 23. Februar in Brüssel abgehaltenen Sitzung der Abteilung für Minderheiten in der Union der Völkerbundsligen entstand ein heftiger Streit

über die Lage der rumänischen und jugoslawischen Minderheiten; im Laufe des Frühlings entschied sich die Leitung der Interparlamentarischen Union dafür, auf die Tagesordnung ihrer für August geplanten Beratung die Reform des Verfahrens in Minderheitensachen zu setzen. Das Ergebnis des Beschlusses war die wirklich großzügige Pariser Auseinandersetzung im August zwischen den Mitgliedern verschiedener europäischer Parlamente. Die Sitzungen der Union der Völkerbundsligen Ende Mai in Berlin erweckten wieder starkes Interesse für unsere Fragen. Bei dieser Gelegenheit äußerten im Rahmen eines politischen Nachmittagtees nicht geringere Persönlichkeiten als Sir Dikinson, Bernstorff, Prof. Ruyssen, Madam Bakker, Dunfan, W. Martin, usw. ihre Meinung über die Notwendigkeit, dies Problem zufriedenstellend zu lösen, das 45 Millionen Menschen unmittelbar und mittelbar ganz Europa berührt.

In der Tagespresse waren die Nachrichten über die Berliner Erörterungen kaum verstummt, da erregten wieder die aus Reval und Riga kommenden große Aufmerksamkeit. Hier setzten sich vom 4.—9. Juli die Vertreter der deutschen Minderheiten Europas zur Beratung, wobei sie von den Staatsbehörden empfangen wurden. Der lettische Ministerpresidänt äußerte seine Freude darüber, daß die Abgesandten der deutschen Minderheiten als Verhandlungsort das junge Lettland gewählt hatten, dessen Minderheitenpolitik andern Staaten zum Beispiel dienen könne.

Es ist auch natürlich, daß nach solcher Teilnahme von internationalen Körperschaften, Gelehrten, Politikern und selbst Ministerpräsidenten der dritte Kongreß der organisierten Minderheitsgruppen in der zweiten Hälfte des August die politischen Kreise Europas stark beschäftigte. Das Interesse steigerte noch der Mißklang, den am Ende des Kongresses der Austritt der deutschländischen Minderheiten (Polen, Lausitzer Wenden und Dänen) verursachte. Diese versuchten unserer Bewegung auf alle Weise ein Bein zu stellen, und hofften, daß die Streitpunkte in der friesischen Sache uns auseinanderbrächten, zu spät erkannten sie die Vergeblichkeit ihrer Wühlerei. Die überwältigende Mehrheit der organisierten Minderheiten schritt unaufhaltsam den vorgezeichneten Weg.

Daß der Weg zum wahren europäischen Frieden führt, erkannten einige Tage später die in Paris versammelten Mitglieder der Interparlamentarischen Union und ebenso wie diese stellten auch die europäischen Ausgewählten, die am 7. Oktober als Glieder der Union der

Völkerbundligen in Sofia tagten, die ungelöste Minderheitenfrage in die Tagesordnung ein.

Wir können nur in groben Strichen die Erfolge aufzeichnen, die zur Frage drängen, ob die berufenste Stelle zur Klärung, der Völkerbund, Schritte unternommen habe, die unsere Sache weitertragen, oder ob wenigstens Versicherungen von ihm abgegeben wurden.

Am Ende der Septembertagung befaßte sich E. Dandurand, der kanadische Vertreter, der auch schon Vorsitzender des Völkerbundes war, im Rahmen einer umfaßenden Rede schließlich ausführlich mit der Frage der nationalen Minderheiten. Er stellte fest, daß die Frage nirgends dringender sei als in Europa, deshalb verpflichte es jede Regierung, ihre minderheitlichen Bürger zufrieden zu stellen. Seine Teilnahme sei in jedem Falle auf der Seite der Minderheiten, wenn die Regierungen diesen Grundsatz nicht befolgten. Auch ich gehöre — setzte Dandurand hinzu — in Kanada zu einer Minderheit, doch ist meine Minderheit in der Provinz Quebeck in der Mehrzahl. Kanada kann der ganzen Welt ein Beispiel für die Lösung dieser Frage geben. Dort hat jede Minderheitengruppe ein Recht zur vollen kulturellen Selbstentwickelung; nach meiner Meinung verlangt das hohe Ziel der Zivilisation eine solche Lage.

Dandurand forderte zum Schluß seiner Rede die davon Berührten auf, diesen Grundsatz anzunehmen.

Man kann sich vorstellen, welches Aufsehen diese Rede in den Kreisen des Völkerbundes hervorrief, schon deshalb, weil Kanada gerade damals einen Ratssitz verlangte und die Ausführungen seines Vertreters gleichsam ein Programm gaben, das in so offener und klarer Fassung für die Kandidatur nachteilig sein konnte.

Der kanadische Vertreter kam trotz des ungewohnten Benehmens in den Rat. So können wir in dieser Körperschaft zum erstenmal ein Glied begrüßen, das seine wichtige Stellung mit dem Vorsatz zur Lösung der Minderheitenfrage eingenommen hat.

Doch nicht nur aus dem Hause des Völkerbundes hörten wir ein einigermaßen beruhigendes Programm in unserer Sache, sondern in der Folge äußerten sich auch die Parteiführer Großbritaniens in einer Weise, die uns Hoffnung auf eine bessere Zukunft gewähren. Lloyd George stellte fest, daß die Minderheitenabkommen von den verpflichteten Staaten nicht eingehalten worden seien. Macdonald gab der Meinung Ausdruck, daß die schwere Lage der Minderheiten einer der ernstesten Erreger neuer Kriege sein könne.

Bedenken wir, daß England vor Wahlen steht, die den Parteien Lloyd Georges und Macdonalds große Erfolge versprechen, ja daß die Regierungsübernahme durch diese Männer immer wahrscheinlicher wird, so müssen ihre Ansprüche ernsthaft in Betracht gezogen werden. Übrigens weiß jeder Zeitungsleser gut, daß man in England die Minderheitenlage in den Nachfolgestaaten mit größter Aufmerksamkeit verfolgt.

Der Überblick wäre selbst in Umrissen unvollständig, wollte man die Entwicklung der Fachliteratur im letzen Jahre außeracht lassen. Es erschienen eine ganze Reihe von Büchern und Untersuchungen, die sich ausschließlich mit der Lösung der Minderheitenfrage beschäftigten, hauptsächlich in deutscher, aber auch in anderen Weltsprachen.

Durch Jahre besaßen nur wir Ungarn solche Zeitschriften, die sich ausschließlich mit Minderheitenfragen und besonders mit den Problemen der ungarischen Minoritäten in den Nachfolgestaaten befaßten. Mit ein wenig Stolz können wir feststellen, daß ein deutscher Schriftsteller darauf hinwies und es als nachzueiferndes Beispiel bezeichnete. Jetzt haben uns im Laufe der letzten Jahre die Deutschen, aber auch andere Minderheiten auf diesem Gebiete überholt. Die Kreise um unsere politischen Blätter konnten sich aus materiellen Gründen der schweren Wirtschaftslage nicht entziehen, in der die Glieder der ungarischen Minderheiten leben, und unsere Hoffnung kann es fernerhin auch nicht sein, die vollkommensten Wortführer für die allgemeinen Minderheitengedanken abzugeben. Wir müssen uns aber freuen, daß diesem Gedanken schon im Laufe des Vorjahrs Organe entstanden sind, die von materiell viel stärkeren Minderheiten erhalten werden und doch das gemeinsame Ziel ehrlich verfolgen.

Eines davon erscheint in Warschau mit dem Titel „Natio" und bringt alle Aufsätze polnisch, deutsch, französisch und englisch, ein zweites in Wien unter dem Namen „Nation und Staat", das nur die deutsche Sprache zur Aufklärung über die Lage der deutschen Minderheiten in Europa verwendet, daneben aber auch anderen Minderheiten, vor allem der ungarischen, Gastrecht in ihren Spalten gewährt.

Wer nur einige Hefte dieser politischen Zeitschriften durchblättert, empfindet, daß im Dienste der Entwickelung des Minderheitengedankens schon eine Arbeit geleistet wird, deren Früchte nicht ausbleiben können. Damit die ungarische Geisteswelt im Staate Ungarn ein rechtes Bild über Minderheitengedanken und -verhältnisse gewinne, wurde eine ständige Spalte dafür in der „Magyar szemle" einge-

gerückt, deren Redaktionsausschuß der Ministerpräsident Stefan Bethlen führt.

*

Wenn wir nach diesem Überblick die noch immer sehr großen Schwierigkeiten unserer innerpolitischen Lage bedenken und darin viel Erfreuliches auch in den Ereignissen des letzten Jahres nicht finden können, so taucht doch die Frage auf, ob auf solche Weise Gottes Fürsorge, in Anbetracht der ungarischen Eigenart, nicht unserem Nutzen dient, ob es uns nicht zugute kommt, was der Dichter so faßt:

Gibt's einen Gott, so peitsch' er durch die Welt
Uns bis hinauf zum Himmelszelt!
Nicht e i n m a l lindre Frieden unsre Wunde,
Denn sonst gehn wir zugrunde, ganz zugrunde.

Der Mediascher

Schattenriß einer siebenbürgischen Stadtpsyche

Von Otto Folberth

Der Mediascher ist unter den mancherlei Mischfranken, die man Siebenbürger Sachsen heißt, ohne Frage Reinfranke geblieben. Er ist offen, leutselig und warm. Tritt irgendwo eine gemischt-sächsische Gesellschaft zusammen, in der entweder der protzige Kronstädter oder der diplomatische Hermannstädter den Ton angibt, so erregt er als enfant terrible gewöhnlich den Schrecken seiner Landsleute.

Das lodernde Temperament des Weinländers ist bekannt. In der Tat: dem, der ihn wirklich packen und hinreißen kann, weiß er wärmsten Dank. Die Schauspieler behaupten, daß man in keiner sächsischen Stadt die Fühlung mit dem Publikum so leicht gewinne als hier. Sie sind also in hohem Maße Kontaktmenschen. Gute Leiter.

Das kann in manchen Fällen üble Folgen haben. Ich meine: wenn der elektrische Funke sie verläßt und sie eben so rasch, als sie erglühten, wieder erkalten. Ihre Unverläßlichkeit hängt damit zusammen.

Auch ihre Oberflächlichkeit. Sie muß umso schärfer ins Auge fallen, da die Kontraste im Mediascher eben nahe bei einander liegen.

Überhaupt die Kontraste im Mediascher! Er ist beispielsweise sehr geneigt, dem Fortschritt und der Moderne zu huldigen — und trotzdem pflegt niemand die sächsische Mundart liebevoller als er, was doch wieder starkes Traditionsgefühl verrät. Es fällt ihm ferner sehr leicht, sich in der großen Welt der Fremde angemessen zu bewegen

(weshalb ihn seine ungeschickteren Landsleute den „Fleosemaocher“[1]) spotten) — und trotzdem bleibt er in seiner innersten Herzkammer gläubiger Provinzler wie keiner. Kurz, er ist oft so weit veräußerlicht, daß er sich mit gefälligem Formenspiel begnügt — und dann doch wieder Kind und Träumer genug, um als Erster hierzulande an Wunder zu glauben.

Weil Mediasch keine literarischen Wichtigtuereien und Schnüffeleien kennt, gilt es als unliterarische Stadt. Eins steht fest: die literarische und oratorische Phrase, so hochgezüchtet von den berühmteren Schwesterstädten rechts und links, besitzt hier kein Bürgerrecht. Eher schon die Satyre. Dazu kommt, daß grundsätzlich selbst ein gut gemachtes Buch nicht mehr Ansehen einträgt als ein gut gebauter Tisch. Darf man dies alles nicht für gesunder halten als den üblichen Literaturbetrieb von Broos bis Draas?

Weil Mediasch auf musikalischem Gebiet jahrzehntelang mangelhaft organisiert und geführt worden ist, gilt es als unmusikalische Stadt. Eins ist klar: der einzige Musikzweig, in dem wir in Siebenbürgen produzierend einigermaßen Erfolge erzielt haben, das Volkslied flatterte vom Weinland aus über die sächsischen Täler und Berge Siebenbürgens. Freilich, und das hat stets viele bedenklich gestimmt, geben von allen Sachsen allein die Mediascher (und die Mediascherinnen!) zu, ohne über ihre musikalische Unkultur zu erröten, daß die ihrem Vergnügen und ihrer Freude angemessenste Musik die einer guten Zigeunerkapelle sei.

Ja die Mediascherinnen! (Nun weiß jeder Siebenbürger, daß ein Kapitel für sich beginnt. Aber ich will mich kurz fassen.) Ihre Männer, sagte ich, seien die Franken der Sachsen. Sie selbst will ich die Französinnen Siebenbürgens nennen. Denn sie sind häuslich, arbeitsam und — schick. Es ist wahr, sie legen oft nicht Gewicht genug darauf, gebildet zu scheinen (das Metier der Hermannstädterin). Sie bleiben ganz der Welt der Frau verhaftet: den Kindern, der Küche, dem Ball und dem Bett. Von ihren siebenbürgischen Schwestern übertrifft keine sie im Tanz. Grazie und Anmut ihrer Beine bilden, neben dem andern Symbol natürlicher Eleganz dieser Stadt: dem Trompeterturm, deren zweite Sehenswürdigkeit.

In Hermannstadt und Kronstadt blühen die Kliquen, in Schäßburg die Vereine, in Mediasch die Familien und Sippen. Also ist Mediasch das größte sächsische Dorf.

[1]) Geck, Aufschneider.

Da aber in Städten nur echte Spießbürger gedeihen, müssen hier natürlicherweise viele Schildbürger zu Hause sein. Das sind immer noch die originelleren Kauze.

Und in der Tat: Folgsam und unterwürfig beugt sich Schäßburg dem Willen der Hauptstadt und wird dafür mit Öl gesalbt. Leidenschaftlich gerne geht Mediasch mit Kronstadt in die Opposition über — was doch wirklich aussichtslose Auflehnung bedeutet.

Rundschau

Adele Zay zum 80. Geburtstag. In diesen Tagen galt es der Frau[1]) zu gedenken, die der sächsischen Frauenwelt vorzugsweise den Inhalt, die ihr unbestritten die Stimme gegeben hat. Wo waren unsere Frauen vor dreißig, vierzig Jahren? Wer bemerkte sie, wer rechnete mit ihnen? Wer hätte ihr Auftreten in der Öffentlichkeit auch nur geduldet?

Heute sitzen die sächsischen Frauen gleichberechtigt in politischen und kirchlichen Behörden, heute wirbt unsere höchste Behörde, das Landeskonsistorium, in immer neuen Erlässen um ihre als unentbehrlich erkannte Mitarbeit. Und wenn man in den zehn Bezirken fragt: Wer ist es, der euch immer wieder aus Gleichgültigkeit und behaglicher Gewohnheit aufrüttelt, wer ist es, der euren Willen stählt und ihm hohe Ziele setzt, dann tönt es von Broos bis Draas, von Bistritz und Kronstadt immer wieder zurück: Adele Zay!

Doch aus behaglich dahindämmernden Menschen werden nicht von heut auf morgen tapfere, zähe Streiterinnen, die opfermutig wagen und willig tragen. Die müssen in jahrzehntelanger Arbeit erzogen werden. Wenn unsere Kindergärtnerinnenbildungsanstalt in Kronstadt keinen andern Zweck gehabt hätte, als in den 44 Jahren ihres Bestandes unserem sächsischen Volke arbeitslustige, pflichttreue Helferinnen für wahrhaft völkische Arbeit zu erziehen, so hätte dieser Segen allein reichlich alle Kosten der Anstalt wettgemacht. Ich habe neun Jahre lang die Freude gehabt, zusammen mit „Fräulein Zay" an dieser Anstalt arbeiten zu können und weiß daher aus unmittelbarer Anschauung, wie tief schon ihr bloßes Dasein auf Schülerinnen und Lehrkräfte eingewirkt hat. Denn sie war das wache Gewissen der Anstalt, das mit geradezu fanatischer Beharrlichkeit uns allen die höchste Lehrerpflicht: die völlige Hingabe an die Jugend immer wieder predigte. Nie habe ich, weder vorher noch nachher, einen Menschen kennen gelernt, der die Selbstlosigkeit stärker und reiner verkörpert hätte als sie.

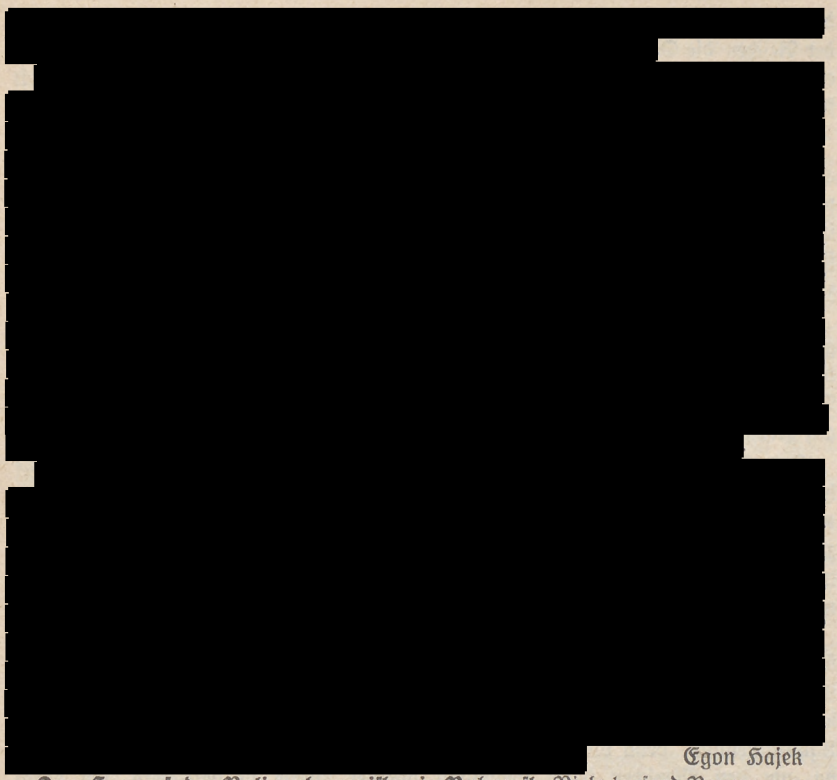
Wenn diese Frau einen Fehler hat, dann ist es eine kleine Eifersucht auf andere Wohltäterinnen unserer Gesellschaft: nur sie soll sich uns zum Opfer bringen dürfen! Wenn sie einen Mangel hat, dann ist es die zu puritanische Lebensführung, die anspruchsvolle Lebenskultur als unerlaubten Luxus ablehnt. Die kleine, enge Gemütswelt ihres Lieblingsdichters Michael Albert hat ihr stets unendlich mehr gegeben als sämtliche Werke Johann Wolfgang Goethes.

In innerer Selbstzucht ist diese starke, männliche Persönlichkeit herangereift und

[1]) Geboren in Hermannstadt am 29. Februar 1848.

am 29. Februar, als das ganze Sachsenvolk ihr zujubelte, da stand sie wahrhaft imponierend und zugleich mahnend vor vielen Frauen, die alle ihren veredelnden Einfluß erfahren haben. Adolf Meschendörfer

Kronstädter Musikbrief



Egon Hajek

Zum Kongreß der Nationalzaranisten in Bukarest. Viele tausend Bauern zogen, die Lammfellmütze auf dem Haupt, am 18. März Sonntag um die Mittagszeit protestierend an den spöttisch lächelnden Bukarestern vorbei. Sie waren unter großen Schwierigkeiten aus allen Teilen des Landes zu diesem Kongreß herbeigekommen. Stille fast zogen sie, das Nationallied „Deşteaptă-te, Române" auf den Lippen, von dörflichen Musikkapellen begleitet, in unabsehbaren Reihen vorbei, nur manchmal Heilrufe auf ihre Führer und derbe Verwünschungen gegen die Verräter der Sache, Lupu und die siebenbürgischen „Bratenriecher" ausstoßend. Auf ihren Tafeln wiederholte sich stumm immer wieder die eine große Forderung „Wir wollen freie Wahlen". Als festliche Embleme trugen sie kindlich geschmückte, aus Zeitungen geschnittene Photographien der verehrten Führer, Manius und Mihalaches. Es bleibt uns im Angesichte dieses Zuges kein Zweifel mehr, wer in diesem Kampfe zwischen der gesunden Naturkraft des Volkes und der dünnen Schicht der vorzeitig verdorbenen Oligarchie, für die der Fall Gaetan ein Symptom ihres Zustandes nur ist, endlich siegen wird. Es ist dies nur noch eine Frage der Zeit, in der das Volk die Reife erlangen wird. Die Dandys im Athenè-palace tanzen auf schwankendem Boden. Ein Ausspruch des jüngeren Moltke, der, wenn er auch eine Übertreibung zu sein scheint, im Grunde wahr ist, kommt einem einleuchtend zu Bewußtsein. „In Rumänien tragen die anständigen Menschen das Hemd draußen; drinnen tragen es nur die Lumpen", sagte der General. Man versteht es, daß in einem Lande, in dem

die politische Korruption so an der Tagesordnung ist, wie hier, wo in den Kreisen der Reichen die Dämonen der Geldsucht und der Unzucht fast unbeschränkt regieren, ein Mann, wie Maniu, der nur der Sache seines Volkes dient, seiner Gefolgschaft fast wie ein Wunder erscheint. Ernst Jekelius

An die Ignoranten. Jeder Beruf bildet eine eigene Ethik und geistige Haltung aus; die Eigengesetzmäßigkeit dieses Berufs bedingen sie und sie gehören zur Beschränktheit des gesellschaftlichen Daseins. Solange nun ein Vertreter eines Standes innerhalb dieses Standes diese geistige Haltung zeigt, mag sie geduldet sein, soweit sie aber in anderer Betätigung beibehalten wird, ist sie verhängnisvoll, denn sie züchtet den Ignoranten.

Ein Ignorant ist zum Beispiel der Krämer und Händler als Typus in einem geistigen Beruf, nochmehr, wenn er über geistige Dinge zu entscheiden hat, da er die innere Haltung des Krämers oder Händlers auch hier beibehält, da er seine Wertmaßstäbe, die im Krämer- oder Händlerberuf vielleicht Geltung hatten, nun auf geistige Dinge überträgt. — Es muß dies nicht mit vollem Bewußtsein geschehen.

Zum Krämer- und Händlerberuf gehört ein gutes Maß Schlauheit und Geriebenheit, es ist gar nicht nötig, daß ein Wertding dem angepriesenen Wert entspricht, wenn nur sein Wert geglaubt wird und bezahlt wird. Um das Geschäftsgeheimnis zu wahren, gehört Schauspielkunst und Wandlungsfähigkeit dazu — der letzte Antrieb ist der wirtschaftliche Erfolg; der Weg dazu ist der politische Scharfblick (er muß nicht immer auch der Weitblick sein).

Da nun jeder wirtschaftliche Betrieb Verpflichtungen übernimmt andern gegenüber und dieses Abhängigkeitsverhältnis wettzumachen sucht durch eigenes Machtstreben, tritt die politische Betriebsamkeit in Tätigkeit. Macht aber bedingt Anerkennung, und sie stellt auch geistige Dinge in ihre Dienste. Hier aber beginnt das Ignorantentum, denn die geistige Produktion ist hier nicht um ihrer selbstwillen da, um den Menschen durch Schaffung höchster Werte zu bereichern, um durch Setzung höchster Wahrheiten aus der Enge zu befreien, sondern sie dient ausschließlich dem eigenen Machtstreben, dem Drang nach Anerkennung.

Eine geistig schöpferische Arbeit, und sollte sie auch nur auf der Bildung des eigenen Ich beruhen, ist daher jederzeit dem Händler und Krämer verdächtig. Wenn er sie bei andern schätzt und begreift, so schätzt er sie ebenfalls als Mittel zum Zweck, als Hebel für die Macht, als Anerkennungsstreben, „um von sich reden zu machen". Meistens aber erreicht das Verstehen auch diesen Grad noch nicht und sie gilt ihm als Ausdruck „partiellen Wahnsinns", als „Kriegsneurose", als „Überspanntheit".

Noch keine bedeutende geistige Arbeit hat unmittelbaren wirtschaftlichen Erfolg gebracht, daher — so urteilt der Krämer — hat sie auch keinen Wert und mit Zukunfts-Möglichkeiten kann er notgedrungen nicht rechnen. Zeit und Kräfte, die auf eine solche Arbeit verwandt worden, sind nutzlos vergeudet und nach seiner Ethik sündhaft. Ein Krämer kennt nur Gläubiger und Schuldner, — nicht aber Menschenseelen mit ihren Sehnsuchten und Nöten, mit ihrer übersprudelnden Fülle, — alles übrige ist Spielerei und Zeitvertreib für seine Langeweile.

Soweit aber eine geistige Arbeit nicht Spielerei ist, kann sie nach solcher Denkweise nur den Zweck haben, die erzieherische Zurechtweisung in Sachen, die eine offene Tendenz aufweisen. Hier wittert der Krämer die gleiche geistige Haltung: „In dieser Kunst möcht' ich was profitieren, denn heutzutage wirkt das viel."

Daß aber ein Gedicht, ein Kunstwerk, eine wissenschaftliche Abhandlung, die Fassung eines Gedankens, die Gestaltung eines fremden Schicksals, die Deutung einer fremden Seele, strenge Selbstzucht erfordert, eine lange Kette von schmerzhaften und lustvollen Erlebnissen zur Vorausbedingung hat und nicht nur ein artistisches Können zeigt, kann der Krämer und Händler nicht ahnen. Wo er aber nichts ahnt, da ignoriert er und dünkt sich noch geistreich, hierüber eine absprechende Meinung zu haben.

Der politisch-wirtschaftliche Mensch soll bei uns in nicht zu geringen Mengen vorhanden sein. Misch Orend

Ibsen und M. Albert. Vor einigen Tagen feierte man überall in Siebenbürgen Henrik Ibsen, dessen Geburtstag sich am 20. März zum hundertstenmal jährte. Sein Werk, verblaßt und wieder problematisch geworden in Einzelheiten, bewahrt noch die gewaltige Kraft, die das moderne Drama aus dem Brackwasser der nachklassischen Zeit hob und im Peer Gynt eine wahrhaft ewige Dichtung schuf. Dem geistigen Kämpfer, gedankenüberstürmt und lotend, wurde in unseren Feiern eine späte Genugtuung für die Angriffe, die hierzulande einst nicht bloß der Unverstand gegen ihn führte, sondern auch M. Albert, den Adolf Schullerus in peinlicher Mißverkennung zum Dichter gekrönt hat.

Es mag noch hingehen, daß M. Albert durch seine nationalen und meinetwegen: volkserzieherischen Stücke das Urteil der vornehmlich historisch interessierten sächsischen Zeitgenossen so weit beeinflußte, daß sie nicht zu erkennen vermochten, welche dünne Milch er aus dem klassischen Euter tropfen ließ. Aber die Enge seines Horizonts, die geradezu anmaßende Teilnahmslosigkeit vor dem, was dichterisch zu seinen Lebzeiten rang, hätten sie stutzig machen müssen. Es lebte doch dazumal schon Ibsen, Björnson, Brandes, Hauptmann. Die Arbeit von Schullerus „Michael Albert, Sein Leben und Dichten" erschien erst 1898! M. Albert war acht Jahre jünger als Ibsen. Aber man maß damals die Welt an der sächsischen Kleinstadt ab und hatte noch weniger als heute einen Blick für lebendige dichterische Werte. Der Unterschied zwischen klassischer Erfüllung und nachklassischer Reimerei wurde so wenig empfunden, daß Schullerus wörtlich schreiben konnte: „Die Gedichte Fr. W. Schusters gehören der Weltliteratur an". Wenige Jahre vorher aber verfaßte M. Albert ein Gedicht, das „Ibsen" betitelt so lautet:

O traur'ger Sumpf stillstehender Gedanken,
Von einem Wahn gebannt in Uferschranken!
Kein Blümchen blüht umher; ein gift'ger Brodem
Beklemmt aus diesem Schlamme dir den Odem.
Als blaue Flämmchen weben drauf die Gase
Der öden Zeit- und Weltenelendphrase.
Gott und dem Teufel wird's dabei unpäßlich,
Denn hier ist Sünde, sowie Tugend häßlich.

Reporter. Im Sieb.-Deutschen Tageblatt steht folgendes: „Am Freitag um halb 12 Uhr vormittag hat der nach Mogosch zuständige Florea Tareanu, 21 Jahre alt, den 24jährigen Einwohner von Valea Joajeului..... Moses Cordea im Gebirge Magura..... mit einer Brechstange auf den Kopf geschlagen und schwer verletzt."

Der Reporter setzt über diesen Bericht die Schlagerzeilen „Auf der Alm da gibt's ka Sünd?", deren sentimentale Fröhlichkeit durch das Fragezeichen geradezu augenblinzelt. Ei, ei sagt es, was ihr doch für Geschichten anstellt, auf der Alm, ihr Teufelsbuabn.

Blut ist ein ganz besonderer Saft. Aber daß er zu Schnadahüpfeln dünn genug ist! Und daß die Zeitung es fertig bringt, aus einer Tragödie eine fidele Moritat zu machen! Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Ernst Kühlbrandt, Die ev. Stadtpfarrkirche A. B. in Kronstadt. Mit zahlreichen Abbildungen und mit beigegebener Baugeschichte von Julius Groß. Herausgegeben vom Presbyterium der Kronstädter ev. Kirchengemeinde im Selbstverlag Kronstadt 1927. Heft 2 und 3.

Mit diesem Doppelheft einer großangelegten Monographie eines Baudenkmals ist ein großes Werk abgeschlossen. Mit Sorgfalt und Peinlichkeit ist alles zusammengetragen und beschrieben, was die „Schwarze Kirche" an sich und in sich birgt. Im ersten Heft war die Architektur behandelt, in diesem Doppelheft wird die mannigfaltige Ausschmückung der Kirche, samt dem Kirchenschatz vorgeführt: Die malerischen und plastischen Kunstdenkmäler; Taufbecken, Glocken und Orgel; Teppiche und Meßgewänder; Grabsteine und Gestühle usw.

Die Behandlung der einzelnen Stücke geschieht in museumswissenschaftlicher Art, wobei jedes Stück genau nach allen Merkmalen beschrieben wird, womöglich mit Angabe der Herkunft und des Alters. Somit besitzt Kronstadt eine überaus gründliche Inventuraufnahme seiner Schätze, die es in und an der „Schwarzen Kirche" hat. Man kann nur den Wunsch aussprechen, daß andere Orte diesem Beispiel folgten.

Freilich, Kunstgeschichte in dem Sinne, daß der Geist, der drängte, daß dieses Baudenkmal aufgeführt und geschmückt wurde, nun lebendig gedeutet wurde, ist es nicht, will es vielleicht auch nicht sein. Und doch drängt es, von den Gegenständen nun zu ihrem Sinn zu kommen. Misch Orend

„Handbuch der Philosophie", herausgegeben von Alfred Baeumler und Manfred Schröter; Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin.

Von diesem großen Standardwerk, das einen erschöpfenden Überblick über den gegenwärtigen Stand aller philosophischen Einzeldisziplinen zu geben verspricht, ist seit der letzten hier veröffentlichten Besprechung eine Reihe neuer Lieferungen erschienen, die im folgenden kurz gewürdigt werden sollen. Über die „Ethik des Altertums" berichtet Professor Dr. Ernst Howald (Zürich). Die Arbeit, die im ganzen nur einen Umfang von 64 Seiten hat, gibt dem Leser doch einen vollkommenen Einblick in die Entwicklungsgesetze des antiken ethischen Denkens. Der Hauptgegensatz, an dem der Verfasser das Wesentliche zur Darstellung bringt, läßt sich am besten durch die beiden Begriffe areté und hedoné, Tugend und Glückseligkeit, fixieren. Dieser Gegensatz tritt bereits in den ältesten bekannten Philosophenschulen der Griechen, der Eleaten und Jonier, wenn auch noch nicht vollkommen ausgeprägt, zu Tage, um dann später in der eigentlich klassischen Zeit immer deutlicher zu werden und endlich in den beiden Weltanschauungen der Epikureer und Stoiker seine schärfste Zuspitzung zu erfahren. Von den Einzelheiten des Beitrages sei hier nur die außerordentlich überzeugende Darstellung des platonischen Staatsideals als einer gleichsam auseinandergelegten sittlichen Person besonders erwähnt. Die „Ethik des Mittelalters" behandelt Alois Dempf. Wer die Schwierigkeiten, die sich gerade hier dem Forscher in den Weg stellen, kennt, wird der gründlichen und aufschlußreichen Arbeit seinen Dank nicht vorenthalten können. Ausgehend von der Feststellung, daß die ganze mittelalterliche Ethik christlich-religiös gebunden bleibt, zeigt der Verfasser, wie von der Patristik angefangen über die Frühscholastik und die großen Systeme der Hochscholastik, insbesondere des Aquinaten, bis hin zur

Mystik die symbolische Christusförmigkeit sowohl des Einzelnen wie auch der Kirche als Gesamtheit das eigentliche und einzige sittliche Ideal dieses Geschichtsabschnittes ist. Die „Ethik der Neuzeit" hat in zwei Lieferungen Prof. Dr. Theodor Litt (Leipzig) bearbeitet. In der Bedrängnis zwischen dem Traditionalismus des Mittelalters und dem aufbrechenden Neuen sucht das 16. Jahrhundert zunächst tastend seinen Weg. Immer deutlicher aber ringt sich aus der religiösen Gebundenheit die Autonomie des im eigentlichen Sinn Ethischen, vor allem des Sozial-Ethischen hervor. Daß bis Kant der Pantheismus das Denken beherrscht und daß von hier aus vor allem die Ethik dieses Zeitabschnittes verstanden werden muß, kommt freilich nicht mit der wünschenswerten Klarheit zum Ausdruck. Litt sucht in erster Linie den Gegensatz zwischen formaler Ethik nach allgemeinen ewigen Gesetzen uud individuell bestimmter irrationeller Lebensethik bis herauf in die jüngste Zeit, d. i. bis zur sogenannten Phänomenologie Husserls und Schelers darzustellen. Die von Professor Dr. Alfred Forke behandelte „Gedankenwelt des chinesischen Kulturkreises" nimmt drei Lieferungen in Anspruch. Die Arbeit ist überhaupt die erste ihrer Art, da es bisher noch keine umfassende Geschichte der chinesischen Philosophie gibt. Nach einer Aufzählung und kurzen Charakterisierung der verschiedenen Schulen von der ältesten Zeit der chinesischen Geschichte bis zum Ende des 18. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung stellt der Verfasser die oft sehr voneinander abweichenden Lehrmeinungen an den einzelnen Disziplinen dar. Die ungeheure Reichhaltigkeit des Stoffes macht leider das Eingehen auf Einzelheiten unmöglich. Der Beitrag über „Erkenntnistheorie" stammt von Prof. Dr. Friedrich Kuntze (Berlin) und enthält eine Übersicht über die erkenntnistheoretischen Systeme von Sokrates bzw. Platon bis Kant. Da der Verfasser unter Erkenntnistheorie eigentlich nur die Theorie des wissenschaftlichen, u. zw. des mathematischen, nicht aber auch, was wohl näher läge, des spezifisch philosophischen Denkens versteht, leidet die im übrigen sehr anregende und belehrende Abhandlung unter einer gewissen Einseitigkeit und bleiben alle Erkenntnistheoretiker nach Kant, also sogar die spekulativen Idealisten, vollkommen unberücksichtigt. Erwin Reisner

Ein Standardwerk der noch jungen Musikwissenschaft wird in Kürze unter dem Titel „Handbuch der Musikwissenschaft" im Verlage der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. Wildpark-Potsdam erscheinen. Die Errichtung von Lehrstühlen für Musikwissenschaft an fast allen deutschen Universitäten zeigt am besten die wachsende Bedeutung, die diese Wissenschaft innerhalb der Geisteswissenschaft sich im letzten Jahrzehnt errungen hat. Im Gegensatz zu älteren historischen Darstellungsmethoden verspricht das angekündigte Werk einen wesentlichen Fortschritt. Es will den durch die Forschungsergebnisse stark angewachsenen Stoff unter Betonung stilkritischer Zusammenhänge nach ganz neuen Gesichtspunkten gruppieren und verarbeiten. Von den Mitarbeitern sind neben dem Herausgeber, Universitäts-Professor Dr. E. Bücken, Köln, die Universitätslehrer Privatdozent Dr. Besseler, Freiburg, Professor Dr. W. Fischer, Wien, Privatdozent Dr. R. Haas, Wien, Professor Dr. Th. Kroyer, Leipzig, Privatdozent Dr. H. Mersmann, Berlin, Professor Dr. C. Sachs, Berlin, Dr. W. Heinitz, Hamburg, Dr. R. Lachmann, Kiel, zu nennen. Diese große umfangreiche Enzyklopädie soll als eine Kulturgeschichte der Musik im besten Sinne des Wortes in die Musikwissenschaft gründlich und in lebendiger stilistischer Form einführen und für alle, die sich aus Neigung oder im Beruf mit der Musik beschäftigen, ein Führer sein. Eine Fülle von über 1000 selten gesehener Abbildungen in modernster Repro-

duktionstechnik, sowie über 1000 Notenbeispiele werden dazu beitragen, dem wertvollen Inhalt den Rahmen zu geben, der weit über das hinausgeht, was man auf diesem Gebiete zu sehen gewohnt ist.

Wilhelm Speyer. Der Kampf der Tertia. Ernst Rohwohlt Verl. Berlin, 1928. Die Tertia einer Waldschule führt Krieg gegen den Amtmann, der die Vertilgung der Katzen angeordnet hat, weil die Tollwut angeblich im Bezirk ausgebrochen ist. Die prächtigen Jungen retten durch allerlei Listen und schließlich in einer großen Prügelei mit den Stadtschülern, die zur Ausrottung der Tiere aufgeboten wurden, die Katzen. — Dies der Vorwurf der entzückenden Erzählung, die wie alle Werke Speyers durch Güte und Verstehen ausgezeichnet ist. Und durch Frische! die aus dem Jugendbuch auch einen ernsten Klang hervortönen läßt, der es zu einer erzieherischen Lektüre ersten Ranges für Knaben macht, unbeschadet seiner jeden verführenden Schönheit. Diese Jungen, die da geschildert werden, sind in der Aufwallung eines edlen Gefühls, köstlich und rührend vermischt mit der Unreife ihres Alters, das Reinste, was man sich denken kann.

Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Der Aufsatz von Gerhard v. Mutius über „Staat und Volkstum" erschien zuerst in etwas breiterem Umfang in der „Europäischen Revue" (September 1927), ist aber so wichtig für die Durchgeistigung unserer auslanddeutschen Sendung, daß ein Nachdruck geradezu zur Pflicht wird. Der Aufsatz ist überdies die Niederschrift eines Vortrages, den G. v. Mutius im Vorjahr in Hermannstadt gehalten hat und so auch schon äußerlich mit Siebenbürgen verbunden.

Die Bildbeilage dieses Heftes wurde mit Hilfe der Reichsdruckerei, Berlin, nach dem Reichsdruck Nr. 719 angefertigt.

*

Der Aufsatz von Otto Folberth: „Der Kreis um Iorga" im Februarheft unserer Zeitschrift (S. 67—69) wurde ins Rumänische übersetzt vollinhaltlich vom „Neamul Românesc", Bukarest am 6. März 1928 nachgedruckt.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

Am 30. März spielte Paul Wegener mit seinem Berliner Ensemble in Kronstadt: Andrejews „Der Gedanke."

Veranstaltungen in Kronstadt

3. April Konzert des Baritonisten Vasile Alexiu (Bukarester Staatsoper).

5. April Schubertfeier der Kronstädter Triovereinigung, mitwirkend Gerhard Jekelius und Professor Viktor Bickerich.

18. April Vortragsabend Egon Hajek.

18. April bis 19. Mai: Burgtheatergastspiel unter der Führung von Hofrat Professor Albert Heine in Czernowitz, Bukarest, Kronstadt, Schäßburg, Mediasch, Hermannstadt, Temesvar.

21. April Klavierabend Emanuel Bernfeld.

Verantw. Schriftleiter. **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)**, Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



Fritz Kimm, Kohlezeichnung

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
5. JAHR MAI 1928 HEFT 5

Gedichte

Von Erwin Neustädter

Vorfrühling

Duft aus dunklen Ackerschollen
Brodelt rauschhaft zu den Sinnen;
Goldne Netze ziehn die Spinnen,
Spinnen am Geheimnisvollen.

In des Windes lindes Fächeln
Traumhaft schmiegen sich die Bäume,
Streben nackt ins Blau der Räume,
Scheinen still in sich zu lächeln.

Kinder sonnen sich und Greise,
Leben quillt und schwindet leise;
Gruft und Keimgrund allem Sollen,
Trächtig vom Geheimnisvollen
Lagern stumm die dunklen Schollen.

Abend

Sanft erruhen die Lande nun vor dem Abend,
Hingeschmiegt an der scheidenden Sonne verschimmernd Gewand,
Kosend mit dem Gefolge der Wolken,
Schmeichelnd um einen letzten Kuß. —
Und vom Waldhang wandelt der Abend,
Sammelt die schimmernden Wolken zur Hürde,
Hüllt um die schauernde Schulter den Mantel — —
Über den sachte verstummenden Weiten,
Während die Dunkel sich langsam breiten
Und des Lagers Feuer erglüht
Flötet geruhsam ein Schlummerlied.

Nacht

Allwaltende Nacht,
Wie konnte dein Dunkel
All das Gefunkel
Unzähliger Sterne,
Die trennenden Klüfte
Von Nähe und Ferne
So ruhvoll verschönend
In Frieden wiegen,
So machtvoll versöhnend
In Eines schmiegen!
Dein Wille ist Stille,
Dein Schweigen ein Neigen
Zu all den Quellen
Geheimen Webens,
Dein Walten ein Halten
Urewigen Lebens,
Entrückt dem Getose,
Verfallen dem Lose
In bebender, schwebender Wage.

Erinnern

Seligster Stunden leuchtend Geschenk
Glüht mir Erinnerung gütig entgegen;
Aus Vergangenem quillt nun der Segen,
Frucht nun der Liebe, die einst mir geblüht.

Nichts blieb auf Erden als dieses allein;
Jugend und Freunde, sie gingen von hinnen;
Vereinsamtem mir blieb nur das Sinnen:
Uppigen Mostes herbklarer Wein.

Enttäuschung

Dankbarer Freude voll bogen sich meine Zweige,
Jubelnder Hoffnungen Chor sang aus verwundenem Leide,
Armentbreitet erharrte die Seele dein Nahn.
Einsam entwelkte, vergeudet ins Leere, die Freude,
Längst schon verstummte der Jubel im dürren Gezweige,
Mutlos erlahmte der Arm im treibenden Kahn.

Thomas Mann liest vor

Von Bernhard Capesius

An einem Januarabend dieses Jahres ging ein junger Mann die Linden in Berlin entlang und bog auf dem Pariser Platz nach links ein, um die Akademie der Künste zu erreichen. Er war nicht sehr warm gekleidet, ohne jedoch dadurch den Eindruck der Armlichkeit hervorzurufen. Man konnte an seinem blassen, schmalen Gesicht, den tiefen und verträumten, vielleicht geradezu schwärmerischen Augen ohne viel Raten den geistigen Kämpfer: Studenten oder am Ende jungen Dichter erkennen. Er fügte sich zwanglos dem Gesamtbilde des Publikums, das nun im Palais der Geistesaristokratie das Vestibül füllte.

Der junge Mann legte mit fliegenden Händen den Mantel in der Garderobe ab, eilte dann mit gesenktem Kopf und ungeschickten Schritten die Treppe hinauf, stockte vor dem würdig ernsten Saaldiener, fingerte in der Tasche nach der Einladungskarte, die ihm sein Professor geschenkt hatte, und fand sich endlich im diskret erleuchteten Saale. Er schwankte, ob es sich für ihn zieme, einen Stuhl zu besetzen, dann dachte er daran, daß er noch nicht zu Abend gegessen hatte und vielleicht vor Hunger schwach werden könnte, und setzte sich in die Mitte von einer der letzten Stuhlreihen. Der Saal füllte sich rasch und erwies sich als zu klein. Stühle wurden aus andern Räumen noch herbeigebracht, trotzdem stand zum Schluß eine ganze Menge von Menschen an den Wänden, darunter sogar Frauen und ältere Männer.

Der junge Mann kannte kaum jemanden von den Anwesenden. Er dachte sich, daß der kleine, schon sehr alte Herr, der jetzt aus einem Nebenzimmer trat, der Präsident der Akademie sein müsse, er erkannte den Kultusminister an seinem gesund geröteten Gesicht und einige namhafte Schriftsteller nach Abbildungen in den illustrierten Blättern. Hier waren sie nun wirklich gegenwärtig, deren Namen im Glanze dichterischen Schaffens und Ruhmes aus der Ferne gestrahlt hatten, sie trugen Brillen und kleine Bäuchlein, führten Gesellschaftsgespräche oder gähnten gelangweilt. Wie blieb doch allen ein Erdenrest zu tragen peinlich!

Dann erschien plötzlich der große Dichter und setzte sich nach kurzer Verbeugung hinter den Tisch, der etwas erhöht an der Fensterwand aufgebaut war. Die Tischlampe verdeckte mit ihrem massiven Schirm einem Drittel der Zuhörer das markante Gesicht des Vorlesers. Der

junge Mann aber saß in der Mitte und konnte sehr gut das kurze schwarze Haar, die stark vortretende Nase, den großen Mund und den kleinen Schnurrbart darüber erkennen. Der große Dichter hatte die Hautfarbe eines eifrigen Spaziergängers, war in einen gut sitzenden Frack gekleidet, und sein Auge rollte keineswegs in schönem Wahnsinn.

Er begann zu lesen, und schon nach einigen der meisterlich geformten, in klare nüchterne aber höchst kunstvolle Prosa gehüllten Sätze erstand vor dem jungen Mann ein Gesicht orientalisch-magischer Schönheit: Eine Terebinthe — ein wie aus Bronze gebildeter Adorant — weißes Mondlicht — ferne Bergzüge in der blauen Nacht — mancherlei Düfte und verwehte Klänge. Der junge Mann träumte weiter, ihn bezauberten diese Bilder, die jener mit kühler Sachlichkeit entwarf, und riefen andere, lebendigere, kühnere, von Rausch durchflutete hervor. Da merkte er, daß er nicht mehr auf den Dichter hörte, schrak empor, suchte den Faden wieder zu finden und vernahm einiges von religiösen Debatten, die ein Jude mit einem Baalsdiener führte.

Die geistige Auseinandersetzung war mit viel Geist geschildert, und die religionsgeschichtlichen Streiflichter zeugten von großer Belesenheit des Dichters in dieser Materie. Eine Weile entzückten unsern jungen Freund die spitzen Fünde aus dem Munde Jaakobs, der seit seinem denkwürdigen und nicht ganz aufgeklärten Ringkampf mit dem fremden Manne an der Furt des Jabbak auch den Namen Jißra'el trug. Der junge Mann kannte aus seinen hebräischen Studien diese lautgetreue Lesart der altvertraut anders klingenden Namen. Die Wahl der altjüdischen Aussprache empfand er auf der Zunge wie den Geschmack einer Speise, die aus erlesenen Dingen zusammengesetzt doch einen leisen Stich hat, als ob man lieber nicht davon essen solle. Aber während er mit dem Geiste diesen Dingen folgte und ihrer Wertigkeit nachsann, gingen seine Augen an den Wänden entlang, und er bemerkte, daß viele von den Stehenden ins Publikum blickten und manch einer mit dem Entschluß kämpfte, den unbequemen Stehplatz vorzeitig zu räumen. Ein Zeichner bemühte sich vergeblich, den vom Lampenschirm verdeckten Dichter so zu sehen, daß er ihn auf seinen Skizzenblock bringen konnte, und begnügte sich daher mit bedeutenden Köpfen aus dem Publikum.

Dann ging ein Schein leiser Amüsiertheit über die Gesichter. Noch immer saß der weibisch geschminkte Josef im Mondschein unter der Terebinthe, noch immer kam sein alter Vater Jaakob von Liebe und Zorn durchzittert auf ihn zugeschritten, als habe es sich im Hause der

Buddenbrooks zugetragen, wie Ruben, Jißraels wilder Alteſter das junge Nebenweib des Vaters geſchändet hatte und von dieſem beſtraft wurde. Wie merkwürdig ſah es doch aus, wenn man hinter die Zeltwände blickte und das Familienleben dieſer Erzväter näher betrachtete! Es war nicht viel beſſer als das der Lübecker Senatoren Anno 1890. Aber ebenſo amüſant zu beſchreiben.

Nun bemerkte der junge Mann in der Fenſterniſche neben dem Vortragspult zwei Mädchen oder junge Frauen, die hinter dem großen Dichter ſtehend ihre Blicke nicht gut auf dieſen richten konnte, ſondern notgedrungen in den Zuhörerraum wendeten. Wer mochten ſie ſein? War die eine ſchwarzhaarige nicht des Dichters Tochter, die ja zur Kriegszeit geboren jetzt ſchon erwachſen ſein konnte? Nein, die zählte höchſtens zwölf bis 13 Jahre. Aber es waren doch mehr Kinder da, gewiß, man wußte es: der „Geſang vom Kindchen“ „Unordnung und frühes Leid“ u. dgl. redeten eine zu deutliche Sprache. Nun war es vielleicht, ja wohl ganz gewiß, des Dichters Tochter, mit etwas ſüdländiſchem Einſchlag von der Großmutter her, ein hübſches Mädchen, eigentlich beſcheiden und kindlich blickend. Wie? Sah ſie nicht öfters zu ihm her? Es konnte natürlich Täuſchung ſein, aber doch — Wie, wenn ſie am Ende nach Schluß der Vorleſung einander ganz nahe kommen könnten, ſie würde vielleicht den Vater auf ſein Geſicht aufmerkſam machen, das das junge Genie verriet, er würde auf ihn zutreten und herzlich ſagen: „Lieber junger Mann“ oder ſo etwas „Geben Sie mir doch einmal Ihre Sachen zum Leſen“. Dann wäre ja der Augenblick da, der erſehnte, und ſeine Gedichte, ſeine Novellen, ſeine Dramen, die da im Sekretär der Dachſtube hoch im Norden Berlins verſchloſſen lagen, würden vom Kennerauge geprüft, ihren Wert offenbaren und den Siegeszug durch die Literaturwelt antreten.

Der große Dichter machte eine kleine Pauſe. Er nahm einen Schluck Waſſer und blätterte prüfend in dem Teil des Manuſkriptes, der noch ungeleſen zu ſeiner Rechten lag. Nun geſchah etwas ſehr Peinliches. In einer Ecke des Saales brach ein ſchüchterner Beifall los, andere folgten und wie erleichtert klatſchten ſchließlich ziemlich viele. Der Dichter runzelte ein wenig die Stirn, blieb ruhig ſitzen, und als das Klatſchen verdattert erſtorben war, ſagte er trocken: „Ich bitte noch um etwas Geduld, es dauert nicht mehr lange.“ Und las weiter.

Der junge Mann ſaß übergoſſen da und ſchämte ſich. Er hatte natürlich nicht geklatſcht, aber er ſchämte ſich für die Zuhörer, die ſo taktlos waren, der offenbar eingetretenen langen Weile beredten Aus-

druck zu geben; er schämte sich auch für den Dichter, der nicht zu wissen schien, was man einem Großstadtpublikum in der Hetze des modernen Lebens zumuten dürfe, er schämte sich für die ganze Angelegenheit. War es notwendig, daß man Vorleser und Zuhörer in eine solche, peinliche Lage brachte? Hatte diese gesellschaftliche Aufmachung für geistige Werte einen Zweck? War außer ihm auch nur einer gekommen in andachtsvoller Verehrung für den großen Dichter, der ihm so oft so viele Stunden erlesenen Genusses bereitet hatte? Waren nicht die meisten gekommen, weil sie eben dazugehörten, um dabei zu sein, um berühmte Leute zu sehen, oder soweit sie selbst berühmt waren, um sich sehen zu lassen? Und hatten die Leute schließlich nicht recht? War er nicht selbst enttäuscht durch des Dichters etwas dünne Art, in der er hier erschien, wo er sein zartgedachtes Werk trotz des vollen Klangs der Stimme zu keiner recht lebendigen Wirkung bringen konnte? Der junge Mann hörte kaum mehr etwas von dem Vorgelesenen. Er sah krampfhaft auf das Häuflein der noch nicht erledigten Blätter und schwebte in beständiger Furcht, es könne doch noch erheblich lange dauern uud zu neuerlichen Störungen kommen. Einmal wagte er auch in die Fensternische zu blicken. Die Mädchen schämten sich nicht, also war doch wohl keine von ihnen eine Tochter des Dichters.

Nun war es wirklich zu Ende, die Leute klatschten erfreut, sie standen auf, viele drängten nach vorn, den Dichter zu begrüßen, einen Händedruck von ihm zu erhaschen. Der junge Mann stand eine Weile betäubt in dem Trubel, suchte den Professor zu treffen, um ihm für die Eintrittskarte zu danken, fand ihn aber nicht: er war wohl schon fort oder stak im Knäuel um den Dichter. So ging er denn zögernd die Treppe hinab, wankte an der Garderobe neben der Frau, die er für die Tochter des Dichters gehalten hatte und die nun ein dicker Herr mit schwarzem exotischem Bart betreute, und trat dann wieder auf den Pariser Platz hinaus. Leichter Frostnebel lag auf der Stadt, der Lärm des Verkehrs dröhnte dumpf von allen Seiten, durch das Brandenburger Tor fuhren in einem fort Automobile.

Der junge Mann hatte ein starkes Hungergefühl im Magen, trotzdem konnte er sich nicht entschließen, in dieser Stimmung eines jener billigen Lokale aufzusuchen, wo er abends seine Wurst zu verzehren pflegte. Er schlug den Mantelkragen hoch und ging in den Tiergarten hinaus. Frostharte, menschenleere Steige, frierende Denkmäler. Es wühlte weiter in seinem Innern. Wie war es möglich, mußte er sich fragen, daß eines großen Dichters zweifellos kunstvolle, aber offenbar

langweilige Darbietung in so glänzendem Rahmen vor sich ging, während seine eigenen die ganze Menschheit aufs Höchste angehenden und gewiß im Tiefsten packenden Gedichte in Ewigkeit auch nicht eine nmaßgebenden Hörer oder Leser haben würden? Wo war da Gerechtigkeit, wo Hoffnung auf Zukunft der deutschen Dichtung? Nun hatte man eine deutsche Dichterakademie, hatte man aber noch eine deutsche Dichtung? Akademisch war die Dichtkunst geworden, aber das hieß: erstarrt sein, ohne Jugend, ohne Leben sein. Einen, der noch mit seinen sechzig Jahren in einer Dachwohnung saß und das trotzige, unversöhnliche Feuer der Jugend bewahrt hatte, er hatte sich selbst ausgeschlossen. Und zu den „Akademischen" gehörte ja auch der große Dichter, der heute abend vorgelesen hatte. O gewiß, er hatte es verdient durch seine zahlreichen Schöpfungen ersten Ranges, hatte vielleicht auch die schweren Kämpfe der Jugend durchgekämpft — aber hatte er nun ein Recht, vom Thron herab die Leute zu langweilen und andern den Platz wegzunehmen, andern, die die Träger zukunftdeutender Dichtung waren?

Der junge Mann war nahe daran, jene Stellung einzunehmen, die vielleicht niemals in Wirklichkeit, aber hie und da in Bildern und Büchern vorkommt, wenn ein mit Gott und der Welt Hadernder dargestellt werden soll: die Hände zu Fäusten geballt gen Himmel gereckt, das bare Haupt in den Nacken geworfen, flatternde Mähne, einen zerschlissenen Mantel auf dem Körper. Er tat es nun freilich nicht, vielleicht, weil er sich schämte, obwohl ihn niemand gesehen hätte vielleicht auch weil er es gegenüber der Gedächtniskirche, die aus dem grellen Licht der Reklame hinter den Bäumen schwarz und wuchtig emporragte, als stillos empfand. So schob er sich nur ingrimmig weiter durch die schmalen, dunkeln Pfade, fühlte den Hunger in den Gedärmen und dachte mit schmerzlicher Wollust, daß der große Dichter jetzt gewiß ein gutes Abendessen verzehre.

Aber dann wurde ihm auf einmal klar, daß alles das bisher gedachte nichts war gegenüber einem andern viel Wichtigern, das sich jetzt erst aus den verdrängten Komplexen gebieterisch löste und im Bewußtsein empordrang: War er denn selbst ein wahrer Träger jener dichterischen Zukunft? Und wie konnte er das erproben? Jene ihn oft bis zu Selbstmordgedanken peinigende Frage, ob er als Dichter denn überhaupt etwas wert sei, sie verlor durch den heutigen Vorfall letzte Möglichkeit einer Beantwortung. Keine Menschenseele war heute mehr in der Lage, das zu beurteilen und zu entscheiden. Und die

einzige Entscheidung, die herbeigeführt werden konnte, war die über die Frage: Werde ich Erfolg haben oder nicht? Und nun schämte sich der junge Mann heute am tiefsten über sich selbst. Statt in Demut dem Wort und Gedanken immer zu folgen, der den Ausspruch auf Meisterschaft bisher genügend bewiesen hatte, erging er sich in törichten kindischen Gedanken, die mit wahrer Hingabe an die Dichtung nie vereinbar waren. Jeder andere, der durch Beifallklatschen ein Ende herbeizuführen hoffte, war ehrlicher als er, der vor sich selbst Aufmerksamkeit für das Werk des Dichters heuchelte und dabei doch nur sein eigenes Werk in Gedanken hatte. So verleugnete er am schlimmsten den Herrn, dessen treuester Jünger zu sein er sich doch rühmte. Erschöpft von Hunger, Denken, Scham und Kälte fiel der junge Mann auf eine Bank und hätte gern den Kopf in die Hände gelegt und bitterlich geweint, wäre nicht plötzlich ein Pärchen aus dem Dunkel aufgetaucht, das sich ohne Ahnung von den erschütternden Problemen zu haben neben ihn auf die Bank setzte.

So stand er denn mühsam wieder auf, nahm den Weg der Stadt zu und langte nach fast einstündigem Gang todmüde in seiner kleinen Bude an. Er tastete im Dunkel nach den Streichhölzern auf der Komode; da kam ihm ein trockenes Stück Brot, fast nur Rinde in die Hand, das seit einigen Tagen da liegen mochte. Heißhungrig verzehrte er es und die Stillung seines primitiven Bedürfnisses versetzte ihn mit einem Mal in einew Zustand tiefer Befriedigung, über die er selbst erstaunte. Sie führte aber in einen festen, gesunden Schlaf über, der alle ungelösten Probleme bis zum Morgen vergessen ließ.

Östliche Elegie

Von Heinrich Zillich

Weh daß ich hier die erste Milch gesogen,
dem Käfersummen hier zum ersten lauschte,
im grünen Traum der Spiele mich betrogen,
darüber Zweig und Wolkenschiff sich bauschte,
behütet war — und nur in mancher Nacht
vom Bette starrte in den Fensternebel
und hörte Reiter nahen, Huf und Säbel;
die klirrten lang durch meines Schlafes Schacht.

O Nacht der Kindheit die mich lehrte schauern!
Nun wuchsen Graus und Mühsal in das Lichte.
Der Weizen stirbt im Klee. Von Turm und Mauern
entbröckeln langsam Stein und Form und Dichte.
Zerfällt der Freunde Sinn. Verglüht des Hauses Rost.
Der Wein ist schal, seit Lust vom Haß geht schwanger.
Das Recht verherrschen Händler auf dem Anger
und ihre Fracht ächzt doppelt in den Ost.

O blickt zurück — sind dieser Städte Wälle,
der Acker Furchentiefe nicht gebreitet
von unsrer Pflugschar ahnenalter Helle,
war drüber nicht wie Aste ausgeweitet
der Liebe Not, der großen Sendung Schau,
da wir uns zeitenlang der Erde hier vermählten,
die Früchte dienend aus den Schollen schälten
und dankten wie dem Schoß der Lieben Frau!

Die ihr im Antlitz tragt der Arbeit Zeichen,
im Wuchs der Sendung blondes Mal empfangen:
der Engen Geist, wie konnt euch der erreichen,
der Gosse Lieder, die durchs Fenster drangen?
Seid ihr denn gleich dem Fälscher auf dem Markt;
Tanzt eure Ehre auch durchs Netz der Siebe!
Zerzankt die Brut; um Brot und Eigenliebe
hat sich ein jeder in sein Haus verbarkt.

Ich höre nachts den Wind vom Westen schwingen,
ich höre immer rufen in den Nächten,
ich hör die Scheiben wie Gesang erklingen,
den Sumpf zu graben und für Gott zu rechten,
den Samen jedem in sein Maß zu streun.
O daß euch doch der Morgen einmal färbe!
Ihr hört es nicht, euch ist der Ton zu herbe:
Es brechen auf der Zeitenmonde neun!

Geburt der neuen Ziele! Ach, ich höre!
Mir preßt die Brust ein qualgefülltes Wissen.
Ich ruf ein Wort und meine tausend Chöre.
Ich schreite aus und werde hingerissen.
Und niemand hebt mit mir empor die Last.
Die Steine bröckeln und die Sümpfe stehen.
Mich bannt ein Geist: in diesem Land zu säen,
das keines Geistes Brausen mehr erfaßt.

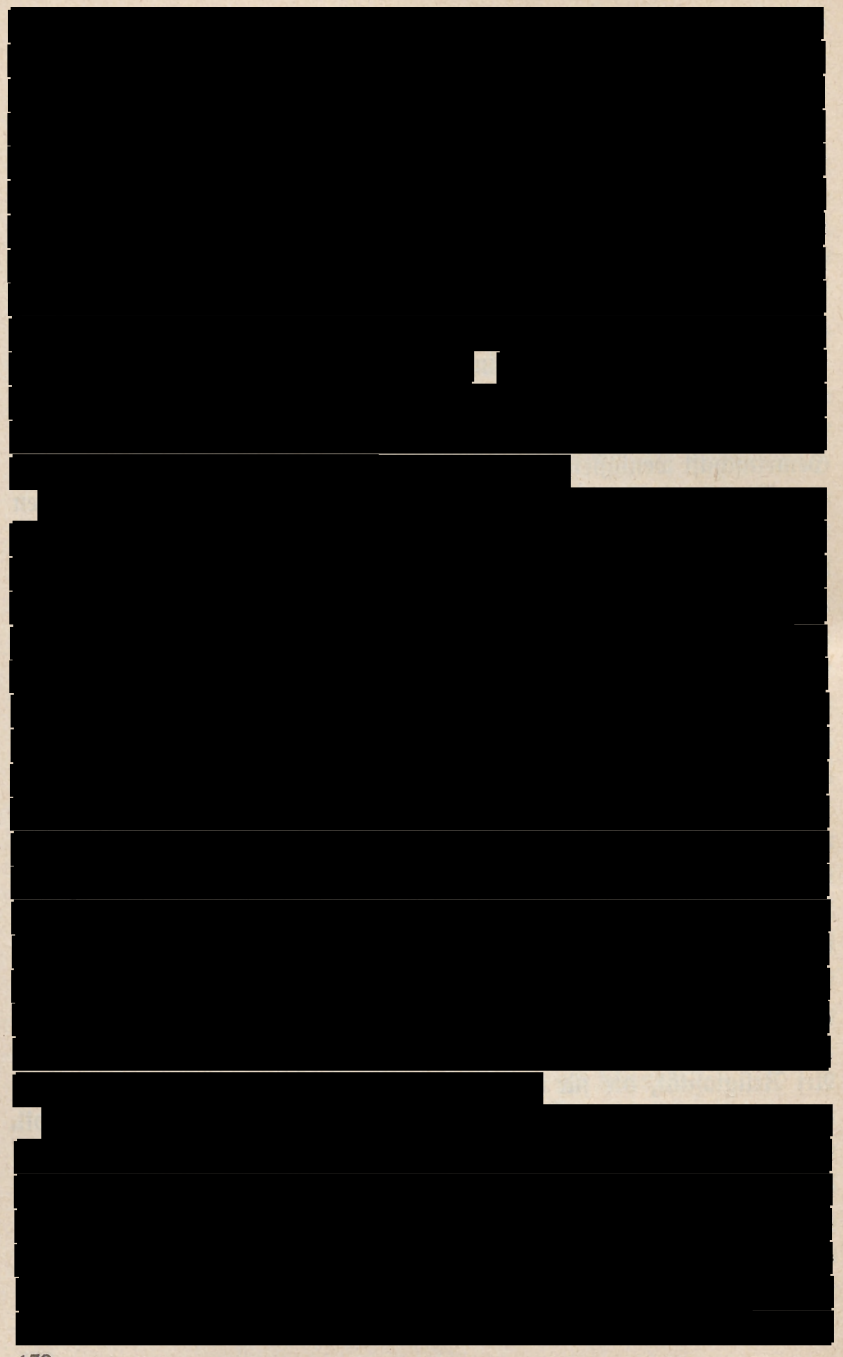
Religion und Volkstum

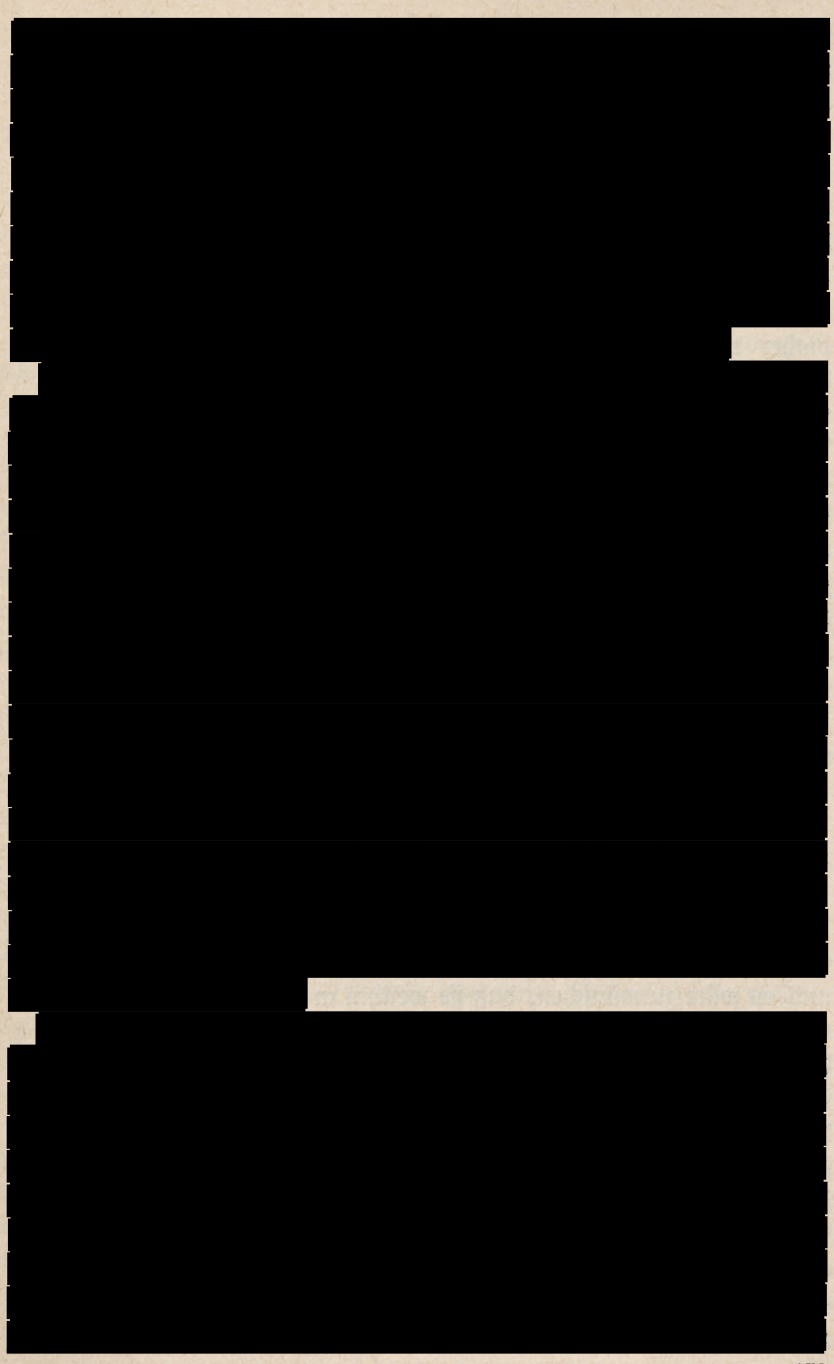
I. Teil

Von Erwin Reisner

„Dagegen soll man im Weltregiment den Gehorsam des Gesetzes aufs aller strengste fordern und halten und daselbst auch nichts wissen, weder vom Evangelio, noch Gewissen, noch Gnade, Vergebung der Sünden, himmlischer Gerechtigkeit, noch von Christo selbst, sondern soll man zu sagen wissen von Mose, von dem Gesetz und Werken. Auf daß also diese beiden Stücke, nämlich Gesetz und Evangelium, aufs aller fernste voneinander geschieden seien und ein jedes an seinem sonderlichen Ort bleibe, dahin es gehört. Das Gesetz bleibe außer dem Himmel, das ist, es bleibe außer dem Herzen und Gewissen. Dagegen bleibe auch die Freiheit des Evangelii außer der Welt, das ist, außer dem Leib und seinen Gliedern." Luther, Kommentar zum Galaterbrief.





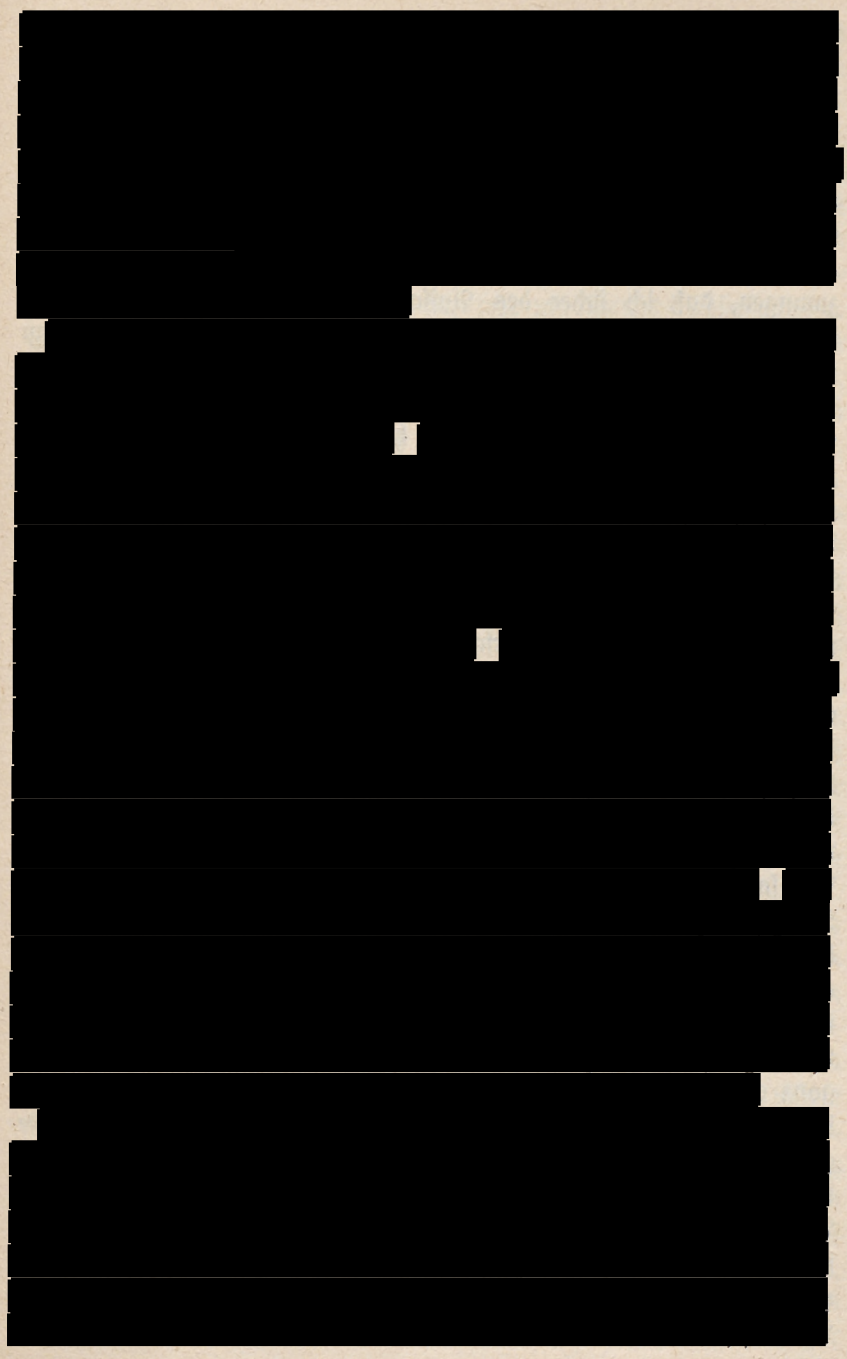


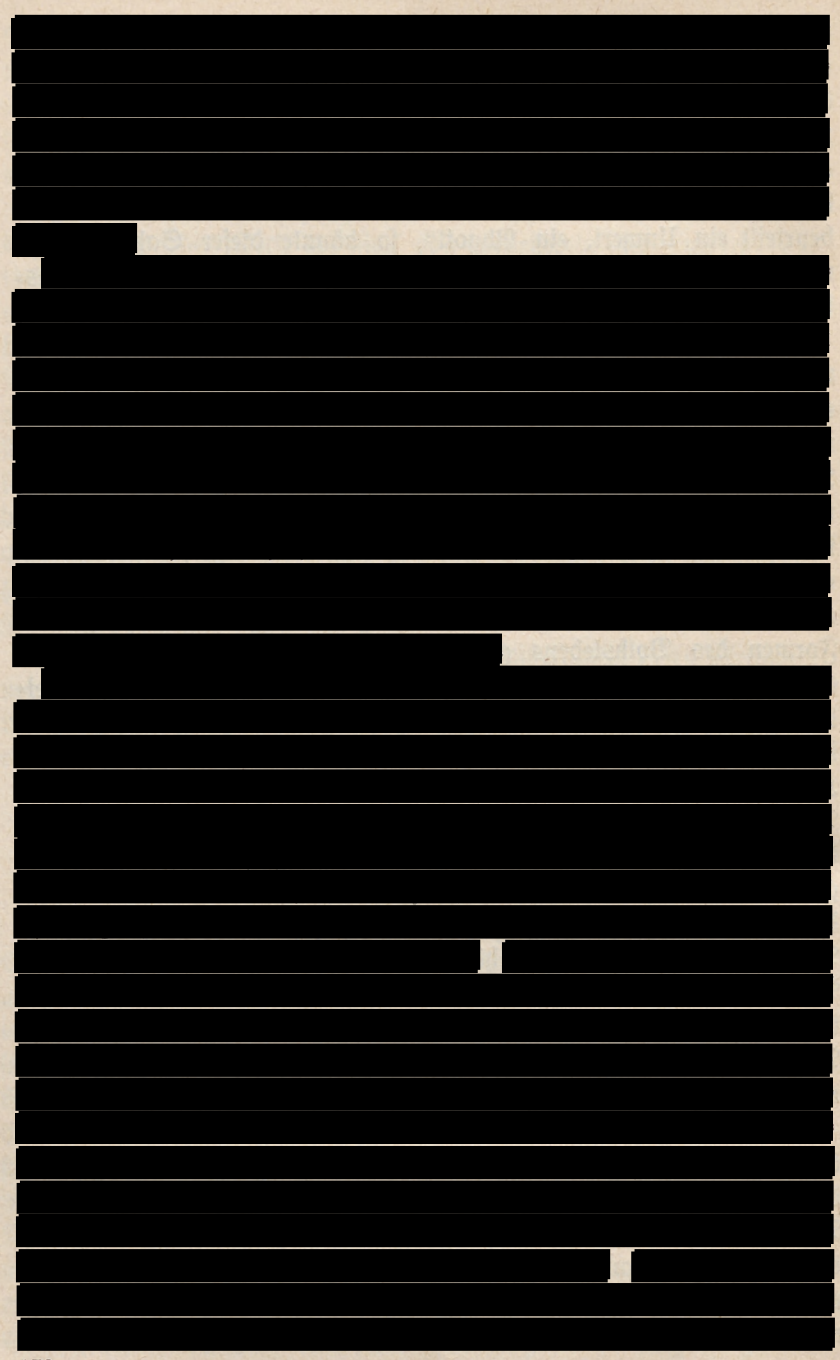
[redacted]

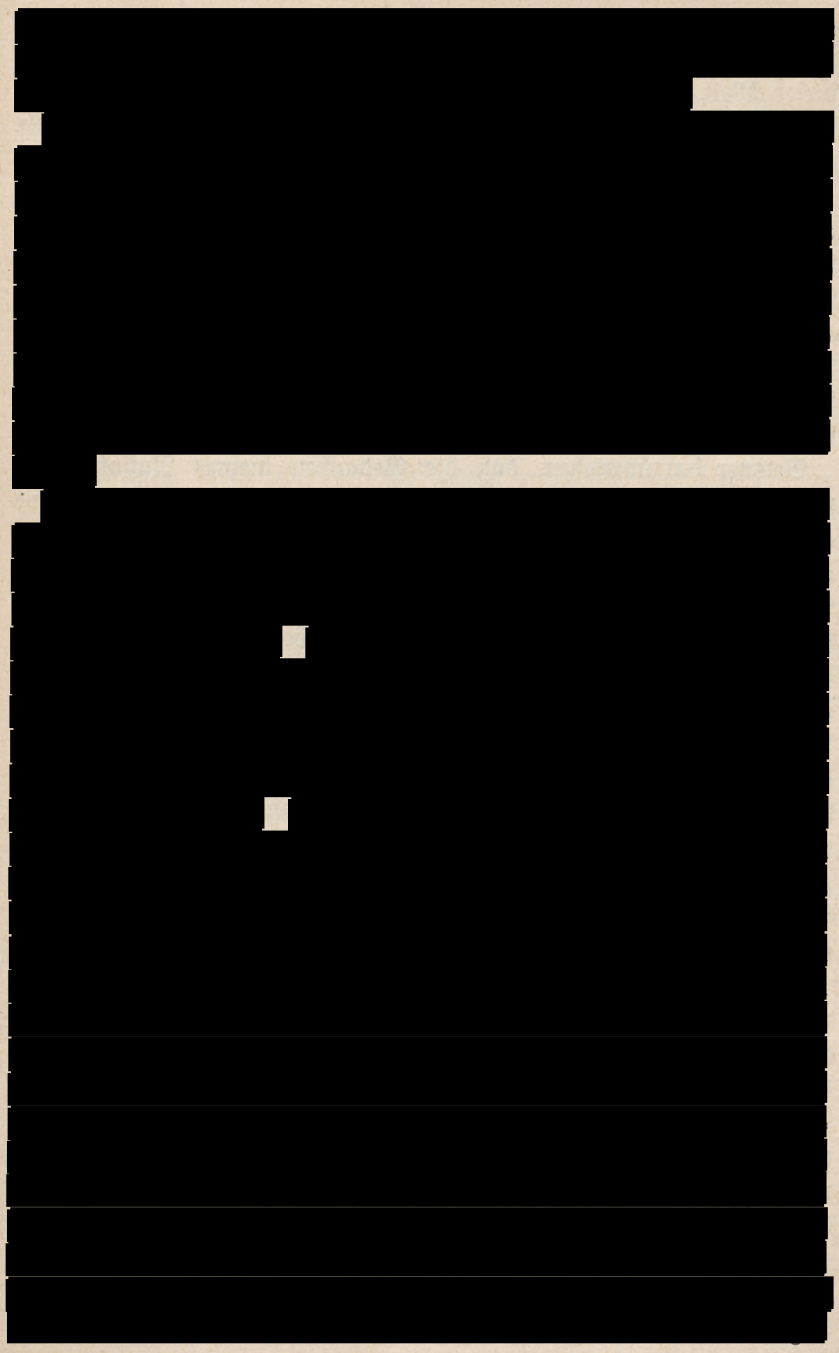
II. Teil

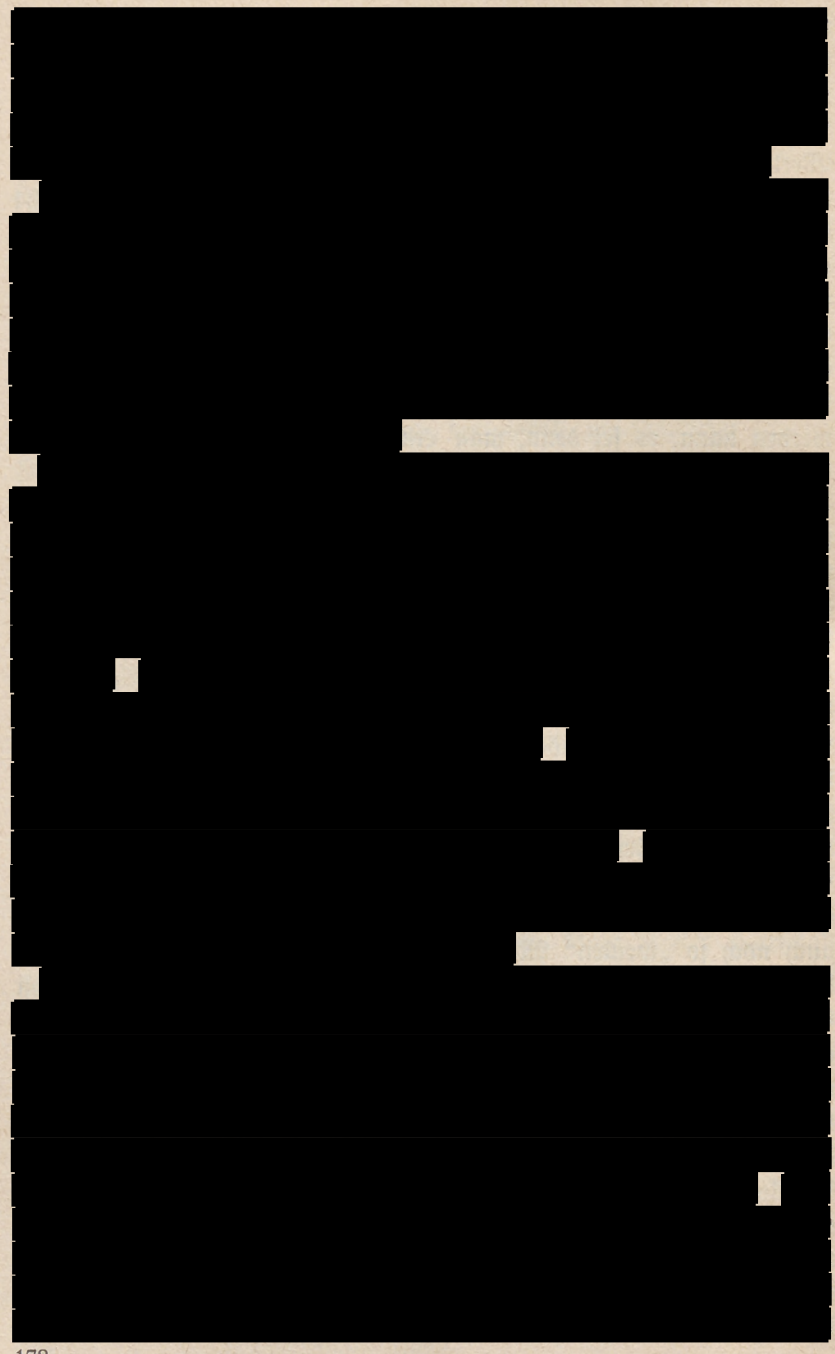
Von Konrad Möckel

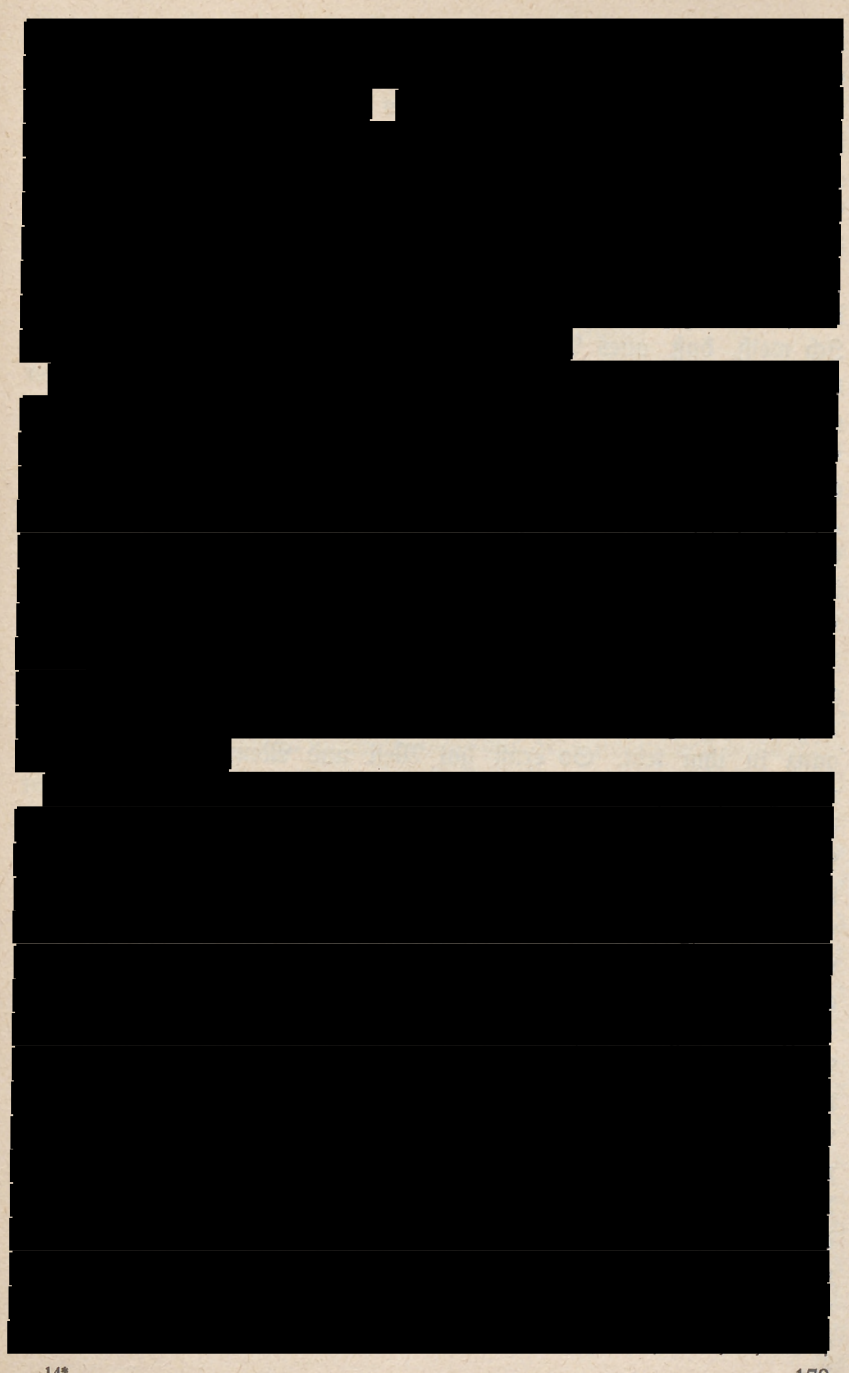
[redacted]

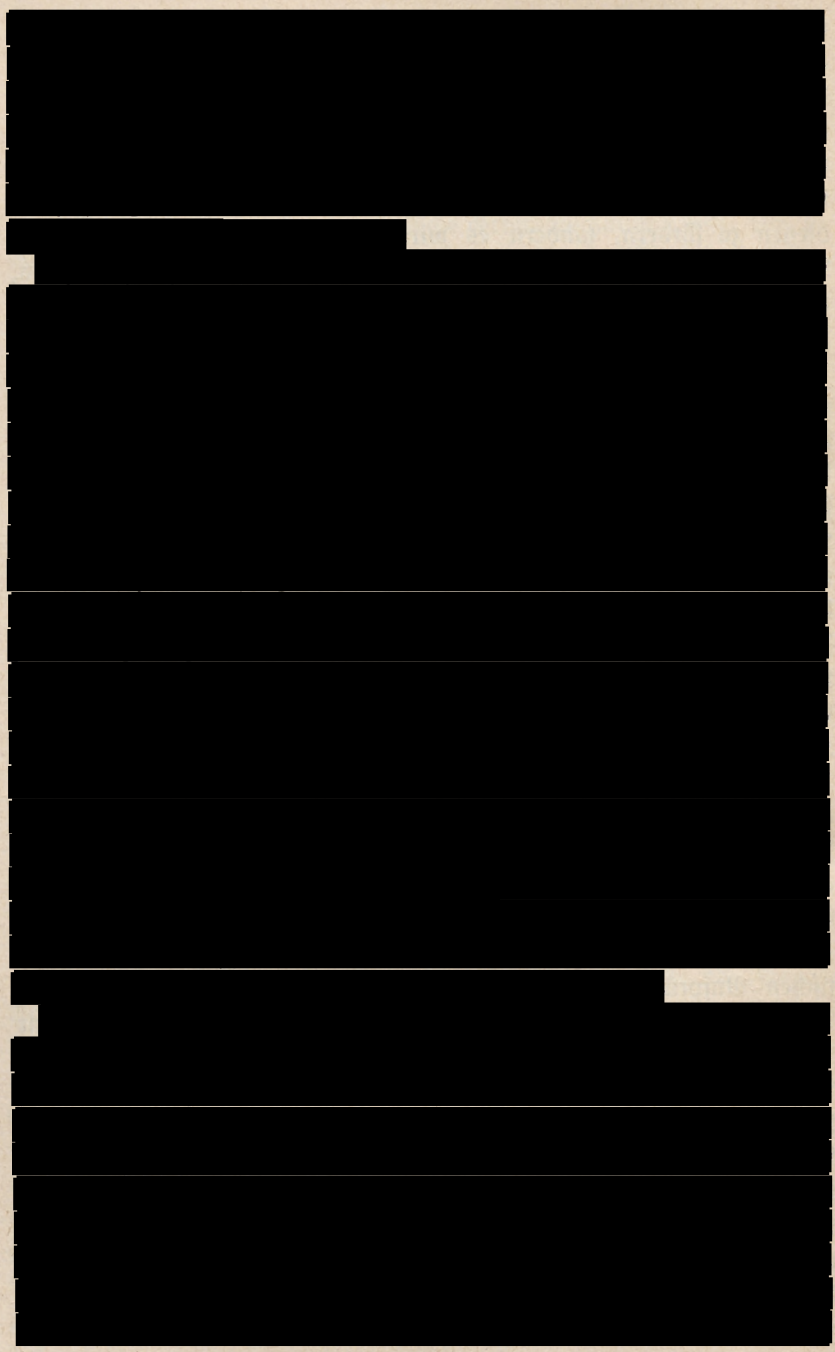


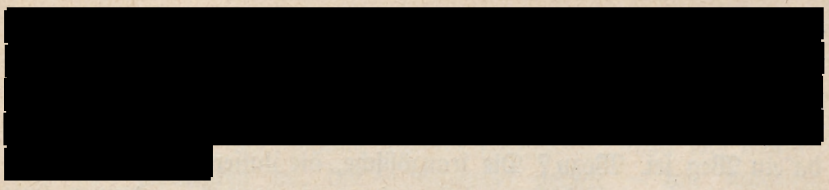












Was waren das für schöne Zeiten!
In ecclesia mulier taceat!
Jetzt, da eine Jegliche Stimme hat,
was will ecclesia bedeuten?

Goethe, Zahme Xenien um 1825.

Über Zeichensetzung

Von Rudolf G. Binding

Über die Lese- oder Sinnzeichen die in der Schrift und im Druck benötigt werden einiges zu sagen, ist angesichts der erstaunlichen Gedankenlosigkeit und wirklichen Unsinnigkeit ihrer Anwendung, wie sie zumeist hierzulande geübt wird, wohl einmal am Platze. Man wird meinen man komme mit der jetzt geübten Zeichensetzung ganz leidlich aus und es sei recht unnötig daran zu rütteln. Aber rütteln wir einmal: vielleicht erweist sich manches in unserer Sprache durch diese Zeichensetzung verbarrikadiert, beengt und verschnürt, manches als wirkungslos oder vergewaltigt, und wenn man die Enge löst, Verschalungen, Latten und Scheidewände abschlägt, mag das Gebäude der Sprache reiner, freier, leichter und edler dahinter zum Vorschein kommen.

Die gesprochene Sprache bedarf der Zeichen nicht; die geschriebene bedarf ihrer in weit geringerem Umfang als sie jetzt — und zwar ausschließlich im Deutschen — angewendet und gelehrt werden. Die Pedanterie der deutschen Sprache, die viel weiter geht als man denkt, erstreckt sich auch auf die Lesezeichen. So viele unnütze Lesezeichen wie die deutsche besitzt keine andere Sprache der Welt. Indem der Deutsche vor jedes einen Nebensatz einleitende Wort (vor „daß, weil, der, die, das“ usw.) ein Komma setzt, bezeichnet er eine schon durch

diese Wörter selbst sich ergebende und bezeichnende Tatsache — daß nämlich hier ein Nebensatz beginnt — doppelt. Es wäre etwa so als ob man jeden von einer Landstraße abführenden Weg mit einem Wegweiser ohne Aufschrift bezeichnete nur um zu kennzeichnen daß da ein Weg sei. Wozu? Die französische, die italienische, die englische Sprache — um nur die uns bekannteren zu nennen — kennen (wie alle anderen) diese Überflüssigkeiten nicht und sichern gerade dadurch daß kein Komma gesetzt wird die enge sinnfällige Zugehörigkeit des zum Hauptwort oder Hauptsatz gehörenden Nebensatzes. Überdies ergibt sich aus dem Relativum, der Konjunktion nicht nur daß da ein Nebensatz beginnt sondern auch wohin er führt, wodurch das Komma erst recht unnütz uud unsinnig sich ausnimmt. Gewiß gibt es Nebensätze die — etwa als Einschaltungen — vom Hauptsatz oder Hauptwort sinngemäß zu trennen sind und auch in der gesprochenen Sprache durch eine kleine Pause als Einschiebungen sinngemäß getrennt werden; aber im allgemeinen besteht eine völlig untrennbare Beziehung des Nebensatzes zu einem Hauptwort, welche enge Beziehung auch daraus erhellt daß die gesprochene Sprache an dieser Stelle keine Pause macht. Diese wesentliche und nahe Beziehung wird im Deutschen einfach schematisch durch die Vorschrift zerstört, ganz ohne Nachdenken über den Sinn dieser Maßnahme vor jedem Relativum, jeder Konjunktion usw. ein Komma zu setzen, also eine Trennung vorzunehmen, wo doch gerade diese Bezeichnungen andeuten daß hier nichts getrennt sondern im Gegenteil das eine auf das andere bezogen (Relation), das eine mit dem andern verbunden (Konjunktion) sei. Demjenigen Leser der diesen inneren Zusammenhang empfindet erscheint das eingesetzte Zeichen wie ein Schlagbaum, ein Weghindernis das er erst beseitigen muß um zu der Zusammengehörigkeit zu gelangen die eigentlich ausgedrückt sein soll.

Man muß nicht denken daß die Forderung des Wegfalles unnötiger Zeichen lediglich eine Neuerungssucht, eine neue Pedanterie oder auch nur ein allein von den Neueren angewandter Gebrauch sei; nicht unsere Zeit (etwa Stefan George) will die Interpunktionslosigkeit einführen, die gute alte Zeit — damit man sich wieder einmal auf sie berufe — auch Goethe läßt schon die Kommata wo sie nicht eine Notwendigkeit sind und vom Sinn gefordert werden fort (Weimarer Ausgabe). Nur: altschulmeisterlich denkende Herausgeber haben sie ihm allenthalben später wieder hineinkorrigiert; als ob das gar nichts zu sagen hätte.

(Also etwa: — aus Faust II: Ich fürchte daß er sich ergetzt. —

Er ahnet nicht was uns von außen droht. — Sie wissen doch was keiner weiß. —

Am Ende hängen wir doch ab
von Creaturen die wir machten.

Wie sinnlos ist das Komma anderer Ausgaben; denn wir hängen nicht von Creaturen ab, die — nebenbei gesagt — wir machten, sondern eben von Creaturen die wir machten. Und so überall.)

Man macht sich aber heute nicht einmal ein Gewissen daraus das Objekt eines Satzes von seinem Subjekt und Prädikat widersinnig durch ein Komma zu trennen. „Er sieht was keiner sieht"; „Er redet was er denkt", das sind nicht zwei Sätze oder Haupt- und Nebensatz die man durch ein Komma zu trennen Anlaß hätte, sondern das ist in jedem Falle ein Satz und das Objekt bedankt sich dafür nicht dabei sein zu dürfen.

Wenn man also die deutsche Sprache daraufhin ansieht was sie durch die Zeichensetzung die heute die allgemeine ist verliert, so wird man sparsam damit umgehen. „Die Sonne ist ein Gott der lacht" ist eine einheitliche Vorstellung deren Einheitlichkeit, Anschaulichkeit und Sinn vollständig zerstört werden wenn (wie die Schule vorschreibt) geschrieben wird: Die Sonne ist ein Gott, der lacht. „L'homme qui rit" ist der Titel eines Romans von Victor Hugo. „Die erste ernste Gefahr", „Das große, letzte Schweigen" ist etwas ganz anderes als „Die erste, ernste Gefahr" oder „Das große letzte Schweigen". Diese schöne und richtige Unterscheidung, die das gesprochene Wort leicht andeutet und sich bewahrt, soll durch eine sinnlose Zeichensetzung unmöglich gemacht und zerstört werden? — „Er stürzte weil er getroffen war"; dagegen wäre ganz sinngemäß: „Er stürzte, weil Müde beim kleinsten Widerstand stürzen, in das hohe dichte Gras", wobei im ersteren Beispiel eine unmittelbare Folge erzählt, im zweiten eine allgemeine Begründung zum Ausdruck gebracht würde.

Ebenso sinnlos (im allgemeinen) ist die engstirnige Regel, es müsse vor „und" ein Komma gesetzt werden wenn das Subjekt wechsele, also zwei Sätze durch das conjunktive „und" verbunden sind. Wozu? Der zweite Satz führt sich mit seinem neuen Subjekt ja schon genugsam und selbständig ein. „Du bist der Herr und ich der Knecht" — in diese ganz besonders durch den Ausdruck gestraffte Beziehung bringt der Schulmeister die schematische Auflockerung und Trennung durch ein zerstörendes Komma.

Man wird vielleicht sagen, wir hätten die Regeln der Zeichensetzung, wie sie in den Schulen gelehrt, in Büchern und Zeitungen gehand-

habt würden, nun einmal und das werde einen guten Grund haben. Mit nichten! es hat einen sehr schlechten Grund. Es hat seinen Grund darin daß nach dem Dreißigjährigen Krieg, als beinahe jedes Gefühl für die Würde unserer Sprache und unseres Volkstums ausgelöscht war, die deutsche Schriftsprache den Kanzlisten anvertraut war und deren Sprache, als von den Höfen stammend, nach rechter Untertanenweise für die feinste, bei dem Fürsten wohlgelittene und anerkannte galt. Diese Sprachkünstler bauten die geschachtelten Sätze; und Schachteln brauchen Scheidewände.

Auch rein äußerlich ist ein von überflüssiger Menge der Kommata heimgesuchter Druck, wenn man diese kleinen Zeichen nur erst einmal recht entdeckt hat, ein wirklicher Greuel. Wie Ungeziefer das sich dem arglosen Auge verbirgt, das aber wenn man es einmal ins Auge gefaßt hat überall erscheint, wimmeln diese Parasiten zwischen den Worten. Nur wer einen von ihnen gereinigten Druck als Gegenstück betrachtet, wird sehen welchem Augenfraß er für gewöhnlich ausgesetzt ist.

Mag man dies als Nebensache betrachten — hauptsächlich ist mir daß der Bau der Sprache ungehemmt sich aufrichte und daß die sinnvollen Worte die die Sprache selber erfand um sich zu gliedern nicht durch den Un-Sinn von Zeichen ersetzt oder verdoppelt werden die unfähig sind die Stelle eines Bauelementes zu vertreten. Fordern wir doch von dem Zeichen das zwischen den Worten steht daß es einem inneren Sinn der Rede diene; daß es ein Anhalten, ein Trennen (,) eine Pause (;) ein Ende (.) eine Zusammenfassung (:) oder ähnliches nach dem Willen und Gefühl des Schreibenden bedeute. Ein Lesezeichen ist ein Stilausdruck; nicht eine Gleichgültigkeit, eine Eselsbrücke oder ein Geländer das man einem Satzbau anlegen muß damit er nicht auseinanderfalle.

Die Schullehrer werden sich sträuben? — Sie sollten es nicht tun. Nichts wäre einfacher und sinnvoller als dem Schüler — statt eines „Normalreglements“ das man nicht begreift sondern gefälligst auswendig lernen muß — zu sagen: wo du etwas trennen willst (oder wo etwas getrennt werden soll) setze ein Komma; wo du eine Pause im Satz machen willst und dennoch fortfahren setze ein Semikolon; wo du ein Ende machen willst setze einen Punkt; wo du etwas zusammenfassen willst setze einen Doppelpunkt.

Die Märchen der Siebenbürger Sachsen [1])

Von Misch Orend

Aus den untersten Tiefen der Volksseele wurden die Märchen geboren, aus dem Traumwachen, in dem das Schönste und Bezaubernste mit dem Häßlichsten und Bösesten friedlich beisammen liegt, weil erst an der Tiefe des Schattens das Licht erkannt werden kann, daß so tiefen Schatten warf. Sie sind die ersten und ältesten künstlerischen Regungen, in die sich das Träumen, Sehnen, Glauben und Wissen der frühern Menschen formte, von jedem Erzähler, von jedem Geschlecht aufs neue gestaltet.

Es ist müßig zu fragen, wo die Heimat der ersten Märchen liegt, denn jedes Volk erfand sie, jedes Volk schenkte sie weiter, jedes beschenkte Volk deutete sie irgendwie um nach seiner inneren Art.

Je geringer jedoch das Bewußtsein für die Zusammenhänge im Geschehen ist, je unbewußter die Menschen sind, desto größer ist ihre Freude an den vielfachen Zauberwesen und -kräften, die Gestalt gewonnen haben, umso williger geben sie sich ihrem Zauber hin und leben halb zweifelnd halb glaubend ihr Leben mit, oft bis ins Innerste erschüttert.

In den Märchen aller Völker sind Motive und Formeln, die immer wiederkehren. Sie erst sind die Form, in die sich diese Gefühlslage legt, sie erst bestimmen eine Erzählung als Märchen; sie sind Allgemeingut aller Völker. So wird die Steigerung durch dreimalige Wiederholung eines ähnlichen Geschehnisses erwirkt. Die Dreizahl spielt auch in der Volkskunst eine große Rolle, in der so oft gemalten dreiteiligen Blume.

Nicht selten hat der Held eines Märchens zwei Brüder; der dritte, der Ofenhocker, erst gewinnt die Königstochter. Es ist oft darauf hingewiesen worden, daß gerade die deutschen Märchen mit besonderer Vorliebe am Ofenhocker und jüngsten Sohne hängen. Die siebb.-sächsischen Märchen bleiben auch hierin nicht zurück. Während die beiden ersten Brüder sich auf den Welthandel verstehen und darüber das eigentliche Ziel vergessen, die Königstochter zu erwerben, während sie die dunkeln Mächte in Baum, Strauch und Tier mißachten, hat gerade der Jüngste, der in der Welt ungeschickt und eckig steht und

[1]) Josef Haltrich, Deutsche Märchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. V. Aufl. W. Krafft, Hermannstadt 1924.

hinter dem Ofen seinen Träumen nachhing, das innigste Mitgefühl mit ihnen. Dafür sind sie ihm behilflich und er gewinnt das Königreich.

In herzbeklemmender Kindlichkeit ahnt hier das Volk die beste Art seines Selbst, die sich in seinen größten Söhnen verkörpert hat. Diese kosmische Schau, diese Anteilnahme am kleinsten Gräschen, diese Verbundenheit mit allen Wesen der Welt sind die Keime, aus denen vergeistigt und hochgezüchtet auch Goethe entstand.

Es mag sein, daß noch andere Völker diese Art des Gefühlslebens schätzen, keines aber als das Deutsche hat so offensichtig und so unverhohlen dafür die größte Liebe aufgewandt, ein Zeichen für den innigen Zusammenhang zwischen Volkskunst und Volksseele.

Wie das Seelenleben seine Ausprägung in den Märchen erfahren hat, so auch die Grundstimmung des Volkscharakters, der letztlich mit dem Gefühls- und Gemütsleben zusammenhängt, aus ihm sich entfaltet. Wächst das Gefühlsleben in der Stille und Abgeschiedenheit, so bewährt sich der Charakter im Kampf. Auch hier übertreiben die Märchen, lassen Drachen aufmarschieren und können sich nicht genug tun an gruseligen Begebenheiten. Mit welcher Spannung hängen aber die Augen der Kinder am Munde des Erzählenden, wenn sie hören, daß der kleine Ofenhocker Mut genug hatte, alle Abenteuer zu bestehen und nicht erlahmte, wie seine Allerweltsbrüder. Ein vertrauensvoller Mut gehört zum Wesenszug dieses Volkscharakters.

Aber gleichermaßen Gerechtigkeit selbst dem eigenen Bruder gegenüber: „Bruder, finde ich denn bei dir keine Gnade"? Der König sprach: „O Bruder, wie gerne täte ich das, aber wohin käme es mit der Gerechtigkeit, wenn ich sie nicht üben sollte!" Es soll hier nicht gesagt werden, daß die Siebenbürger Sachsen, oder die Gesamtdeutschen gerechter seien, als die übrigen Völker; doch eines muß hervorgehoben werden: die größere Empfindlichkeit bei Ungerechtigkeiten, der helle Zorn, der den meisten andern Völkern unverständlich bleibt, daher mag es kommen, daß die Deutschen innerlich gezwungen werden, öfter und größere Gerechtigkeit zu üben als andere.

In engem Zusammenhang damit steht die Forderung, das gesprochene Wort zu halten, die ganze Persönlichkeit hinter den einmal gefaßten Entschluß zu stellen: Aber der König sprach zornig „Was ich versprochen habe, ist versprochen und das will ich halten, es sei ferne von mir, daß ich so große Untreue üben sollte!" Es wird klar, daß die Untreue sich selbst gegenüber gemeint ist, denn dem König wurde geraten, einen unbequemen Knecht zu ermorden. So wird die Be-

ständigkeit höher geschätzt, als der augenblickliche Vorteil. Aus demselben Geist entsprang das folgende: „Da der Fuchs aber einen feierlichen Eid abgelegt hatte, durfte er den Gänsen nichts anhaben, unter Fluchen und Schelten lief er davon".

Auch diese Beständigkeit und dies Sicheinsetzen für das gegebene Wort sind Forderungen, die sich das Volk als seine Wertafeln aufgestellt hat, nach der Art seiner Bestgeratenen.

In der Gemeinschaft des Volkes hat der Einzelne Pflichten dem Nachbarn gegenüber. Wo er aber beständig sein eigenes Ich in den Vordergrund stellt und alle Handlungen auf sich selbst bezieht, wird er Feind der Gemeinschaft; zur ständigen Formel dafür ist der „Geizige" geworden. Seine hervorstechendste Eigenschaft wird in unzähligen Märchen gegeißelt. Der Volkswille verlangt, daß er jedesmal zu Unfall komme: „Der früher so arme, jetzt aber reiche Fleischhauer erbte nun auch das Vermögen seines geizigen und habsüchtigen Bruders. So geht es oft in der Welt; wenn es nur immer so ginge!"

Wie kindlich klingt dieser letzte Ausspruch und wie welterfahren, indem der Erzählende gewissermaßen für sich selbst diesen Ausspruch tut.

Wo die Märchen sich nicht mehr in den allgemeinen, althergebrachten Formen bewegen, sind sie erfüllt von siebenbürgischem Erdgeruch; alle Völker Siebenbürgens spielen eine Rolle, siebenbürgische Pflanzen und Tiere leben darin auf, siebenbürgische Rechtsgewohnheiten und Geselligkeitsformen schleichen sich in sie hinein, kurz, das bunte und vielseitige Leben in Siebenbürgen — gegensätzlich und wiederum einheitlich — spiegelt sich in ihnen wieder.

In diesen Märchen hat sich die siebenbürgische Lebensart verewigt und sie bedingt das Ansprechende an ihnen, weil hier die Erzählenden sich selber schildern samt ihrer Umgebung, mit den verschiedenen Typen ihres Volkes und mit dem Wechsel der Arbeiten und Begebenheiten, die ihr Leben ausmachen.

Vor allem aber ist es der Zigeuner, der in vielfachen Schwankmärchen herhalten muß. So listig und verschlagen er sich gibt, zum Schluß wird er doch übertölpelt. Trotz seiner Findigkeit und der Anteilnahme, die er bei jedermann findet, hat er sich den Himmel und sogar die Hölle verscherzt: „Weil man mich denn weder in den Himmel noch in die Hölle einläßt, so ist es mir recht; ich gehe wieder auf die Erde, da gefällt es mir ohnehin besser! Und so findet man den Zigeuner bis auf den heutigen Tag hier. Wenn er Geld hat, ist er

im Wirtshaus; hat er keins, ergeigt er sich einen Trunk oder er nimmt den Hammer und macht Schuh- und Lattnägel".

Das siebenbürgische Leben wäre ohne den Zigeuner nicht zu denken; da geht er auf der Straße mit einem Stück Fleisch am Stecken und wenn er „satt ist, so ist er ausgelassen".

Die Szekler Drescher waren in frühern Zeiten auf den sächsischen Dörfern eine bekannte Erscheinung. Das taktmäßige Klopfen ihrer Flegel hörte man wochenlang aus den Scheunen. Da mögen denn übermütige Burschen manchen Spaß mit ihnen gehabt haben. „Die Meise setzte sich dem Alten auf die Glatze; vergebens griff und schlug er nach ihr; sie huschte flink fort und wie er anfing zu dreschen, saß sie ihm wieder auf der Glatze. Da ward er ärgerlich und rief seinem jungen Kameraden zu: „Üset Pista! Schlag zu Pista!" Der Junge schlug mit dem Drechflegel nach der Meise; allein die entkam glücklich und er traf den Alten auf die Glatze, daß er gleich zu Boden fiel".

Mehr als die Juden heutigentags, hatten die Armenier den Kleinhandel in Händen; und so gerät auch der dumme Hans an einen „verschmitzten" Armenier, um sich eine Stecknadel zu kaufen. Ein andersmal hat eine rumänische Frau einen Enkel, der der Dumme Hans genannt wird. Im Märchen „Der siebenmal Getötete" muß es der rumänische „Pope" erleiden, daß er von Siebenen erschlagen wird, nachdem ihn schon der erste getötet hatte; und die Frau des Popen schickt den „Kantor" aus, den Popen zu suchen und der Hirt, der ihn abermals erschlagen hatte, konnte sich leise zum Wagen eines Fuhrmanns schleichen und dort den Toten aufladen, weil er „Opintschen" an den Füßen hatte.

Bei aller Krausheit der Begebenheiten sind die Handelnden immer wahr gezeichnet, oft bloß mit zwei, drei Wörtern umrissen. Jeder ist gleich typisch für eine ganze Gattung. Auch die Verhältnisse des einzelnen Volkes und Menschen zu einander sind der Wirklichkeit entnommen.

Die Frau des Popen schickt nicht einen Knecht oder Nachbarn den Popen zu suchen, sondern den Kantor; war doch der Kantor nicht viel mehr, als ein besserer Knecht des Popen. Unter den Sachsen mag es ähnlich zugegangen sein: „Ein Schulmeister ging einmal für seinen Herrn Pfarrer, wie das ja noch immer hie und da zu geschehen pflegt, mit einer großen Gabel zum Heumachen. . . ."

Die Zeiten und Verhältnisse haben sich seither wesentlich geändert; das Volksbewußtsein aber hält fest, was sich ihm einmal eingeprägt hat.

Wie der Schulmeister, so ist auch der „Burghüter" eine beliebte Schwankfigur. Auf der ganzen Erde kommt er einzig unter den Siebenbürger Sachsen vor mit seiner vielseitigen Beschäftigung. Die Burg zu besorgen ist nicht sein Hauptberuf; eben so wichtig unter andern Aufgaben ist das Amt, die Speckseiten in den Türmen gut zu verschließen. Mag sein, sie waren in unruhigen Zeiten auch dort nicht sicher; denn auch heutzutage geschah es, daß der Pfarrer seinen Speck in der Orgel verschloß.

Hat nun ein armer Burghüter fünfzehn Kinder, so kann es ihm nicht verübelt werden, daß er dem Pfarrer den Speck aus der Orgel stahl, dann die beiden Heiligen vom Altar in die Kirche trug, Feuer anfachte, das letzte Stückchen Speck daneben legte und zum Pfarrer lief ihm zu melden, daß sich die Heiligen seinen Speck brieten.

Man will wissen, daß es die Heiligen in Trappold gewesen sind, die heute noch zu beiden Seiten des Altars stehen.

Zu dem Schulmeister, Pfarrer und Burghüter gehört auch der Student, der mit seinen ersten lateinischen Brocken vor seinen Dorfgenossen groß tat. Viele Bauernburschen hielten sich einige Jahre an einer Lateinschule auf und gingen dann als Schulmeister auf ein Dorf. Mancher mißriet und mancher fand im Vagieren seine eigentliche Bestimmung. Das Herumwerfen mit „lateinischen" Wörtern gehörte zu ihrem Beruf: Hochbaumus cronästus, altmannus cu corbus . . ., oder das Zwiegespräch zwischen Vater und Sohn: Alsi ta Ochsus . . .

Diese Art Märchen, vielfach von Männern erzählt, verspotten nicht nur diese „Gelehrten" sondern warnen gleichzeitig vor dem Besuch der höhern Schulen durch solche, die dafür nicht befähigt sind; da ist die Spottsucht der Bauern unbezähmbar.

Zu den satirischen Märchen gehören auch Ehestandsgeschichten. Da bäckt die Frau für den Vater ein Spanferkel und Kletitten, während der Mann auf dem Jahrmarkt ist; eine andere bringt dem Nachbarn Pfannkuchen auf das Feld; doch beide Frauen werden durch einen Dritten verraten. — Mitten aus dem Leben gegriffen sind auch diese Begebenheiten.

Andere Märchen berichten vom Mediascher Margarethi-Jahrmarkt, vom Richttag (Fastnacht) und Johannistagfeiern, erzählen von den „Käppenärren", die eine Art Fastnachtsnarren darstellen, erwähnen die Büffelherde, „Kämpestbid" und die vierbeinige „Feldwiege", sprechen vom „Kirchenpelz" und „Mente"; selbst „Hofmannstropfen" werden den Kranken verabreicht.

Überall, wo die Märchen aus ihrem Zauberland heraustreten, stehen sie mitten in der Wirklichkeit, in der das Volk lebt, umgeben von Tieren, Geräten und Menschen, mit denen es täglich Verkehr hat und die seine Welt bilden. Kaum irgendwo ist eine Welt so durchaus abgerundet und geschlossen wie hier, wo jedermann und jedes Ding auf seinem unverrückbaren Platze steht.

Auffällig sind die Märchen, die religiöse Formen berühren, welche nur aus der katholischen Zeit zu erklären sind; es mögen sich hier die Erinnerungen an religiöse Gebräuche erhalten haben, nachdem sie dem unmittelbaren Gedächtnis längst entschwunden sind. So wandern zwei Brüder und ihre Mutter zur „heiligen Waldkapelle im Morgenland"; und als der Wolf lange genug gesündigt hatte und zur Einkehr kam, da wurde er Büßer: „Er wollte seinem Weibe daheim alle Liebe und Treue erweisen und seine Kinder ordentlich erziehen und ihnen an sich ein warnendes Beispiel vorhalten. Auch wollte er allen Fleischspeisen entsagen und hinfort bloß mit unschuldigen Waldbeeren und Eicheln das Leben fristen. Ferner wollte er sich täglich dreimal geißeln und auf alle Weise fromm tun. So hoffte er für seine Sünden damit genug zu büßen und einst selig zu sterben."

Noch eigenartiger endigt das Märchen „Erlösung". Ein neunundneunzigfacher Mörder bereut seine Sünden aus Angst vor den Höllenqualen. Da führt ihn der Pfarrer zu einem Feldkreuz, der Mörder stößt seinen Stock in die Erde und der Pfarrer sagt ihm, er solle den Stock mit seinen Tränen benetzen bis er grüne; dann sei ihm Gnade widerfahren. Als nach einem Jahr der Pfarrer denselben Weg kommt, liegt der Mörder noch auf den Knien, aber gänzlich erstarrt, denn eben hatte der Stock grüne Blätter bekommen.

Es ist offensichtlich, daß hier eine alte Heiligenlegende dem Märchen Pate gestanden hat.

So greifen denn die Märchen auch zurück in frühere Zeiten und verwahren, was dem lebendigen Bewußtsein schon lange entschwunden ist, oft kaum noch ganz verstanden, aber dennoch getreulich überliefert, und so werden Zustände geschildert und Lebensformen, die heute keine Geltung mehr haben, einst aber so sehr Wirklichkeit waren, wie die Feier der Fastnacht in unserer Zeit.

Unser Deutsch

Von Heinrich Zillich

Ein Witzbold hat in Umlauf gesetzt, das wir Sachsen ein schönes Deutsch sprechen. Wahrheit ist aber, daß wir nicht nur aus der fremdsprachigen Umgebung deutschfremde Töne entnommen haben, sondern auch über einen viel zu geringen Wortschatz verfügen. Dies nicht nur bei Ungebildeten. Die Gespräche der jungen Leute — man lausche Gymnasiasten — laufen in einem hochdeutschen Jargon dahin, der arm an Ausdrücken und reich an häßlichen Klängen ist. Er leidet auch an syntaktischer und grammatikalischer Unsauberkeit, die beim ersten Besuch Deutschlands den jungen Männern peinlich bewußt wird. Die Häufung der Wörter „aber", „na ja", „also", die schlecht und unrecht gleich ganze Sätze vertreten, die ungarische Färbung einiger Selbstlaute, mancherorts die wohlige Zungenrast im L, die Voranstellung des „Nicht" in verneinenden Befehlen, die sinnwidrige Verwendung der Vergangenheitsformen und immer wieder die Bewegungslosigkeit des Ausdrucks gewähren Einblick in unsere Sprechweise, erschöpfen ihre Armut aber nicht. Ja, sie ist oft so groß, daß Fremde zweifeln können, ob wir Deutsche sind, wenn wir uns auch sehr stolz „auf" unsere 800 Jahre erinnern und stets „am" Boden des Volkes stehen.

Wir sind wortarm aber wörterreich bei jeder Gelegenheit, die Ansprechen und Reden fordert. Da schießt in unsere trockensten Gesellen ein pathetischer Schwung ein, der die Betonung der Wörter auf die letzte Silbe, im Satze auf das Endwort legt. In diesem undeutschen klanglichen Pathos rollt ein Gallimathias einher, der bei der Dürftigkeit der Sprachkunst hierzulande die ganze Verlogenheit breit und offen darlegt, die bei solchen Gelegenheiten Gedanken und Gefühle ersetzt. Es scheint dann erlaubt zu sein, sein eigenes Tun wörtlich zu verraten, zu sagen — und mit welchen hohlgedrehten Phrasen! — was man noch am Vortag bestritten hat und woran man niemals glaubt. Am erschreckendsten sind die Ansprachen der selbstbewußten „Bürger", der spießbürgerlichen Demagogie. Sie sind von einem Stolz aufgeblasen, für den das dicke L den klanglichen Beweis liefert. Wie unendlich dürftig, wie leer, wie haltungslos — und wie protzen sie mit ihrem Nichts. Grinsend flüstert man sich zu, daß der Redner ein Gegner dessen ist, den er eben begeisterungswütig in den Himmel hebt. Man hört dann dem nächsten zu, wie er in seiner auswendig gelernten

Rede die Anfänge der Sätze hilflos mit dem Ende der späteren beschließt und im Wirrwarr der Sinnlosigkeit schließlich stottert, oder dann steht einer auf und donnert sich selbst in ein Feuer hinein, ohne inneres Recht, fängt an Gesichte zu schildern, die ihn nie suchen werden, und plötzlich ist der Anlaß des Festes ein kosmisches Ereignis, aus dem uns der Beifall der Tischgenossen erschütterungslos wieder absetzt in eine wörterüberstürmte Brache. Am tollsten aber — ich wiederhole es — ist der kleinbürgerliche Demagoge: in ihm mischt sich Unbildung mit dem blöden Bewußtsein, das Volk zu verkörpern, weil er schamloser als dieses seine Unwissenheit als Wert ausgibt, seinen Dreihäuserhorizont als Symbol der Welt betrachtet und wahrhaft glaubt, er sei Hort der Kraft und des Geistes, dem es schlecht würde, wäre er anwesend.

Man lehre unsere Gymnasiasten Deutsch reden, man lasse sie in der deutschen Grammatik durchfallen und zwinge sie Gedanken frei auszudrücken. Zwinge ihnen die Scham vor dem Geschwätz auf und die Ehrfurcht vor der ehrlichen Aussage eines wirklich empfundenen Gefühls. Daneben hetze man sie zum Spott, wo jemand Gefühle heuchelt. Die Sprache ist so fein geschaffen, daß sie die Hintergründe einer Aussage hervortreten läßt. Nur ein vernachlässigtes Sprachgefühl hört darüber hinweg und reißt zur Phrase fort. Das Sprachgefühl erwecke man in den Jungen, damit nicht auch sie, erwachsen, mit einer der reichsten und ausdrucksfähigsten Sprachen umgehen wie mit einer Dirne.

Auf diese Weise wird man eher als durch gute Lehren Ehrlichkeit in sie pflanzen und aus ihnen mehr ererbte innere Unwahrhaftigkeit — die sich in Reden als Phrasen niederschlägt — austreiben.

Sprachverrohung und Rednergeschwätz hat auch seine moralische Seite. Seltsamerweise sehen das wenige und halten es gleichsam für notwendig, daß bei Festen so viel, so dumm, so schamlos gelogen wird. Sie rufen nachher noch „Heil".

Gewiß, es sollen festliche Worte fallen bei Festen. Aber aus der wahren Freude, aus dem wirklich empfundenen Überschwang.

Erst wenn die Phrase unter den Gebildeten stirbt, wird der Werkstattdemagoge besser sprechen, fühlen und denken lernen.

Rundschau

Musikalisches aus Bistritz. Ein Rückblick auf das bisherige musikalische Leben und Treiben der jüngeren Vergangenheit läßt erfreuliche Anzeichen dafür erkennen, daß musikalische Hoch- und Höchstleistungen im Kurs zu steigen beginnen. Wir haben jetzt mehr Gelegenheit als früher, an Leistungen ersten Ranges die richtigen Maßstäbe dafür zu gewinnen, wie weit wirklich große Kunst zur Offenbarung des Göttlichen werden kann, und wie andererseits alltägliche Mittelmäßigkeit sich zu jener verhält. Die Höhepunkte des musikalischen Lebens der letzten Jahre sind für uns durch die Namen: Enescu, Lula Gmeiner, Luise Gmeiner, H. Schütz-Motetten-Chor, Berliner Kammeroper und eine Beethoven-Feier angedeutet. Wir finden also hier fast genau dasselbe Bild wie in unsern Nachbarstädten und es erübrigt sich demgemäß, darüber im besondern weitere Worte zu verlieren. Bloß die Beethoven-Feier kommt hievon auf das Konto einheimischen Musikbetriebes. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß dieses Unternehmen für unser bescheidenes Musikleben ein Ruhmesblatt bedeutet. Ein außergewöhnlicher Anlaß hatte hier eine einmalige außergewöhnliche Kraftentfaltung gezeitigt. Erich Wuttke, der rührige damalige Chormeister des „Bistritzer Gesangs-Kränzchens", der geistige Urheber des Ganzen, hatte mit Begeisterung und Organisationstalent alle verfügbaren musikalischen Kraftquellen der Stadt in den Dienst dieses Unternehmens gestellt und brachte mit der V. Symphonie, der Prometheus-Ouverture (Bistritzer Musikkränzchen, Militärmusik), dem Violinkonzert (Herr Kapellmeister Sandner) und dem Liederkreis „An die ferne Geliebte" (Frau Klein) eine stellenweise sogar über das dilettantische Niveau hinausreichende, auch in die Breite prächtig wirkende, eindrucksvolle Beethoven-Zentenar-Kundgebung zustande. Erich Wuttke, der Breslauer, der nun seinen Dirigentenstab jenseits der Berge im Buchenlande schwingt, hat durch sein Scheiden hier eine Lücke geschaffen, einen luftleeren Raum im einheimischen Musikgeschehen, der sich jetzt durch das deutlich spürbare Wirken seines Nachfolgers, des Wieners Josef Prosenc allmählich zu schließen beginnt. Der „Freischütz", den dieser letztere vorbereitet und herausgebracht hat, bewegte sich im Grenzgebiet zwischen mittelmäßigem und gutem Dilettantismus. Die Opernaufführung ließ viel Ambition und guten Willen erkennen und fand im breiten Publikum sehr großen Anklang. Die Musik von C. M. v. Weber tat dabei ihre Schuldigkeit. — Im Allgemeinen ist der Musikbetrieb in Bistritz mehr „extensiv" als intensiv, das heißt, das Musizieren als Selbstzweck tritt zu sehr in den Hintergrund gegen das Musizieren zu dem bestimmten Zweck, sich hören zu lassen, mit dem Hintergedanken der Rentabilität natürlich. Aber solange das Musizieren um gehört zu werden, dem Zuhörer mehr Vergnügen macht als dem Ausübenden, läßt sich dagegen nicht viel einwenden.

An Veranstaltungen mehr geselligen Charakters, wobei die Musik eine mehr oder minder dominierende Rolle spielt, fehlt es bei uns nicht. Unser studentischer Nachwuchs gibt sich mit Feuereifer der jetzt stark in Schwung gekommenen Pflege der Blasmusik hin. „Viola, Baß und Geigen, die müssen alle schweigen vor dem Trompetenschall", der eben das adäquate Ausdrucksmittel für das undifferenzierte jugendliche Selbstgefühl und die jugendlich unverfrorene Lebensbejahung zu sein scheint, und gegen welchen die Pflege der — den Deutschen überhaupt weniger zu Gesicht stehenden und gewöhnlich wie Blasmusik behandelten — Streichmusik auf-

fallend zurücktritt. Ähnliches gilt für das ländliche Musizieren unter seminaristischer Aegide. Auch hier finden wir die deutsche Vorliebe für Blasmusik mit mehr Freude am Klang als Freude am Wohlklang typisch ausgeprägt. Viel handwerkmäßige Tüchtigkeit, nüchternes Erfassen und redliches Bewältigen des Naheliegenden, Festhalten am Überkommenen, Respekt vor der Autorität sprechen aus diesem, des letzten Schwunges entbehrenden, ordentlichen und geräuschvollen Musizieren unserer Bauernkapellen, das auch seinerseits geeignet ist, aufschlußreiche Lichter auf die allgemein-deutsche, und siebenbürgisch-sächsische Wesensart im besondern, zu werfen. Es versteht sich von selbst, daß diese Einrichtung schon allein aus diesem Grunde, für uns Gegenstand besonderer Beachtung und wohlwollender Beurteilung zu sein hat.

R. Fleischer

Die erste „Olympiade" der deutschen Obergymnasien in Siebenbürgen fand zu Ostern in Kronstadt statt. Gymnasialdirektor A. Meschendörfer ist der Vater der Veranstaltung, die sich zweijährlich wiederholen soll. Die Cötus der drei obersten Klassen der deutschen Gymnasien sind ihrem Sinne nach Selbstverwaltungsverbände, deren Sitte und Inhalt sich natürlich wesentlich mit der Zeit wandelt. Noch knapp vor dem Krieg war ein dem Verbindungsstudententum nachgeahmtes Gehaben und eine romantische Ideenwelt, die sich in Poesie und erster Liebe, Disput und Freundschaft auslebte, wohl der übliche und fruchtbare Gehalt. Die Gegenwart hat solche Ideen in ein neues Gewand gelegt, das diesmal, nicht wie bisher von den Schülern selbst verfertigt, sondern ihnen von der Schule dargeboten wurde. Ein geistiger und körperlicher Wettkampf soll ihren Zusammenhang zwischen den Städten und das Leben im Cötus anfrischen.

Die besten Leistungen auf dem Gebiete des Sports, der Malerei, Musik, Deklamation, Photographie und der beste Prosaaufsatz werden dabei ausgezeichnet.

Man wünscht dem Unternehmen die große Anteilnahme, die es in Kronstadt fand, auch für die Zukunft. Gültige geistige Leistungen werden diese Kampfspiele nicht zeitigen; dazu ist das Alter der Anwärter zu niedrig; es verdankt deutlich den Einflüssen, denen es ausgesetzt war, den größten Teil seiner Leistungen. So fiel z. B. im malerischen Wettbewerb auf, daß die Kronstädter Schüler die übrigen allgemein durch Freiheit und Weite des Blickes in einem Maße überflügelten, das durch größere Begabung allein nicht erklärt werden kann, sondern seine Ursache findet in der malerischen Tradition der Stadt und einem besonders befähigten Zeichenlehrer. Die Auszeichnung fällt damit auch denen zu, die die Schüler führen; wo eine Einwirkung fehlte, sind auch die Leistungen erstaunlich schwach, wie in der Photographie. Niemand zeigte da den Jungen, worauf es ankommt und so stellten sie in köstlicher Naivität die lustigsten Belanglosigkeiten aus.

Das Beispiel zeigt, daß das Wertgefühl für geistige Arbeiten in diesem Alter nur erst keimt und ohne Anleitung und Erweckung irregeht. Sollte man deshalb nicht lieber den Kameradschaftsgeist der Jungen dadurch stärken, daß man Einzelleistungen unbelohnt läßt, die Gesamtleistungen der Gymnasien in einzelnen Fächer aneinander abmißt und hier die beste Gemeinschaft auszeichnet?

Gelähmt wäre damit auch die Weckung eines unbegründeten Stolzes, der sich der öffentlich zum Dichter oder Maler Gekrönten bemächtigen könnte.

Heinrich Zillich

Die Marktplatzenteignung in Mediasch. Die griechisch-orthodoxe Kirchengemeinde in Mediasch braucht einen Platz für eine neue Kirche. Was tut man da? Man kauft

einen. Schön, das hat die Kirchengemeinde auch getan, vor dem Kriege. Nachher verkauft sie ihn. 1921 gehört man zur Staatskirche, fordert und erhält unentgeltlich einen Platz von der Stadt. Man ist damit zufrieden. Der Staat muß aber die Überlassung bestätigen und während der Präfekt über dem Akt brütet, enteignet die Bezirkskommission einen Teil des Marktplatzes mitten in der Stadt, damit hier die Kirche gebaut werde. Was kann da der Präfekt anders tun als die Schenkung zu tilgen. Weil der Platz für die Kirche ungeeignet sei, sagt er. Die Kirchengemeinde, die es besser wissen muß, der war der Platz schon recht, ehe das Bodenreformamt den Marktplatz erkürte.

Der Marktplatz durfte aus verschiedenen Gründen nicht enteignet werden, schon aus formalen nicht, weil niemand die Enteignung wünschte und die Stadt als Eigentümerin überhaupt nicht geladen war. Aber solche Einwände stehen im Gesetz und Mediasch hat eine deutsche Mehrheit. Die Berufungsstellen bestätigen die Enteignung. Da verhandelt die Stadt — sie braucht den Platz — mit der Kirchengemeinde, die schließlich durch reichliche Vergütungen bereit wird, den Marktplatz wieder herzugeben und sich einen anderen Grund schenken zu lassen. Dieses Geschäft hätte die Stadt 4 Millionen gekostet. Immerhin — der Marktplatz schien gerettet. Als die Sache nach mehreren Monaten in zweiter Lesung verhandelt wird, stellen die Orthodoxen höhere Forderungen und die kann die Stadt nicht mehr erfüllen. Darauf wird der enteignete Teil des Marktplatzes eingezäunt. Die Orthodoxen treten ihr Eigentum an.

Die rechtliche Seite der Geschichte weist noch einige hübsche Einzelheiten auf, derentwillen man bedauert, daß Napoleons Idee eines europäischen Kassationshofes nicht verwirklicht ist. Wer sich dafür interessiert, lese die Mediascher Zeitung vom 31. März.

Das köstlichste Stück ist die Begründung der Enteignung durch die Bezirkskommission. Dort stehen (in der Übersetzung der Mediascher Zeitung) die Sätze:

> Die Errichtung einer rumänischen Kirche auf dem großen Marktplatz mit seinem mittelalterlichen düstern Aussehen ist ein Gewinn für die ganze Stadt vom Standpunkt der Baukunst betrachtet. Sie würde ein Motiv wirklicher Heiterkeit und Anmut in das kalte Äußere, das dieser Platz heute zeigt, bringen. Sie wäre aber auch ein ewiges Memento für alle, die es angeht, daß wir uns heute unter rumänischer Herrschaft befinden.

Der letzte Satz sagt alles. Es ärgert die Leute, daß die Stadt deutsch aussieht. Deshalb soll mitten auf dem Marktplatz eine rumänische Kirche stehen: der liebe Gott als Zwingburg. Vor einigen Tagen las ich zwar aus der Feder eines allerersten rumänischen Schriftstellers Nichifor Crainic: Rumänien übe eine zu große Toleranz. Ich lächelte damals. Lächeln verdeckt die Gedanken. Erstaunt war ich nur, daß Crainic solches schreibt. Jetzt staune ich nicht, wenn Beamte die Dinge beim Namen nennen.

Aber wenn sie baukünstlerische Gedanken vorbringen, hilft nur ein Schmunzeln. Schon die Folgerung, daß eine anmutig heitere Kirche einen mittelalterlichen Platz verschöne, ist ein Zeichen von Kultur. Das Mittelalter ist natürlich etwas rückständig Düsteres.

Ich sah zwar keine rumänische Stadt, die baulich dieses Mittelalter übertrifft, ja auch keine, wo ein gestaltender Wille bemerkbar ist und gar einen solchen Markt-

platz geschaffen hat. Ich bin gewiß ein Barbar, der den herrlichen Bukarester Stil überdies für häßlich hält.

Es handelt sich aber nicht um das Gerede chauvinistischer Beamte, sondern um die Erhaltung eines der wenigen Plätze in den wenigen Städten Rumäniens, die von einer Baukultur aufgeführt wurden mit Schweiß und Arbeit Jahrhunderte bevor man mit so viel Getöse so schlecht und billig baut.

Aber was nützen Gründe. Man lasse welchen westeuropäischen Fachmann immer urteilen. Er wird gegen den Bau sein.

In unserer siebenbürgischen Hymne steht kein Wort des Lobes über die Sachsen. Wir haben uns gar nicht darin erwähnt. Aber die Zeilen stehen: „Und um alle deine Söhne schlinge sich der Eintracht Band". Sie entstanden vor vielen Jahrzehnten, zu einer Zeit, da unser Machtverlust nicht geahnt wurde, und schlossen dennoch alle Siebenbürger in ihren brüderlichen Geist, der niemand die Heimat schmälert. Noch heute singen wir die Zeilen.

Welche Vergleiche könnte man hier zwischen Rumänen und Sachsen ziehen! wenn nicht ein Rumäne, von jeher das Gewissen dieses Landes, N. Iorga, am 7. April in der Kammer gegen den Anschlag aufgetreten wäre, mit dem Erfolg, daß der Landwirtschafsminister die Ungesetzlichkeit der Angelegenheit zugestand sie regeln will.

Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Rahel Sanzara. Das verlorene Kind. Ullstein-Verlag, Berlin.

Ein Roman, der in vielen Blättern als großes Werk ausgerufen wird. Er verrät tatsächlich ein gewisses Können, große Kunst in der Tonfolge nachzuahmen, eine epische Ruhe vorzuführen, die allerdings keine Tiefen verdeckt. Ein so dilettantisches und anmaßendes Buch kam mir selten zu Gesicht.

Ernst Kantorowicz. Kaiser Friedrich der Zweite. Georg Bondi, Berlin 1927. Das vorliegende große Werk der Einfühlung und Gestaltung eines Jahrhunderts und seines Schöpfers Kaiser Friedrichs II. in dieser Zeitschrift zu erwähnen, ist deshalb notwendig, weil das wissenschaftliche Gerüst vollendet im Innerbau des Buches untergetaucht ist und der Laie selbst dadurch zum Leser bestellt wurde. Die wissenschaftliche Bedeutung des Werkes haben Fachkreise festgestellt — es ist das wesentlichste und umfassendste Buch über Friedrich II., aufgeführt auf dem Grunde der neuesten Forschungen. Den fachlich unbelasteten Leser verführt durch die künstlerische Geschlossenheit der Darstellung der großartig lebendig gewordene Kaiser.

Was unserer Zeit abgeht: daß eine weltumspannende Idee in der Macht wirksam wird, daß gleichsam die Idee Gottes sich eine weltliche Macht schafft, daß Politik immer geleitet sei von einer überirdischen Absolutheit, die im Herrscher ausbricht, hat Friedrich II. besessen oder wurde davon besessen, der Fürst, der eine nur durch ihn völlig tragbare Synthese schuf zwischen dem geistigen Jenseitsüberschwang des Mittelalters und der rationalen Klarheit der Folgezeit, die er als erster Jahrzehnte vor den Nachfahren einleitete und eigentlich auch schon aufhob. Denn sein rationales Weltbild war nur scheinbar, es sog sich mit allen Fasern aus dem Geheimnis des Lebens voll und schuf ihn zu einem der wenigen gültigen Gestalter der Geschichte,

in denen sich Jenseits und Diesseits fanden in einer menschlichen Vollendung, die einmalig und unbegreiflich bleiben muß wie alles Geniale. Die Spuren aber dieses umspannenden Geistes, dieser Grenzenlosigkeit des herrschaftlichen Adels können wir abmessen an dem, was er, den die Zeitgenossen „Verwandler der Welt" nannten, an Taten geleistet und an Wirkungen hervorgelockt hat. Dieser genialste deutsche Kaiser, Erlöser und „Antichrist" in einem, immer Kämpfer um das wahrhaft Bewegende, um das hohe Prinzipielle, in dem Norden, Osten, Christentum und Sarazenentum, Antike und jede Wissenschaft einen gestalteten Platz fanden, schuf in Sizilien den ersten modernen Beamtenstaat, regierte zugleich in Deutschland mittelalterlich traditionell, hatte orientalische Fürsten, Dichter und Gelehrte aller Welt zu Freunden. Solche Großzügigkeit und Vorurteilslosigkeit, die ihm den Vorwurf des Ketzertums eintrug, war noch überhöht von dem Bewußtsein der eigenen Sendung, die in der Ausübung der kaiserlichen „Justitia" bestand, die er dem Papst entgegensetzte als gleichberechtigtes Prinzip. Er, der gewaltigste Gegner der Kirche, der göttlichste Diesseitsmensch — an dem gemessen Napoleon seltsam flach erscheint — ist die Durchbruchsstelle des Renaissancegeistes und das geschichtliche Vorbild der nachfolgenden, nicht nur an Macht geringeren Tyrannen Italiens und schließlich der erste Erschütterer des römischen Pontifikates, das im Kampf gegen ihn sich verweltlichte und geistig erniedrigte.

Durch das Werk von Kantorowicz geht die Geschichte wie ein Strom des Geschicks — und daher sollen es die lesen, die im Tatsächlichen den tieferen Zusammenhang suchen. Heinrich Zillich

Bengt Berg: Mein Freund der Regenpfeifer. Verlag Dietrich Reimer, Berlin. In Ganzleinen gebunden RM. 7.

Das zweite in deutscher Sprache von Bengt Berg erschienene Buch. Láhol, dem Mornellregenpfeifer, dem Lieblingsvogel der Lappen, ist dies Buch gewidmet. Unglaublich würde es klingen, daß Bengt Berg diesen kleinen Vogel, der am Durchzug durch das südliche Europa wohl zu den scheuesten Vögeln zählt, durch eine unendliche Liebe und Geduld dazu bringt, daß er seine Eier in der Hand des Verfassers bebrütet, wenn Berg nicht durch zahllose Abbildungen jede Phase dieses langsamen Kennenlernens zwischen Tier und Mensch bewiesen hätte. So wie in dem Buch: „Mit den Zugvögeln nach Afrika" so begleitet auch in diesem Buch die prachtvollen photographischen Aufnahmen ein Text, in dem kein Wort von eigenen Verdiensten, aber jede Zeile von einer unendlichen Liebe zur Vogelwelt spricht. Erst in diesem Buch wird es uns klar, wie weit die Kluft zwischen Mensch und Tier im Laufe der Jahrtausende geworden, wie schwer die Überbrückung dieser Kluft heute ist, aber auch wie groß die Freude des Verfassers sein mußte, als er jede Schranke der Furcht des kleinen Regenpfeifers vor dem Menschen entfernt hatte und dieser kleine Wildling das kostbarste, was so ein Vogel besitzt, seine Eier, in der Hand des Menschen bebrütete. Richard Jacobi

Anton Tschechoff, Der unnütze Mensch Platonoff. Schauspiel in vier Akten. R. Piper u. Co., Verlag, München 1928. — René Fülöp-Miller hat aus dem Nachlaß Tschechoffs das vorliegende Schauspiel für die Bühne eingerichtet und herausgegeben. Das Werk — trotz Mängeln einer wirren Handlung — gibt ein interessantes Sittenbild der russischen Gesellschaft vor dem Kriege, ohne allerdings stark zu fesseln oder menschlich tief zu rühren. Die zeitbedingte Lehre des Stoffes und der Personen ist geradezu quälend und wird nirgend abgelöst von tieferen und bleibenden Gehalten.

Theodor Dreiser. Eine amerikanische Tragödie. Roman in 3 Bänden. Paul Zsolnay-Verlag, Berlin, 1927. — Dreiser gehört zu den wichtigsten amerikanischen Autoren. Wie bei vielen Kollegen — Upton Sinclair, Sinclair Lewis — bestimmt die Abneigung gegen die oberflächliche Lebensart seines Kontinents deutlich sein Schaffen. Die sozialen Verhältnisse, Sitten, Redensarten, das amerikanische Leben sind überzeugend geschildert, in einer oft zu breiten Gegenständlichkeit uud Genauigkeit, die der künstlerischen Geschlossenheit schaden. Dreiser steht außerdem nicht hoch genug über dem geschilderten Milieu; die Sachlichkeit der Darstellung ist nicht gelockert durch dichterisches Empfinden, durch Liebe für das Leben schlechthin. Seine Kunst enthält keine Wärme, keinen göttlichen Glauben, nichts Irrationales, daher wird sie zur Wiedergabe der nur psychologischen und sozialen Beziehungen, ein Buch gegen das gottlose Leben, selbst von Gott nicht begnadet. Aber all dies hindert nicht, ja es ermöglicht geradezu, daß der umfangreiche Roman den Leser fesselt. Die Handlung selbst ist dazu geeignet; sie führt durch die Schicksale eines jungen Burschen, der aus kleinsten Verhältnissen ewig nach dem Reichtum giert, schwachen Charakters ist und sinnlich, schließlich halb ungewollt einen Mord begeht und auf dem elektrischen Stuhl endet. Manche Situationen wie die Gerichtsverhandlung sind nur durch die stoffliche Schrecklichkeit interessant, sonst aber weder als Charakter- noch als Sittenschilderung in solcher Ausführlichkeit nötig. Immerhin liegt hier ein Werk vor, das über Amerika ein scharfes Licht wirft.

Josef Sonntag. Mussolinis Sendung und die Wahrheit über Tirol. Die Freimaurerei im Spiegel deutschen Lebens. Beide Broschüren aus einer Sammlung „Brennende Zeitfragen". Verlag Grüne Briefe, Berlin, 1927. Die Hefte haben den aktiven lebendigen Blick für die Zeit, den man sich von politischen Broschüren wünscht. Ehrlich, voll Sinn für die Bedürfnisse der deutschen Politik, sucht Sonntag in beiden Werken der Wahrheit und damit der Stellungnahme der Deutschen zu den angeschnittenen Fragen zu dienen.

Er stellt eine ganz große Zahl von Tatsachen fest, die der Beurteilung Mussolinis und seiner Arbeit wesentliche Stützen geben und die geeignet sind, die schon längst verdächtig gewordenen abendländischen Demokratien weiter zu erschüttern. Manche Folgerungen mögen nicht immer ganz stichhaltig sein, insbesondere wird uns, die den Minderheitenkampf kennen, der Pessimismus für die Abwehrkräfte der Südtiroler gegen die Entnationalisierung übertrieben erscheinen. Das Bild des Diktators aber ersteht sehr bedeutend. Nach diesem Buch über ihn, wird man gut tun, sich seiner Wichtigkeit zu versichern. Das zweite Bändchen ist von ungleich mehr begrenzter Bedeutung. Es bekämpft die Vorwürfe, die gegen die deutsche Freimaurerei von nationalen Kreisen erhoben werden.

Wert und Ehre deutscher Sprache. Gedanken einiger deutscher Männer über die deutsche Sprache. In Zeugnissen herausgegeben von Hugo von Hofmannsthal. Verlag der Bremer Presse, München, 1927.

Der Verlag, der in vorbildlicher Weise gute Werke und gute Buchkunst vereinigt und in die Reihe der Verleger, die wie Diederichs, Reclam u. a. ein kulturelles Programm verfolgen, seit einigen Jahren eingerückt ist, hat hier ein nützliches Werk herausgebracht. Gedanken großer Deutscher über unsere Sprache sind meisterhaft ausgewählt und abgedruckt, so daß aus einigen Jahrhunderten ein Memento und Laudatur der deutschen Sprache ertönt, dem zu lauschen und es zu begreifen wir immer nötig haben. Die ersten Abschnitte sind von Justus Georg Schottel, der um die Mitte

des 17. Jahrhundertes von der Teutschen Sprachkunst und Haubt-Sprache schrieb, dann folgen Leibniz, Möser, Wieland, Herder, Goethe, Jean Paul, Wilh. v. Humboldt, Fichte, Adam Müller, Arndt und Jakob Grimm. Es ist zu fordern, daß jeder Deutsche, der Allgemeines und Ungemeines im eigenen Dasein nahe fühlt, sich an diesen Stimmen dessen versichert, welche Stimme ihm gegeben ist.

Heinrich Zillich

Georg von der Vring, Soldat Suhren, Spaeth-Verlag, Berlin 1928.

„Vor uns sehen wir den breiten Rücken des Unteroffiziers Tielbürger. Er ist Schreinergeselle, und sein Gesicht ist wie aus edlem Holz geschnitzt. Er schimpft und blinzelt dabei — er blinzelt und schimpft. Selbst Klassen konnte beides nicht zärtlicher miteinander verbinden. Hast du ihn gern Rekrut? — Zum Beispiel, er gibt dir abends bei der Austeilung ein Stück Käse: Du hälst dein Gefäß hin, ziehst es mit dem Käse beschwert zurück, und nun kommt es dir vor, als sei noch etwas außer dem Käse hineingetan, du weißt nicht was". Auf solche einfache Holzschnittart stellt Vring einen Menschen hin, ersetzt er eine umständliche psychologische Analyse durch einen primitiven, aber köstlich enthüllenden einprägsamen Vorgang, und uns geht es mit diesem ganzen Buche, mit diesen so realen, militärisch so alltäglichen Dingen und Begriffen wie diesem Rekruten mit seinem Stück Käse: es scheint da immer noch etwas mit dazu gegeben.

Was es auch sei: Ding, Mensch, Ereignisse, es erhält lebendig-bedeutsamen Sinn und Wert, weil es meisterhaft im Kern seiner Eigenart erfaßt, in seiner Wirkung dargestellt, nie in seiner zufälligen Vereinzelung gesehen und bloß abgeschildert, sondern immer im Zusammenhang, in seiner Beziehung zur und seiner Bedeutung für die Mitwelt erlebt wird. Dieses seltsame Verhältnis von Eigenart und zugleich weiterer Bedeutung, von sachlicher Dichte und zugleich Transparenz einer dahinter leuchtenden klaren starken Menschlichkeit und humorvollen Gerechtigkeit flößt Vertrauen ein und Sympathie. Und daß dieser Gehalt sich eine Gestalt, die jedem etwas zu geben vermag, vom geistig und formal Anspruchsvollen, bis zum harmlos Tatsachenhungrigen schuf, dies weckt Freude und Hoffnung. So schlicht, herb und fast alltäglich einfach die Sprache zunächst erscheint, fühlen wir doch bald einen eigenartigen Rhythmus, eine kräftige Fülle, Farbe und prägnante Anschaulichkeit wie sonst selten in deutscher Prosa. Es ist die wiedergewonnene Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit rassevoller Zucht.

Wenn auch die eben genannten Eigenschaften dem Buch wohl bleibenden Wert verbürgen — es ganz würdigen zu können in den Feinheiten seiner durchgeistigten Realistik, treffsicheren Wahrheit und handfesten Güte bleibt wohl jenen vorbehalten, denen gleiches Erleben Vergleichsmöglichkeit schenkte, die — gleich einer Art unfreiwilliger Freimaurergilde — etwas Gemeinsames eint: dieses, bei einem Worte, das die andern bloß seinem engsten Begriffe nach eben verstehen, eine ganze Welt von Erinnerungen und Vorstellungen sich auftun zu sehen. Es ist ähnlich, als geriete jenen irgend ein feldgraues Ding in die Finger, verdreckt, verschlissen, verbeult; was gilt es ihnen? Läßt es sich noch brauchen — gut! Wenn nicht: Unnützes Zeug! Uns aber geistert aus seinem Anblick und Duft eine Welt herauf, eine Welt fernen, urhaften, unerhörten Geschehens. In diesem Buche hat viel davon sich gesammelt, hat Bild, Klang und Sinn gewonnen, so herb und süß, so derb und zart, so vertraut und doch unbegreiflich wie ein Volkslied. Eines dieser wahren, wesentlichen

in Gut und Böse; es hat nichts zu tun mit rührseligen „Vöglein im Walde" und dergleichen. Nein, übersehen wir nicht die energische Geistigkeit, die diesem Buch federnde Spannung verleiht, die so schonungslos erkennt und bekennt und doch jung bleibt, ohne die Resignation, den edlen Gram Carossas, ohne die seltsame Mischung von Ressentiment, Skepsis und dennoch Besserungsglauben Barbussens. Konnte man bisher nur diese zwei nennen, wenn von menschlich und künstlerisch wertvollen Gestaltungen des Erlebnisses „Weltkrieg" die Rede war, so gesellt sich ihnen nun als vollwertiger Dritter „Soldat Suhren".

Erwin Neustädter

Pädagogische Warte. Zeitschrift für Erziehung und Unterricht und Schulpolitik, herausgegeben von Dr. Franz Schnatz und W. Drebes, Heft 2 vom 15. Januar 1928: „Das Auslanddeutschtum". Einzelpreis —·75 Rm.

A. W. Zickfeldt-Verlag, Osterwick/Harz.

Es ist sehr erfreulich, daß eine pädagogische Zeitschrift das Auslandsdeutschtum in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht und damit die große Unkenntnis der Reichsdeutschen in Sachen ihres Volksganzen dort zu bekämpfen sucht, wo die Jugend gebildet wird.

Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Wir freuen uns, einen Aufsatz von Rudolf G. Binding über das wichtige Thema der deutschen Satzzeichensetzung in diesem Hefte bringen zu können. R. G. Bindings Werke sind von uns vielfach auch in den letzten Nummern, gewürdigt worden.

*

Der Aufsatz von Heinrich Zillich „Das Ende des Pfarrhauses", der im Märzheft erschienen ist, hat durch Dr. H. Jekeli in der Mediascher Zeitung am 24. März eine ausführliche Erwiderung erfahren. Gleichfalls in der Mediascher Zeitung vom 24. April antwortete darauf H. Zillich in einem längeren Artikel „Was uns der Verlust des Pfarrhauses bringt".

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

Im April fand außer den schon früher angegebenen Abenden noch ein Liederabend des Künstlerpaares Lißmann-Jekelius in Kronstadt statt.

Das angekündigte Burgtheatergastspiel findet zur Zeit in verschiedenen Städten Rumäniens statt.

Verantw. Schriftleiter. **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)**, Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



Grete Csaki-Copony, Zeichnung

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
5. JAHR JUNI 1928 HEFT 6

Gedichte

Von Georg Maurer

1.

Aus großen Augen schaute meine Mutter,
die sich oft mit großen Tränen füllten,
aber Träume eines blassen Knaben,
alte Träume kaum noch stillten.

Keine Saiten spannten sich zu Brüdern,
die gemeinsam einmal nur erklängen.
Scheu wie Rehe sah ich ihre Augen
sich vor mir ins Dickicht drängen.

Meiner Väter schwere Sündenkähne
ziehen langsam durch mein dunkles Leben.
Einsam — aber müdgequält von Träumen
fahr ich über inselloſe Meere.

2.

Und da als Kind ich bunte Vögel kor
und nachher wohl auch buntbemalte Wangen,
es schlugen süße, rauhe Töne an mein Ohr —
doch eines blieb, und alles ist vergangen:

Denn meines Grames Kleid — das trag ich mit
und schlage es um meine bleichen Lenden.
Ich fiebere bei jedem Wort und Schritt
und muß zuletzt in tausend Tränen enden.

Ich reck mich auf, die Welten zu durchblicken,
doch ungeheuer wächst des Grames Wand.
Ich heb die Hand, sie keuchend fortzudrücken
und sah sie nur noch schneller höher rücken —
und nimmer sieht die Brust, von Zorn entbrannt,
das ewig-weiße, lichtdurchreifte Land.

Doch wenn die Wehen übermenschlich walten,
dann lass' ich meine kluge, schmale Hand
die Nächte nach dem eignen Sinn gestalten:
Ich ziehe enge Kreise in den Sand
und singe weislich müdgeborne Weisen
an eines Weibes eingefallnem Schoß.
Ich lasse zärtlich blaue Flämmchen kreisen
und meide alles, was sich übergroß
mit Geistesmaßen in die Welten türmt
und meerhaft über niedre Leiden stürmt.

Die Mediascher Landschaft

Von Otto Folberth

Im Osten beginnt sie vor den Toren von Schäßburg. Dessen Berge schieben — wie jeder weiß, der einmal an ihnen vorbeifuhr — aus einem verworrenen Knäuel hauptsächlich nord-südlich streichender Ketten quer ins Tal der Großen Kokel jene kühnen Riegel vor, die es fast abdrosseln und um die herum sich der Fluß in großen Bogen winden muß. Dieser Teil des im großen und ganzen ebenmäßig verlaufenden Kokeltales gleicht der Struktur des Knotenholzes in einem glatt gehobelten Brett. Große Waldungen, tief eingeschnittene Gründe und Schluchten verleihen ihm jenen starken Reiz, der an einzelnen Stellen den Wanderer zur Bewunderung hinreißt. Vor allem dort, wo zur natürlichen Schönheit sich die künstlerisch-architektonische gesellt, wie im prächtigen Stadtbild von Schäßburg. Immer aber bleibt das Kennzeichen dieser Landschaft, daß sie unübersichtlich und verworren wirkt, daß sie Überraschungen und Sonderbarkeiten in Fülle bietet, freilich auch, daß sie im Abgesonderten und Eigenwilligen höchste Vollendung erreicht.

Westlich der Schäßburger Riegel, also gegen Mediasch zu, bietet das Tal der Großen Kokel keine Überraschungen mehr. Es öffnet sich ziemlich weit und behält eine fast gleichmäßige Breite (von 1—2 km) bis zur Vereinigung mit dem Tal der Kleinen Kokel bei Blasendorf. Diesen Punkt kann man als die Westgrenze der Mediascher Landschaft bezeichnen. In der Mitte der ungefähr 70 km langen Strecke, auf halbem Weg also von Schäßburg nach Blasendorf liegt die Stadt Mediasch.

Dies breite Tal ist das eigentliche Rückgrat der Mediascher Landschaft. Es streicht ungefähr von Osten nach Westen. Genauer gesagt: es folgt dem Lauf der Sonne. Denn tatsächlich streicht es, wie diese, in einem flachen gegen Süden ausweichenden Bogen von Aufgang gen Niedergang.

Dem Lauf der Sonne folgte das Tal und dem Tal folgte der Fluß und dem Fluß die Straße und der Straße endlich die Eisenbahn. Das ergibt eine Menge gleichgerichteter Kraftströme, die sich dem Gesicht und Geist dieser Landschaft eingeprägt haben. Ihr wirklich elementarer Einfluß ist aber doch nur zu verstehen, wenn man sich dessen besinnt, daß die Auseinandersetzung zwischen Ost und West seit jeher schon das siebenbürgische Problem gewesen ist. Alles was hierzulande durch so gerichtete Kanäle floß, rührte stets an siebenbürgische Kardinalfragen, wob an den Zusammenhängen zwischen Siebenbürgen und der Welt. Alle ost-west gerichteten Täler Siebenbürgens haben dieser Aufgabe gedient, vor allem das Tal des unteren Mieresch, das stets das wichtigste Einfallstor nach Siebenbürgen von Westen her gewesen ist. Dessen Aufgabe im Innern des Landes fortzusetzen, war das Tal der Großen Kokel berufen. Natürlich haben schon die Römer diesen Weg benützt. Später wurde er die große Post- und Heeresstraße Siebenbürgens, die heute, seit Verbreitung des Kraftwagens, ihre alte Bedeutung wieder zurückgewinnt. Dazu kam, wie erwähnt, auch noch die Eisenbahn. Und wenn just dieser Schienenstrang im Laufe der letzten Jahrzehnte zum befahrensten Verbindungsweg zwischen dem Schwarzen Meer und dem mittleren Abendland (sagen wir einfacher zwischen Bukarest und Wien) ausgebaut wurde, so dürfte das kaum nur auf das Konto einiger Zufallsgründe zu buchen sein. Es muß die angedeutete Zug- und Durchzugskraft dieses Tales im Relief Siebenbürgens ihre grundsätzliche Bedeutung haben. Und kurz, diese parallelen Kraftlinien teils natürlichen, teils geschichtlichen Ursprungs im Rückgrat der Mediascher Landschaft führen, so scheint es mir, mitten zu dem Wesen dieser Landschaft hin.

Das Tal ist aber nicht die ganze Mediascher Landschaft. Es gehören dazu noch die Hänge, die Berge und Bäche auf beiden Seiten des Tals, schließlich das ganze Gelände mit seinen Hebungen und Senkungen, seinen unzähligen Nebentälern im Norden und Süden — dort bis zur Wasserscheide zwischen Großer und Kleiner Kokel, hier zwischen Großer Kokel und Alt. In der Form einer Ellipse ließe sich das Bild aus der Vogelschau dann ungefähr denken. Ihre Längsachse

bildete der Kokelfluß zwischen den oben ausgesteckten Punkten, ihr Umkreis liefe ringsum auf den Höhen der Wasserscheide. Die beiläufig so umgrenzte Landschaft wird das siebenbürgische Weinland genannt. Denn sie ist eine klimatische Einheit, der hauptsächlich das ausgezeichnete Gedeihen des Weinstockes ein bestimmtes volkswirtschaftliches Gepräge gegeben hat. Zweifellos auch ein seelisches. Die Heiterkeit (des Himmels sowohl, als der Herzen) macht aus dieser Landschaft die wahre siebenbürgische Côte d'or. Diese sonnigen Berge im Norden und Süden der Stadt meint der Mediascher eigentlich, wenn er von seiner Landschaft spricht, die entzückenden Nebentäler und -tälchen mit ihren freundlichen Dörfern und kunstvollen Kirchenburgen, wenn er von seiner Heimat träumt. Sehr viel Milde liegt da überall in der Luft, in manchen Talkesseln eine fast dauernde Windstille. Die Erdoberfläche ist kurzwellig bewegt, unerhört abwechslungsvoll. Kurz, eine fröhliche, an Impulsen reiche Landschaft teilt sich hier mehr dem Gemüt als dem Verstand der Wenschen mit, besänftigt und beseligt seine Gefühlswelt. Freilich auch erschlafft ihre zu große Milde oft die Kräfte der Menschen und weicht sie auf. Der zu großen Hast des Haupttales steht hier die zu große Stille der Seitentäler gegenüber, der verkehrsreichen und staubigen Bewegtheit dort eine fast verklärte Unberührtheit hier.

Es sind demnach zwei grundverschiedene Richtungen, die dem Leben des Weinlandes im Bilde seiner Landschaft gewiesen sind. Sie stehen zu einander im Verhältnisse der Senkrechten zur Wagerechten, d. h. sie sind buchstäblich als Koordinaten der zu bestimmenden wirklichen Lebenskurve dieser Landschaft anzusehen. Die wagerechte oder ost-west gerichtete Koordinate ist zweifellos die stärkere von beiden. Das eigentliche Leben des Tals mit seinen parallelen Kraftlinien des Verkehrs spielt sich auf ihr ab. Durch sie findet die Auseinandersetzung der Landschaft mit der Welt statt. Weltoffenheit, Empfänglichkeit, Fortschritt, Eile sind ihre Kennzeichen. Ihre Gefahren seit jeher: Verlust der Eigenart, der Urwüchsigkeit und Neigung zur Verflachung, ja nicht selten zur Lust, sich wegspülen zu lassen. — Im Gegensatze dazu sammeln sich auf der senkrechten oder nord-süd gerichteten Linie alle Kräfte, die der übergroßen Hast der wagerechten Einhalt gebieten möchten. Durch die Nebentäler und -tälchen hindurch verklammern sie sich fest in den Bergen im Norden und Süden des großen Tals und bremsen seinen Schwung. Ohne das Leben des Tales aufhalten zu können, lenken sie es doch merklich ab, besser: sie gestalten es

vielseitiger, vollwertiger. Zu dieser Koordinate gehören die Gegensatztugenden jener: Abgeschiedenheit, Ruhe, Beständigkeit, Trotz. Ihr Symbol ist die in versteckterm Talwinkel liegende sächsische Kirchenburg.

Die Stadt Mediasch liegt mitten im offenen Haupttal, just im wichtigsten Schnitt- und Brennpunkt der eben geschilderten Ströme. Zunächst einmal wird sie von allen wagerechten Linien des Tals durchkreuzt: vom Fluß, von der Heeresstraße und vom Schienenstrang. Man könnte fast Angst um ihren Bestand haben, die schutzlos solchem Anprall dauernd und in stets steigendem Maße ausgesetzt ist. Zweifellos auch hat der Mediascher davon etwas abbekommen. Denn an der überschwenglichen Romantik seiner Handwerksburschen, Kaufleute und Fabrikanten, die ihm im Sachsenland den Spottnamen des „Fleosemaochers" eingetragen hat, trägt nicht wenig gerade dieses Schauspiel schuld. Man kann schließlich nicht den Zug der Fremde jahrhundertelang an sich vorbeirollen sehen, das Donnern der schweren Postkutschen, das Fauchen der Expreßzüge, das Surren der kostbarsten Automobile mitanhören, ohne sich für die große Welt eine gewisse feine Witterung anzueignen. Die Folge davon ist, daß man sich dem Fortschritt und der Moderne mit Verständnis öffnet, daß man den Zusammenhang mit der weiten Fremde leicht in sich herstellt. Die Grazie eines weltoffnen Verstandes ist in gutem Sinne, das „Fleosemaochertum" im schlechten die Frucht dieser Einstellung.

Aber Mediasch wird auch von den nord-süd gerichteten Kraftlinien des Weinlandes durchzogen. Wichtige Straßenzüge, die senkrecht zu der oben erwähnten Haupttalstraße verlaufen, sammeln sie und führen sie quer durch das Weichbild der Stadt. Deren Bebauungsplan ist wie über ein Kreuz gespannt. Am großen geräumigen Marktplatz treffen alle diese Straßenzüge zusammen. Selten ist nach einem klareren Plan eine Handelsstadt angelegt worden. Und doch ist der tiefere Sinn dieser Nord-Süd-Koordinate im Gerippe der Mediascher Landschaft mit ihrer verkehrstechnischen Bedeutung noch nicht erschöpft. Im Gegenteil. Erst jenseits ihrer beginnt er. Genau so wie oben der großen Haupttalstraße nicht nur die reine Verkehrsbedeutung zugestanden, sondern ihr auch ein bestimmter Sinn, eine geistige Rolle im Leben der Landschaft und im Leben der Stadt zuerkannt wurde, so auch hier. Hieß diese Rolle dort: Verknüpfung mit der Welt, der Fremde, dem Fortschritt und zeigte sie sich in der Psyche von Mediasch als die Romantik seiner Handwerksburschen, Kaufleute und Unternehmer — so heißt sie hier: Abkehr von Hetze und Hast, Selbstbe-

sinnung, Verzicht, träumendes Verweilen, tiefes Verankertsein im Herkömmlichen. Rein äußerlich schon prägt sich der Gegensatz deutlich aus: drängt das Leben der Haupttalstraße stets ungeduldig der Ferne zu, so leitet das der Nebentäler liebevoll und gleichsam wie erfüllt schon in die nahe Umgebung der Stadt. Hier schreitet der Mediascher Bürger Sonntags, wenn er nichtsmehr von Geschäft wissen will, in seinen geliebten „Weingarten", der in irgendeinem stillen Winkel der nahen Berge liegt. Hier fährt der Bauer des Weinlandes, wenn er vom Markttag nach Hause treibt, der Kirchturmspitze seines versteckten Dörfchens zu. Hier allenfalls trifft man die beschaulichen Menschen dieser Gegend, die Bummler und Wanderer, die Liebespärchen und Dichter. Das sächsische Volkslied ist hier entstanden und zu Hause. Die weiche Lyrik dieser Hügel schwingt in ihm.

Nun wird klar: ist die Stadt Mediasch wie über ein Kreuz gespannt, im Schnittpunkt zweier senkrecht zu einander weisenden Lebenspfeile errichtet worden, so muß es wohl auch der Mediascher sein. Und in der Tat fallen die Widersprüche, die Kontraste im Mediascher dem Kenner scharf ins Auge. Da steht z. B. sein deutlich hervortretendes Bedürfnis, der Moderne in irgendeiner Form zu huldigen, in merkwürdigem Widerspruch zu jenem starken Traditionsgefühl, dem unter anderem die ungewöhnlich liebevolle Pflege der sächsischen Mundart hier zu verdanken ist. Der Sehnsucht, in die Ferne zu schweifen und in der Ferne zu gelten, das starke Heimatsgefühl. Am auffallendsten wirkt vielleicht noch bei den Frauen der Gegensatz großstädtischen Geschmacks, ja wirklicher Eleganz und provinzlerischer Naivität. Und so fort.

Alle diese Gegensätze aber lassen sich unschwer auf einen einzigen zurück- und damit dem Allgemein-Menschlichen zuführen. So im Kleinen und Kleinsten das Große und Allgemeine wiedergefunden zu haben, ist ja erst wahrhaft reizend und irgendwie einander bestätigend. Der Gegensatz, der oben durch das Prisma einer siebenbürgischen Teilpsyche in bunte Streifen zerlegt erschien, ist im Grunde nichts anders als der unter den verschiedenen Einflüssen des Lebens verschieden gebrochene, aber allüberall mitvorhandene, uralte Spannungszustand zwischen Gemüt und Verstand, Seele und Geist im Menschen. Es ist wahrscheinlich, daß sich seine Polarität im Mediascher aus bestimmten Ursachen besonders kräftig entwickelt hat, da ihm eine so merkwürdige Verknüpfung von eigenwilligen Verstandes- und ebenso eigenwilligen Gemütskräften wesentlich eignet.

Eine Ursache wenigstens, die hiezu geführt haben mag, dürfte aus der Struktur der Mediascher Landschaft zu erkennen sein. Welche Koordinate in deren Schema als die des Verstandes zu gelten hat, kann dem Vorausgeschickten nach zu erraten nicht schwer fallen: die wagerechte. Und auf ihr sind also alle Eigenschaften aufzutragen, die im Mediascher verstandbedingt erscheinen: seine Neigung zum Fortschritt, zu äußerer Betriebsamkeit, zu materieller Kultur, das stark betonte Rationale, oft erschreckend Nüchterne, Diesseitige seines Wesens. Hingegen gehören zu den geheimnisvollen Kräften der senkrechten: das naive zugleich und tiefe Gemüt des Mediaschers, seine Fähigkeit zu erstaunlicher Verinnerlichung, die lyrische, irrationale, transzendente, ja religiöse Bezogenheit seines Ichs zur Umwelt, der Traditionalismus und Familienkult. Natürlich besitzt nicht jeder Mediascher alle diese Eigenschaften. Es gibt solche, die sozusagen nur wagerecht, und solche, die nur senkrecht begabt sind. Aber es gibt verhältnismäßig viele, die beidseitig weite Grenzen in sich tragen. Und die Seele der Stadt ist, wie ihr Bauplan, sicherlich über dies Kreuz gespannt.

Grundsätzliches anläßlich einer Ausstellung

Von Erwin Neustädter

Dieser Brief wurde veranlaßt durch ein Gespräch in der Ausstellung der Bilder von Grete Csaki-Copony. Die Ausstellung fand statt im April in Kronstadt.

Lieber H.! Vielleicht errinnerst du dich, was ich dir schon damals bei Eröffnung der Ausstellung auf Deine Frage, was ich dazu meine, antworten mußte: So erstaunlich wie unbegreiflich. Diese Verschiedenartigkeit und Wertigkeit der Auffassung und Gestaltung — als Aussage Einer Persönlichkeit! — die muß Ergebnis, Stufenfolge jahrelanger, sehr bewegter Entwicklung sein. Und dann meine Verwirrung, als sich herausstellte, diese Mannigfaltigkeit sei — mit wenigen Ausnahmen — die Lese bloß eines Jahres! Konnte das möglich sein? Konnte ein Mensch die Welt innerhalb so kurzer Zeit auf solch verschiedene Weise erleben? Denn sie gestalten, setzt doch dieses voraus! Vielleicht aber lag es bloß an mir? Ich sah nicht tief genug, entdeckte bloß nicht den notwendig vorhandenen gemeinsamen Nenner? Bei erst- und einmaligem Schauen war dieses ja leicht möglich. Also hieß es: wiederkommen, ungestört schauen und einwirken lassen — er mußte doch zu erfühlen und zu finden sein der gemeinsame Kern all dieser verschiedenartigen Früchte!

Ich kam, schaute und stand ratlos. Da waren Werke, die man, jedes für sich betrachtet, unbedenklich „schön" nennen konnte; das erlesen geschmackvolle Für- und Gegeneinander zartester Farbtöne hier, der aus einem Netzwerk feinster Linien, scheinbar nervös und gebrechlich und dabei doch straff und sicher verspannte Aufbau eines Gesichtes da — es konnte ästhetisch befriedigen, wohlgefallen, ja Bewunderung wecken — aber seltsam: sobald man lauschte, was es nun eigentlich zu sagen habe, blieb es stumm oder was das eine etwa sagen wollte, hob das andere auf. Sie schlossen in ihrer Gesamtheit sich nicht wie ein Kreis um sein Zentrum, wie die Frucht um den Kern; sie wiesen aneinander vorbei auf verschiedene Zentren.

Wie war es nur möglich, daß jemand, der ein Gesicht so differenziert — und zwar psychologisch so gut wie farbig differenziert! — sah, wie z. B. bei der alten Frau und dem Kinde (Bild Nr. 15 und 17), es auch so puppenhaft leer und flächig, so blaß als einheitliche Farbfunktion im ganzen auffassen konnte, wie etwa bei den Kinderköpfen (Nr. 13)? Wie läßt sich eine so sensible, bis zu

feinsten Tönen harmonisch sich abschattierende, Ausgleich suchende Weltauffassung — wie sie z. B. in den Stilleben Nr. 7, 21 und der Landschaft Nr. 2 in Erscheinung tritt — mit den plakathaft knalligen Gesellschaftsszenen (Nr. 9, 10) vereinen, und wie die so differenzierte, zerfasernde, auf den psychischen Kern dringende Art der Portraitzeichnung mit der ruhig, geschlossenen, bildhauerisch nur Volum und Schwere betonenden Art der Akte?! Die Seelen dieser Bilder sind einander fremd. Weder Objekt, noch Format, noch Technik vermag solche Stilpolaritäten zu verursachen; sie können nur Ausdruck seelischer Wandlungen sein. Wie aber deren Mannigfaltigkeit innerhalb so kurzer Zeit erklären? Ich fühle mich nicht berufen dies zu tun und hier seelische Vivisektion zu versuchen.

Wie dem auch sei, lediglich die Tatsache in Betracht ziehend, glaube ich, trotz mancher bestechenden Einzelleistung, meine Auffassung, daß wir es hier noch keineswegs mit einem geschlossenen, reifen Künstlertum, sondern mit etwas noch in unruhiger Gärung und Entwicklung Begriffenen zu tun haben, verantworten zu können. Eine Prognose läßt sich da schwer stellen; die Sensibilität der Künstlerin scheint ihr Wesentliches, scheint die Stärke ihres Schaffens, aber zugleich auch seine Gefahr. Dieses Wesentliche spüre ich am deutlichsten und persönlichsten in den Portraitzeichnungen, in dem sehr feinfühlig komponierten und abgetönten Stilleben (Nr. 7, 21), sowie den Winterlandschaften (Nr. 2 und etwa 5, 6), während die Primitivität der Staffage bei Nr. 1 wenig glaubhaft, und infolgedessen gegenteilig, d. h. statt treuherzig, schlicht eher raffiniert wirkt. Dieses Streben nach Primitivität, Robustheit, Spannung und Kampf großer Flächen und Kontraste (wie es in einigen Kinderbildnissen, besonders aber in den schon erwähnten Gesellschaftsszenen zu merken) scheint mir verfehlt, eben weil es — Streben ist und nicht Sein.

Du hast gefragt, ich habe geantwortet und hoffe, Du wirst fühlen, lieber H., wie sehr all diese Aussagen, obgleich sine ira et studio nach bestem Wissen und Gewissen getan, doch notwendigerweise ganz persönlich bleiben. Das ist eben das Peinliche bei allen Urteilen oder Aussagen über Werke der Kunst: man hat nur sein Persönlichstes, sie zu rechtfertigen, und keinen außerhalb liegenden, objektiven allgemein giltigen Maßstab. Da man nun seiner Aussage Richtigkeit und damit Berechtigung nicht unanfechtbar beweisen kann, wirkt sie leicht willkürlich, anmaßend und dergleichen und das ganze Für und Wider bleibt gewöhnlich unfruchtbar.

Die Notwendigkeit mich mit der Ausstellung auseinander zu setzen gab übrigens den äußeren Anstoß, verschiedene Gedanken, die sich im Laufe der Zeit über das Thema: Künstlertum und Dilettantismus gesammelt hatten, nun niederzuschreiben. Vielleicht sind sie imstande meine, angesichts der offiziellen Kritik, etwas sonderbar und schroff anmutende Stellungnahme verständlicher werden zu lassen. Da also bloß dies ihr Zweck ist, nämlich gewissermaßen als Wegweiser zu meinem Urteil zu dienen; da ich also keineswegs eine zusammenhängende Theorie über dies Thema zu geben beabsichtige, versuche ich gar nicht sie in System zu bringen, sondern setze sie mehr oder weniger abrupt und aphoristisch nebeneinander.

Zunächst müssen wir uns über einige Begriffe, denen ich vielleicht eine etwas andere Bedeutung zulege als dies gewöhnlich der Fall ist, verständigen.

Den Begriff „Dilettant" fasse ich nicht von seiner Stellung zur Kunst her (also als „Liebhaberei" oder „Nicht-Profession"), sondern von seiner Leistung in ihr. „Dilettant" ist für mich jeder, der sich zwar ausübend mit Kunst beschäftigt, ein Kunstwerk aber nicht zustande bringt. Daher fällt auch eine Anzahl von „Berufs-Künstlern", „Professionisten" unter diese Bezeichnung.

Den Begriff „Kunstwerk" fasse ich nicht von irgendwelchen statischen formalen Eigenschaften, sondern von seiner Wirkung her, also dynamisch und psychologisch. Den Wert und Ehrentitel „Kunstwerk" kann ich guten Gewissens nur einem Werk zubilligen, das imstande ist, (durch seiner Erlebnisgestaltung Spannweite und Intensität) Geist und Seele auch des Aufnahme- und Nacherlebensfähigsten immer wieder und immer noch um etwas zu übertreffen, auszudehnen, zu bereichern. Werden dieser Definition auch nur wenige Werke, sogenannte Meisterwerke, wirklich gerecht, so gibt sie doch den Maßstab für die Rangstufung auch der übrigen.

Die Schwierigkeit einer genauen, allgemein giltigen Definition für diesen Begriff birgt sich vor allem darin, daß sie nicht nur das Werk, sondern auch den darüber Aussagenden einschließt. Ein Urteil über ein Werk der Kunst ist immer ein Werturteil; ein solches aber ist unausweichlich von der psychologischen Struktur des betreffenden Individuums bestimmt; erschwerend kommt hinzu, daß das Werk, das zu Beurteilende, auch Ausdruck einer bestimmten und möglicherweise nicht nur dem Grade, sondern auch der Art nach von der des Urteilenden sehr verschiedenen psychischen Struktur (der seines Schöpfers)

ist. Welche kaum zu überwindenden Schranken nun die Wesensfremdheit der psychologischen Typen dem gegenseitigen Verstehen und Gerechtwerden, folglich auch einer für alle giltigen Fassung entgegenstellt, wird nur der ganz ermessen können, der Einblick in die typenpsychologische Forschung gewinnen konnte.

Hinsichtlich seiner Entstehung, fasse ich das Kunstwerk durchaus als Hervorbringung des Lebens und deshalb als neue Lebenseinheit auf, ganz wie ein Kind: organisch erwachsen aus zwei Elementen, dem Einen, zu Gestaltenden, das ich das Mütterliche nenne, und das allgemein bezeichnet werden kann mit: Umwelt, Erlebnisgegenstand, Stoff; und dem andern, das man das Männliche, weil aktive, nennen und allgemein mit: Ichwelt, Formung, Kraft bezeichnen könnte.

Nicht zu verwechseln sind diese zeugenden, oder genauer: die Voraussetzung einer künstlerischen Zeugung bildenden Begriffe mit den aus dem Erzeugten, dem Kunstwerk, nachträglich herausanalysierbaren wie etwa: Gehalt und Gestalt, Inhalt und Form. Sich decken, kongruent sein werden sie nie, wohl aber wesensverwandt; jene werden sich zu diesen verhalten wie der Keim zur Frucht, die Raupe zum Schmetterling, die Eltern zum Kind.

Manier nenne ich die den technischen Fähigkeiten des Individuums angepaßte, also mehr oder weniger bewußte, ja willkürliche Gestaltung des Erlebnisgegenstandes. (Persönlichen!) Stil nenne ich die der psychischen Struktur des Individuums gemäße, notwendige, in sich gesetzmäßige Gestaltung des Erlebnisgegenstandes.

Mit „Erlebnisgegenstand" bezeichne ich alles, was „erlebt" werden kann, es kann so gut eine Landschaft sein wie ein Geschehen z. B. eine Schlacht, ein Ausflug, oder ein innerer, psychischer Vorgang; das Entscheidende ist, daß das Eine wie das Andere, also auch der psychische Vorgang, für den Künstler zum Objekt wird, zum „du", das nur als solches dann erlebt und gestaltet werden kann. Theoretisch ist jeder Erlebnisgegenstand für jedermann gleicherweise vorhanden und zugänglich. Was daraus gemacht wird, erst ermöglicht es, nicht nur Dilettant vom Künstler zu unterscheiden, sondern auch Künstler von einander zu unterscheiden. Denn der Künstler läutert sich zu seinem persönlichen Stil (s. d.) durch, der Dilettant erwirbt sich eine Manier.

Stil ist Entwicklungsform, Manier Formentwicklung. Manier kann eine Vorstufe in der Entwicklung des Künstlers zum Stil sein; wo sie Endstufe ist, kennzeichnet sie den Dilettanten.

Manier kann man sprunghaft wechseln, ja, mehr als eine gleichzeitig üben; Stil kann sich wohl im Laufe der Zeit wandeln, schließt aber zur gleichen Zeit andere aus, denn er ist notwendige Lebensform und erst dadurch auch Kunstform, Manier aber nur noch Kunstform ohne Lebensnotwendigkeit.

Kennzeichnet das Kunstwerk ein völliges Gleichgewicht, eine lebendige, untrennbare Einheit von Gehalt und Gestalt, so das Dilettantenwerk, daß sich Gehalt und Form nie restlos verschmelzen und entsprechen. Der Dilettant ist entweder zu schwach, den Erlebnisgegenstand durch das Erlebnis zu assimilieren und dann verdichtet und zu persönlicher Form geprägt herauszustellen, er quillt überall durch und über und läßt bloß Stückwerk zustande kommen; oder aber er ist leer, eines ursprünglichen Erlebnisses gar nicht fähig, errichtet mit entlehnten Formen ein Prunkgehäuse; kurz, einmal wiegt der Rohstoff vor, das andere Mal die Form, das Gleichgewicht fehlt.

Der Dilettant ist der ewige „Möchtegern", der nach dem „Ich kann nicht anders!", dem Künstler, schielt. Begreifend, daß die Form es ist, die den Künstler erkennen läßt, sein Wahrzeichen ist, versucht er eine solche sich anzueignen — ahnungslos, daß die formalen Einzelheiten, losgelöst von ihrem lebendigen, sinngebenden Kern wert- und sinnlos werden — wenn auch vielleicht nicht ästhetisch, so doch ethisch!

Diese Unterscheidung dünkt mich wichtig und notwendig. „Ästhetisch" nämlich nehme ich in seiner ursprünglichen und engsten Bedeutung, verstehe also darunter bloß die Eigenart einer Erscheinung, deren Wirkung Wohlgefallen ist, und die deshalb meist — so kurz wie ungenau — mit „schön" bezeichnet wird. Wohlgefallen erregen, „ästhetisch" wirken, „schön" sein, in diesem Sinne, kann aber auch ein Schaufenster, ein Kleid und dergleichen. Diese Schönheit berührt bloß unsere Sinne, dringt nicht bis zu unseres Wesens Kern, sie ergötzt uns vorübergehend ohne uns umzubilden. Diese Feststellung bedeutet für sie keinen Vorwurf, da sie dies ja gar nicht wollen, sich von vornherein mit jenem begnügen; sie wird erst dort zum Vorwurf, wo eine Täuschung möglich wird. Die Form des Kunstwerkes nun ist Lebensform, ist notwendig und bekenntnishaft; ihr Wert liegt einesteils hierin, anderenteils in der daraus resultierenden dynamischen Intensität seiner bildenden Wirkungsfähigkeit. Schönheit, ästhetische Wirkung in obigem Sinne kann einen Bestandteil bilden, sofern es Element des künstlerischen Erlebens war, muß es aber nicht. Das was man mit „schön" in einem höhern Sinne oft noch bezeichnet, hat oft gar nichts zu tun

mit Elementen, die man an sich „schön" oder „ästhetisch" nennen könnte, denn sie gelangen erst auf einem Umweg und zwar über das Nacherleben, durch die Erkenntnis des sie durchleuchtenden tief Sinnvollen, des sie notwendig Bindenden, zur Wirkung des harmonischen „Schönen".

Nacherleben aber setzt Hingabe und Glauben an den Künstler, seine Ehrlichkeit, seinen Ernst voraus. Er, der Welt und Leben unmittelbar und tiefer und wesentlicher erlebt als sein Mitmensch, wird zum Künder und Deuter, dessen Aussage diesen erweitert, bereichert, umbildet. Weil der Dilettant nicht imstande ist, unmittelbar zu erleben und das Wesentliche zu erkennen, übernimmt er das bereits Erwählte, Geformte und seine Deutung — ohne das Rechtfertigende des „Muß", ohne die Autorität der Kraft. Er ist der Falschmünzer des Künstlers! In seinen Händen wird das Belangvolle belanglos und die nach Führung sich Sehnenden erhalten statt Fülle bloß Hülle und sind die Verführten. Bedeutet Form für den Künstler Demaskierung, so für den Dilettanten Maskierung. Dies der tiefste Grund, weshalb er zwar ästhetisch, nie aber ethisch wirken kann.

Nicht als Angreifer einer Person, sondern als Verteidiger der Kunst, nicht in einem Einzelfall, sondern im allgemeinen, sah ich mich gezwungen, so scharf Stellung zu nehmen. Wie weit Du mit dieser Auffassung einverstanden sein, wie weit Du sie bloß als private Ansicht oder als Richtlinie für öffentliche Beurteilung gelten lassen kannst, weiß ich nicht. Für mich, für den Künstlertum Lebens- und Schaffensidentität, ein schicksalhaftes Brennen und leuchtend Sichverzehren bedeutet, ist es unerträglich zusehen zu müssen, wie dieser Flamme Schein zu Lampions geborgt und ihre Glut zum Kochen ästhetischer Tees mißbraucht wird. Findest Du dies überspannt, so rufe ich einen Zeugen an, den man dieses Fehlers sicher nicht zeihen kann: Goethe. „Alles Vorliebnehmen zerstört die Kunst, und der Dilettantismus führt Nachsicht und Gunst ein .... er nimmt der Kunst ihr Element und verschlechtert das Publikum, dem er den Ernst und Rigorismus nimmt... er befördert das Zwiespältige, Halbe und Charakterlose...!"

Solltest Du dafür halten, daß diese Gedanken anregend (nicht auf Galle, sondern Herz und Hirn!) und fruchtbar wirken könnten, so habe ich nichts gegen ihre Veröffentlichung. Daß sie auf Vollständigkeit und Objektivität einer wissenschaftlichen Theorie keinen Anspruch erheben, sondern mehr als Aphorismen gedacht sind, habe ich schon gesagt.

Es grüßt Dich E.

Wann ist ein Haus — heute — schön?

Von Robert Kisch

In den folgenden Zeilen will ich versuchen, diesem Thema, das mir von Heinrich Zillich gestellt wurde, nach meinem besten theoretischen Vermögen Genüge zu leisten. Ich muß aber einwenden, daß mir der Titel willkommener gewesen wäre, wenn er gelautet hätte: „Wann ist ein Haus gut?" Als Architekt bin ich jedoch gewöhnt, mit Bindungen schwierigster Art zu arbeiten; ich will also das Thema beibehalten und sehen, wie ich mit dieser, für mich keineswegs primären Frage des Hausbaues, fertig werde.

Von der Schönheit hat der Chinese andere Vorstellungen als der Südseeinsulaner, beide haben jedoch in ihrer Sphäre recht. Ebenso wie jede Rasse, so hat auch jede Gemeinschaft, jede Zeit, ihre eigene Anschauung von der Schönheit. Was wir vor Jahren schön fanden, finden wir heute unter Umständen abscheulich.

Es gibt aber eine Schönheit, die bis zu einem gewissen Grade unabhängig ist von dem wechselnden subjektiven Urteil. Diese zu fassen, festzulegen, wird nur ermöglicht durch eine Idee mit objektiver Gültigkeit, durch eine Objektivität ästhetischer Gesetze, wie sie als Grundlage für jede Kunsterörterung und Kunstbetätigung nötig ist. Solche Gesetze bestehen in der Tat, sie sind fest, der Allgemeinheit sind sie aber nicht bewußt; sie sind ihr verlorengegangen und in Stilwirrwar der vorletzten Jahrzehnte mußten auch die Architekten diesen Verlust beklagen.

Erst wenn diese Gesetze wieder neu formuliert, wieder neu kristallisiert sein werden, wenn die Objektivität des ästhetischen Urteils wieder Gemeingut einer großen Allgemeinheit geworden ist — wie das bis in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Fall war — ist die Plattform geschaffen, von der aus ein Urteil über „schön" allgemein verständlich und verpflichtend ist.

Den Griechen war es gelungen, ihre Idee von der Schönheit, ihr Schönheitsideal in eine so starke und überzeugende Form zu bringen, — Tempel und Plastik — daß diese Formenwelt größeren, fremden Gemeinschaften oft in Widerstreit mit deren eigenen, tatsächlichen Ansprüchen aufgedrängt werden konnte. Dieses klassische Beispiel überzeugt und gibt uns die Hoffnung, daß die Grundlagen für eine verpflichtende Idee von der Schönheit wieder geschaffen werden können.

Architektur ist immer die zum Bauwerk gewordene Lebensform einer Zeit, sie ist abhängig von den Strömungen, Antrieben und Gesetzen des bestehenden Gesellschaftslebens, sie ist die verkörperte jeweilige Weltanschauung.

Ich darf hier zur Bestätigung des vorhin Gesagten aus unserer heimatlichen Baugeschichte zwei Beispiele anführen, die dem verständigen Betrachter deutlich die Lebensformen ihrer Zeit kundgeben: die Kirchenburgen und die Stadt- und Landhausbauten des Barons von Brukenthal.

Ohne vorherige Konzeption unregelmäßig, die Zufälligkeiten des Bodens ausnutzend, umwehrt von Türmen, Mauern und Basteien, schmucklos und ernst, lagert die Kirchenburg. Der Sinn ihrer Gestaltung liegt im „bergen", im Schutz gewähren. Das geistige Erlebnis der Kirche bleibt auf den Innenraum beschränkt, es dokumentiert sich nicht in ihrem Äußeren, denn dieses trägt ein festes, schmuckloses Alltagskleid, das sich den Bedingungen des niederen Lebens anbequemt. Die Kirche ist im Äußeren auch Wehrbau, sie ist der letzte Zufluchtsort zur Verteidigung, wenn Tore, Türme und Basteien vom Feinde besetzt sind. Der Kampf rückte hier Gegensätzliches zusammen; ihm verdanken wir diese sinnvolle Verbindung von Sakral- und Zweckbau. Beide formte in Not und Gefahr ein Bauernvolk für sich und zum Schutze seiner heiligsten Güter.

Einem ganz anderen Lebensgefühl entwachsen sind die Schlösser des Barons von Brukenthal. Sie sind der bauliche Ausdruck der Willkür und des persönlichen Willens ihres souveränen Bewohners, sie lassen uns leicht den im absolutistischen Königstum gipfelnden Staatsgedanken spüren. Repräsentation und Monumentalität war die Forderung des Bauprogramms im Einzelnen wie im Ganzen, sowohl für das Palais am Großen Ring in Hermannstadt, als auch für den Landsitz in Freck: die Achse, die Symmetrie diktieren, ein Wille herrscht, dem alles sich fügen muß, Seitenflügel oder Nebengebäude ordnen sich unter und nuancieren den Hauptbau. Stadt- und Gartenseite sind gleichbedeutend; im Garten, im Park wird die Landschaft, die Natur selbst gemeistert. Die Schnurgrade und die Gartenschere herrschen, Becken und Springbrunnen, Treppen, Blumenhäuser, Baumgruppen sind mit geometrischer Strenge verteilt.

Unschwer ist es, aus diesen beiden Beispielen der Baugeschichte die sozialen und ethischen Werte ihrer Epoche zu erkennen. Beide sind Baudenkmäler ihrer Zeit. Sie dienten damaligem Lebensbedürfnis, sie sind der steingeformte Wille jener Zeit.

Wir schätzen und lieben diese Denkmäler und sind zugänglich für ihre Schönheiten, je mehr wir sie aber lieben und schätzen, umso weniger wollen wir sie nachahmen.

Das neue Haus aber soll die Form des zwanzigsten Jahrhunderts zeigen, der nichts mehr anhaftet vom Stile einer vergangenen Zeit, nichts von der Gotik, Renaissance, nichts vom Barock und vom Rokoko, aber auch nichts von der Biedermeierzeit. Geistige Armut ist es, in jenen Stilen zu bauen. Frei von jeder impressionistischen Stimmungsgestaltung muß das neue Haus die primäre Forderung erfüllen, der Empfindung und dem Denken des zwanzigsten Jahrhunderts Genüge zu tun. Aus dem Willen, dieses Ziel zu erreichen, entwickelt sich die neue Form, die Form unseres Jahrhunders, unserer Zeit der Eisenbahn, des Autos, Luftschiffes und des Radios. Aus der Notwendigkeit der veränderten Lebensformen muß notwendig ein neues Ideal der Schönheit wachsen und gestaltet werden. Es ist klar, daß das neue Haus sowohl in seinem Aufbau als auch in seiner Konstruktion eine Wandlung und Entwicklung durchmachen muß, die Eisenbahn, Auto und Luftfahrzeug bisher erfahren haben und auch weiterhin erfahren werden, nicht des Autos und des Luftschiffes wegen, sondern unserer selbst wegen, deren Leben, Denken und Tun zu solchen Errungenschaften — gleichgültig, ob wir sie als solche anerkennen wollen oder nicht — hinführte, sie formte und rückwirkend sich selbst wieder umformen und neu bestimmen ließ.

Wir jungen Architekten warten und warten auf die Menschheit, die uns die obige Forderung als die wichtigste bei ihrem Auftrage hinstellt. Es wäre wohl besser bestellt um das neue Bauen, wenn die Initiative zu dieser Forderung nicht vom Architekten, sondern vom Auftraggeber käme.

Ich will jetzt für den Wohnungsbau Gesichtspunkte angeben, es sind allerdings Worte an Stelle von Bildern, an Stelle von gebauten Häusern, die der Leser sehen müßte. Hier wird jeder nach seinem eigenen Urteil oder Vorteil, nach seinem Temperament, sich ein Bild aus den folgenden Ausführungen machen müssen. Es ist selbstverständlich, daß sich solcherart einige Mißverständnisse und noch mehr Fragen ergeben, die ich leider im Rahmen eines Aufsatzes und der schriftlichen Vermittlung kaum klären und beantworten kann.

Der neue, auf Repräsentation verzichtende Inhalt unseres Lebens, verlangt eine einfache Lebensführung und Wohnform. Die Wirtschaftslage zwingt zur Einschränkung in der Zahl und Größe der Räume,

die Mechanisierung, die angestrebte Rationalisierung führen zur Vereinfachung des hauswirtschaftlichen Betriebes. Das Haus ist zum Wohnen da! Das klingt wenig klug, aber es enthält den sehnlichsten Wunsch, den wir von unserem Bauherrn hören möchten.

Der Grundriß des Hauses — nicht seine Fassade — ist es, an dem wir die Hauptarbeit leisten wollen. Er nimmt unsere ganze Denkarbeit, Sorgfalt und Liebe in Anspruch, er verlangt die größte Einbildungskraft, er fordert Selbstzucht, er legt alles fest und ist für die Gesamterscheinung entscheidend.

Der Grundriß wird beweglicher, lockerer, er paßt sich enger und zwangloser den Wind- und Himmelsrichtungen, der Landschaft und dem Garten an. Diese Auflockerung des Baukörpers hat jedoch nichts zu tun mit jener, die in den letzten Jahrzehnten aus anderen Gründen und zu anderen Zwecken versucht wurde; sie war einem falschen romantischen Gefühle entsprungen. Die Achse war früher Ausdruck der Repräsentation, sie quält uns nicht mehr, wir wollen sie gerne dem Parvenü überlassen. Es gilt, nicht mehr die Räume in ein dogmatisch festgesetztes Rechteck zu schachteln, und ihre Größe und Fensterverteilung nach der äußeren Erscheinung festzulegen. Die Nebenräume erhalten Fenster, deren Größe nicht mehr bestimmt ist durch die Fenstergröße in den Haupträumen, auch wenn die Fassade aus herkömmlichen Gründen es forderte.

Es ist nicht notwendig, daß jeder Hausgrundriß unbedingt und vollkommen anders entwickelt sein müßte, als der der Nachbarhäuser. Die Villenviertel, die Wohnstätten der Vornehmen, aller Städte in der Welt, dokumentieren in ihrem verirrten Individualismus am stärksten den Tiefstand der Wohn- und Stadtkultur in den letzten Jahrzehnten. Wir wollen Grundrißtypen schaffen, den Standard entwickeln, wie ihn jede große Epoche ihr eigen nannte.

Der Grundriß bestimmt den Baukörper, aber auch seine Oberfläche. Mit der Achse fällt die Diktatur der Symmetrie; doch wird Asymmetrie nicht als Forderung aufgestellt. Das Äußere ist frei von jeder impressionistischen Stimmungsgestaltung. Rein ist die Form, klar und logisch, hell und sparsam, übersichtlich und unbedingt redlich.

Mangel an Verzierung ist ein besonderes Kennzeichen des Äußeren. J. Oud, Rotterdam, einer der führenden Architekten Hollands sagt: „Das Ornament ist das Universal-Heilmittel für baukünstlerische Impotenz.“ Schmuck und Form, natürlich auch die Schönheit, werden nach wie vor angestrebt, sie entwickeln sich aber aus der Funktion,

aus der präzisen, sicheren Technik der Materialbehandlung, aus Materialfarbe und aus den natürlichen Verhältnissen des Baukörpers. Nicht „nüchtern" soll der neue Bau sein, im Gegenteil, heiter, vergnügt und frei — metallisch hell —.

Das Dach wird flacher, es wird in dem Maße der technischen Möglichkeit ganz flach, es ist kein Schmuckgegenstand mehr, es ist der Schutz des Hauses gegen Wasser und Schnee. Seine Form wird diktiert vom Himmelsstrich und vom Fortschritt der Technik. Dachungetüme, wie sie über jeder Villa in Villenvierteln und Vorstädten zu finden sind, sind dasselbe, wie die großen Radhüte mit den Gemüsegärten, die die Damen der Vorkriegszeit trugen.

Neue Baustoffe geben einen neuen Strukturbegriff. Der Ziegelstein wird stark verdrängt durch Betonbauweisen, die selbst im Wohnhausbau in den letzten Jahren immer mehr in Anwendung kommen, ferner durch die Skelettbauweise, welche die Tragekonstruktion von dem Füllkörper, der durchaus nicht der Ziegelstein zu sein braucht, trennen. Unser Auge wird sich daran gewöhnen, daß eine stark vorspringende Betonplatte die Konsole, die sichtbare und fühlbare Unterstützung nicht mehr braucht; es wird sich ebenso gewöhnen an den Anblick leichterer Konstruktionen, an dünne Pfeiler, dünne Wände, ja selbst an Glas. In der sinngemäßen Verwendung der neuen Materialien und der neuen Konstruktionen, weiterhin im Streben nach einer neuen Wohnart, nicht nach einer neuen Stilform, ist das neue Bauen begründet.

Es erübrigt sich diesmal, vom Inneren des Hauses zu sprechen; aus dem, was hier ganz allgemein angeführt wurde, lassen sich leicht Schlüsse auf die Innengestaltung ziehen.

Wenige Worte seien über den Garten gesagt. Er ist weder der französische Garten, bezogen auf die Architektur, die sich ihn herrisch unterwirft, noch ist es der englische Garten, ein Stück künstlerischer Natur, sondern ein Überleiten vom Menschengebilde in die Landschaft, in die Natur.

Ich sprach vom Eigenhaus, von der Villa (dieses Wort klingt mir spießig), weil ich glaubte, am Beispiel dieser Hausart, die in der Heimat am üblichsten ist, am leichtesten verständlich zu werden. Diese Anlage ist aber nicht der Typus von heute, sondern das Reihenhaus. Das Reihenhaus mit gleichem, aber in sich wandelbarem Wohnungsgrundriß ist anzustreben, seine Wirtschaftlichkeit verhilft am ehesten in allen europäischen Städten vielen Hunderttausenden von Menschen, jungen Eheleuten, zu einem eigenen, anständigen Heim.

Die Mehrzahl der Bürger zivilisierter Völker hat gleichwertige Lebensbedürfnisse, deshalb soll auch unser Haus nicht prominenter, aufsehenerregender wirken, als unser Anzug, unser Auto, unsere Eisenbahnen. Zweckentsprechend im Einklang mit der finanziellen, wirtschaftlichen und technischen Möglichkeit unserer Zeit, in Rücksichtnahme auf den Menschen und seine natürlichen Eigenschaften, wird es dem Begabten gelingen, zwangsläufig die neue Form zu finden, die vielleicht auch wieder als schön und als eine Kunstform anerkannt wird. Doch die Ästhetik wollen wir der Nachwelt überlassen

Chaplin, der Held des Untermenschlichen

Von Wilhelm Michel

Der halbe Erdball überschlägt sich gegenwärtig wieder vor Begeisterung über Chaplins Zirkusfilm. Messerscharfe Federn werden stumpf, zungenfertige Götzenzertrümmerer werden lyrisch, wenn die Rede auf die neueste Meisterleistungen des großen Charlie kommt. Kritiker, die nichts unbemäkelt können stehen sehen, haschen nach Worten, die ihrem Entzücken angemessen sind. Vor den Kassen der Kinos staut sich die Menge zu Chaplin-Polonaisen. Es ist ein Welterfolg.

Ein Welterfolg beweist immer etwas. Er kommt nicht aus dem Ungefähr. Selbst wenn man sich klar darüber ist, daß der Welterfolg des „Zirkus" ein Zehren vom Kapital ist, daß dieser Film ganz einfach maßlos und unbegreiflich überschätzt wird, da er die Höhe der früheren Leistungen („Goldrausch" und besonders „Kid") nicht entfernt erreicht — selbst dann noch bleibt es wahr, daß Chaplins Welterfolg etwas für ihn beweist. Nicht bloß etwas für sein Künstlertum, sondern für die geistige Grundlegung seiner Gesamtleistung, für seine „Idee", seinen Leitgedanken. Für das, was er vertritt, was er geistig darstellt. Es ist aus seinem Welterfolg nur zu schließen, daß er irgend etwas ausspricht, was alle angeht. Daß er etwas auslebt, was alle (oder doch viele) wohlgefällig als eigenen Seelenbestandteil des oberen oder des unteren Stockwerks wiedererkennen. Chaplin muß der Repräsentant für eine weitverbreitete, menschliche Sache sein. Er muß der „Held" von irgendetwas sein, der Held einer Idee oder einer allgemein menschlichen Möglichkeit, der Held einer bestimmten Denkweise oder eines bestimmten, doch weithin gültigen Lebensgefühles oder gar einer Weltanschauung.

Ein Blick auf die Kasperlbühne, und die Anknüpfung ist gefunden. Denn Chaplin steht nach wesentlichen Bestandteilen seiner Leistung zweifellos mit der Zentralfigur des Puppenspieles, des Mimus des Volksstücks aller Länder und Erdteile in Verbindung. Er ist der Held des unteren, des elementaren Verhaltens. Der Held des Anti-Heldentums, der Held des Unter-Persönlichen, der unverwüstlichen und rein natürlichen Lebenskraft, die warm und irdisch mit den Dingen lebt und durch keinerlei geistiges Element, sei es nun Ehrgefühl, Ichgefühl, Persönlichkeitsbewußtsein, Zielwille, in ihrer grenzenlosen Elastizität gestört wird. Die Prügelszene zwischen Kasperl und Teufel (oder Tod) läuft so ab, daß den Teufel der Prügel jedesmal trifft, während Kasperl sich immer darunter wegduckt. Diese Szene kommt bei Chaplin in Dutzenden von Varianten vor. Er hat den Mut zu den Affekten des Augenblicks: frech, wo es gefahrlos ist, feig, wo er der Übermacht gegenübersteht; und dies mit außerordentlich geschwinden Übergängen, die nur da möglich sind, wo die „Persönlichkeit" noch nicht geboren oder im Naturhaften wieder ertrunken ist. Gleich dem Kasperl ist Chaplin unverwüstlicher Optimist, immer obenauf und Herr der Situation, wenn er nicht gerade vor einem Esel, einem Schutzmann oder einem sonstigen ergrimmten Mitbürger davonläuft. Chaplin wohnt im breiten Parterre des Lebens, auf jener unteren Ebene, wo zwischen Mensch und Tier noch kein großer Unterschied ist, wo das „demokratische" Naturprinzip herrscht und nichts von dem gilt, was auf höheren Ebenen den Menschen geistig steigert und beschränkt. Er spielt mit der Welt, und die Welt spielt mit ihm. Er tappt in sein Glück, ohne es zu wissen, wie der Dumme im Märchen. Kein Zweifel, daß Chaplins Filme auf zielstrebiges Tun, auf gerades menschliches Verhalten ein Licht werfen, das diese Dinge verhöhnt, mindestens verspottet. Kein Zweifel, daß sie das Schäbige glorifizieren; sofern eben die umgrenzte, geistig nicht behinderte Schmiegsamkeit das Schäbige par excellence ist. Der Mensch fängt erst bei seinen Hemmungen an. In Chaplins Filmen triumphiert, vorsichtig Rücksicht nehmend auf gewisse Hauptpositionen amerikanischer Moral, das Untermenschliche. Ein Sklavenaufstand der alten, zum Herrschen nicht mehr fähigen Kräfte; ein Heraufwölken des Bodensatzes; eine Belieferung schlechter Masseninstinkte mit geschickt kandierter Gemeinheit; Rebellion der grundsätzlichen Spöttelei, des grundsätzlichen Nicht-Ernstnehmens; und damit Zugeständnis, daß der Geist, der hier waltet, nichts von den oberen Kräften weiß und zur Ausbildung der abend-

ländischen Menschheit und Menschlichkeit in einem schroffen Gegensatz steht. Insofern, als das „Gemeine" nämlich jene untere, geistig wenig gebundene Lebenskraft, allen Menschen gemeinsam ist, gehen Chaplins Filme in der Tat alle an. Aber insofern, als über der heutigen Menschheit (und zumal über dem europäischen Kulturkreis) unverdrängbar ein höheres, an die geistigen Elemente gebundenes Ideal steht, sind diese Filme Import aus fremden Gefilden. Ihrem Ursprungsland Amerika werden sie wohl in der Weise entsprechen, daß sie dort als eine Art Gegengift gegen die naturferne Hybris des Amerikanismus auftreten. Es läßt sich verstehen, daß in einer Welt, wo dem Geiste die rückwärtigen Verbindungen durch eine verheerende Emanzipation des Zweckdenkens, des Wollens, der Persönlichkeit verloren gegangen sind, das Naturhafte selbst in seiner koboldischen und neckenden Gestalt hervorgetrieben und freudig begrüßt wird. Man lacht abends über Chaplins Entzauberungen des Willens, des Biedermannes, der bewußten Absicht, um tags desto frenetischer, absichtlicher und biedermännischer dem Dollar nachzurennen. In Europa, wo die rückwärtigen Verbindungen des Geistes noch immer gut besetzt sind und die Natur von überall her noch ins Leben freundlich hereinragt, liegen diese Dinge anders; und deshalb ist es zu verwundern, daß sich hier dem an sich so sympathischen kleinen Plattfuß-Akrobaten abendländisches Denken — nein: abendländisches Körpergefühl nicht häufiger und deutlicher entgegenstellt. Es gehört freilich zum menschlichen Leben, daß es sich am Widersprechenden gelegentlich ergötzt oder es sogar in gewissem Ausmaß zu sich hereinzieht. Aber daß uns Widersprechendes jederzeit hemmungslos eingeht, ist kein erfreuliches Zeichen für eigene Lebenskraft und -form.

In Chaplins Beziehung zur Hauptfigur des Mimus liegt seine Würde, seine Bedeutung und der Grund seines Welterfolgs. Aber darüber darf ein Unterschied nicht vergessen werden. Kasperl (samt seinen Brüdern unter allen Himmelsstrichen) ist von Hause aus Elementargeist und Naturdämon. Er verkündigt sein Naturevangelium in sozusagen geheiligten, traditionellen Formen. In mythischen Formen, die ihn der unmittelbaren Wirklichkeit entrücken. Mit mythischen Gegnern, mit Tod und Teufel hat er zu tun; als Kraft, nicht als ein bestimmtes, unter uns lebendes Individuum tritt er auf; als Mahnung an ein zurückgedrängtes Weltelement, mit dem wir die Fühlung trotzdem um keinen Preis verlieren dürfen. Chaplin aber dringt als ein bestimmter heutiger Mensch auf uns ein, unmittelbar suggestiv und wirklich. Und

da läßt sich wieder die seltsame Erfahrung machen, die in der Geschichte der Menschheit seit der Entthronung der Naturdämonen so oft gemacht worden ist.

Je näher uns diese entthronten Kräfte auf den Leib rücken, desto mehr neigen wir dazu, das Negative in ihnen zu erblicken. Die alten Götter wurden mit dem Untergang des Heidentums zu Teufeln, Aphrodite und Jupiter im Süden, Thor, Wodan und Saxnot im Norden. Sie mußten zu Teufeln werden, weil das, was sie repräsentierten, noch eine sehr nahe, noch eine sehr gefährliche Möglichkeit war. Aber heute können wir längst wieder in voller Freiheit von Venus und Wodan sprechen; denn ihre Zeit ist radikal und wahrhaft um, ihre Namen bedeuten nichts Herrschendes mehr. Und so ändert, wie mir scheint, das „Naturevangelium" seinen Aspekt, je nach dem Heftigkeitsgrad, mit dem es auf uns eindringt. Kasperl darf die große naturhafte, gesinnungslose, ehrlose Lebendigkeit verkündigen, ohne unser Mißfallen zu erregen. Er tut es im Dialekt der Mythe, er mahnt an Uralt-Vergangenes, das von unten her doch noch in unser angeblich so weit „vergeistigtes" Dasein hereinreicht.

Chaplin aber präsentiert mir die koboldische, elementargeisterhafte Lebensfülle zu sehr als heutige Schäbigkeit. Merkt man denn nicht, daß seinem Typ nur genau so viel Geltung zukommt, als der bedingungslosen Opposition gebühren kann? Ich lache gern. Aber wenn Chaplin auf jeder Seite seiner Filmmanuskripte Ratio, Wille, Würde, Ehrgefühl usw. als Angelegenheiten der Dummen verleumdet, so stehe ich auf einmal wie ein ganz kleiner Naivling vor der Frage: Ja, was wäre denn der ganze Charlie ohne die von den Wollenden, Tuenden und Werdenden geschaffenen Dinge? Er purzelt munter unter ihnen herum, wie ein kleiner Köter ohne Rasse, aber voll Lebensmutes eine Straße von Palästen entlang wandelt, hie und da philosophische Fußnoten anbringend. Seine ganze Komik lebt doch nur von den Dingen, die andre — andre Kräfte! — auf die Beine gestellt haben. Und nur den Köterkräften im Menschen steht es zu, dieser Art Komik dauernd, hemmungslos, tags und nachts zuzujubeln — ohne einen Augenblick der Besinnung.

Dies war es, was ich hier sagen wollte. Es wurde in verschiedenen Augenblicken zu deutlich von mir empfunden, um verschwiegen zu werden.

Heutige und die von Ehedem

Von Misch Orend

Sie haben keine Vergangenheit,
drum suchen sie das Vergangene.
Wer Enkel ist, ist vom Jetzt befreit,
er tut das Längst-Begangene.

Berufswahl

Von Gerhard von Mutius

Charakteristisch für die Berufswahl ist zunächst, daß sie so selten im eigentlichen Sinne stattfindet. Meist ist der Zwang der Verhältnisse, der soziale Druck so stark, daß dem Einzelnen viel Wahlfreiheit nicht mehr übrig bleibt. Es kommt hinzu, daß, auch wenn es mehr Wahlfreiheit gäbe, die Meisten einigermaßen in Verlegenheit wären, was sie wählen sollten, denn nur ausnahmsweise entwickelt sich in einem jungen Menschen eine so bestimmte Interessenrichtung, daß sie auf einen Beruf hindrängt und selbst im letzteren Falle weiß man, da man das Leben nicht antizipieren kann, im Grunde nicht recht, was man wählt.

Also es bleibt auch bei der Berufswahl viel Schicksalhaftes, viel Bestimmung von Oben. Das sollte aber den Menschen nicht hindern mit möglichst offenem Kopf und wachen Sinnen an der Entscheidung mitzuwirken, so wie wenn er allein der Gestalter seines Schicksals wäre. Und da wird es vor allem darauf ankommen, an welcher Stelle man sich am nützlichsten glaubt, wo der Einsatz der eigenen Fähigkeiten am meisten Wirkung verspricht. Denn auch für die persönliche Befriedigung ist die soziale Funktion und Auswertung des Berufs meist entscheidender als das, was man das Liebhaberinteresse an seiner Betätigung nennen könnte. In der Regel nimmt dieser Gesichtspunkt die gröbere Form der Frage an: „Wie komme ich am schnellsten zu Geld und Ansehen.“ Aber in diesem Ziele liegt etwas durchaus Normales und es wäre verkehrt aus einem mißverstandenen Idealismus diese weltlichen Berufsantriebe ausschalten zu wollen. — Andererseits genügt es natürlich nicht, den Beruf nur als Mittel zum Zweck zu betrachten, der Beruf muß sozusagen sich selber Zweck werden.

In der Hingabe an ihn muß über den Ertrag, den persönlichen Vorteil hinaus der Mensch eine raison d'être finden, die ihn sogar über die Rückschläge und Leiden seines persönlichen Lebens hinwegträgt. Das aber tritt nur ein, wenn er sich in seinem Beruf als Träger eines Sinnes, als Mitarbeiter an einem Sinne fühlt, der das egoistische Interesse der eigenen Person überragt. So verstanden ruht alle Berufsfreudigkeit auf einem Glauben, auf dem Glauben an den Sinn menschlicher Kulturbemühung, an einen in ihr liegenden Wert, ja an den Wert überhaupt. Ich habe diesen Glauben einmal negativ so formuliert: „Daß das Dasein noch etwas anderes sei als jene Affenkomödie, die sich täglich um uns und in uns abspielt, das eben ist der Gedanke des Wertes."

Und der Beruf macht eben mit diesem Glauben ernst, indem er Opfer verlangt, die nicht dem Götzen des Erfolges, sondern dem omnipräsenten und doch unbekannten Gott gebracht werden, auf den alle menschliche Bemühung zustrebt. — So ist es z. B. oft bemerkt worden, daß auch innerhalb des Wirtschaftslebens nur der kleine Mann daran denkt, was er alles für das von ihm verdiente Geld haben könnte, daß aber für den im Großen wirtschaftenden Menschen die persönlichen Vorteile ganz hinter der sozusagen beruflichen Seite des Wirtschaftens zurücktreten. Wieviel mehr muß das bei beruflicher Tätigkeit der Fall sein, die nicht in erster Linie auf Gelderwerb gerichtet ist!

Aber bei aller Hingabe darf auch der Gedanke des Berufs nicht überspannt werden. Die Arbeit ist Anpassung an die menschliche Gesellschaft, die Muße Anpassung an das Universum. Wir brauchen neben der Arbeit die Muße, ja vielleicht liegen innerhalb der Muße, vielleicht stammen aus der Muße die fruchtbarsten Arbeitsmotive. Bei aller geistigen Arbeit jedenfalls liegt im Einfall, in der blitzartigen Einsicht das Entscheidende. Es ist aber in der Regel nicht so, daß diese Einfälle am Schreibtisch kommen, sondern plötzlich einmal mitten im täglichen Leben sich einstellen. So ist es definitorisch garnicht einmal leicht Arbeit und Muße von einander zu scheiden, ja je höher menschliche Tätigkeit hinaufreicht, um so mehr werden sie die Tendenz zeigen miteinander zu verschmelzen.

Aber für die allermeisten bleibt doch Beruf und Privatleben, Arbeit und Muße getrennt und es kommt gerade auch bei der Berufswahl darauf an, der Muße ihren Platz neben dem Beruf zu sichern. Muße gestaltet sich aber dann am fruchtbarsten, wenn auch sie Aktivität nur

nach einer anderen freigewählten Richtung ist. In dieser Hinsicht ist es mit der beste Rat, den man dem Menschen für ein glückliches Leben geben kann, daß er suche sich neben seinem Beruf in irgendeinem Interesse, einer Betätigung — und wenn es nur eine Briefmarkensammlung wäre — einen locus standi zu schaffen, der von seinem Beruf unabhängig ist. In England, in Frankreich wird diese Lebenskunst der Muße viel mehr erkannt und geübt, während das spießbürgerliche Vorurteil in Deutschland meist verlangt, der Mensch solle möglichst restlos in seinem Beruf aufgehen und in Liebhabereien neben dem Beruf nur Ablenkungen sieht.

Und doch ist ersichtlich, daß der Beruf, an den wir bei der Berufswahl denken, niemals das ausfüllen kann, was man im höheren Sinne den Beruf, die Berufung eines Menschen nennt. Diese Berufung ist eben seine Persönlichkeit, worin sowohl ein Tatbestand wie ein Ziel zum Ausdruck kommt. Zur Persönlichkeit aber gehört das ganze Leben. Persönlichkeit ist Sinngebung und der bürgerliche Beruf nur ein Teil derselben. Wer zu diesem seinem eigentlichen Beruf durchgedrungen ist, wird sich mit seinem bürgerlichen Beruf — und auch im besten Falle wird da ein Rest von Zwang und Arger und unnützer Mühe übrig bleiben — besser abfinden, als derjenige, der in dieser seiner sozialen Rolle das Letzte sieht. Er wird freudiger in seinem bürgerlichen Beruf stehen und darum ceteris paribus auch mehr darin leisten. Aber als unentbehrliches Mittel zu jener letzten persönlichen Sinngebung wird er auch seinen bürgerlichen Beruf in hohen Ehren halten und die beste Kraft an seine Erfüllung setzen.

Die Schuld

Von Heinrich Zillich

Dort richte, wo der Sinn im Kleinen hängt
und wie in Maschen selber sich verknotet.
Wer aber Fackeln in das Dunkel schwenkt,
den schwärzt der Schatten und sein Auge lotet.

Idee entsühnt ihn reulos! Richtet nicht.
Der Geist reißt fort durch Wipfel oder Schlünde.
Aus Schuld wird Unschuld wie die Nacht zum Licht.
Erst wo der Glaube starb fiel Schuld in Sünde.

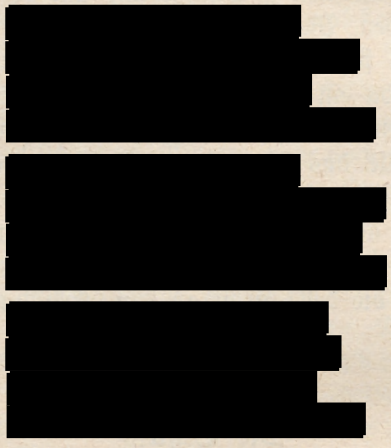
Gedichte

Von Alfred Margul-Sperber. Für Jessika

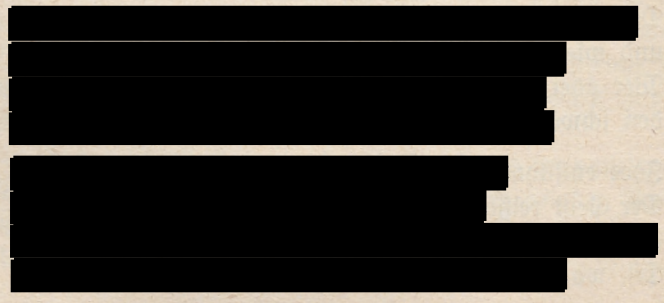
Wie alles traurig ist....



Geheimnis



Landschaft



[redacted]

Bald

[redacted]

Zur Führerkrise

Von Heinrich Zillich

Der folgende Aufsatz ergänzt meine Ausführungen im Märzheft über „Das Ende des Pfarrhauses."

Unter Führerstand ist eine bestimmte Klasse zu verstehen, deren Aufgabe und Beruf es ist zu führen. Ein Volksführer, der Bürgermeister oder Bankbeamter ist, wird durch seinen Beruf keineswegs zur Führung verpflichtet. Wird er Volksführer, so nur durch persönliche Fähigkeiten oder Ansprüche. Das war in der siebenbürgischen Vergangenheit ebenso; nur wenige Berufe: Komes, Königsrichter und in frühester Zeit Stadtrichter, brachten zwangsläufig auch diese Aufgabe mit sich. Der Pfarrer aber war durch die Organisation der Kirche sowohl der Gemeinde, in der sich sein Wirkungsfeld äußerlich eingrenzte, als auch nach oben hin, der Spitze zu verpflichtet. Weil er durch den religiösen Zweck der Kirche hindurch unmittelbar das Gefühlsmäßige seiner Untergebenen — dieser Ausdruck ist für damals erlaubt — anrührte, hatte er viel lebendigere Einflußkraft als die „weltlichen" Herrn, die durch das Recht und später durch Überzeugung wirken mußten.

Die kirchliche Gläubigkeit — in jeder Kirche ist dies so — führt auch zum Glauben an den Pfarrer. Die Pfarrer waren überdies durch hundert Fäden, auch durch Verwandtschaft, wie sich in alten Chroniken leicht ersehen läßt, mit den „weltlichen" Herren und damit mit der Politik verbunden. Aus all diesen Tatsachen erwickelte sich ihr Stand zu einer wahren Herrenklasse, die man als solche empfand. Nur eine so herangezüchtete Pfarrerschaft konnte nach der Zertrümmerung unserer Eigenverwaltung die politischen Zügel so fest ergreifen. Eine reichsdeutsche Landeskirche, plötzlich der weltlichen Machthilfe beraubt, hätte die Volksführung niemals voll ergreifen können, weil sie der politischen Leitung im Großen und Kleinen zu fern gestanden wäre.

Das gleichsam Objektive an dieser Erscheinung ist also der Stand. Das Subjektiv-Greifbare, das er aus sich herausbildet, ist der Führertypus. Bei uns war es der Typus des Einzelpfarrers, der seine Doppelstellung als weltlicher und geistlicher Führer nicht bloß begriff, sondern als zu Recht empfand und aus ihr lebte. Es war der Pfarrer, der an seine Herrenaufgabe, ohne darüber zu reflektieren, glaubte.

Der Führerstand aber besteht, solange die Pfarrer bestehen werden; er ist in seinem Wirkungskreis ausdehnbar und kann auch verengt werden. In schärfster Verengung ist er auf das seelsorgerische, religiöse Gebiet allein hingewiesen, in größter Ausweitung umfaßt er mit diesem auch das politische. Doch nur aus solcher Weite und nur wenn sie durch das Volk gläubig unterlegt ist — wobei der Glauben zu gutem Teil ihm selbst gilt — bildet sich der Typus des Pfarrherrn, der Volksführer in voller Bedeutung des Wortes ist: der Typus des herrenhaften Pfarrers, für den das Pfarrhaus eine Burg wie für den Ritter ist, Sinnbild seiner Macht einerseits und seiner Verpflichtung andererseits. Geistig betrachtet ist dieses Pfarrhaus die Stätte eines schwer verpflichteten, aber auch umfassenden Lebens und der Ort, wo sich alle lebendigen Kräfte einfinden müssen, weil da der Herzschlag des Volkes am ruhigsten und auch am mächtigsten geht. Es ist der Ort der Kultur. Hier eint sich dreierlei in Harmonie: Religion, Kultur und politische Tat. Alles zusammenn schafft diesen Führertyp. Und dieser harmonische Typ hat eben sein Haus, seine Atmosphäre: das alte sächsische Pfarrhaus. Man wird unter sehr alten Pfarrern noch heute leicht feststellen können, ob sie aus einem solchen Orte hervorgegangen sind.

Streicht man eine Voraussetzung dieser schönen Einheit, so stürzt der Führerstand der Pfarrer nicht zusammen, er verengt sich nur und

soweit, als es der Beruf der Pfarrer noch weiter bleibt zu führen und wenn es nur im Geistlichen wäre. Aber der Typus verschwindet. Damit selbstverständlich sein Heim.

Der Glauben an Kirche und Pfarrer litt nun tatsächlich, daran ist kein Zweifel. Wenn man als Gegenbeispiel anführt: die Bauern brauchten den Pfarrer als Ratgeber noch heute, so ist das ein Argument für diesen Verlust, denn sie benützen ihn als „Mädchen für alles." Er ist ihr Beamter geworden. Diesen Wechsel der Gewalten empfindet er selbst. Jene Zeit, wo er herrenhaft und überlegen einem ihm vertrauenden und gläubigen Volk der unangreifbare Führer war, ist vorüber. Sein Führertum ist heute mehr rechtlicher Natur. Die Kirche als solche, die Religion, ist seine Rechtfertigung nicht mehr, sondern die Kirche als Organisation, deren Beamter er ist. Die Doppelstellung als geistlicher und weltlicher Führer wird nicht mehr geglaubt, weil die Religion, die es zur Einheit verschmolz, verloren oder wenigstens im kirchlichen Gewande nicht mehr uneingeschränkt empfunden wird. Das geht so weit, daß man die Heiligkeit des Kirchenraumes nicht mehr fühlt: Kein Pfarrer protestierte bei uns gegen Lichtbildervorführungen in den Kirchenhallen. Wenn aber so das äußere Gefäß des Gottesdienstes gleichgültig wird, wie sehr muß der Glauben an seinen menschlichen Träger ins bloß Verstandesmäßige abgeglitten sein. Der weltliche Zweig seines Berufes rationalisierte sich zum Beamtentum. Der geistliche aber steht plötzlich als übergroße Forderung vor den Pfarrern, als Schuld. Sie fühlen es in ihren jüngeren Vertretern sehr deutlich, daß sie bei der veräußerlichten Kirche entsetzlich schwer um den religiösen Kern zu ringen haben, der sich in nichts Greifbarem, weder im Gottesdienst noch im Pfarramt verkörperlichen lassen will. Niemals haben unsere Pfarrer so häufig religiöse Dinge umstritten. Der Ausbau der Lithurgie ist nichts anders als das Streben nach einer neuen religiösen Gestalt, jenseits der Intellektualität, die die alte Form wegschwemmte.

Diese Pfarrer sind nicht mehr die aus der harmonischen Einheit des alten Pfarrhauses herausgetretenen „adligen", von sich selbst überzeugten Führer. Sie sind Gottsucher, die zum Ursprung jeder Kirche drängen, zur Religion. Ihre Lage ist, wenn sie bis in die Tiefe erfühlt wird, furchtbar. Sie selbst werden die abgestorbene Romantik ablehnen, die im Pfarrhaus dieser an den Anfang zurückgeschleuderten Menschen, noch ein Sinnbild der Fülle sehen will. Die Überzahl der Pfarrer allerdings hat solche Tiefe nicht; sie bescheidet sich damit Beamter zu sein

auch im Rein-Kirchlichen. Der Ton, mit dem das Volk darauf antwortet, ist uns im Mißgesang der „Unzufriedenen" bekannt geworden. Auf die Mehrzahl kommt es nie an. Die geistige und geistliche Zukunft liegt bei den wenigen religiösen Suchern.

Ein solches Suchen nach dem religiösen Kern ist nicht allein den Pfarrern eigentümlich. Die ganze geistige Haltung der Zeit wird davon bestimmt, auch in Siebenbürgen, wo in jungen Kreisen diese Fragen ununterbrochen und notwendig auftauchen. Das bedeutet aber schon den Gegenschlag gegen die Intellektualität, die zur Demokratie herabführte, das Pfarrhaus zerbrach und noch heute nach dem Gesetz der Trägheit auf die Massen einwirkt.

Was hat uns aber die Demokratie eingebracht?

Ein gesundes Volk läßt nicht auf der einen Seite eine Kräftezusammenfassung zerfallen, ohne auf der anderen sich neu zu kräftigen. Die Zeit der pfarrherrlichen Führung war für uns ein großes alle umfassendes Pfarrhaus, besonders von 1848—1918, wenngleich damals die religiöse Komponente schon zerfiel. Damals hatte sich auch die wichtige staatliche Aufgabe, die wir Jahrhunderte lang erfüllten, überlebt. Wir wurden Provinz, beschränkt nach allen Seiten. Unsere kulturelle kolonisatorische Wirksamkeit wurde eingeengt, weil die ungarische Kultur uns umlagerte und der unseren im Grunde nicht wesensfremd war, sondern ebenso westeuropäisch, aus der deutschen übersetzt. Wir beschieden uns damit, wurden „historisch" und damit auch unreligiös, nun scheinbar ein für allemal aus der großen Geschichte gestrichen, und schrieben unsere Vergangenheit auf. Wir eroberten nicht mehr, wir organisierten bloß.

Das Leben läßt sich aber nicht „historisieren". Zugleich mit diesem sächsischen Rückschritt in der Politik, schob die wirtschaftliche Ausdehnung sächsische Männer zahlreich in ihr Getriebe ein. Man begann in großem Maße Wirtschaft zu treiben. Es entstanden Firmen, deren ganze Arbeit darauf gerichtet sein mußte, über den sächsischen Boden hinaus zu handeln, erst ganz im Triebwasser des nackten Erwerbsstrebens, dann aber mit Bewußtsein, genau so wie unsere Politiker im Mittelalter sich niemals davor scheuten, Einfluß auf die Lage Siebenbürgens zu nehmen oder der Walachei. Unsere Wirtschaftskreise treibt dabei dieselbe aus der Volkskraft quellende Eroberungslust. Es fehlte ihnen nur die Möglichkeit, sie politisch oder kulturell zu unterlegen. Nach 1918 aber ist diese Möglichkeit da und wird zur Aufgabe und die heißt bei uns immer Kolonisation.

Die deutsche Volksgemeinschaft wird seit dem letzten Kriege allmählich ein staatenübergreifendes Eigentum aller Deutschen. Von ihr her dringt in uns, die wir nun in einem balkanoffenen Staate leben, die ganze Kolonistenaufgabe ein, ins Kulturelle umgewandelt. Nicht daß uns der Kapitalismus Händler und Fabrikanten gegeben hat, ist wesentlich, sondern daß er europäische Menschen schuf, die mit Wirtschaftsfäden nnd Kulturklammern an den Westen gebunden sind. Sie sind die Führer unserer kulturellen Sendung und infolgedessen, je mehr sie sich — was nur in Generationen geschehen kann — aus dem Nachtkaufmännischen zum Kaufherren erheben, auch diejenigen, auf die unsere politische Führung übergehen wird. Eine große deutsche Fabrik ist in ihrer Wirkung, abgesehen vom wirtschaftlichen Erfolg, für die Ausbreitung deutschen Geistes im Lande heute wichtiger als zehn Pfarrer.

Unsere Führer in öffentlichen Dingen sehen diese neuen Tore nicht. Öffentliche Körperschaften sind im Wandel der Zeiten am trägsten. Die unseren denken im Geiste, der vor 1918 am Platze war: kleinsächsisch.

Nicht die Kirche als christliche Gemeinschaft ist unser Volkserhaltungsmittel, sondern unsere Volksliebe schuf die Kirche, trotz des religiösen Verlustes, zu einer nationalen Organisation um. Uns vereinigen über die wirtschaftlichen Gegensätze hinweg nicht christliche Gefühle — ich möchte den Volksredner sehen, der mit solchen allein und ohne hübsche Einkleidung in nationale Anrufe einen Sachsen vom Ofen lockt! Uns vereinigt nur noch das nationale Empfinden, seitdem wir durch die religiöse Ebbe der letzten Vorkriegsjahrzehnte hindurchgingen.

Nationalgefühl allein bedeutet noch nichts, es ist ohne Kultur der bloße Selbsterhaltungstrieb einer gleichartigen Menschenmasse. Erst wo es Aufgaben nicht nur der Erhaltung, sondern auch der Wirkung und Ausbreitung sieht, erst wenn es Ideen vor sich hat, wird es bedeutsam. Und diese kommen heute aus dem Rückschlag gegen den Materialismus, aus der religiösen Sehnsucht der Zeit und aus der deutschen über mehr als 15 Staaten weggreifenden Volksgemeinschaft, die sich in einer höhern Kultur ausprägt und der auch die Wirtschaft bewußt oder unbewußt und trotz ihrer materialistischen Erwerbslust dient. Es schießt hier in das deutsche Nationalgefühl eine Weite ein, eine — wie Mutius sagt — ökumenische Sendung, deren einfache Tatsachen nur der sieht, der sich bei uns nicht im Sächsischen einspinnt. Bei uns haben es die gesehen, die ihr Beruf zwang, über den kleinen Heimatskreis hinauszugreifen. Heute überzeugt nicht mehr der Staat,

sondern das höhere, rechtlich und organisatorisch gar nicht faßbare Band des Volkstums, und selbst dieses nur, wenn es eine Idee zu tragen weiß: Dies ist die notwendige Entwicklung parallel zur staatlich unbindbaren Wirtschaft, aber voll religiöser und gefühlter geistiger Elemente, die nur in der Zeit des religiösen Wiedererwachens wirksam werden konnte. Wir als Deutsche werden uns nie mehr außer zum Absterben ins kleinere Sächsische zurückbilden können, seitdem wir längst im allgemeinen deutschen Rhythmus schwingen.

All dies rührt natürlich die nationale Mittelpunktstellung unserer Kirche nicht an. Es bedeutet nur: daß wir durch die gottlob geänderten Verhältnisse neue Aufgaben im Rahmen der europäisch-deutschen Kultur zu erfüllen haben, für die der vorgestrige Geist unserer öffentlichen Körperschaften ungeeignet ist. Kein Zweifel, daß sich dieses ändert. Aus den Wirtschaftskreisen wird die frische Luft eindringen, je mehr diese Schichten ins Geistige aufwachsen. Je mehr ihnen die Macht, die ihnen zufällt, auch den Blick für das Allgemeine öffnet, wird durch sie die resignierte offizielle Bescheidung auf das bloß Sächsische einem deutschen Geiste weichen. Oft hört man es sei unser Geschick, immer eine gewisse provinzielle Enge und Rückständigkeit zu ertragen; es hat das für 1848—1918 gestimmt, aber für die Zeit nicht, da wir das „Bollwerk der Christenheit" waren und nicht für heute. Mit wem verglichen in unserer Umgebung sind wir rückständig? Wer um uns hat mehr kulturelles Gut und ein größeres Recht es zu vertreten?

Fehlt uns aber der Mut, uns aus der Beschaulichkeit zu reißen und zu fordern, heute viel mehr zu fordern als bloß den Platz an der Sonne, so gehen wir zugrunde. Mit diesem Platz begnügt sich das offizielle Wesen bei uns. Unter dessen Fittichen aber entschlüpft das Volk selbst zur Tat. Wir sind gesund genug, um uns an die Spitze der Neuzeit zu stellen. Zerbrechen werden wir nur, wenn wir uns auf das Herkömmliche beschränken — das ja auch nur der Rest eines Abschnittes unserer Geschichte ist, wo wir entgegen unserer sonstigen Vergangenheit ein eingeengtes Leben führten.

Was aber verspricht uns, daß sich die tieferfühlenden Pfarrer wieder dem Seelsorgerisch-Religiösen zuwenden und die weltliche Führung gerne abtreten? Die Erneuerung der Kirche selbst! deren religiöse Bedeutung sank, als die weltliche stieg. Zur Religion überreden keine nationalen Werte; aber die innersten nationalen Kräfte dringen mit aus der Religion. Nach dieser ruft die ganze neuzeitliche Geistigkeit, die in ihrer religiösen Bestimmtheit vom weltlichen Element, von

den Kulturschichten auch der Wirtschaft erfaßt wird. Auf dem gemeinsamen Boden der Religion oder sagen wir, um nicht zu anspruchsvoll zu sein: der Kultur — die aber wieder gegen-wissenschaftlich ist, wieder aus der Gemeinsamkeit einer großen Idee, der deutsch-europäischen Kolonisation gespeist und religiös belebt ist, wird sich das Pfarrertum als Führerstand des Volkes im Geistlichen und die neuen Schichten der Städte finden. Auf keinem anderen, weil sich nur hier wirklich lebendige Aufgaben mit geistigen mischen. Ohne solche Verbindung gibt es niemals eine Zukunft, keine Wiedergeburt, nur das dumpfe Leben der Provinz, die ihren Sinn bloß daher empfängt, daß sie Körper und Leiber stellt, Handlanger für schöpferische Geister. Es ist Zeit, uns auf unseren Wert zu besinnen. Daß dabei romantische Vorstellungen vom Pfarrhaus, das nicht mehr sein kann, was es war, verschwinden, macht bloß den Weg zur Kirche frei und zur Tat. Anstelle des Pfarrhauses finden wir die geistige Aufgabe der kulturellen Kolonisation als Teil des deutschen Volkes, das die Einigung Europas ermöglichen wird, weil es seit 1918 nur darin seine große Zukunft zu sehen vermag und weil es das einzige Volk ist, das fremdes und eigenes Wesen zu einer gültigen Einheit führen kann. Die Deutschen allein waren fähig, Jahrhunderte lang in Europa zu regieren, ohne eines anderen Volkes Eigenart zu rauben. Aus ihrem Geist und in neuen Formen, die nichts mit einem äußerlichen Pangermanismus zu tun haben, wird das vereinigte Europa nur leben können, zu dem die Neuzeit drängt und das im Mittelalter schon einmal bestand.

In solche Weiten führt uns unsere Aufgabe und die Zeit, wenn wir sie erfassen, nicht nach ihrem Schein, sondern nach ihrem inneren Wesen.

Aus tausend Wunden glüht der Gott mich an

Von D. Luschnat

Aus tausend Wunden glüht der Gott mich an
Und blutet hin ins immer tiefre Leben.
Er muß in namenloser Qual erbeben,
Damit ich ringend ihn ertasten kann.

Von ihm bin ich erfüllt, von ihm umgeben,
Er schließt mich ein in seinen Leidensbann.
Kein Täter ist, der diese Tat begann,
Und kein Vollender. Ewig schwingt das Leben.

Es schwingt und singt bis in die wirre Ferne,
Die ich erdacht als Grenze meiner Not.
Ein kreisendes Gespinst lebendiger Sterne
Umdringt, umwindet mich von Tod zu Tod,
Und unentrinnbar wachsend muß ich suchen
Den niemals Wachsenden, dem alle fluchen.

Rundschau

Burgtheatergastspiel in Rumänien. Ein Ensemble des Wiener Burgtheaters spielte in Rumänien von Mitte April bis Ende Mai unter der Führung Albert Heines. Mitglieder der Truppe waren unter anderen Romberg, Valberg, Seydelmann, Schmöle, Schmidt, dann Frau Mayen, Roettgen und Godeck. Eine so kleine Gesellschaft ist hinsichtlich des Spielplans durch deutliche Grenzen gebunden; innerhalb dieser gibt es aber eine ganze Anzahl von Stücken, die einer ernsteren Wertung standhalten. Deren Wahl verhinderten Umstände, auf die von Siebenbürgen aus kein Einfluß möglich war; und so spielte das Ensemble fünf Belanglosigkeiten wie Schnitzlers „Liebelei", Mirbeaus immerhin wirksames Schauspiel „Geschäft ist Geschäft", dann Molnars „Spiel im Schloß" und zwei englische Lustspiele. Dies darf beklagt werden; es war aber leider nicht zu ändern und verlor schließlich durch das ausgezeichnete Spiel der Darsteller größere Bedeutung.

Denn hier war das Wunder schauspielerischer Kraft umfassend. Die Stücke lebten durch die Schauspieler und wurden bedeutsam, weil ihnen durch die Darstellung Blut zufloß. Die siebenbürgische Zeitungskritik hat recht, literarisch wertvolle Spielpläne zu fordern. Die Gründe dafür habe ich selbst vor einigen Jahren ausgesprochen.

Aber hier rechtfertigt sich eine Ausnahme. Niemals war für unser entferntes Gebiet eine solche Schauspielkunst zu erwarten. Wir konnten in einem Ensemble von der Geschlossenheit und Spielfreude, wie es die Truppe von Lenz vor etlichen Jahren war, fast eine Erfüllung der Möglichkeiten sehen, die uns offen stehen. Hier aber wurde große Kunst für uns zum Ereignis. Daran vergaß man die Stückwahl, man erlebte diese vollendete Ensemblekunst wie ein Geschenk.

Aus einer dienenden Lust am Gesamt- und Ensemblespiel, wobei jede Einzelheit bedeutend war, lebte die Bühne. Eine Szene aus dem ersten Akt von „Liebelei" war dafür besonders lehrreich. In einem Junggesellenzimmer decken zwei Mädchen und zwei Männer einen Tisch. Die frohe Bewegtheit, das leichte Durcheinander, der Lärm der jungen Leute war von einer Natürlichkeit beseelt, daß der Ausdruck Spiel dafür unzulässig wird. Wie der Dialog in dieser bestimmten Szene sich überstürzte, die Antwort in die Frage hineinfloß — das war das Leben. Von Größe und Schlichtheit gleichzeitig war diese Kunst erfüllt. Keine schauspielerische Leistung sprang aus dem Rahmen der gesamten Gestaltung, selbst in Mirbeaus Stück, das eine Hauptrolle deutlich hinausstellt, war es gleicherweise ein Verdienst des Trägers der Rolle, Heines, und der Mitspieler, daß Milieu, Handlung und Einzelspiel einig blieben.

Das Wesentliche jedes großen künstlerischen Erlebnisses ist wie dieses selbst unsagbar. Wir tasten an der Oberfläche herum, sprechen wir darüber; allerdings leuchtet der Kern durch. Und so mag dem Berichterstatter geglaubt werden, daß seine Begeisterung in der Aussage lange nicht dem wirklichen Eindruck entspricht.

Die Wirkungen des Gastspiels liegen auf zwei Linien. Auf der einen, die unserem durch Operette und Kino verseuchten Publikum die Augen öffnen kann für das Theater. Nicht der große Star, der sich aus den Komparsen allzudeutlich heraushebt und damit die Einheit des Erlebens vereitelt und nur Bewunderung hervorlockt, führt uns zur Fülle, zum Erlebnis, sondern ein Ensemble, das der Aufführung dient. Dies konnte das Publikum hier lernen. Und dann war das Burgtheater schon

nach seinen ersten Vorstellungen in Czernowitz und Bukarest plötzlich ein Vermittler geworden zwischen den Völkern. Niemals seit dem Kriege sind deutsche Künstler von Rumänen und deren Presse so überschwenglich gelobt und begriffen worden.

Dies in Rechnung gesetzt war das Gastspiel eines der bedeutendsten künstlerischen Ereignisse und eines der werbendsten in vielen Jahren. Heinrich Zillich

Eine Dürerfeier in Bukarest. Wir möchten hier einmal mit aufrichtiger Freude feststellen, daß die geistig-führende Schicht der Rumänen sich der kulturellen Güter, die die Menschheit den Deutschen verdankt, immer wieder bewußt zeigt. Im Vorjahre wurde Beethoven nicht nur von der ganzen musikalischen Welt dieses Landes, sondern auf Anordnung des Unterrichtsministeriums auch von allen Schulen gefeiert, heuer ist Schuberts ebenfalls an verschiedenen Orten gedacht worden und nun auch Dürers in einer recht offiziellen Veranstaltung. Daß sich der Herr Unterrichtsminister Dr. Angelescu selbst zu einem kurzen Vortrag über Dürer bemühte, macht seinem Streben, als Kulturapostel zu gelten, alle Ehre, wenn der Chirurg an dieser Stelle auch besonders grotesk wirkte. Daß der augenblicklich von der rumänischen Öffentlichkeit in den höchsten Tönen gefeierte tschechische Abt Zavoral, dessen kulturelle Verdienste, außer dem, daß er perfekt rumänisch spricht, uns leider unbekannt sind, auch in der Veranstaltung erschien, ehrt wieder Dürer außerordentlich. Aber neben diesen kleinen Äußerlichkeiten war der Hauptvortrag von Herrn Professor Tzigara-Samurcaş wirklich sehr erfreulich. Natürlich brachte er nichts Neues über den berühmten Mann, aber seine Ausführungen waren sehr geistreich, aus der lebendigen Beschäftigung mit Dürer hervorgegangen und begleiteten eine gut getroffene Auswahl von Lichtbildern in dem leichten romanischen Konversationston, der doch immer auch etwas Bedeutendes enthielt.

Es liegt hier nahe, eine von ihm hingeworfene Bemerkung aufzunehmen, die allen Rassenfanatikern zu denken geben kann. Tzigara-Samurcaş erwähnte lächelnd die Bestrebungen der Ungarn, Dürer seiner geographischen Herkunft und seines Vaternamens wegen zum Magyaren zu stempeln. Nun könnte man, meint er weiter, vielleicht ebenso gut sagen, da ja das Dorf Ajta auf heute rumänischem Boden liege, er sei Rumäne gewesen. Wenn er den Gedanken an dergleichen Prätention weit zurückwies, so geschah es selbstverständlich auch, um den ungarischen Anspruch ad absurdum zu führen. Für ihn ist Dürer ein Vertreter des germanischen Geistes kat exochen. Nun erinnern wir uns beinahe mit Beschämung dessen, daß er vor nicht allzu langer Zeit zum „Siebenbürger Sachsen" gemacht werden wollte. Muß uns da nicht der Spott des über solchen kleinen Nationalismus erhabenen rumänischen Gelehrten dahin belehren, daß dergleichen Fragen, die nach Willkür gewendet werden können, keinen Sinn haben? Sachse sein heißt, was überhaupt jeder Volksname ausdrückt: sich zu einem völkischen Kulturkreis nach Blut, Sprache, Sitte, Tugenden und Schwächen bekennen, sei es durch bewußte Äußerung seines diesbezüglichen Willens, sei es durch unbewußte Betätigung in diesem Sinne. Und diesem nach war Dürer ein Deutscher im Sinne des Reichsdeutschen, ja wenn man will ein Nürnberger. Das ist alles! Das Große an ihm aber ist, daß er als Künstler über die Grenze seiner völkischen Gebundenheit hinaus die lebendigen Werte der damals blühenden Kunst anderer Völker in sich aufnahm und nach seiner deutschen Art gestaltete. Daß er in diesem Sinne auch in Bukarest gefeiert wurde, ist Ruhm für die Rumänen und Freude für uns. Bernhard Capesius

Das dichterische Geschäft. Im Novemberheft 1927 (S. 437) erzählte ich, daß Eugen Bugel, Temesvar, Barnutziu-Str. 2, die „vielen talentierten Dichter und Schriftsteller" Großrumäniens aufrufe, ihm ihre Werke einzusenden, aus denen er ein „Prachtwerk", ein „Jahrbuch" deutscher Dichtung in Rumänien zusammenstellen wolle. Ich warnte damals vor dem Beginnen, das bloß die Dilettanten aufrühre und meinte, noch durchaus im Glauben, dieser Herr Bugel sei ein zwar komischer aber gutwilliger Phantast, das Prachtwerk brauche niemand neugierig zu machen Nun erfährt man aus der Erklärung einer Betrogenen, die am 27. April im Tageblatt veröffentlicht wurde, daß er ein Geschäftsmann ist. Er köderte erst durch den Aufruf die „Dichter", dann lobte er ihre Einsendungen, erbat sich ihre Bilder zur Veröffentlichung und so nebenbei auch einige hundert Lei zur Bestreitung der Klischeekosten. Das Prachtwerk erschien schließlich als ein kleines unscheinbares Bändchen o h n e Bilder und wurde den Autoren durch Postnachnahme zugestellt, die also wieder einige hundert Lei zu zahlen hatten, wollten sie sich gedruckt sehen. Gleichzeitig leistete sich Bugel noch ein Stückchen geistiger Diktatur, indem er ein Gedicht, das ihm die Aufklärerin seiner Methode übergeben hatte, umtaufte, bis auf vier Zeilen kürzte und durch drei fremde Strophen ergänzte.

Das System ist gut ersonnen. Mit der Lust zur Druckerschwärze hat Bugel ein kleines Geschäft gemacht. Und viele Dilettanten — ich wette! — werden ihn darob auch heute noch preisen. Wozu aber die Fälschung des Gedichtes? — Es scheint, daß im Prachtwerk die „Dichter" dem Geschäftsmann auf den Leim gingen, aber in Bugel selbst ein Dichter steckt, der dem Geschäftsmann das Bein stellte: eine wahrhaft alttestamentarische Vergeltung.

Der literarische Wert des Büchleins ist belanglos. Einige gute Namen wie Otto Alscher, Richard Gleim, Alfred Sperber sieht man erstaunt in dieser Sammlung. Alle Schriftsteller, die K. K. Klein in seinem Buche „Ostlanddichter" beurteilt, fehlen. Erheiternd und durchaus auf der Wertstufe der meisten Gedichte sind die Notizen, die Bugel den „Dichtern" widmet. Man liest da:

„Drei Studienjahre in Deutschland verleiden ihm die Fragen des Nährstandes —"

Weiß der Himmel, was das heißt. Origineller ist die Erkenntnis:

„Seine Palette hat wundersame Farben."

Und erst dies:

„Er wird Lehrer und sehnt sich nun (!) aus engen Kreisen in die Weite."

Oder:

„Der Charlestonrhythmus und das schlappe Alltagskleid seiner Poesie birgt viel tiefen Sinn und viel, viel Talent."

Auch Humor hat Bugel:

„Seit 1921 vermählt, ist sie ihrer schwermütigen Muse untreu geworden."

Wie bildkräftig ist das folgende:

„Sein gut gezäumter Pegasus macht weite, lange Ritte in die Vergangenheit und holt sich den Vorwurf seiner Arbeiten aus der Geschichte und der Bibel."

Bei Gott, das kluge Tier, das da selbst reitet, hat schon andere abgeworfen, aber so leicht ist es ihm niemals geworden wie beim Ritt durch diese Gegenwart.

Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

C. F. Ramuz Sonderung der Rassen, Verlag Weller, Leipzig.

Mächtig ragt da ein Berg empor, weit muß man den Kopf zurücklehnen, will man ihn mit dem Blick erklimmen, seine ragende Höhe scheidet Nord und Süd, Luft und Früchte, Blut und Sprache gelassen, doch unerbittlich. Hüben und drüben kennt sich nicht, versteht sich nicht, doch lebt es friedlich dahin, solange jedes die Grenze achtet, die nicht von Menschen geschaffene. Doch nun wird sie verletzt, durchbrochen von Urtrieben, gegen die wieder andere Urtriebe aufstehen. Die vom Nordhang rauben eine Weibe, die vom Südhang ein Weib. — Geht das im Quellengebiet der Rhone vor sich und in unsern Tagen? Begab sich dergleichen nicht vor tausenden von Jahren in Mesopotamien, in Island, immer und überall? Wie die Berge ihres Angesichts Züge länger wahren als das flache Land, so auch ihre Menschen; hier scheinen die Jahrhunderte spurlos vorbeigegangen, ohne ihren mildernden, täuschenden Humus über die einfachen, großen und harten Züge der Sagawelt-Gesinnung gelagert zu haben.

Seht dies Weib, diese Fremde! Ist sie nun die Gefangene? Ist es nicht vielmehr der, der sie raubte? Inmitten der Seinen fesselt, beherrscht, plündert sie ihn: Mutter, Land, Glauben verleugnet er qualvoll um ihretwillen. Um deretwillen, die sich scheinbar in ihr Schicksal gefunden, die freundlich tut, alle in Sicherheit wiegt und dabei grausame Rache vorbereitet, durch den Hausierer, durch den armen Narren und die fernen Sippen. Hart, düster, unerbittlich, in grausamer Einfachheit rollt das Verhängnis ab, wie ein Block, der zermalmend, der unbedacht frevelnd über die von der Natur gesetzte Grenze hinausbegehrte.

Ist das heidnisch, veraltet, überspannt? Grenzscheide! Die der Gebirge wie deutlich, eindrucksvoll und gewaltig schon als Tatsache, und doch wie viel gewaltiger noch als Symbol! Wie viel gefährlicher, unüberwindbarer die verborgene Grenzscheide des Blutes! Sonderung der Rassen! Jawohl! Aber sie geht noch weiter, diese Sonderung, bis in die engste Gemeinschaft; welch unsichtbare Berge trennen nur zu oft Vater und Sohn, Mann und Weib, Bruder und Bruder! Und immer der Liebende unterliegt! Er überschreitet die Grenze, er verläßt sein Ich.

Doch ein Mißtrauen steigt aus der Sprache dieses Buches: Ist diese Ungelenkheit, diese Primitivität echt oder ist sie bloß „stilvoll", Produkt höchsten Kunstwillens? Was im einen Fall rühren, ja erschüttern könnte, das müßte im andern empören. Wer solches nicht aus innerstem Trieb und Wesen heraus gebiert, sondern aus kühlem Kunstverstand stilgerecht zusammengebaut, wäre als Falschmünzer schlimmster Sorte abzulehnen. Vielleicht trägt auch bloß das Medium der Übersetzung Schuld an der Möglichkeit dieses Zwiespaltes und Verdachtes, jedenfalls weist sie unnötige Härten auf und verhindert die Klärung dieser Frage. Erwin Neustädter

Emil Ludwig, Napoleon. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin 1927.

Emil Ludwig hat es hier, ganz im Einklang mit seinen andern Biographien, nicht darauf abgesehen, Taten und Schlachten Napoleons zu erzählen, sondern er sucht den Menschen zu schildern und zu verstehen. Deshalb tritt vor allem das Persönliche in diesem Buche in den Vordergrund und durch Ludwigs sichere und schöne Ausdeutung beleben sich nun auch die Taten, erhalten im Menschlichen plötzlich eine werbende Aktualität, die die politischen Ideen unserer Zeit geradezu vorwegnimmt. Schicksal und Tragik, von Napoleon wundervoll aufgerührt und gerufen

durch eine gewaltige Phantasie und sachliche Tatkraft, rollt hier greifbar nah ab und läßt Napoleon, nun dem politischen Streite längst entrückt, als einen reinen und ewigen Charakter auferstehen.

Bruno Frank, Politische Novelle. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin 1928.

Vom eben besprochenen Buche zu diesem ist politisch nur ein Schritt. In Napoleon stieg zum erstenmal die Vision eines geeinten Europas empor, die er durch das Schwert durchzuführen versuchte. Diese Novelle dient der gleichen Idee, aber nach dem Satze in Napoleons Testament, daß wer nach ihm kommt, Europa zu überzeugen habe. In dem reinen Stil, den wir in den „Novellen des Königs" bewunderten, läßt Frank einen politischen Dialog zwischen einem deutschen Staatsmann und einem französischen, der unverkennbar die Züge Briands trägt, abrollen und zeichnet in edlem Feuer die Lage Europas und den Weg zur Rettung. Umgeistert ist dieses Gespräch symbolhaft von den Gefahren, die Europa drohen, von dem leeren Luxus in Cannes, den Negerkapellen und dem Verbrecher- und Rassengewimmel in Marseille, dem der Deutsche zum Opfer fällt. In diesem Ansturm der Barbarei, in den sich auch der russische Kollektivismus unannehmbar mischt, tasten die beiden Politiker nach dem großen kulturellen Erbe Europas zurück und, zu dessen Sendung, wobei sich deutsches und französisches Wesen verstehen und steigern, ohne sich aufzuheben. — Wenn ich es könnte, ich ließe diese Novelle in den Lesestoff aller europäischen Gymnasien einfügen.

Walter Savage Landor. Imaginäre Unterhaltungen. Deutsch von Rudolf Borchardt. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin 1923.

Der von Nietzsche zum Klassiker erhobene Savage Landor, einer der größten englischen Schriftsteller, unter dem Namen Gebirus der letzte lateinische Dichter, ist bei uns unbekannt, vielleicht wieder vergessen. Unter seinen Werken sind die imaginären Unterhaltungen die meisterhaftesten, aus denen durch Borchardt hier ein Teil vorgelegt wird. In dieser von ihm geschaffenen Kunstgattung dichtet Savage Landor Gespräche zwischen historischen Persönlichkeiten. In straffer Zusammenfassung, in der manchmal ein abgründiger Haß gegen die Franzosen hervorbricht, äußern und enthüllen sich die Charaktere und ihre Zeit. Kultur des Geistes, Wissen und tiefes einfühlendes Dichtertum haben sich selbst darin gestaltet.

Franz Dülberg, Albrecht Dürer und sein Werk. Verlag der Reichsdruckerei, Berlin 1928.

Die Reichsdruckerei hat sich um die Herausgabe von sehr guten Kopien alter Kunstwerke zu billigen Preisen ein großes Verdienst errungen. Der Ärmste vermag sich die Reichsdrucke zu kaufen und so dringt durch eine Staatsunternehmung in die breiten Volksschichten einmal ein wirklich wertvolles Gut. Nun gab die Druckerei einen Band über Dürer zu seinem 400. Todestag heraus, der auf 120 Seiten 62 meisterhafte Wiedergaben nach Dürerschen Gemälden, Zeichnungen, Holz- und Kupferstichen enthält neben einer umfassenden und flüssigen Darstellung und Lebensgeschichte. Das Ganze kostet nur 3 Mark in hübscher Ausstattung. Heinrich Zillich

Theodor Haecker: Christentum und Kultur. Josef Kösel & Fr. Pustet-Verlag, München 1927. Preis brosch. M. 5·50, geb. M. 7·—.

Ich habe diese vom strengen katholischen Glaubensstandpunkt geschriebenen Aufsätze nicht ohne ein Gefühl des Unbefriedigtseins aus der Hand gelegt. Sie enthalten im Einzelnen, besonders über Kierkegaard und Newman Ausgezeichnetes und sind in einem glänzenden, wenn auch von einer stellenweisen leisen Maniriertheit nicht

ganz freien Stil geschrieben. Aber das Allgemeine, Prinzipielle, das Haecker zu dem großen, durch den Titel zum Hauptgegenstand des Buches gemachten Problem der Beziehungen zwischen Christentum und Kultur zu sagen hat, erscheint mir ungenügend. Der Gedankengang ist etwa folgender: Christentum und Kultur sind ihrem Wesen nach etwas voneinander zunächst ganz Verschiedenes: Kultur ein Werk des Menschengeistes, Christentum „also jene Kirche, die gemeint ist mit der Una Sancta et Catholica et Apostolica Ecclesia" ein Werk des heiligen Geistes. Trotzdem aber schließen sie sich nicht aus, denn der Menschengeist als von Gott geschaffen ist im innersten Wesen gut, daher kann er in seinem Tun und Schaffen dem Göttlichen zugerichtet sein, wobei ihn dann die göttliche Idee des Christentums heiligen und durchdringen kann. Aus der so geschilderten Situation ergibt sich nun von selbst für Haecker als der Kernpunkt seiner Problemstellung die Frage nach den Bedingungen, die von seiten der Kulturlage erfüllt sein müssen, damit sie für würdig erachtet werde, daß die Idee des Christentums sich auf sie niedersenke und mit ihr eine Verbindnng eingehe. Das Prinzipielle, das Haecker zu diesem seinem Kernproblem nun vorbringt, scheint mir entweder unterhalb des Problems zu bleiben oder eine Tautologie zu sein. Er spricht geradezu von Gesetzen über den Zusammenhang von Christentum und Kultur und schreibt Seite 51: „Hier ist vielleicht das Gesetz oder eines der Gesetze: Eine christliche Kultur und also auch Kunst ist dann möglich, wenn neben den Grundlagen eines klaren Intellektes der natürliche Wille nicht allzu pervertiert ist, wenn die Hierarchie der natürlichen Werte durch Sitte und Gewissen verhältnismäßig unangegriffen, gesichert, anerkannt und sanktioniert ist; sie wird in dem Augenblick unmöglich, wo ein Niederes die Herrschaft übernimmt." Nimmt man in diesem Gesetz die Ausdrücke „klarer Intellekt", „unpervertierter Wille" usw. psychologisch-antropologisch, wie sie zunächst jedem Unbefangenen klingen, so sind sie für den erstrebten Zweck zu elementar, denn sie geben ja nur die Bedingungen an, unter denen allererst Kultur möglich ist, indem sie die Harmonie der verschiedensten Seiten des geistigen Seins und Tuns, also eine Grundbedingung der Kultur gewährleisten. In dieser Fassung sagt also das Gesetz zu wenig aus. Rückt man nun aber die Unterscheidung klarer — unklarer Intellekt, pervertierter — unpervertierter Wille usw. in die Kulturspähre selbst hinein und fragt, was man unter einer Kultur des klaren Intellektes und unpervertierten Willens im Gegensatz zu einer solchen des unklaren Intellektes und des pervertierten Willens zu verstehen habe, so findet man, eine Kultur der ersteren Art sei eine solche der Demut des Verstandes und der Reinheit der Sitten, eine solche der anderen Art sei die durch Erbschuld befleckte und an dämonische Mächte abgefallene. Die Vagheit dieser Ausdrücke verlangt kategorisch nach schärferer Präzision und wenn man sich um diese bemüht, merkt man, daß diese beiden Arten von Kulten eben religiöse und unreligiöse Kultur seien. Setzt man nun diese Bedeutungen in obiges Gesetz ein, so besagt es, christliche Kultur sei dort möglich, wo die Menschen auf Gott hin gerichtet oder wo sie religiös sind. Das aber ist eine Tautologie, denn es ist selbstverständlich. Daß Haecker im allgemeinen gar nicht an das Problem herankommt, dafür ist folgendes ein konkretes Beispiel. Er führt an einer Stelle aus, daß sich das Christentum mit Platos und Aristoteles' Philosophie verbinden konnte, nicht aber mit der Kants und Hegels, weil jene Philosophien relativ rein und empfänglicher für die übernatürliche Wahrheit gewesen seien. Auch hier spürt man sofort, daß das Problem erst dann gelöst wäre, wenn er nun wirklich ein Kriterium angäbe, das einem

erlauben würde, eine für die Verbindung mit dem Christentum geeignete Philosophie von einer hiefür ungeeigneten zu unterscheiden. Ausdrücke wie „rein" und „empfänglich für die übernatürliche Wahrheit" muten, wenn sie als Kriterien angeboten werden, fast kindlich an, angesichts der Schwierigkeit des Problems. Es scheint fast so zu liegen, daß Haecker deshalb, weil das Mittelalter, das er als bisher innigste Verbindung von Kultur und Christentum bezeichnet, Plato und Aristoteles als die Philosophen anerkannte, folgert, es müsse eben diesen Philosophien relative Reinheit und Empfänglichkeit für die übernatürliche Wahrheit innewohnen. Damit ist aber das Problem durchaus nicht gelöst, sondern recht eigentlich gestellt. Denn es fragt sich ja eben, worin diese Reinheit und Empfänglichkeit bestehe. Und bedenkt man diese Frage näher, so zeigt sich, daß eine Philosophie viele Züge und Seiten hat, so daß sie sich mit den verschiedensten religiösen Ideen verbinden kann, indem einmal diese, ein anderes Mal jene Seiten unterdrückt werden, geradeso wie auch das Mittelalter Plato und Aristoteles in seiner besonderen Weise auffaßte und deutete. Angesichts einer solchen Sachlage gewissermaßen a priori beweisen zu wollen, daß dies bei Kant unmöglich sei, erscheint als ein sehr kühnes Unterfangen. Und Haecker hat dies auch durchaus nicht vollbracht, und wenn man den prinzipiellen Ertrag seines Buches überblickt, so zeigt sich, daß er nicht viel weiter gekommen ist als der von ihm kritisierte Protestant Ebert, der mystifizierend das Auftreten einer christlichen Kultur als Schicksal bezeichnet. Alfred Pomarius

John Erskine, Das Privatleben der Schönen Helena. Kurt Wolff-Verlag, München 1927. — Helena, nach der Einnahme Trojas, wird von Menelaos nicht getötet, sondern nach Hause gebracht. Sie bleibt an seiner Seite, empfängt Freundinnen, versucht ihre Tochter zu erziehen und erlebt die bekannten Mordtaten ihrer Familie: Klytemnestra, Orest usw. Das ist der äußere Inhalt des Romanes, der formlich hauptsächlich in Dialegen abläuft, die in ihrer modernen Fassung einen reizvollen, fast humoristischen Gegensatz bilden zu dem sagenhaft Stofflichen. Allerdings rückt dieses in unsere Zeit ein, denn die Dialoge kreisen immer wieder um Themen, die noch heute umstritten sind, und die alle schließlich auf die Frage zurückgeführt werden können: wie soll die Haltung eines freien Menschen seinem Erleben gegenüber sein und wie finde ich zur Wahrheit darin. Helena ist die offene, vorurteilsfreie Antwort darauf. Das läßt sich natürlich nicht in wenigen Zeilen aussagen, ist aber sehr amüsant zu lesen und sehr lehrreich. Die Dialoge sind geistreich, frisch und was mehr ist: klug und heiter.

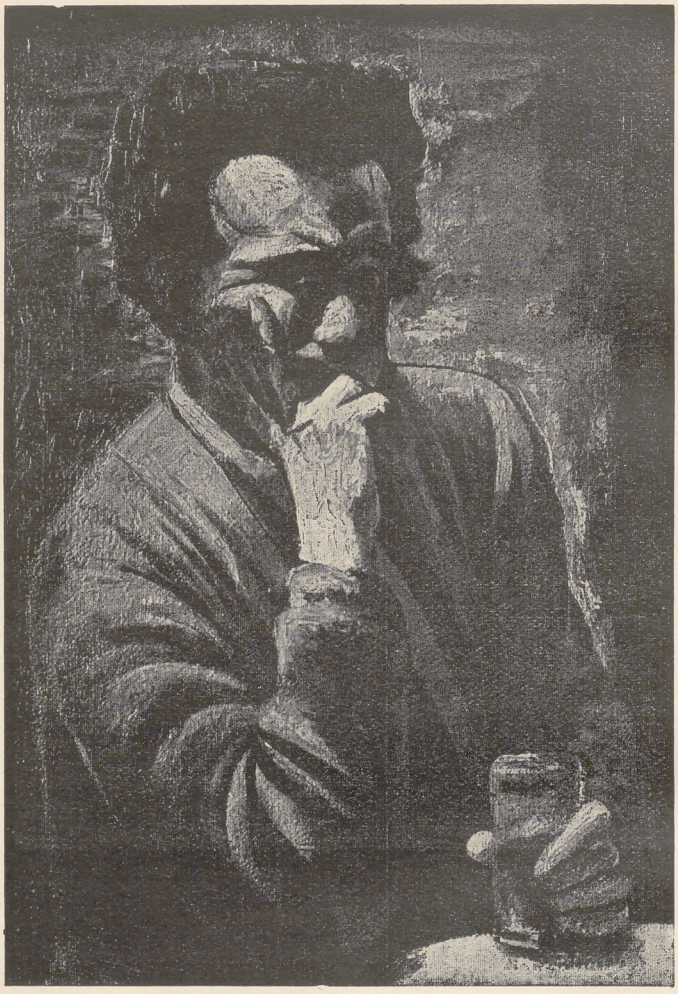
Mitteilungen der Schriftleitung

Fehlerberichtigung. Im Aprilheft Seite 155, dritte Zeile von unten, soll es anstatt „im Grunde wahr ist" heißen: „im Grunde für gewisse Schichten wahr ist."

* * *

Der Aufsatz von Otto Folberth „Der siebenbürgische Kosmos" (Klingsor V. 3. S. 86) erschien als Nachdruck in ungarischer Sprache im „Pásztortüz" XIV. Heft 8, 22. April, Klausenburg. Die Novelle „Der Bauernpräfekt" von Heinrich Zillich Klingsor III. 8. S. 286) wurde von I. Băilă übersetzt und im „Adevărul literar", Bukarest am 6. Mai 1928 veröffentlicht.

Verantw. Schriftleiter. **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)**, Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

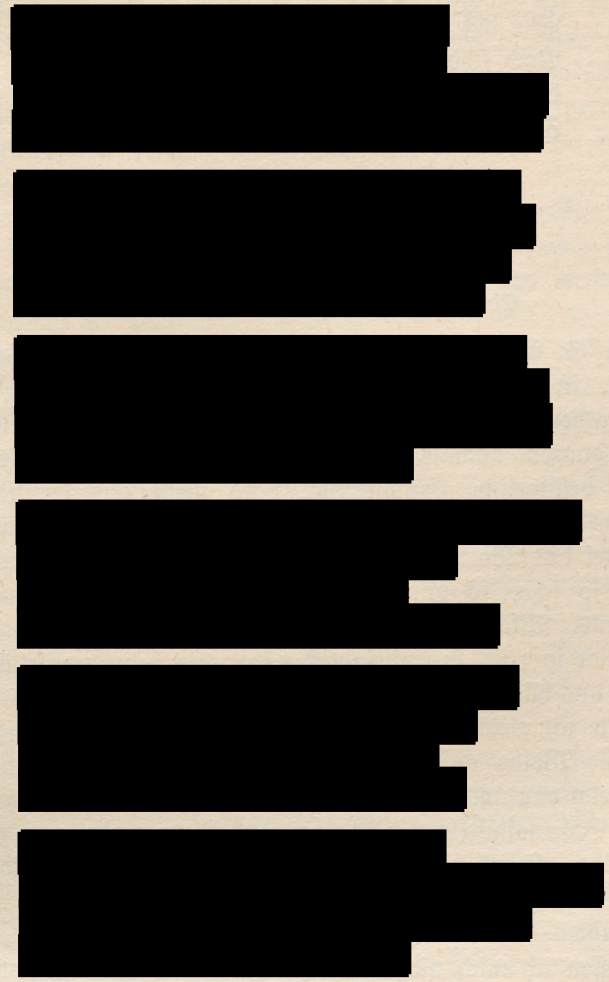


Ernst Honigberger, Selbstbildnis

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
5. JAHR JULI 1928 HEFT 7

Gedichte von Egon Hajek

Trunk aus dem Zwielicht



Morgenlied



Dankbarkeit

Ein Briefwechsel von Gerhard von Mutius

Lieber G. Als wir uns neulich trafen, hatten wir, glaube ich, das, was Sie in Ihrer besonderen Sprache „eine Begegnung" nennen. Wir sprachen von unserem gemeinsamen Freund K., wie stark er auf unseren ganzen, damals jungen Kreis wirkte, und wie uns diese belebende, beflügelnde Einwirkung, bald mehr aus der Nähe, bald mehr aus der Ferne, durchs Leben begleitet hätte. Unwillkürlich kam uns dabei das Wort „Dankbarkeit" in den Mund und doch erschien es uns so schal, so gar kein Gefäß für den starken Trank unseres Gedenkens. Wir fühlten das Wesen unseres Freundes in diesem Augenblick so rein, so eindringlich nahe, wie keine natürliche Gegenwart es uns hätte vermitteln können. Wir dachten an ihn und trotzdem hatte ich gleichzeitig die Empfindung, als ob sein Wesen sich in eine lichte Wolke auflöste, als ob wir garnicht mehr von ihm und kaum mehr von uns selber sprächen, als lebten wir plötzlich auf einer anderen Daseinsstufe, wo „ich" und „du" kaum mehr ganz zu trennen waren, wo „Sein" und „Haben" ineinander fließend schließlich in einer anonymen Steigerung ausklangen.

Sie sagten damals auch noch Einiges zu dem Thema „Dankbarkeit", dessen ich mich nicht mehr genau erinnere. Dafür bin ich eben

eine Frau. Mir ist aber überhaupt eine gewisse Beunruhigung von jenem Gespräch zurückgeblieben. Ich möchte irgendwie den Sinn festhalten, denn ich vielleicht damals mehr fühlte als verstand. Helfen Sie mir das Leuchten, das in mir war, das ich in jenem Augenblicke sozusagen selber war, irgendwie zu spiegeln, damit ich es nun auch haben und besitzen kann.

Treulichst Helene

Liebe Helene!

Sie denken mir eine recht undankbare Rolle zu! — Ich soll dem Namenlosen einen Namen geben, ich soll die Wolke als Regen zur dunkeln Erde zurückbringen, ich soll ein Erlebnis in Gedanken umsetzen, ich soll den Zauber des Einmaligen zerstören und daraus irgend etwas Allgemeines machen. Trotzdem will ich mich nicht sperren, denn wir wollen immer jung und alt zugleich sein und, was wir sind, auch wieder irgendwie haben.

Ich muß mit dem Bekenntnis beginnen, daß ich das Wort „Dankbarkeit" nicht gerade liebe und, wenn es mir gegenüber gebraucht wird, das peinliche Gefühl der Bezahlung nicht los werden kann, oder, wenn mir der Dankbare nahesteht, etwas enttäuscht zu mir selber sagen möchte: „Ach, müssen wir wirklich noch von Dank mit einander sprechen?!" Und wirklich, es gibt Dankbarkeit in einem sehr allgemeinen und banalen Sinn, der nur dadurch vielleicht merkwürdig wird, daß sich die soziale Anlage unserer Natur darin so unmittelbar bezeugt. Wir fühlen die instinktive Verpflichtung, eine erwiesene Wohltat zu erwidern. Selbst der asozial Eingestellte, der Lump, der Verbrecher vermag sich diesem Gefühl nur schwer zu entziehen. Es ist eine der starken, unsichtbaren Klammern, welche die menschliche Gesellschaft zusammenhält. Diese Dankbarkeit ist allerdings auch darin durchaus etwas wie Bezahlung, daß man sich nach ihrer Ausübung von einer lästigen Verpflichtung befreit fühlt, daß man den Abgegoltenen dadurch sozusagen wieder los wird. Immerhin ist dies nur ein Grenzfall. Oft knüpft sich doch ein inneres Band zwischen den Beteiligten, meist allerdings stärker vom Gebenden als vom Empfangenden her. Und die dadurch sich bildende Beziehung wächst schließlich einer Dematerialisierung und Steigerung entgegen, bei der dann zwischen dem „Ich" und dem „Du" kaum mehr unterschieden wird. Man könnte darauf eine Art Metaphysik der Gesellschaft aufbauen dergestalt, daß der terminus ad quem des Sozialen eben seine Überwindung, die Auf-

hebung der Mehrheit in der Einheit sei. Es würde sich dann in der Beziehung zum Nebenmenschen in gesteigerter Weise das Verhältnis des Menschen zur Welt überhaupt wiederholen.

Wie es den Gegensatz zwischen Mensch und Welt nur darum geben kann, weil eine weitgehende Harmonie von Leben und Lebensbedingung ihm schon präexistiert, und wie es das Ziel aller menschlichen Bemühungen bleibt, diese Harmonie zu erweitern und zu vertiefen, so wäre auch die menschliche Sozialabilität zugleich allgegenwärtiger Tatbestand und unerreichbare Norm, insofern zwei Menschen sich unter einander immer irgendwie verbunden fühlen und doch auch im Rausche der höchsten Einigung niemals aufhören könnten, eben zwei Menschen zu sein.

Dankbarkeit bedeutet also nicht eigentlich etwas Zuständliches, eine Ruhelage, sondern eine Tendenz, einen Auftrieb, neben dem dann, wie es bei Schiller heißt, „des Erdenlebens schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt." In ihrer Wurzel eine soziale, manchmal sogar eine drückende Bindung wächst die Blume der Dankbarkeit doch durchaus dem Sonnenlicht der Freiheit entgegen. Dankbarkeit ist ein Weg nach Oben! — Sie kann uns in gewisser Weise anerzogen werden. Jeder sollte sie immer von neuem und immer mehr von sich selber fordern. Auch unseren Kindern erweisen wir einen Dienst, wenn wir sie zunächst an die äußere Gebärde des Dankes gewöhnen, denn man kann nicht darstellen, ohne etwas davon zu fühlen. — Wie selten ist, namentlich bei uns in Deutschland, die freie Anerkennung, die Billigung, der Dank geworden! — Man glaubt sich damit etwas zu vergeben, eine Einbuße zu erleiden, während es doch gerade umgekehrt liegt. Auch hier ist Geben seliger als Nehmen. Der Dankbare ist der Reichere, der Überlegene.

Wer das Auge dafür hat, sieht immerfort Anlässe zum Dank auch gegen sonst ganz fremde, ganz geringe Menschen, und er wird sich nach jedem irgendwie von ihm bezeugten Dank reicher und freier fühlen. Wie oft kann man nicht auch in der Anonymität der Großstadt mit einem Blick, einem Wort, einem Händedruck danken! — Und es ist dazu garnicht nötig, daß jemand einem in den Wagen hilft oder den Schirm aufhebt oder sonst ewas tut und sagt, dessen wir gerade bedürfen; die höchsten Gaben sind die ungewollten, ein Ausdruck in einem Gesicht, der garnicht für uns bestimmt ist, eine Haltung, die uns interessiert und fesselt, eine Erscheinung, die wir irgendwie bewundern oder lieben müssen, ohne daß wir sagen könnten

warum. Gerade in dem Grundlosen, dem Freien liegt dabei die größte Wohltat. Welches Paradies könnte menschliches Zusammenleben werden wenn wir allezeit in uns den Reichtum des Dankes hätten!

Mit der ungewollten Wohltat rühre ich aber schon an hohe und verschwiegene Dinge, an eine ganze Provinz, innerhalb deren das Wort „Dank" seltener angewandt wird und wo es doch vielleicht seine eigentliche Heimat hat. Ich denke an jenes für alles menschliche Zusammenleben, für die innere Verbindung unter Menschen, ohne welche es auch die äußere nicht geben würde, fundamentale Prinzip, das man erotische Dankbarkeit nennen könnte.

Sie werden fühlen, daß ich dabei den Begriff Erotik sehr weit fasse, so weit, daß er sich kaum mehr mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauch deckt. Aber es ist allerdings meine Überzeugung, daß es keine menschliche Beziehung gibt, bei der die Sinne nicht irgendwie mitsprächen, und daß eine kopflose Verliebtheit nur die Zusammenballung und elektrische Spannung einer Atmosphäre darstellt, die mit denselben Energien, wenn auch nur diffuse, geladen in jeden Augenblick uns erfüllt und umflutet. Gerade für diese diffuse Welt der Anziehungen, der ungewollten Wohltaten, die nur ganz ausnahmsweise sich zu äußeren Aktualitäten formt, scheint mir der Dank die richtige ethische Erfassung und Gestaltung.

Doch mag man auch über diesen erweiterten Sprachgebrauch streiten, so wird doch keinesfalls zu leugnen sein, daß das Motiv, welches man erotische Dankbarkeit im engeren Sinne nennen könnte, alles menschliche Zusammenleben aufs stärkste durchsetzt und gerade aus seiner wesensbedingten Heimlichkeit heraus bestimmt. Denn keine Liebe ohne Heimlichkeit: Ich möchte denjenigen, denen es auf bloße Beherrschung der Menschen ankommt, damit keine neue Waffe liefern, und der bloßen psychologischen Neugierde stellen sich, eben weil sie ethisch nicht auf der Höhe des Phänomens steht, weil sie aus einer niederen Schicht unseres Wesens stammt, solche Zusammenhänge auch immer vergröbert und verzerrt dar, aber es scheint kaum zu bestreiten, daß dieses Motiv einen psychologischen Schlüssel für viele verschlossene Schränke abgibt, namentlich auch für den verschlossenen Schrank der Ehe.

Und weist nicht die ungewollte Wohltat über den zufälligen Träger derselben hinaus auf das Ganze! Liegt nicht in der Dankbarkeit dafür schon ein religiöser Ansatz?! Ist nicht Dank die zarteste Blüte des religiösen Bewußtseins?

Die Dankbarkeit figuriert zwar nicht neben dem Glauben, der Liebe, der Hoffnung, aber vielleicht nur deshalb nicht, weil etwas von ihr in jeder der drei anderen religiösen Haltungen mit eingeschlossen ist. Doch scheint mir gerade in jener Verschwiegenheit, Demut, Hilflosigkeit liegt die Hoheit echten Dankes!

Darum genug der Worte! — Bei solchen Dingen möchte ich mit einer gewissen Übertreibung immer wieder sagen: „Toujours y penser, jamais en parler."

Darum grolle ich heute eigentlich schon meiner zu flüssigen Feder und erbitte auch von Ihnen Verzeihung. G. M.

Ernst Honigberger

Von Hans Wühr

Es kann vorkommen, daß ein Maler den lyrischen Blütenbetrieb der Natur als kapitalistisch-bürgerliche Komödie erkennt und mit schwelgerischem Pinsel die Diktatur eines panafrikanischen Urwalds fordert, daß er, falls die Forderung unerfüllt bleibt, in eisiger Sachlichkeit sich den Rock zuknöpft und die ihm zugängliche Quadrillion Baumblüten in einem Frigidaion von minus zwanzig einzupökeln beabsichtigt, es kann sogar geschehen, daß er wieder vorgibt, die Natur zu malen wie sie wirklich ist, was freilich keine Kleinigkeit sein dürfte gegen seinen eingeborenen Hang, die Natur sein zu lassen wie er sie malt. Nein, ich will mich lieber noch auf eine frisch angestrichene Bank setzen, als die unabsehbaren Folgen seiner Erläuterungen auf mich nehmen. Denn seine großartigen Aussagen in der Ebene variabler Programme und Gemeinplätze sind meistens nur Allerweltsspatzen, die sich ihrer Unberührtheit wegen einbilden, Paradiesvögel zu sein, oft auch eine heroische Geste nach dem Kritiker und Schelm hin, der Schlechtes denkt und auf die Leinwand, als ob nicht schon genug drauf wäre, noch seine eigenen Trugbilder projiziert, sich anmaßt, die Wahrheiten und Torheiten des Pinsels in andere unnötige Verständigungen zu übersetzen. Alles beschämt zugegeben. Aber: auch die Künstler selbst glauben kühn, der Natur ein verliebtes Geheimnis abzulauschen und zu verdolmetschen und machen doch nur die Hörner, die sie von der Natur aufgesetzt bekommen, eben vor ihr und vor andern publik. Es kommt aber darauf an, ob diese Errungenschaften kostbar genug sind, sie publik zu machen. Die Natur

selbst ist schweigsam, man kann ihr kein Geheimnis und keine Kunst entreißen, denn was sie dem forschenden oder begehrlichen Auge kundgibt, ist gewiß nur eine phantastische Ausrede. Echte Kunstwerke haben die gleiche Art und Geste, zu sein und zu verschweigen, man kann ihnen kein Geheimnis entreißen, und selbst das Beste, was über sie zu sagen wäre, sind nur ihre glaubwürdigen Ausreden. Aber man kann vor ihnen die paar Wahrheiten, die man durch das Leben mitführt, entziffern und, wenn sie wertvoll sind publik machen. Die einzige Art einer möglichen Kritik besteht daher nicht in der Übersetzung und Verdolmetschung, sondern in der Fortsetzung eines künstlerischen Inhalts in die Symbole und Paradoxen einer anderen Sprache. Die Wahrheit und Notwendigkeit der Kritik ist an ihrem Objekt nie zu ermessen, manchmal vielleicht an der Geste ihrer streitbaren Leidenschaft, stets aber an der Schönheit ihrer Formulierung und an dem Ausdruck der Sympathie.

Wir wollen versuchen, diesen Ausdruck vor der „Siebenbürgischen Obsternte" zu finden und zu formen, gewissermaßen als Eingang zu den übrigen Bildern Honigbergers, denn solches scheint uns fruchtbarer als dem Maler Zensuren zu erteilen, deren Gebrauch sonst allein zur Abwehr des Unzulänglichen notwendig ist. Es ist für den, der gewohnt ist, aus der sinnlichen Erfahrung heraus notwendig in die Sphären des Begriffs auszuschweifen, doppelt reizvoll, sich einmal unbehelligt von der Diskussion über die hinterhältige und abgründige Problematik des Kunstwerkes ganz dem Schaubaren und gleichnislos Sagbaren des Bildes anzuvertrauen und mit begehrlichen Händen tief aus der dinglichen Fülle der Darstellung zu schöpfen und sich zu sättigen. Da liegt ein Obstgarten, man sieht nicht weit und nicht viel von ihm, aber der stille, grünlich- und violett-bläuliche Raum zwischen den Baumstämmen ist ein unsichtbares Füllhorn, über dessen Rand schwelgerisch die Süße und Paradiesfrucht der Erfüllung quillt. In diesem Raum, gedrängt und gesättigt zwischen den wenigen Bäumen ist alles beschlossen: ein unermeßlicher Obstgarten, viele Wälder, ein azurner Himmel, der Wechsel der Jahreszeiten, die verzückten Verkündigungen warmer Märznächte und Märzstürme, die tausendfache Wollust der Empfängnis im hochzeitlichen Blühen, das üppige Reifen und die trächtige Ruhe der Sommertage, die Stille und herbstliche Blässe fruchtentbundener Stunde. Der Ring des Jahres und das Jahr der Ewigkeit ist wieder geschlossen, die Luft ist träg und süß, vom Hauch herbstlicher Güte berührt fällt schwer und müd

eine Frucht in das Gras. Schwer und müd von reifer Fülle gehen Frauen im Garten, ihre Leiber sind reife Früchte, die auf den Rasen sinken, zur Erde fallen, sie sind Paradiesfrucht überquellend aus dem Füllhorn der Schöpfung. Da bückt sich eine Frau tief nieder und rafft die Äpfel auf dem Boden zusammen, prall strecken sich die starken reifen Arme. Der Rock ist kirschrot, das Hemd bläulich-weiß, das Haar blond, die Schuhe rot: frei von geistiger Schwere, aber schwer von sinnlicher Last. Die sitzende Frau wehrt kräftig mit stützendem Arm der Last des sinkenden Körpers, das hellgeblümte Kopftuch ist freundlich, nichts als ein Auftrag materieller Schönheit. Eine Frau mit braunem Haar bringt in einem Korb Früchte heran, sie selbst wird sich ausschütten und hinsinken, üppig quellen die Brüste über das abstreifende Hemd. Tiefer im grünen Raum des Gartens trägt eine andere Frau einen Korb auf dem Kopf: Vertrauten eine gute Bekannte. So schreiten die Wasserträgerinnen in der römischen Landschaft, so schreiten und stützen die Last Frauen in vielen Gemälden Italiens. Aber nicht abgesehen von andern Bildern ist diese Frau, doch gut gesehn in Wirklichkeit von dem beschaulichen Maler, und noch mehr selbst erlebt von der südlichen Sinnlichkeit des Künstlers.

Die Ausstellung Honigbergers in der Galerie Neumann-Nierendorf, Berlin, im Dezember 1927 zeigte neben der „Siebenbürgischen Obsternte" noch eine Reihe von Bildern, die einen ähnlichen sinnlich-verhüllten, fast vegetativen Inhalt hatten. „Frauen in der Landschaft", „Frauen am Strand", „Freundinnen", „Gärtnerinnen", „Wasserträgerin", „Nähende". — Die Bezeichnungen allein schon wiederholen den Klang der „Siebenbürgischen Obsternte". Das Geistige der malerischen Spekulation liegt weit ab, nahe aber die Praxis des Leiblichen, übertragen auf dessen farbige Erscheinung. Die Farbe ist von körperlicher Existenz, sinnlich, eindeutig, aus ihrem stofflichen Sein baut sich ein Ding, ein Mensch, ein Himmel auf. Schwere Stoffe, schwere Falten, schwere Körper, grobes Tuch und sonnverbrannte Haut: Übertragungen der Farbe in die Stofflichkeit der nächsten, greifbaren Umgebung. Frauen, der Dinglichkeit des Seins in warmer Mütterlichkeit verbunden, verschließen in den paradiesischen Kelchen ihrer Leiber das Mysterium urhafter Schöpfung. Erdhaft, erdfern der Skeptis ausschweifenden Geistes, heimatlosen auswärtigen Sterns, erfüllen sie priesterlich den Auftrag innigen Schöpfers. Ihr Dasein ist dem dinglich Sinnhaften der Farbe verwandter als die ausgreifende Geste des Mannes. Wer Farbe so üppig dinglich liebt und erlebt,

wie Honigberger, dem muß die Frau als ein Akkord der Farbe willkommener sein als die geistige, also skeptische Art des Mannes; diesem kann die Farbe nur als immaterielle Oberfläche und Gleichnis anhaften und auf Umwegen zu seiner Deutung, nicht zu seiner Wirklichkeit werden. Honigbergers Bilder, in denen Frauen dargestellt sind, sind wirklicher, glaubwürdiger als andere, Inhalt und Farbe ist ein Akkord, nicht bloß eine Parallelität. Die „Wasserträgerin" ist wie aus farbigem Mörtel aufgebaut, schwer noch lastet alles an ihr wie Erde, aber auch Kraft und Wollust der Erde. Denn der Körper strafft sich unter der Last des Körpers. Grünlich sind Mauern und Mörtel des Hauses. Davor im Profil die schreitende Kanephore: ihr Rock ist himbeerrot, das Hemd bläulich-weiß, das Kopftuch zitrongelb, der Krug auf den Schultern delfter Blau.

* * *

Nicht immer war das Motiv des Malers so programmlos, so in vegetativer Existenz beruhigt, wie hier. Doch mag man sich auch gern an frühere Bilder erinnern, die sich der Aufgeregtheit stürmischer Jahre nicht verschlossen. Die Aufgeregtheit des Pinselstrichs war Gleichnis und tiefinnere Versuchung des Geistigen. „Der Streikredner" hieß ein Bild. Der Redner hebt die Hand, drohend, beschwörend, segnend. Dahinter drohende Arbeitergesichter, visionär, gequält, Fabriken, Kaminschlote, schwefliger Himmel — — ein Echo der Hand. Das andere Bild hieß „Die Arbeitslosen". Vorstadt, zerklüftetes, scholliges Land, zwei Bauern fern, den Sturm des Himmels in sich, einsam. Ein paar Mietskasernen, wie Spielsachen einfach, traumhaft, nackt, entblößt, kahl, Mauern, Mauern, es dünstet nach schlechten Stuben. Die zwei Arbeitslosen ganz vorne, ein fürchterliches Monument, alles dahinter nur Folie, aber Folie nicht als Teppichmuster sondern als gähnendes Meer der Zerquältheit. Der eine ein Alter mit ausgemergeltem Gesicht, Sektiereraugen, Apostel, den Blick erhoben, aber nicht zu Gott. Sondern: Rache und Jüngstes Gericht. Der andere: ein Jüngerer oder Jünger, zusammengesunken, schlafend, der Kopf hängt, die Hand hängt, alles die Stellung tiefen traumlosen Schlafs im Sitzen. Ein Jünger, schlafend am Ölberg? Überall ringsherum ruft es gequält: wachet, — und nichts weiter.

Hier und dort, das sind — wenn man so will — entfernt liegende Stufen einer Entwickelung. Aber diese Stufen, die für den werdenden Maler ein Emporsteigen bedeuten, sind aus einer andern Perspektive gesehen gleich hoch gestellt.

Der Rekord

Von Heinrich Zillich

Wir erleben seit Jahren immer wieder, gleichsam in dreimonatlicher Wiederkehr, einen neuen Rekord technischer Leistung, der die gesamte weiße Menschheit zur Begeisterung hetzt. In letzterer Zeit war es Lindbergh, dann folgten die Bremen-Flieger, bald wird es das Raketenflugzeug sein. Gewiß, dies sind Leistungen nicht allein der menschlichen Arbeit, sondern auch der Selbstüberwindung, des Mutes, des Heldentums, der Aufopferungsfähigkeit. Insoweit gebührt ihnen Anerkennung, Lob und selbst Begeisterung. Bedenkt man weiter, daß diese Mutigen der Luftschiffahrt menschliches Schöpfertum beweisen, so erscheint einem das Übermaß von Ehrungen erklärbar. Allerdings sind die Helden keine Verkörperung dieses Schöpfertums. Nicht durch sie wurde eine neue Idee geboren, der Natur ein neues Herrschaftsgebiet abgerungen. Sie führten nur durch, was — abseits der Öffentlichkeit — ein genialer Geist erfand oder fand. Sie sind die Folgerungen aus seinem Geist. Sie sind seine Funktion.

Letztlich geht jedes menschliche Tun auf eine Mitgabe zurück, die dem Träger unverdient verliehen wurde. Wo aber dieses Lehen so stark mit den Hintergründen des Lebens in Beziehung steht, daß es sich schöpferisch auswirkt, wo es selbst ein Teil des Schöpfertums, Natur oder Gottes ist, heißt sein Träger genial. Gewiß, auch hier verdient er im Grunde keinen Dank, wie schließlich jedes Tun, klar und kalt und ohne in seinem Verhältnis zu andern Menschen beurteilt, danklos bleiben muß.

Dank verdient nur die Art, wie einer mit seinem Pfund aus eigenem Willen wuchert. Und selbst da: auch die Willenskraft ist letztlich Mitgabe.

Aber es handelt sich nicht darum, ob jemals ein Mensch Dank verdient oder nicht, denn Dank wird gespendet, wo andere sich beschenkt fühlen. Begeisterung wird empfunden ohne die Erwägung, ob menschliche Leistung sie fordern darf. Und da beide Gefühle — Dank und Begeisterung — im allgemeinen gut und erhebend sind, fällt die Frage nach ihrer wahren Berechtigung dahin. Nicht aber die weitere Frage nach dem, was Leute begeistert, weil wir dies einem sehr lebhaften Wandel unterworfen sehen. Die heute begeisternd wirkenden Sportgrößen hätten keinen Goethe vom Ofen gelockt. Wenn auch

hier scheinbar nur die Menge hingerissen wird, so erweckt doch das Ausmaß solcher Begeisterung Bedenken.

Kluge gebildete Menschen, die es weit von sich weisen würden, wollte man ihnen klar machen, für sie wären geistige Dinge wertloser als ein Fußballkampf, fallen bei Sportereignissen in Raserei, pilgern diesen wann immer zu; bei einer Theateraufführung bleiben sie kühl beobachtend. Dort überströmt ihr ganzes Sein von Teilnahme, Hingerissenheit, hier denken sie. Damit entscheiden sie sich aber innerlich für das Geistlose. Nur dies klingt in ihnen an. Die allgemeine Überwertung von Sport- und ähnlichen Leistungen hat hier ihren Grund. Staatsoberhäupter empfangen große Flieger wie niemals ein Dichter empfangen wurde. Nationen überschreien sich vor Glück. Ein großer Schwimmer, Wettläufer und auf höherer Ebene ein Ozeanflieger sind schon übervölkische Figuren, Könige über den Kontinenten, nicht bloß der Erde, sondern der Menschen.

Aber wie lange?

Bis zum nächsten Rekord. Das Wesen dieser Höchstleistungen liegt darin, daß sie immer überbietbar sind. Der eben gefeierte Held taucht in die Versenkung. Mit seinen Lorbeeren raschelt niemand mehr. Er ist plötzlich ein Mensch wie alle andern. Wie, möchte man da schreien, war es nicht dein Mut, deine Zähigkeit, was die Leute hinriß? Das bleibt doch bestehen, du bist doch ein lebendes Mal deiner Tat. Wie kann sie dir entgleiten. Du hast sie doch getan. Darauf wird der Schnelläufer, Schwimmer, Flieger sagen: der neue Held schwimmt schneller, flog weiter. Kein Wort sagt er darüber, ob jener auch mutiger und zäher ist. Nein, er zählt Sekunden, Stunden, Entfernungen her; der andere hat eine bessere Zahl und wieder jubeln die Kontinente.

Also nicht das Menschliche, Mut, Selbstüberwindung, werden gefeiert, sondern die Kerbe am Maßstab. Und plötzlich bekommt dadurch der ganze Sport etwas schemenhaft Totes. Der Marathonläufer, der wirkliche, blieb im Gedächtnis, er ist Mythos geworden, weil sein Lauf einen Sinn hatte; die heutigen Läufer, die seine Strecke schneller überwinden, kennt niemand nach einigen Wochen, weil nur ihre Laufzeit wichtig war, nicht sie.

Diese Ungunst und Äußerlichkeit der Menschen dem Sportsmann gegenüber ist die Kehrseite ihres übermäßigen Lobes. Da er nur eine Zahl erstrebte oder wie die Ozeanflieger ein Erdziel, das mit der Erreichung bedeutungslos wird und nur noch als Grenzstrich für den jetzt einsetzenden neuen Wettlauf sportlich interessant ist, sinkt er seiner Zahl nach.

Die Menge tritt schließlich aus diesem Wechsel als Angeklagte hervor. Niemals fällt es ihr ein, daß jede Begeisterung, die sie überwältigt, ein Treiben der Sinnlosigkeit ist. Gewiß, jedermann wird von einem aufregenden Schauspiel gepackt und kann es, ist er dem Ungeist nicht verfallen, nachher von sich schütteln. Aber die Menge ist gewissermaßen sachlich begeistert, ist begeistert auch ohne etwas von der Tat zu sehen. Sie lebt im Zahlenwahn.

Die wahren Höchstleistungen der Menschheit aber, jene, die unüberbietbar bleiben, weil sie einzigartige, eigenwertige Schöpfungen sind, bestehen durch sich selbst. Sie sind, auch ohne daß man sie kennt; kein absoluter Wert auch sie nicht, denn Gott allein ist absolut. Aber sie sind aus einer Gabe des schöpferischen Gottes selbst Schöpfung und daher wieder auch schöpferisch. Wir schwatzen heutzulage viel vom Raketenflugzeug. Wer hat hier den schöpferischen Akt vollbracht? Irgendeiner, der im Hintergrund steht, während sein unabhängig, aus ihm selbst geborenes System, die Idee, sich nun anderer bemächtigt, die ihrer Reinheit durch faßbare Konstruktionen zu entsprechen streben. Niemals ist dies restlos möglich, immer nur annäherungsweise ist die Wirklichkeit Durchführung des schöpferischen Aktes. In der Kunst aber, wo Idee und Durchführung in untrennbarer Vermählung auf einmal geboren werden, beweist sich das Schöpfertum des Menschen. Wer wollte hier vergleichen, wer hier nach Zahlen fragen? Der neue Mensch der Tribünen tut es; auf den amerikanischen Kirchen steht oft eingemeißelt, wieviel Ziegelsteine beim Bau verwendet wurden. Ein schemenhafter Geist fällt die Menschheit an. Leistungen, die in Kürze überboten werden, feiert sie rauschend und berauscht; die niemals vergleichbaren, die einzigen und unüberbietbaren vergißt sie eben deshalb. Zu jeder Zeit schieden sich hier die Menschen, die Geistlosen verloren sich ans Zählbare, die Geistigen ans Werthaft-Eigene. Jene begeisterte die Zahl, die Tat, der Sieg des Tages; diese das Ewige, die Bedeutung und Erfüllung. Wir hätten keinen Grund, der Gegenwart zu mißtrauen, wenn das Zählbare, das immer auch das Zahl- und Bezahlbare ist, sich nicht maßlos durchsetzte und selbst die sichtbaren Führer der Menschheit erfaßte. Es steigt die Massengeistigkeit wie die Flut.

Irgendwo aber ist ein Gleichgewicht in den Substanzen der Welt. Die Ebbe unserer ungeistigen Zeit wird auch kommen und einmal all dies hinwegschwemmen.

Die rumänische „Mittelschulreform" und wir

Von Bernhard Capesius

Wenn eine Schulreform Ausdruck der gegenwärtigen geistigen Struktur eines Volkes und Grundlage für deren zukünftige Entwickelung ist, so sieht es mit beidem im rumänischen Volk schlecht aus. Eine nähere Begründung für diese Behauptung zu geben, erübrigt sich an dieser Stelle, indem wir auf die in der Bücherschau enthaltene Besprechung der Kritik C. Rădulescu-Motru's am Gesetz verweisen. Diese Kritik beschränkt sich allerdings auf einen Teil aller Einwände, die gegen das Gesetz vorgebracht werden können und vorgebracht worden sind, andererseits aber ist sie ein Beweis, daß für dies Gesetz und seine Folgen nicht die gesamte geistige Schicht des Rumänentums verantwortlich gemacht werden kann, sondern nur eine bestimmte Partei, vielleicht sogar nur ein Mann, der Unterrichtsminister Chirurgieprofessor Dr. Angelescu. Wir müssen hier davon absehen, zu ergründen, wie sich das rumänische Volk mit der „Reform" abfinden wird und uns darauf beschränken, seine Auswirkung auf uns Siebenbürger zu beurteilen. Dabei ergibt sich dann sofort die Frage, einerseits ob das neue Mittelschulgesetz gegenüber dem Privatschulgesetz von 1925 einen tiefern Einschnitt bedeutet und andererseits ob es eine Verbesserung oder Verschlechterung dieses darstellt.

Kein Zweifel ist, daß bezüglich der äußeren Organisation des Mittelschulwesens (d. i. nach der bisher bei uns üblich gewesenen und auch offiziell noch beibehaltenen österreichischen Terminologie desselben, was man in Deutschland „höheres Schulwesen" nennt) das neue Gesetz einen endgültigen tiefen Schnitt in der siebenbürgischen Tradition bedeutet. Das neue Gymnasium — oder Lyzeum, wie es nach französischem Vorbild heißt — wird in Zukunft nur noch sieben Jahre umfassen und es wird einheitlich sein, d. h. der Unterschied zwischen Gymnasium und Realschule wird vollkommen verschwinden.

Ohne uns in eine Untersuchung über das Alter und die Vorzüge der bisherigen Mittelschultypen einzulassen, müssen wir doch dem instinktiven Gefühl Ausdruck geben, daß der Abschied von ihnen für uns einen Schmerz bedeuten würde, selbst wenn das Neue, das an ihre Stelle tritt, besser wäre. Ist doch die Erinnerung an die „gute alte Zeit" besonders verknüpft mit dem Abglanz der Kinderjahre, der auf ihr ruht — und so muß für die jetzt lebende Generation das Verschwinden jener damals so selbstverständlich, fest und sicher scheinenden

Schultypen gefühlsmäßig als eine neue Vergewaltigung infolge der neuen Herrschaft erscheinen. Und doch würde man sich damit rasch abfinden, könnten einem Verstand und Vernunft sagen, daß man etwas Besseres eingetauscht habe.

Gewiß — die an Stelle der alten Realschule eingetretene nur im Oberkurs vorhandene realistische Sektion des auch schon seit 1924 im Oberkurs einheitlichen „Lyzeums" war bereits ein Schritt von dem bisherigen Wege, indem z. B. jeder, auch der zukünftige Kaufmann und Techniker 2 Jahre Latein lernen mußte. Andererseits hatte die „moderne" Sektion zuviel Latein und zuwenig Mathematik, um für technische Berufe vorzubilden, dagegen kein Griechisch, so daß dem Theologen das Studium unmöglich, dem Arzt nicht genügend erleichtert wurde. Die „klassische" Abteilung wieder war so überhäuft mit Latein und Griechisch und entblößt von Mathematik und Naturwissenschaften, daß sie kaum noch Besucher hatte. So trauert also niemand der Beseitigung der „Sektionen" in ihrer bisherigen Gestalt nach. Daß aber nun die Realschule ganz verschwindet, daß an ihre Stelle eine Schule tritt, die in einer ungeheuren Anzahl von Fächern durch Verzapfung von je einem Pröbchen eine „allgemeine Bildung" bieten will, die naturgemäß oberflächlich sein muß, das ist eine ganz wesentliche Verschlechterung nicht nur gegenüber dem alten österreichischen, sondern auch gegenüber dem bisherigen rumänischen System.

Sehen wir einmal, was jeder Abiturient des neuen rumänischen Lyzeums in der letzten Klasse für Gegenstände hat und vergleichen wir damit die in den 5 oder 6 verschiedenen Schultypen Deutschlands bereits auf dieser Stufe vorgesehene Spezialisierung und Individualisierung des Studiums, so fällt uns der fundamentale Unterschied sofort ins Auge: in Deutschland möglichst freie Gestaltung unter Berücksichtigung der besondern Begabungen und Neigungen — in Rumänien Uniformierung um jeden Preis! Hier 17 Gegenstände, dort 11; hier unbedingt Latein und Griechisch und Französisch und Englisch (oder Deutsch); dort entweder Latein, Griechisch und Französisch aber ohne zweite neuere Fremdsprachen (Gymnasium) oder 2 neuere Sprachen ohne Griechisch oder zwei neuere Sprachen und auch kein Latein (Realschule). Dafür aber überall mindestens 4 Stunden Mathematik, während in Rumänien keine letzte Klasse mehr als 2 Stunden Mathematik hat. Die Folge davon ist, daß in Deutschland das Volk als Ganzes sehr vielseitig, der einzelne aber als Spezialist gründlich durchgebildet ist; hier dagegen wird ähnlich wie in Frankreich das

ganze Volk einseitig nach der gleichen Richtung eingestellt, während der Einzelne eine oberflächliche Vielseitigkeit der Bildung erhält. Was für die Rumänen als ein „Volk der Mitte" besser ist, scheint wohl nicht schwer zu sagen, obwohl natürlich ein junges Volk mit einer zu weit gehenden Spezialisierung noch nichts anzufangen wüßte.

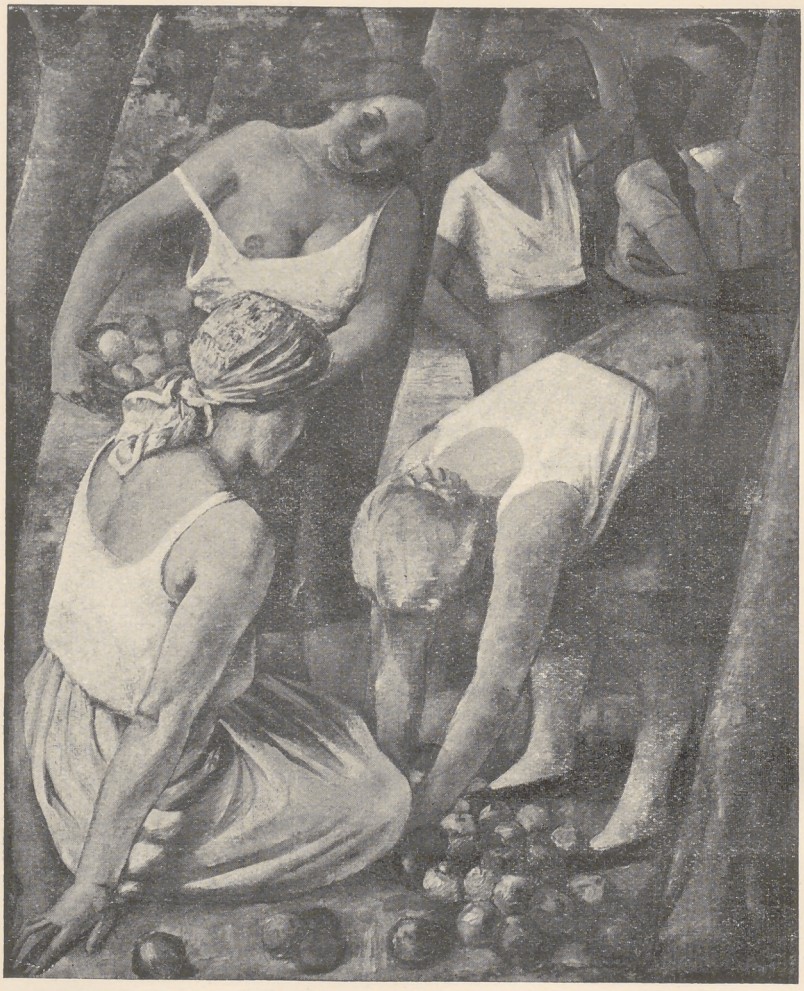
Nun mag man sagen, daß die im 9 jährigen deutschen Schulwesen vorgesehene Spezialisierung in den 7 Jahren des rumänischen Lyzeums nicht möglich sei. Dafür trete ja dann die strenge Spezialisierung in dem „Vorbereitungsjahr" ein. Hierin, in den 7 Jahren und dem Vorbereitungsjahr, müssen wir aber gerade wieder gefühlsmäßig eine schmerzliche Zerstörung alter Tradition sehen. Die Erhaltung unserer deutschen Kultur und unserer geistigen Höhe war und ist an den Besuch österreichischer oder deutscher Hochschulen geknüpft. Wird dieser noch möglich sein auf Grund der Absolvierung einer nur 7 klassigen Mittelschule? Wohl kaum. Man wird antworten: Das Vorbereitungsjahr, gleichviel ob es an der Schule, oder an der Universität zugebracht werden muß, wird diese Möglichkeit jedenfalls wieder geben. Aber vor dem Vorbereitungsjahr steht das Bakkalaureat, das nur eine Auslese zuläßt, u. zw. nach Gesichtspunkten, die z. T. außerhalb der Schule liegen, so daß sich die Aussicht für den Nachwuchs an Intellektuellen noch mehr verringert. Hierin kann man verstandesmäßig vom Volksganzen aus gesehen vielleicht sogar eine günstige Wirkung des neuen Gesetzes sehen — für den einzelnen bedeutet die Erschwerung der Möglichkeit, nach Absolvierung des Gymnasiums in seiner Heimatstadt eine deutsche Hochschule beziehen zu können, wie es bisher zur normalen Entwicklung gehörte, einen starken gefühlsmäßigen Rückschlag.

Eine weitere Schädigung für die geistige Entwickelung unserer kommenden Generation müssen wir in der Verschiebung der Verhältniszahl der Stunden zu Gunsten der „nationalen" Fächer auf Kosten der allgemein bildenden sehen. Die an sich methodisch richtige und auch in anderen Staaten befolgte Auffassung, der Muttersprache, heimischen Geschichte und Geographie möglichst viel Raum zu geben, wird hier zum Fluch, wenn die Schulzeit verkürzt, trotzdem aber die Zahl der Lehrgegenstände erhöht wird. Und schließlich muß doch gesagt werden, was auch rumänische Fachleute offen ausgesprochen haben: Wenn Frankreich, wenn Deutschland, wenn England ihre Sprache und Literatur, ihre Geschichte ausführlich behandeln, so geben sie damit zugleich ein wesentliches Stück Weltliteratur, Weltgeschichte. Wäre es dem jungen Kulturvolk der Rumänen nicht nütz-

licher, sich erst diese Dinge mehr anzueignen und auf Grund dieser erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten eigene Literatur und Geschichte zu schaffen als das Vorhandene in der Schule künstlich aufzublasen? Zwischen völkischer Selbstverleugnung und Selbstvergötterung gibt es viele gesunde Zwischenstufen — muß man aus dem einen Extrem gleich ins andere fallen? Daß aber diese Verschiebung in der Stundenzahl für die Minderheiten — bei voller Anerkennung des für die Pflege ihrer Muttersprache eingeräumten Plus von 3 Stunden pro Klasse — eine Schädigung bedeutet, müssen wir ausdrücklich erklären, ohne uns dadurch irgend einer Herabsetzung dieser Fächer schuldig zu machen.

Einen vollkommenen Wandel in der Methodik unseres Mittelschulunterrichtes hatte bereits das durch das Privatschulgesetz zwangsweise auf uns übertragene Klassifizierungs- und Examinierungssystem der staatlichen Schulordnung mit sich gebracht. Diese innerlichste Abschnürung von deutscher Unterrichtspraxis muß wohl als das bezeichnet werden, was uns schon seit mehreren Jahren in eine völlig neue Epoche gestellt hat, die durch das neue Gesetz nicht eingeleitet, sondern höchstens noch verschärft wird. Die Verschärfung besteht erstens darin, daß die schon bisher als drückend empfundene Stoffüberhäufung durch Zusammendrängen der Gegenstände auf 7 Jahre und in einen Schultyp noch vermehrt werden wird, zweitens in der Ausdehnung der Jahresschlußprüfungen auch auf dem Unterkurs und drittens in dem Verlangen, daß die Schüler unserer Anstalt bereits nach dem dritten Jahr ein Zulassungsexamen hauptsächlich in rumänischer Sprache, vor einem gewiß nicht wohlwollenden und nachsichtigen Staatskommissär werden ablegen müssen. Aus allen diesen Gründen wird die Wissensstoffpaukerei und der geistige Drill, die im schärfsten Gegensatz zu den modernen deutschen Prinzipien der Arbeitsschule, Freitätigkeit und Selbstregierung stehen, noch verstärkt werden. Dieser Einschnitt ist aber wie gesagt, schon früher vollzogen worden und da wir in ihm die größte Gefahr für die Entfernung unseres Schulwesens von seinem geistigen Mutterboden sehen, so kann in dieser Hinsicht das neue Mittelschulgesetz kaum noch als ein neuer Schlag bezeichnet werden. Gerade darum aber müssen wir auch jeder Äußerung als ob es sich dabei um eine „Reform" handele — sofern man darunter eine Verbesserung versteht — weit zurückweisen.

Wir gingen von der Behauptung aus, daß das neue Gesetz für die geistige Entwicklung des rumänischen Volkes trübe Aussichten



Ernst Honigberger, Siebenbürgische Obsternte

biete. Es muß den mit der Mentalität des Altreichs ausgestatteten Verfassern und für seine Anwendung bestimmten Organen überlassen bleiben, sich mit den Folgen für ein freiwillig übernommenes Unglück auseinanderzusetzen. Wir Siebenbürger lehnen jede Verantwortung ab u. zw. haben das die Sachsen und die Ungarn durch ihre Vertreter im Parlament ausdrücklich erklärt, die Rumänen aber sind der Debatte und der Abstimmung — freilich aus andern Gründen — ferngeblieben. Für uns ergibt sich aus der prinzipiellen Ablehnung eines aufgezwungenen Systems die Kraft des Widerstandes gegen die in ihm enthaltenen schädigenden Elemente. Die vollkommene Abkehr von der deutschen und die Hinwendung zu einer verschlechterten französischen Schulform muß in uns erst recht das Gefühl und das Streben wachrufen, mit allen Kräften das unserer Sprache, Herkunft und Überlieferung Gemäße festzuhalten, sei es in der neuen Schule, sei es außerhalb ihrer, sei es trotz ihrer, ja gegen sie. So erwächst uns eine neue schwere Probe der Behauptungsfähigkeit unserer Eigenart — möge sie uns in jeder Hinsicht dafür bereit finden!

Pfarrer und Volksleben

Von Konrad Möckel

Es bedarf heute keiner besondern Begründung, wenn man über ein Thema, wie das obige spricht. Allerlei Gedanken darüber liegen gleichsam in der Luft und beschäftigen unter uns lebhaft eine große Zahl denkender Menschen, von denen viele äußerlich keine Beziehungen zum Pfarrerstand haben, dafür aber um so mehr zum Leben unseres Volkes. Daß eine starke Beziehung unseres Volkslebens zum evangelischen Pfarrer bestand und noch besteht, ist für jeden siebenbürger Sachsen von vorneherein klar. Aber in der Bewertung dieser Tatsache und ihrer Wirkung auf die Zukunft gehen die Meinungen sehr auseinander. Darin, in dieser Verschiedenheit der Bewertung spiegeln sich bei uns die großen Weltanschauungsfragen und die Kämpfe der „Krisis", die heute überall gefühlt wird. In andern deutschen Gebieten und namentlich draußen im Reich mag diese Krisis sich praktisch anders auswirken. Bei uns ist zweifellos das „Pfarrhaus" in seiner heutigen Stellung mit seiner bedeutungsvollen Vergangenheit und der an Nöten reichen Gegenwart ein Sinnbild unserer Schwierigkeiten

überhaupt. Wie sehr das in wirtschaftlicher Beziehung der Fall ist, weiß man an vielen Orten. Die Fragen, die sich von hieraus ergeben, sind ja eines der nur zu gut bekannten Themen unseres „kirchlichen" Lebens und doch sind es bei weitem nicht die wichtigsten. Es würde letzten Endes nicht von allzugroßer Bedeutung für das Volksganze sein, wenn ein par Dutzend Pfarrerfamilien schwer mit der wirtschaftlichen Not ringen — es gibt Gott sei Dank auch so manche Ausnahme — wenn nur das Amt selber die für das Volksleben nötige Bedeutung behält. Hier aber gerade setzt die Krisis ein. Wenn mein Großvater vor gut sechzig Jahren als Großpolder Pfarrer über die Gasse ging, beeillen sich die Vorübergehenden, ihm die Hand zu küssen. Ich will nicht sagen, daß wir darin etwa das Vorbild evangelischen Gemeindelebens sehen sollten, aber solche Erinnerungen geben doch ein Maß für die Veränderung in zwei Menschenaltern, wenn man die heutigen Verhältnisse daneben stellt. Wo ist der Führer, der das unbedingte Vertrauen der Bauern hat, der ihr „Herr Vater" ist, zu dem sie aufsehen mit scheuer Ehrfurcht und mit Stolz zugleich? Es ist eine Binsenwahrheit, daß es ihn heute nicht gibt. Und doch wie groß ist die Sehnsucht nach ihm! Wer die echten, schlichten Bauernstimmen aus der „Unzufriedenenbewegung" liest, der muß oft mit Ergriffenheit feststellen, wieviel gläubige Hoffnung, blindes Vertrauen in die Führerschaft doch hier zu Worte kommt.

Es ist ganz unfruchtbar, einander anzuklagen, die „Schuldigen" zu suchen, die unsere Nöte hervorgerufen haben. Man kann gewiß mitunter feststellen, daß dieser Pfarrer nichts taugt, seiner Aufgabe nicht gewachsen ist und daß in jener Gemeinde besonders schwierige Verhältnisse zu überwinden sind. Das aber sagt nichts über unsere eigentlichen Nöte, denn solches hat es sicher zu jeder Zeit gegeben. Tatsache ist aber, daß der Pfarrer weitgehend aus dem „Herrn" in der Gemeinde zu einem mehr oder weniger angesehenen und einflußreichen Beamten herabgesunken ist und daß vielfach auch dieser Beamte noch schwer um seine geistige und geistliche Existenz ringt. Aber auch noch eines ist Tatsache. Die Stellung, die der Pfarrer aus Gründen, die ich hier nicht untersuchen will, verloren hat, ist nicht von einer neuen Macht bezogen worden. Es ist nicht richtig, wenn Zillich [1]) behauptet, daß die ehemalige „Macht" des Pfarr-„herrn" von der neuzeitlichen Entwicklung gleichsam übernommen worden sei oder

[1]) Siehe Märzheft dieses Jahres: Zillich: Das Ende des „Pfarrhauses" und im Juniheft „Zur Führerkrise".

übernommen werden könnte. Aufstieg zu größern ostdeutschen Wirtschaftsverhältnissen aus unserm klein-sächsischen Wesen heraus, wissenschaftliche, politische, gesellschaftliche, kulturelle Entwicklungen, mögen sie auch ebensoviele Fortschritte bedeuten, können niemals das leisten, was unserm Pfarrhause seine Bedeutung gegeben hat und zum Teil heute noch gibt. Es ist eine prinzipielle Unmöglichkeit, daß unsere wohlgesinnten, zur Führerschaft in vieler Hinsicht berufenen Männer vom „völkischen Kreisarzt" an bis zu Kronstadts Industrieleuten, auf die Zillich soviel Hoffnung setzt, das Pfarrhaus gleichsam beerben könnten, es sei denn, sie würden eben selber Pfarrer. Was hier an Gebundenheit, Zucht, Autorität, patriarchalischem Herrschen und Beherrschtwerden, verloren gegangen ist, das ist eben ein absoluter Energieverlust an innerer Lebenskraft des Volkes. Er kann durch die angedeutete moderne Entwicklung überbrückt und hinweggetäuscht aber niemals ersetzt werden. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob die Einordnung in einen Wirtschaftsorganismus erfolgt, ob man sich einer imponierenden Organisationskraft, großer sozialer Leistung, bezwingenden wissenschaftlichen und kulturellen Mächten beugt oder ob da bei all dem diese gewisse Ehrfurcht mitspricht, die die Kirche einflößt und die ihr eigenes Geheimnis ist. Darüber hilft auch die größte Durchgeistigung und edelste völkische Begeisterung der führenden Männer nicht hinweg. Ganz zu geschweigen davon, daß man sich doch bei den erwähnten Fortschritten meist nur einfach dem Gelde und der politischen Macht unterordnet.

Gewiß war der Pfarrer und ist es auch heute Gemeindeorganisator; gewiß war er der Lehrer in landwirtschaftlichen Dingen, in rechtlichen Fragen, Führer im gesamten Erziehungswesen, der bei weitem Gebildetste seiner Umgebung usw. Aber daß es eben der Pfarrer war, das ist das Wesentliche, Bezeichnende an der Sache. Allmählich hat man diesen grundlegenden Zusammenhang vergessen und der Pfarrer wurde in erster Linie Fortschrittspfleger und Volksmann in der Gemeinde. Das hat sich bitter gerächt und ist dem Amte zum Verhängnis geworden. Die mehr oder weniger klare Erkenntnis dieses Übelstandes in Verbindung mit der „religiösen Welle" hat bei uns vielfach zu dem Bestreben geführt, den Pfarrer seiner eigentlichen religiösen Aufgabe zurückzugeben. Dabei kommt man allerdings immer wieder dadurch in Verlegenheit, daß wir für so viele ehemalige Aufgaben des Pfarramtes „noch" keine neuen Führer haben.

Es sind ernste Stimmen innerhalb und außerhalb des Pfarramtes,

die meinen, daß die Entwicklung, die hier beginnt, eine befriedigende Lösung vieler Volksfragen, die uns heute beunruhigen, bringen werde. Es sei zu begrüßen, daß der Pfarrer entlastet wird, daß er nicht mehr der vielgeschäftige Führer auf allen Gebieten sein muß. Es sei zu begrüßen, daß er sich spezialisiert, sein Bildungsgang einheitlicher wird, sich aus der Verknüpfung mit dem Schulwesen löst, daß er eben nun wahrhaft nur Pfarrer sein soll. Nun könne er wahrhaft Seelsorger sein und bloß seiner rein religiösen Aufgabe leben. Wer wollte verkennen, was es für uns bedeuten müßte, wenn der „sächsische" Pfarrer in erster Linie Pfarrer wäre! Wenn sein Amt und seine Berufung ausschließlich die Religion wäre! Wenn die Säkularisierung des Geistlichen Standes tiefem Glaubensernst weichen müßte! Es dürfte kaum jemanden geben, welcher Richtung er auch angehören mag, der wenigstens grundsätzlich bestritte, daß ein Pfarrer es in erster Linie mit Gott und mit seinem Dienste zu tun haben muß. Hier aber beginnen für uns so recht die Schwierigkeiten und die Krisis der Zeit. Denn es scheint klar zu sein, daß unser Volksleben und namentlich unsere Volkskirche nicht auf das „rein Religiöse" eingestellt sind. Macht es nicht den Eindruck, daß in den verschiedenen Kreisen unseres Volkes das „Allzureligiöse" kühl abgelehnt wird? Wer aber in welcher sächsischen Gemeinde immer als Pfarrer sitzt, ist entweder „Volksmann", in irgend einem Sinne wenigstens der Führer oder er ist nichts. Fachmann für Fragen des Seelenlebens, der Moral, der Eschatologie zu sein, das gibt es bei uns nicht und eine „Pastorenkirche", eine Fachanstalt, die man benützt, wie man den ärztlichen Spezialisten aufsucht, würde bei uns von niemandem ertragen.

So läßt sich also das „rein Religiöse" als Amt und unser Volksleben nicht miteinander vereinbaren? Die Frage kann nur geklärt werden, wenn man sich darüber Rechenschaft gibt, was denn dies Religiöse eigentlich sei. Gerade daran aber scheint es trotz aller eifrigen Erörterungen bei uns sehr zu fehlen. Religion ist bei uns doch für sehr viele Menschen immer noch eine Art Weltanschauung, also Theorie, Angelegenheit, wenn auch nicht gerade des Verstandes, so doch des „Gemütes" oder des „Geistes". Es gibt aber bekanntlich eine Überzahl von weniger „gemütvollen" und minder mit „Geist" ausgestatteten Menschen, die also demnach mit Fug und Recht Kirchenlied, Predigt und geistliche Aussprache ablehnen können. Religion sinkt dabei auf die Stufe irgendwelcher schönen Künste, persönlichen Sichzurechtfindens in der Welt herab; sie wird zur Privatsache. Nun ist

es ja keine Frage, daß die äußern Gebärden religiösen, kirchlichen Lebens vom Altartuch an bis zur geistvollsten Predigt nicht jedermanns Sache sind. Es wird immer Menschen geben, die gerne in die Kirche gehen und solche, die kein Verständnis für die gemeinsame Feier haben. Es ist das Verhängnis auch unserer Kirche, daß an die Stelle des innern „Wissens", das hier sein müßte, eine leere Meinung über Frömmigkeit und Religion aufgekommen ist. Denn dieses ganze „rein religiöse" Gebiet noch vermehrt um all das, was der Pfarrer als Seelsorger und Geistlicher sonst noch zu tun hat, ist noch nicht Religion. Religion ist der innere Kern des Lebensgefühles und entsteht und wirkt nur in der Bewegung des wirklich und ehrlich gelebten Lebens. Sie lebt dort, wo ringende Menschen zerbrachen an Alltäglichkeiten des Lebens, die stärker sind als sie selber, sie lebt nicht im kühlen Schatten der Beschaulichkeit, sondern steigt empor aus Leid und Sinnlosigkeit, aus Taumel und Hast, aus Kampf und Not, aus wahrem Sieg und wahrer Niederlage aus wirklich erlebtem Gewinnen und Verlieren des Lebens.

Was also sollen die Geistlichen tun, wenn sie sich auf das rein Religiöse beschränken? Wenn sie wahrhaft ernste Menschen sind, so müssen sie zittern vor der ihre Kräfte weit übersteigenden Unendlichkeit solcher Beschränkung. Denn solche Beschränkung heißt: jeden Menschen ernst nehmen, an jeder Not mittragen, bei jeder Frage mit innerster Verantwortung mitberaten, nirgend die eigene Hilfe versagen, seine Liebe und sein Leben restlos verströmen lassen in wachsamem Gehorsam gegen die tiefste Stimme des Lebens selber. Das wenigstens heißt in evangelischem Sinne ganzen Ernst mit der religiösen Forderung machen. Jedes sich Versagen oder Zurückziehen von irgend einer Form des Gemeindelebens bedeutet eine Möglichkeit weniger zum Dienste und zu dem Auftrag, der im Amte selber liegt. Der Pfarrer hat also nicht nur die selbstverständliche Pflicht, das engere Gemeindeleben, Schule, Jugend, Nachbarschaften, kirchl. Vereine und Anstalten usw. mit lebendigem Verantwortungsgefühl zu betreuen und all sein Wissen, seine Fähigkeiten, seine Arbeitskraft als ein Vater und nicht als ein „Beamter" in ihren Dienst zu stellen, sondern er muß sich am gesamten Leben beteiligen, das das Leben seiner Kirchenkinder ist. Er muß geradezu suchen, am Raiffeisenverein, Landwirtschaftsverein, an der politischen Gemeinde, an jeder Art von Freude und Leid, an Interessen und Sorgen seiner Mitbürger Anteil zu gewinnen. Ja mehr noch, er muß wenigstens auf dem Lande Wirt-

schaft treiben um die Nöte und Schwierigkeiten, die innern und äußern Gefahren, aber auch die Freuden und Segnungen des Bauernlebens von innen heraus verstehen zu können.

Das aber alles aus allerinnerster Beschränkung auf seinen Auftrag, den ihm Gott gegeben: nicht anzupredigen seine Gemeinde, sondern wahrhaft mit ihr zu leben. Je und je haben die Menschen, die den Armen helfen wollten, dem, was sie besaßen, entsagt, um ihnen im gemeinsamen Leben die eigentliche, einzig wirksame Hilfe zu bringen; die aber besteht in der Liebe, die das andere Leben so ernst nimmt, daß sie des eigenen Sonderstellung dafür opfert. So muß der Pfarrer, eben wenn es ihm ganzer Ernst ist mit seinem Beruf, aus dem innersten Kern seines Wesens alle „Passionen", alle wirtschaftlichen Überlegungen, Gehaltsberechnungen, ehrgeizigen Pläne fortrücken und nicht etwa dadurch ersetzen wollen, daß er nun „einem Volke" oder „der Kirche" oder irgend einer Idee, sei sie auch noch so edel, dient, sondern er soll in erster Reihe dem „lebendigen Gott" dienen, das aber heißt, daß er „sunder warumbe" — wie Meister Eckehart spricht — seiner Gemeinde dient.

Solches Dienen ist durch nichts anders zu ersetzen. Kein landwirtschaftlicher Kurs, keine auch noch so gewissenhafte Fachbildung reicht an es heran. Die Not unserer Führerlosigkeit besteht zum guten Teil darin, daß wir in fast jeder Hinsicht vom grünen Tische aus betreut werden. Wir haben zuviele Herrn, die im Innersten landfremd sind, in Anschauungen und Lebensweise durch eine breite Kluft vom Leben des Volkes geschieden sind und zu wenig solche, die nicht bloß durch ihr „Fach", ihre Stellung, ihre recht allgemein gehaltene Volkszugehörigkeit, sondern durch innerste Liebe, das aber heißt dann eben durch wahre Schicksals- und Lebensgemeinschaft mit ihm verbunden sind.

Ich bin mir dessen voll bewußt, im Obigen von einem Ideale geredet zu haben, das vielen unerreichbar erscheint. Auch will ich nicht behaupten, daß jemand diesem Ideale ganz entsprechen könne. Es ist das Bezeichnende echt evangelischer Forderungen, daß ihre ganze Verwirklichung an unserer Unzulänglichkeit scheitert und daß sie doch im eigentlichsten Sinne „praktisch" sind, d. h. unser Leben wesentlich und richtunggebend beeinflussen. Auch ist es wohl überflüssig davon zu reden, daß die geforderte „Beschränkung" des Pfarrers gut zu unterscheiden ist von der Verbauerung und Weltfremdheit, wie man sie immer wieder findet. Es ist kein Verdienst des Pfarrers, wenn er aus Bequemlichkeit und engem Horizonte aufgeht in seinem Berufe. Es kommt alles darauf an, daß die unausweichlichen Forderungen

seines Glaubensgehorsams ihm in die Lebensgemeinschaft mit seiner Gemeinde stellen. Nur so kann seine „religiöse" Arbeit sinnvoll werden, nur so wird auch seine Predigt erfüllt und kraftvoll sein.

Wer die angedeuteten Gedanken weiter deutet, wird auch einen Beitrag zu dem vielumstrittenen Kapitel „Pfarrer und Politiker" finden. Es ist klar, daß der Pfarrer nicht „Politik machen" soll; aber es ist ebenso klar, daß er nirgend seine Sendung verleugnen darf. Die aber kann es ihm gelegentlich sehr wohl zur Pflicht machen, seine Gemeinschaft gegen Übergriffe fremder Macht mit dem Worte verteidigen zu müssen.

Die Kräfte, die dem Pfarramte seine innere Berechtigung geben, sind ewige Kräfte. Sie sind der innerste Lebenssaft des Volkes. Mag die Kulturentwicklung uns wertvolle neue Möglichkeiten bringen, mag die führende Front sich im Volksganzen noch so sehr verändern, sicher ist, daß die besondere Eigenart der „Gemeinde" im geistlichen Sinne durch nichts zu ersetzen ist. Sie ist trotz all ihrer Mängel nicht nur der Stolz unserer Vergangenheit sondern auch die Keimzelle zu jeder künftigen lebensfähigen Gemeinschaft. Von hieraus muß die Pfarrerfrage betrachtet und behandelt werden. Es ist sehr bedauerlich, daß man daran nur zu oft u. zw. sowohl Freund als auch Feind der Landeskirche achtlos vorübergeht. Man wird fast immer finden, daß man einen Arzt oder Ingenieur nach dem innern Sinn seines Berufes beurteilt. Man wird diesen Sinn zum Maßstab nehmen, wenn es in einem Spital oder in einer Fabrik in der „Facharbeit" nicht richtig zugeht. Kirche und Pfarrer, diese öffentlichsten und allgemeinsten Einrichtungen, bei uns so eifrig von jedermann besprochen, werden nach kulturellen, wirtschaftlichen, völkischen, politischen Gesichtspunkten beurteilt, nur nach der ihnen eigenen Sachlichkeit nicht. Man vergleiche die vielen von der Kirche handelnden Artikel unserer Zeitungen. Zillich hat ganz Recht, wenn er schreibt: „Die Kirche als solche, die Religion ist seine (des Pfarrers) Rechtfertigung nicht mehr, sondern die Kirche als Organisation, deren Beamter er ist." Kein Wunder, daß da eben die Ratlosigkeit so groß ist. Wenn das Bedürfnis nach einer bestimmten Berufsarbeit im Volke rege wird, so schafft das Leben den Beruf von selber. In diesem Sinne ist der sächsische Pfarrer Ergebnis und Spiegelbild seines Volkes. Besinnt sich dies Volk wieder auf seine eigentlichen und wahren Lebenskräfte, so wird sich das an der Bedeutung des Pfarramtes, namentlich aber daran zeigen, was man von ihm fordert und wie man es beurteilt. Ob dabei der Pfarrer wieder zum Pfarr-„herrn" wird oder nicht, ist in diesem Sinne ganz gleichgültig.

Der alte und der neue Geist in der heimischen Wissenschaft

Grundsätzliches zum wissenschaftlichen Vermächtnis zweier sächs. Gelehrtengenerationen

Von Alfred Pomarius

Der zeitliche Rhythmus der Generationen bringt bekanntlich immer auch einen gewissen rhythmischen Wechsel im Geistesleben mit sich. Von Zeit zu Zeit aber gibt es in der Geschichte des Geistes tiefere Cäsuren, die ganze Generationengruppen, vielleicht ganze Zeitalter voneinander trennen. Auch heute stehen sich auf allen Gebieten ein alter und ein neuer Geist gegenüber, deren Verschiedenheit mehr bedeutet als bloß die traditionelle Revolution der Jungen gegen die Alten.

Ich zweifele nicht daran, daß auch bei uns die weltanschaulichen Unterschiede die sich zwischen der heute noch jungen sächsischen Generation und den Alten zeigen, von der letzteren Art sind, also nicht bloß der unmittelbar vorausgegangenen, sondern mehreren früheren Generationen gegenüber etwas Neues bedeuten. Deshalb konnte Karl Kurt Klein mit Recht schreiben: „Aus den Fenstern des Heute gesehen, erscheinen eben auch Thesis und Antithesis der Jüngstvergangenheit als Einheit.“ [1]) In folgendem sehe ich einen Beweis für diese behauptete tiefergreifende Geisteswende in unserer Intellektuellenschichte: während das 19. Jahrhundert den Gegensatz zwischen Jungen und Alten meist in Form verschiedener politischer Einstellung erlebte (ich denke an Alt- und Jungsachsen, an die „grüne“ Bewegung) ist heute, wo wahrlich das politische Leben an Bewegtheit dem der vergangenen Jahrzehnte zum mindesten gleich kommt, dieser Gegensatz doch vorwiegend weltanschaulicher Natur. Diese Erscheinung ist so auffallend, daß man versucht wäre, von ihr aus auf die geistige Lage der Gegenwart zurück zu schließen und zu sagen: es müssen bedeutsame geistige Wandlungen vor sich gehen, wenn sogar die Sachsen in einer Lage, die zu anderen Zeiten alle ihre geistigen Energien in nationale und politische Aktivität umgesetzt hätte, Zeit zu Weltanschauungskrisen finden.

Jedenfalls ist das, was sich gegenwärtig etwa in dem Kreis um den „Klingsor“ immer reifer entfaltet, ein „neuer Geist“, der nicht bloß in der Psychologie der Lebensalter seine Erklärung findet, sondern

[1]) In „Die s.-s. Literatur in den Jahren 1898—1918“. (Bilder aus der Kulturgeschichte der Siebenb. Sachsen Bd. II p. 305.)

der Widerschein eines neuen Zeitgeistes ist, der auch außerhalb unserer engeren Heimat eine veränderte geistige Einstellung eingeleitet hat.

Über diesen „neuen Geist" ist schon viel geschrieben worden, auch in dieser Zeitschrift. Was ich mir in dem vorliegenden Aufsatz zum Ziele gesetzt habe, ist, wie schon sein Titel zeigt, nur die Lösung eines Teilproblems, nämlich die Wirkung zu untersuchen, die dieser neue Geist auf dem Gebiet der heimischen Wissenschaft voraussichtlich haben wird. Ich möchte eine Antwort auf die Frage zu geben suchen, in welchem Geiste wir Jungen das Erbe, das uns zwei wissenschaftlich reich begabte Generationen (die um Georg Daniel Teutsch, und die um Friedrich Teutsch sowie Adolf Schullerus) hinterlassen, verwalten und mehren werden.

Einzelheiten können selbstverständlich in einem so engen Rahmen, wie der eines Aufsatzes keinen Platz finden, weshalb ich mich auf das Grundsätzliche beschränke.

Weitaus im Mittelpunkt unseres heimischen Wissenschaftsbetriebes stehen bekanntlich einerseits die Geschichte unseres Volkes, andererseits die Volkskunde und die Mundartforschung. Von ihnen will ich daher im folgenden vor allem sprechen.

Dies Überwiegen der historischen Disziplinen hängt nicht etwa damit zusammen, daß wir für Geschichte eine stärkere Begabung hätten als für die exakten Wissenschaften — vielmehr läßt unser ganzer Volkscharakter das Gegenteil vermuten — sondern damit, daß im 19. Jahrhundert, zur Zeit des Aufblühens der sächsischen Wissenschaft, in unserem Geistesleben das nationale Moment innerer Veranlagung und äußerer Verursachung nach, eine beherrschende Stellung eingenommen hat. So sahen sich von innen heraus, unsere Wissenschaftler auf jene Wissensgebiete hingewiesen, die sich „nationalisieren" lassen, also die historischen und volkskundlichen. Und zwar ist die dem nationalen Seelenzustand der Sachsen zunächst liegende Wissenschaft die Volkskunde als das Bewußtwerden der eigenen Lebensformen, und so ist es erklärlich, daß fast in demselben Augenblick, wo sich diese Disziplinen in Deutschland ausbilden, die Bewegung auch zu uns herüberschlägt und unsere Wissenschaftler in den vordersten Reihen ihrer Vorkämpfer findet. Und obwohl das populärste Werk unserer Wissenschaft, die Sachsengeschichte, vorwiegend politische Geschichte in rein historischer Darstellungsform ist, dürfen wir doch annehmen, daß innerster Veranlagung nach innerhalb unseres wissenschaftlichen Bewußtseins die Volkskunde der Geschichte übergeordnet ist, so daß

letztere nur eine — wenn auch die bedeutendste — Hilfswissenschaft der Volkskunde darstellt. Wir dürfen deshalb als die originale Konzeption siebenbürgisch-sächsischer Wissenschaftlichkeit in den beiden letzten Generationen diejenige ansehen, in der sich jene Unterordnung vollzieht und so eine Mittelstellung zwischen rein historischem und exaktwissenschaftlichem Arbeiten eingenommen wird. Es ist dies der Plan des siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuches, wie es von Adolf Schullerus seine endgültige Form erhalten hat. Schullerus hat es bekanntlich als die sächsische Enzyklopädie gedacht, als den Spiegel sächsischen Wesens und Seins, wo unter Verwertung aller bisherigen historischen und volkskundlichen Forschungen, auf dem Gerippe des Sprachschatzes der Mundart, der ganze seeliche und leibliche Organismus unseres Volkskörpers nachgebaut werden sollte. Es ist so „der umfassendste und größte wissenschaftliche Plan der Siebenbürger Sachsen überhaupt" (K. K. Klein) und für Zielsetzungen wie Methoden der Forschergeschlechter von Joh. Wolff bis A. Schullerus charakteristisch.

Was sich all diese uns vorangegangenen Gelehrten zum Ziele setzten und ihrer ganzen geistigen Eigenart nach auch allein zum Ziele setzen konnten, ist die treue Wiedergabe aller Einzelheiten der gegenwärtigen und historischen Wirklichkeit ihres Volkes, und die Methode um dies Ziel zu erreichen, war die kritisch-empiristische. Der Geist dieser Wissenschaft ist also der des Fachgelehrtentums und seine Synthesen sind enzyklopädischer Art.

Was uns Jüngere von dieser Wissenschaftsauffassung unterscheidet, ist heute nur mit Vorbehalt fest zu formulieren, weil sich der „neue Geist" vielleicht in einer Generation gar nicht rein darstellen, geschweige denn ausleben wird. Ich glaube es folgendermaßen kennzeichnen zu können:

Wir sehen in der exakten Beschreibung der Tatsachen immer nur etwas Vorläufiges, nie ein letztes Ziel. Unsere Zielsetzungen gehen vielmehr auf einen tieferen Sinn der jenseits der empiristischen Tatsachen liegt und als dessen Symbole die letzteren angesehen werden können. Die zu diesen Zielsetzungen gehörige Methode ist eine kritisch-konstruktive. Der Geist dieser Wissenschaft aber ist universalistisch, dem Fachgelehrtentum verhältnißmäßig abgeneigt, insoferne also dilettantisch, und seine Synthesen sind systematischer Art. (System hier in dem Sinne verstanden in dem man etwa von einem philosophischen System spricht).

Eine historische oder volkskundliche Betrachtung der zweiten Art verhält sich zu einer solchen der ersten Art etwa wie ein Gemälde zu einer Photographie. Diese geben beide die reale Wirklichkeit wieder, aber in verschiedenem Geiste und obwohl die Photographie, was die Einzelheiten anbelangt, die weitaus getreuere in der Wiedergabe ist, so bleibt doch noch sehr Bedeutsames zurück, das unphotographierbar ist, und das zu fassen der künstlerischen Darstellung im Gemälde vorbehalten bleibt. Es ist ein bestimmter über und außer dem Augenblicksbild jeder Erscheinung schwebender Sinn.

Es ist leicht einzusehen, daß es sich bei diesen beiden verschiedenen Auffassungen um eine verschiedene Stellungnahme zur historischen Einzeltatsache handelt. Der Weg der bis zu ihr hinführt, also die kritische Arbeit, die aus den vorliegenden Quellen die historischen Tatsachen erst feststellt, ist selbstverständlich beiden Richtungen gemeinsam, denn sie bildet einen Bestandteil neuzeitlicher Wissenschaftlichkeit als solcher. Innerhalb des historischen Denkens werden die verschiedenen Typen dieser Wissenschaftlichkeit erst durch die Art und Weise bestimmt, wie die festgestellten Einzeltatsachen gewertet und verwertet werden.

Die hier empiristisch genannte Richtung behandelt die Einzeltatsachen nach einem demokratischen Prinzip, als einander wesentlich gleichberechtigt. Ihr wissenschaftliches Ethos ist die Ehrfurcht vor der empirischen Einzelheit als solcher, und ihre Tatsachendemokratie stammt aus der Furcht etwa die eine Tatsache vor der anderen zu bevorzugen und dadurch von dem wirklichen Ablauf des historischen Geschehens abzuweichen. Für sie ist deshalb eine ausgesprochene Hypothesenscheu charakteristisch. Daß unter solchen Umständen ihre Synthesen enzyklopädischer Natur sind, ist fast selbstverständlich. Es gilt dies auch von den reifsten Werken, die uns eine nun fast 100 Jahre lang in diesem Geiste ausgeübte Forschertätigkeit hinterlassen hat, wie etwa von Adolf Schullerus Volkskunde und von Bischof Teutschs Sachsengeschichte, wenn auch diese Bücher das Enzyklopädische aus stofflichen Gründen nicht so programmatisch zum Ausdruck bringen, wie etwa das siebenb.-sächsische Wörterbuch. In ihnen allen herrscht das Prinzip der Souveränität der Einzeltatsache, und in vollkommener innerer Folgerichtigkeit ist in ihnen allen das von diesem Prinzip gewirkte Ganze wesentlich eine Summe sich aneinanderfügender, voneinander prinzipiell unabhängiger Einzelheiten. In den Augen von uns Jüngeren fehlt den so mitgeteilten Tatsachen im Grunde genommen die innere Einheit und es herrschen

äußerliche Zusammenhangsprinzipien vor, so in den historischen Darstellungen das Prinzip der zeitlichen Aufeinanderfolge (als Schema der Kausalität, wie Kant tiefsinnig zu Ende gedacht hat) und in den volkskundlichen Arbeiten die Einheit des Vorkommens an demselben „Orte", sc. demselben Volkskörper.

Wesentlich anders fällt die Tatsachenwertung von Seiten des wissenschaftlichen Universalisten aus. Für ihn bilden die Tatsachen, in einem beim Empiristen nie anzutreffenden Maße, von vorneherein eine Hierarchie ganz verschiedener Bedeutungsstufen. Er behandelt die Tatsachen nach aristokratischer Methode, indem ihm einzelne überragende Bedeutung gewinnen, während er viele andere als ganz unbedeutsam völlig zu übersehn sich gedrungen fühlt. Und das kommt daher, weil ihm bei der Begegnung mit den empirischen Einzelheiten sofort umfassende Ideen entgegenspringen, die das Heer des Einzelnen nach großen Gesichtspunkten organisieren. So kann es nicht zu einer Souveränität der Einzeltatsache als solcher kommen, sondern höchstens zu einer Souveränität der bedeutsamen Tatsache, als der Trägerin eines bestimmten Sinnes. Diese Einstellung wird also weniger durch die Ehrfurcht vor der Einzelheit als durch die Ehrfurcht vor der Idee charakterisiert, sie ist deshalb wesentlich hypothesenfreudig.

Es ist klar, daß beide Einstellungen positive und negative Möglichkeiten in sich bergen. Die Vorzüge der empiristischen Einstellung sind Gründlichkeit, Objektivität und wissenschaftliche Zuverlässigkeit, weil sich eben Fachgelehrtentum und Tatsachendemokratie auf derselben Ebene treffen. Die Gefahren, die ihr drohen, sind dieselben, denen alle Demokratie so leicht verfällt: übertriebene Gleichmacherei, geistiges Philistertum, infolge mangelnder Tiefe, und in weiterer Steigerung Plattheit und Leere.

Der Vorzug des Universalisten ist sein Blick für die großen geistigen Zusammenhänge, sein auf künstlerischem und weltanschaulichem Takt ruhendes großes Einfühlungsvermögen und seine allgemeine geistige Tiefe. Die von seinem Standpunkte aus schwer ganz zu vermeidende Gefahr ist die, daß in seinem „kritischen Konstruktivismus" die Kritik gegenüber der Konstruktion zu kurz komme, wodurch die Akzente auf falsche Stellen gelegt werden. In weiterer Folge führt das zu geistiger Don-Quichotterie und wissenschaftlichem Abenteurertum.

Es ist psychologisch leicht erklärlich, daß die Vertreter dieser beiden Geistesrichtungen geneigt sein werden, jeder an der anderen Ansicht

um die negativen Seiten zu sehen, daß also die Alten uns Junge oft für Phantasten, geistreichelnde Ästheten und großmäulige Verneiner halten, während wir Jungen in den Werken der Alten oft nur die Atmosphäre der engen selbstzufriedenen Kleinbürgerlichkeit und eine öde Tatsachenanhäufung zu spüren meinen.

Demgegenüber ist folgendes festzustellen: Die universalistische Richtung bedarf meistens — und unserem Volkscharakter nach gerade auch bei uns — einer vorausgehenden empiristischen Strömung, die durch gewissenhafte Tatsachenforschung ihr die notwendige Grundlage liefert. So wird, wenn sich aus den unverkennbar vorhandenen Keimen ein heimischer Universalismus entwickelt, dieser die vorangegangene empiristische Arbeit dankbar als sein unentbehrliches Fundament anerkennen, das in einer so breiten und fest verankerten Solidität er seiner inneren Veranlagung nach zu schaffen nicht imstande wäre. Denn er ist ja in gewissem Sinne nicht anderes, als eine zweite Bearbeitung des historischen Gesamtstoffes, indem er die Synthesen des Empirismus seinerseits als zu formendes Material benützt. Was so aus der beschreibenden Darstellung entsteht, ist die geistesgeschichtlich verstehende.

Geistesgeschichte ist das „Soll", das auf dem Gebiete der heimischen historischen Wissenschaften an uns Jüngere ergeht, hier liegt das Gebiet wo wir unserer ganzen geistigen Gesamthaltung nach original sein können. Dies bedeutet selbstverständlich nicht, daß wir die unvollendeten Werke der uns vorangegangenen Forscher einfach bei Seite schieben werden. Es ist ein Gesetz, dem sich keine Zeit entziehen kann, das sie in ihren Leistungen vor allem die alten Traditionen weiterführt und nur in begnadeten Augenblicken Originales schafft. So werden sich auch unter uns zahlreiche finden, die z. B. die Arbeit am siebenb.-sächs. Wörterbuch im Geiste seines Begründers fortführen, und wenn durch andere ein neuer Geist in dieses Werk seinen Einzug hält, so kann gerade ein enzyklopädisches Unternehmen einen gewissen inneren Bruch verhältnismäßig leicht ertragen. Überhaupt haftet dem wissenschaftlichen Vermächtnis der empiristischen Generationen vermöge seiner Objektivität in der Luft des neuzeitlichen wissenschaftlichen Geistes eine viel größere „Haltbarkeit" an, als den viel subjektiveren Erzeugnissen des universalistischen Denkens. Und wenn die Träger des „neuen Geistes" einmal einem fernen Morgen gegenüber die Sorge um ihr geistiges Erbe erfaßt, wird ihre Lage

vielleicht viel weniger erfreulich sein, als die der heute scheidenden empiristischen Geschlechter.

Vorläufig aber winken noch zahlreiche geistesgeschichtliche Aufgaben. Es gibt jedenfalls verschiedene Wege, um zu einer Geistesgeschichte unseres Volkes zu gelangen. Auf allen diesen Wegen aber wird sich als ein Grundbegriff der geistesgeschichtlichen Betrachtungsweise der der Volksindividualität erweisen. Um ihm im besonderen Falle unseres Volkstums einen greifbaren Inhalt zu geben, wird man wohl am besten so vorgehen, daß man das geistige Sein unseres Volkes als eine Kette von Reaktionsvorgängen auf das Geistesgeschehen in der deutschen Kulturwelt auffaßt (denn dem geistigen Einfluß der sie unmittelbar umgebenden Völker haben sich die Sachsen bekanntlich wesentlich verschlossen) und nun festzustellen sucht, auf welche Vorgänge das Volk empfindlich und auf welche es stumpf reagiert. Eine Probe dieses Verfahrens habe sich selbst gegeben als ich im „Klingsor" (Okt.—Dez. 1926) Wesen und Formen unserer Religiosität mit Hilfe typenpsychologischen Kategorien untersuchte. Man muß nun selbstverständlich nicht eben diese Typenformen benützen als ich sie dort verwandt habe, sondern hat die Wahl zwischen den verschiedensten heute schon theoretisch durchgearbeiteten Möglichkeiten. Wenn man aber das in jenem Aufsatz nur andeutungsweise und essayistisch Versuchte auf breiter Tatsachengrundlage ausarbeitet, und nun nicht nur das Verhältnis des Volkes zu Religion und Kirche, sondern auch das zu Recht und Staat, zu Politik, Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft usw. in den Kreis der Betrachtung zieht, dann ist darin ein Weg gegeben, um die gesamten Lebensformen des Volkes vom Geiste her verständlich zu machen. Auch die Ereignisse der politischen Geschichte bedürfen dieser geistes-geschichtlichen Unterbauung, damit das ganze historische und geistige Schicksal des Volkes, nicht wie in der empiristischen Darstellung als Funktion äußerer Faktoren, sondern als Funktion seiner eigenen inneren Individualität erkannt werde.

Viele von der alten Generation, die diese Worte lesen, werden in ihnen vielleicht ihr eigenes letztes Ziel wiedererkennen. Klingt es denn nicht ganz ähnlich, wenn Bischof Teutsch im 4. Bande der Sachsengeschichte S. 277 schreibt, daß bei Abfassung seiner Werke sein Ziel war: „auf Grund der vorhandenen Einzelforschungen und neu ausgeschöpfter Quellen die Gesamtentwickelung des sächsischen Volkes, die politische und kirchliche in großem Bilde zusammenzufassen, zu zeigen, wie sich hier der sächsische Volksstamm entwickelt hat, wachsend aus

dem „einst schicksalgeschaffenen Kern“ in stetem Kampf mit äußeren Gewalten, aber gerade dadurch immer an sein eigentliches Wesen gemahnt, beeinflußt von der Umgebung, in stetem Zusammenhang mit der deutschen Kultur bemüht und imstande, was er von dort herübernahm, in sich einzuschmelzen und dem Volkstum dienstbar zu machen. Es galt dabei zu zeigen, daß „das eigentlich Dauernde im Leben eines Volkes nur die festen, wiederkehrenden Züge seiner Individualität sind““. Und ist schließlich Geistesgeschichte nicht auch „Volkskunde“ in einem konzentriertesten Sinne, wie ihn auch Schullerus als fernes Ziel ersehnte? Gewiß, es ist so. Und dies stimmt einen Augenblick nachdenklich. Wo hört hier der alte Geist auf und wo fängt der neue an? Wo liegt der Grund dafür, daß hier und auch sonstwo die Generationen bei aller Verschiedenheit geistig ineinander hinüberspielen und niemals scharf zu trennen sind? Er liegt wohl in der eigentümlichen Erscheinung, daß bei aller Einseitigkeit doch das Bewußtsein jeder Zeit eine Art von geistigem Mikrokosmus darstellt, in dem vieles von dem, das sie (die Zeit) nicht real aus sich herausetzt, ideal vorhanden ist, als Erinnertes, Geträumtes oder Geahntes. Von all den vielen Möglichkeiten aber, die so ideell in ein Bewußtsein gelegt sind, haben nur einige wenige die Kraft, in die Realität überzutreten, und gerade nach ihnen bestimmt sich der Geistescharakter des Bewußtseins. Und so war es auch bei der Betrachtung des wissenschaftlichen Geistes unserer beiden letzten Generationen notwendig, auf das den Finger zu legen, was sie tatsächlich geschaffen haben, nicht darauf, was nur in Form vager Wünsche sich gefühlsmäßig noch darüber gelagert hat.

Unterschied der Stände

Adel ist auch in der sinnlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind.

Schiller

Vertrauen

Von Julius Megay

Die Zukunft willst du schau'n?
Laß ab von solchem Wagen!
Der, dem sie Schrecken braut,
Wird vor der Zeit verzagen.
Und wem sie Gutes birgt,
Der wird durch dieses Wissen,
Wenn die Erfüllung kommt — das Glück vermissen.

Sei wach! und zieh' getrost
Ins unbekannte Morgen;
Ein Weltenlenker lebt! —
In Ihm bist du geborgen.
Doch ferne sei von dir
Des Siegers eitles Trachten,
Wie auch die Trauer um verlorne Schlachten.

Dem Greise ziemt es wohl
In Demut auf die Kunde
Zu warten, wann sie kommt,
Die nahe dunkle Stunde.
Doch soll auch er vertraun
Dem Großen voll Erbarmen;
Der liebevoll ihn birgt in seinen Armen.

Das Werte und Würdige

Hast du etwas, so teile mir's mit, und ich zahle, was recht ist;
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.

Schiller

Rundschau

Die „Rückständigkeit" der Sachsen. Ich habe einige Male die Erfahrung gemacht, daß Rumänen, die uns Deutschen des Landes nicht unfreundlich begegnen, doch keine Gelegenheit versäumen, uns Rückständigkeit und Spießbürgertum vorzuwerfen. Ja, ich sah mich einige Male ausführlich angeführt in rumänischen Blättern, wenn ich auf die erbgesessene Kleinlichkeit mancher unserer Lebensäußerungen hingewiesen hatte. Das war für mich immer ein schmerzliches Wiederfinden eigener Vorwürfe, die aber in die fremde Umgebung getragen ihrer Berechtigung verloren gingen, weil der unheimische Rahmen nur ein unerfreuliches Bild einfaßte, dessen Wahrheit solange vollkommen gewesen war, als es im Umkreis unseres eigentümlichen Lebens gezeigt wurde. Ich fühlte in der Wiedergabe der Kritik ein Bestreben, das von außen in unser Dasein eindrang, selbst im gutwilligen Betrachter unbewußt vorherrschte und darauf gerichtet war, uns einen Makel anzuhängen, uns als kleine Patrone in einem vollen Leben darzustellen. Dieses Wollen erschien ebenso falsch, wie wenn wir die Angriffe, die jemals Rumänen gegen Rumänen erhoben, nun mit freudigem Lächeln vor unserem Blick ans Licht zerrten und sagten: seht her, so ist dieses Volk. Aber selbst ein solcher Vergleich entspricht der moralischen Bedeutung nicht, die sich in diesen Abziehbildern unserer Selbstkritik ausdrückt, denn wir sind ein Volk, das bewußt durch viele Jahrhunderte geschaffen hat, also ein altes Volk, dessen Beurteilung eben auf diesen Jahrhunderten fußen muß. In unserem Vorstellungskreis spielt unzerstörbar und immerdar ein großes Erinnerungsgut an frühere Zustände mit; jeder von uns ist mit unreißbaren Fasern an die Zeit geknüpft, wo wir die Wehrtürme aufführten und hier die ersten Städte bauten. All dies liegt mehr als ein Halbjahrtausend zurück, aber es spukt in unserem Blute. Schreibt nun ein hergelaufener Bukarester über die Abgeschlossenheit unseres Lebens und flucht uns die engherzigste Spießerei an, so mag es vielleicht innerhalb unserer Mauern gelten, wenn es einer sagt, der der Idee, dem Wert dieser Mauern sonst gerecht wird, aber nie dann, wenn es vom flachen Land aus losgescholten wird. Denn da wird es in uns schweigend antworten: was hast du an Wert dem Wertvollen entgegenzusetzen? Etwa die Zahl? Nun gut, da wissen wir aus demselben Erbe der geleisteten Kultur, daß die Zahl als Wertmaß zu jung und zu willkürlich gewählt wurde, um dauernd zu gelten. Und schließlich, was gilt sie? Macht? Gewiß, sie gilt heute als Macht. Wie lange aber hielt sich jemals Macht der Zahl, Macht an sich?

Ist es nicht vielmehr so, daß der uns Scheltende etwas in unserer Art fühlt, was ihm verwehrt ist und was er haben möchte? Fühlt er nicht in unserem gestalteten gewiß auch etwas starren Leben eine Leistung, von der er ausgeschlossen ist. Weshalb ausgeschlossen? Nicht weil er ein Rumäne ist und eine andere Sprache spricht, sondern weil er mit einem unebenbürtigen Anspruch an uns herantritt. Niemand fiele es sonstwo ein, Einlaß in eine Gesellschaft dadurch zu verlangen, daß man ihr Vorwürfe und Vorschriften macht. Hier aber fordert man das Äußerliche: daß wir rumänisch reden sollen. Täten wir es, wären wir jedermann gefällig. Es kommt also nicht darauf an, selbst etwas zu sein, sonderm dem gleich zu sein, der uns betrachtet, damit wir vor ihm bestehen. Das ist aber eine schematische und kleinwertige Forderung.

Forderungen wie diese: daß man vor einem Amt rumänisch spreche, weil es ein rumänisches Amt ist, oder daß man seiner Sitte nicht folge, weil die Mehrheit eine andere hat, sind Ausgeburten der Massenideologie. Denn hier ist nirgend gesagt, was gut oder schlecht ist. Hier ist nur ein Befehl gegeben ohne stichhaltige Begründung. Hier sucht die Masse sich durchzusetzen, nur weil sie Masse ist. Das sind Äußerungen der Übermacht, keines Geistes, das ist Gewalt, kein Recht.

Ja, aber es bleibt trotzdem noch die Frage offen, weshalb uns gerade Rückständigkeit vorgeworfen wird. Betrachtet man unsere tatsächlichen Leistungen in den Arbeitsgebieten des Lebens, so gehören wir doch gerade zu den Fortgeschrittensten dieses Landes. Kein einziger Daseinskreis, in dem wir nicht mindestens den Vergleich aushalten und wo immer die moralische Probe. Weshalb also dieser Vorwurf? Ein Beispiel wird es erklären. Der Minister Angelescu, der seltsamste Pädagoge auf Gottes Erdboden, hat mit seinen Plänen, Gesetzen und Verfügungen das gesamte Schulleben Rumäniens durcheinander gequirlt. Zu Gesetzen wie die Schulreform, die andernlands Jahre zur Durchführung brauchen, damit die Wirksamkeit und Folgerichtigkeit des Unterrichts — des Schulzwecks — nicht leide, genügen ihm Wochen. Er ist den Minderheiten feind, nicht dies ist das Wesentliche. Er ist aber unbeschwert von allem Gefühl für das Werdende, Gewordene und Seiende. Er regiert ohne Empfinden für den Stoff, der ihm unterstellt ist. Und doch bricht seinetwegen in diesem Lande kein Aufruhr los. Man schimpft, lobt sogar — auch dies ist möglich — und gehorcht. Nur uns quält innerlich dieser Wirrwarr der Systeme, deren keines sich auswirken kann, ehe es von einem andern abgelöst wird, auf das schon die Frühgeburt des nächsten folgt. Wir sind nicht elastisch genug zu diesem Wechsel. Und hierin sieht der Rumäne unsere Rückständigkeit, aber es liegt nicht uns zur Last. Denn wir halten am Zwecke fest. Uns ist die Tatsache, daß Schule ist, noch gar nichts. Wir fragen nach dem Wie. Angelescu ist die Schule als Zahl, als Tatsache schon ein kultureller Wert. Jede neu gegründete Schule erscheint ihm als Kulturleistung. Daß darin alljährlich durch Dekrete geändert und gewechselt werden kann, ist ihm selbstverständlich, er merkt nicht, daß jede kulturelle Tat Reife und Überlieferung braucht. Es fehlt ihm der Sinn für das Wachsende, die Anerkennung des Lebens, der Leistung und selbst der eigenen Verfügungen.

Das heißt natürlich, daß seine Schulpolitik Dilettantismus ist. Wie er zu kulturellen Fragen steht, ist sicherlich ein Sonderfall, soweit man wenigstens den Grad seiner Einseitigkeit in Betracht zieht. Aber dieselbe schematische Betrachtungsweise zeigen auch manche andere Rumänen kulturellen Tatsachen gegenüber. Unser bewußtes, kühles, abwartendes Leben, das in Jahrhunderten Gültiges schuf, umgeben von einer Welt von Feinden, wird daher nicht verstanden und für Rückständigkeit genommen. Aber kultureller Gehalt verwehrt eben das Experimentieren und den ewigen Wechsel. Wer Gestalt gefunden hat, wird dem sich erst Gestaltenden immer kalt und rückständig erscheinen. Seine Leistung wird nicht gesehen und so werden auch wir verkannt. Der schematische Geist, der alles nach dem momentanen Bedürfnis der Masse zu regeln sucht und deshalb ewig regeln wird, ist auch uns gegenüber ungerecht. Er behauptet, wir hätten uns nur durch Privilegien bewahrt (wobei immer noch zu fragen wäre: weshalb wir sie bekamen und solange gegen die Übermacht bewahren konnten, wenn wir sie nicht verdient hatten). Privilegien aber sind ein Ausdruck für anerkannten Wert. Es wird viele Jahrzehnte dauern, bis man zu ahnen beginnt, daß die Einstellung auf die Masse der Mord an der Kultur ist. Wenn

dies geschieht, werden auch wir verstanden werden. Das wird gerade dann sein, wenn die Demokratie in ihrer äußerlichen Zahlengläubigkeit tot ist und damit die Kultur wieder anfängt.

Wäre die Welt durch die Grenzen dieses Staates umrahmt, könnten wir noch lange darauf warten. Es ist der Vorteil dieses Gebietes, daß es zu Europa gehört und daß die europäische kulturelle Wiedergeburt sich auch nach dem Osten auswirken muß.

Heinrich Zillich

Paul Richters „Dritte Symphonie" wurde am 31. Mai in Dresden vom Philharmonischen Orchester unter der Leitung von Staatskapellmeister Kurt Striegler mit starkem Erfolg aufgeführt.

Es ist dies die erste Aufführung einer größeren siebenbürgisch-deutschen Komposition in Deutschland.

Kronstädter Musikbrief.

[redacted]

[redacted]

Werke

[redacted]

Egon Hajek

Neue Bücher und Schriften

Stefan von Hannenheim. Funken in der Asche. Komödie in drei Aufzügen. Siebenbürgischer Theater-Verlag, Hermannstadt 1928. Eine Komödie mit hübschem Vorwurf, aber was daraus gemacht wird, ist weniger erfreulich. Weder das Milieu noch die Charakteristik der Personen, noch die Handlung ist lebendig. Schon wie und was die Figuren sprechen ist Literatur; sie erklären sich selbst, sie sind ausgedacht, nicht einem inneren Erlebnis entboren. Daher ist jedes Gespräch, jede Episode erzwungen und überzeugt nicht. Man wird nicht angefaßt. Man sucht vergebens nach dem Humor, weil auch der bloß gesucht, nicht gefunden ist.

Otto Brües. Gedichte. Bühnenvolksbundverlag. Berlin 1926. — Gewiß sind diese Gedichte keine große lyrische Tat, aber sie sind in ihrer Fülle und Reinheit ein schönes und edles Kompendium der Welt, aus einem vielliebenden uud vielstrebenden Herzen aufgestiegen, das sich der Gegenwart und ihren Forderungen ebenso wenig versagt wie einer mutigen Entscheidung. Darin liegt ihr Wert wie gleichzeitig in ihrer einfachen und im besten Sinne volkstümlichen Form. Man erfreut sich an ihnen mit nachdenklicher Dankbarkeit. Heinrich Zillich

T. E. Lawrence, „Aufstand in der Wüste". Paul List-Verlag, Leipzig 1928. Ein einzigartiger Fall: ein Mann, noch keine 30 Jahre alt, vollbringt ein Werk größter historischer Bedeutung, stellt es überdies schriftstellerisch meisterhaft dar und — verzichtet auf die Früchte dieses wie jenes Erfolges. Klingt es auch heute, da die Folgen noch nicht zu übersehen, wahrscheinlich vermessen, seine kriegerische, politische wie schriftstellerische Leistung neben den „Gallischen Krieg" Cäsars zu stellen, so wird es vielleicht die Zukunft rechtfertigen; betrachten wir aber die Motive der Tat und

das Verhalten nach dem Erfolge, so fühlen wir wohl schon heute, wo weisere Bescheidung, wo mehr Gerechtigkeit und innere Größe.

Lawrence also, junger Archäologe und Orientalist in Ägypten, wird bei Kriegsausbruch in eine dortige Militärkanzlei gesteckt und erhält Einblick in die politischen und kriegerischen Verhältnisse zwischen Indien und Suez. Daraus keimt ein Gedanke; er fährt hinüber nach Arabien, ihn dort an Ort und Stelle, Aug in Auge mit der Wirklichkeit zu prüfen. Er hält stand; die Möglichkeit Arabien unter Verheißung nationaler Einigung und Befreiung — mit Hilfe Englands — zum Aufstand gegen die Türken zu bewegen, besteht. Welche Aussichten! Doch nicht alle schauen soweit; gegen Mißtrauen und Widerstände, selbst englischerseits, muß er ins Werk gesetzt werden; persönlich leitet er — offiziell bloß Ratgeber Faisals — Verhandlungen und kriegerische Unternehmungen, zerstört die schwierigen türkisch-deutschen Etappenlinien, zermürbt die psychische Sicherheit der Palästina-Armee durch stete Bedrohung ihrer Flanke und Rückzugslinie, ermöglicht so ihren Zusammenbruch, die reibungslose Besetzung von Damaskus und — zieht sich nach schwer errungenem Sieg zurück, wahrscheinlich gequält von innerem Zwiespalt, der Zweideutigkeit seiner Stellung als Schürer und Führer der nationalen Bewegung Arabiens und zugleich Bürge für Englands aufrichtige Hilfe, die es doch nur solange und insoweit gewähren konnte, als dies nicht seinen Interessen zuwiderlief, d. h. also nur bis zur Erledigung des gemeinsamen Gegners, der Türken. Dies die Andeutung des Inhaltes und der persönlichen Tragik des Mannes.

Diese wird aber überdüstert von einer andern, die sie ahnen läßt, von der weit gewaltigeren der Völker, die er verbünden wollte und die nun gegeneinander getrieben werden: er, der Engländer, hat der Araber nationale Begeisterung geweckt, ihr Mittel und Wege gewiesen, hat aber mit ihrer Hilfe England zum Siege verholfen; dieses hat seine alte Macht behauptet, jene ihre neue entdeckt und entfaltet; keines von beidem läßt sich rückgängig machen, — der Lebenswille eines jeden aber schließt den andern aus! Dies das Schicksalhafte des Buches.

Doch nicht Resignation, sondern Lebensmut weckt dies Buch. Man mag Werkzeug sein, gewiß, doch nicht dies, sondern *wie* man seine Aufgabe erfüllt, ist ausschlaggebend. Dies „Wie?!" vermag zum Helden zu machen und dem Schicksal gegenüber ins Recht zu setzen. Wie hier aus berechnender Phantasie, kühner Präzision, besonnenem Abenteurermut, der nichts unnötig, doch wenns gilt ohne Zaudern alles opfert, wie aus kluger Anpassung, aus Takt und Geduld eines Mannes auch heute noch solches Werk erwachsen kann, das weckt, — ein moderner Heldensang — Mut und Zuversicht. Und was die Tat gelingen ließ, zeichnet auch die Darstellung aus, die noch gewinnt durch vornehme Zurückhaltung und die kühl-leidenschaftliche Sachlichkeit des Genies, das genau weiß, wie viel von dem scheinbar Nebensächlichen abhängt, und das deshalb alle Komponenten, die die Resultate bestimmen, berücksichtigt, beim Handeln wie beim Bericht. So lernen wir nicht nur den Verlauf dieser wichtigen, doch so wenig bekannten Aktion, sondern auch ihre durch Klima, Landschaft, Rasse, Geschichte, Psyche des Einzelnen wie der Masse bedingten Ursachen, Triebfedern und Begleitumstände kennen. So natürlich das Geschehen in der Wirklichkeit von all diesem abhängig ist, so natürlich und lebendig, ohne jemals Tempo oder Spannung zu hemmen, ist es in die Erzählung hineinverflochten, auf diese Art eine einflußreiche und wahrscheinlich amüsantere Einführung in Arabiens Land und Leute gebend, als manche Fachschrift. Es ist schwer zu entscheiden, welcher

Eindruck schließlich vorwiegt und mehr Genuß bietet: der Dichtung gewordener Geschichte oder Geschichte gewordener Dichtung. Erwin Neustädter

Florian Seidel. Der Zauberer, Band Nr. 39 der Schatzgräber-Bühne. Verlag Georg D. W. Callwey, München. — Ein frisches Volksspiel, das unseren Dorfbühnen und Spielbühnen angeraten sei anstelle mancher unnötigen Stücke, die sie aufführen. Das alte Schema der untreuen Frau, die in des Gatten Abwesenheit den Liebhaber einläßt, ist hübsch variiert durch den listigen fahrenden Schüler, der sie bestraft ohne zu verraten. — Es sei hier, wieder zur Richtlinie für die Liebhaberbühne, nachhaltig auf die Sammlung „Die Schatzgräber-Bühne" hingewiesen.

Erdélyi Helikon. Wir berichteten im Jahrgang 1926, Seite 367 über den siebenbürgisch-ungarischen Schriftstellerbund Helikon, und erwähnten auch, daß er eine Zeitschrift herauszugeben plane. Das erste Heft der Zeitschrift erschien nun im Mai mit dem Titel Erdélyi Helikon (Klausenburg, Erdélyi Szépmives céh). Schriftleiter sind Kisbán Miklós und Áprily Lajos.

Die Zeitschrift ist nach Ausstattung und Inhalt umfassend und ernst angelegt. Sie setzt sich, obgleich im Vorwort eine bestimmte Tendenz abgelehnt wird, die Pflege siebenbürgischer Kultur im weitesten Umfang zum Ziel; man ersieht dies aus guten Aufsätzen über verschiedene heimische Gebiete, dann aber auch aus Stellungnahmen zu europäischen Fragen. Viele schöngeistige Beiträge siebenbürgisch-ungarischer Dichter geben außerdem Einblick in ein weiteres Arbeitsfeld des neuen Organs, dem wir Erfolg wünschen von der gleichen Einstellung aus. Es ist uns besonders lieb, schon in diesem ersten Hefte eine sächsische Stimme zugelassen zu sehen: Otto Folberth, der über die Verbundenheit ungarischer und deutscher Bestrebungen im Rahmen des geistigen Siebenbürgens schreibt und damit recht eigentlich den Zielen des „Klingsor" Ausdruck verleiht.

Josef Winckler, Im Teufelssessel. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1928.) Die vier Erzählungen des neuesten Werkes von Winckler spielen alle in Südtirol in einem Zipfel des Landes, das eingekeilt zwischen Bergen, in einer schwelgerischen Vegetation liegt, darüber an den Weinhängen die vielen Burgen uralter Herrengeschlechter stehen. In diesem übergesegneten Strich, der jedermann in seinen Bann schlägt, wächst gleichsam aus der durchpulsten Erde ein ebenso an Fülle gesegnetes Volk, dessen Tragik aber trotz aller Gnade diese Lage auf der Scheide zwischen Nord und Süd ist. Zwei der Erzählungen sind heiter, die eine spielt im 18. Jahrhundert, die zweite vor dem Weltkrieg und beide schildern Anekdoten aus dem Leben der Adligen, die da auf ihren Sitzen in Rauschen der Weinberge und im Weinrausch ein seltsames, volles und doch beschränktes Dasein genießen. Die folgenden Erzählungen führen ins Volk hinein. Die dritte schildert die Leiden eines durch den Faschismus verjagten deutschen Lehrers, die letzte eine Bauerntragödie.

Die Kunst Wincklers ist das Aufspüren triebhafter Zustände, eine schwere, durchblutete Sprache, die aus dieser fast heidnischen Art der Weltbetrachtung und -erfassung quillt. Einmal erzählt er vom Pan der südtiroler Landschaft, der ein Graf zum Opfer fällt — dieser Pan lebt in allen Erzählungen, dunkel, berauschend. Heinrich Zillich

Handbuch der Musikwissenschaft. Herausgegeben von Universitätsprofessor Dr. Ernst Bücken—Köln unter Mitwirkung von Privatdozent Dr. Besseler—Freiburg, Prof. Dr. W. Fischer—Wien, Privatdozent Dr. R. Haas—Wien, Prof. Dr. Th. Kroyer—Leipzig, Prof. Dr. H. Mersmann—Berlin, Prof. Dr. W. Sachs—Berlin, Dr. W. Heinitz—Hamburg, Dr. R. Lachmann—Kiel und anderen Musikgelehrten.

Mit etwa 1200 Abbildungen in Doppeltondruck, etwa 1300 Notenbeispielen und vielen z. T. farbigen Tafeln. In Lieferungen zu je Mark 2·30. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. Wildpark—Potsdam.

Wir ergreifen die Gelegenheit gerne, auf dieses wirklich bedeutende Werk hinzuweisen und eine Anschaffung allen Musikfreunden, insbesondere unseren Bibliotheken wärmstens zu empfehlen. Man ist sonst auf reich illustrierte Standardwerke nicht eben gut zu sprechen. Meist leidet der Text unter der Fülle der Bilder. Hier ist die Sache anders. Die Verfasser stehen — wie wir aus den bisherigen vier Lieferungen sehen können — auf hoher Warte; die Musikforschung legt die Beschränkung auf das Tonale ab und weiß zu verkünden, in welch enger Verknüpfung von jeher das gesamte Kulturbild mit dem Charakter der Musik gewesen ist. Nicht allein die Einzelpersönlichkeit als solche, auch ihre Einfügung in das Zeitgeschehen wird vom Geist her beleuchtet. Warme Erlebnistöne brechen hervor und adeln den Stil. Daß die Bilder vorzüglich, die Notenbeispiele gut gewählt erscheinen, sei nebenbei bemerkt. Wir erwarten, daß auch unsere siebenbürgische Kunstwelt in dem auf umfangreiche Sicht hin arbeitenden Werk zur Beurteilung kommen wird. Dr. Egon Hajek

C. Rădulescu-Motru, Reforma învăţământului secundar. Bukarest 1928. Der Philosophieprofessor Rădulescu-Motru unterzieht in dieser kleinen Studie das neue Mittelschulgesetz, das sich hochtrabend „Reform" nennt, einer außerordentlich strengen Kritik. Im ersten Abschnitt, den er „Allgemeiner Eindruck" überschreibt, stellt er die Behauptung auf, daß das Gesetz Angelescus im Gegensatz zu seinem Entwurf aus dem Jahre 1925 durch überstarke Betonung der „theoretischen" Schule „ein großes Unglück für die Zukunft unseres Volkes und insbesondere unseres Bauernstandes sein werde".

Den Beweis gründet er zunächst auf einen Überblick über die „verschiedenen Arten, eine Schulreform zu verwirklichen". Sie müsse jedenfalls aus den tiefen Entwicklungsnotwendigkeiten eines Volkes hervorgehen. Während sich in den alten westlichen Ländern jede Reform aus dem Kampf moderner Ideen mit dem Geist der Tradition ergebe, seien im jungen Osten gewisse allgemeine Prinzipien des betreffenden Schulgesetzgebers maßgebend. Es komme alles darauf an, ob dieser in der Lage sei, die besondern Notwendigkeiten seines Landes zu erkennen und die Reform danach einzurichten. Und in dieser Hinsicht stellt er nun fest, daß das neue Gesetz sich mit den im Motivenbericht vom Gesetzgeber selbst aufgestellten Prinzipien im Widerspruche befinde. Während nämlich der Motivenbericht die Betonung des „praktischen" Schulwesens als Forderung für Rumäniens Entwicklung aufstelle, sei das Gesetz selbst doch nur dazu angetan, die Jugend auf den Weg der „theoretischen" Schule zu verlocken.

Denn da die kurz „Gymnasium" genannte Unterstufe des Mittelschulwesens als verpflichtend auch für den spätern Besuch der Oberstufe praktischer Schulen gelte, werde alles in dieses Gymnasium hineingezwängt.[1]) Wer aber einmal dies Gymnasium mit seiner „allgemeinen Bildung" durchgemacht habe, werde nur, wenn er geistig nicht zureiche, eine praktische Laufbahn wählen. Dadurch würden auf der einen Seite dem Gewerbe und Handel nur die schwächsten Elemente zugeführt, auf der andern aber eine Unmenge von Halbgebildeten erzogen, die als kleine Beamte

[1]) Diesem gegenüber hat Angelescu wohl mit Recht darauf hingewiesen, daß in dem dem Gesetzentwurf beigefügten Schema für den weiteren Ausbau des Unterrichtswesens der Übergang aus der 7. Klasse der Volksschule direkt zum „praktischen" Schulwesen als selbstverständlich angesehen werde. Rec.

den Staat aussaugen würden, statt ihn durch produktive Arbeit wirtschaftlich zu stützen. Um den Geist und den Ton dieser Kritik anschaulich zu machen, setzen wir den letzten Absatz dieses Abschnittes vollinhaltlich hierher: „Aber wenn unser Gesetzgeber einem Prinzip zu Liebe etwas Schlechtes machen will, so bleibt er nicht auf halbem Wege stehen. Er hat gehört, daß es in Beßarabien und in Siebenbürgen gute Schulen mit praktischem Unterricht gibt, die sogenannten Mittel- und Bürgerschulen. Diese treffen gerade für die Bedingungen unseres Landes zu. Sie geben einen praktischen Unterricht bis zum Alter von 15 Jahren. Nun gut: das neue Gesetz fordert sie auf, sich in „theoretische Gymnasien" umzuwandeln! Wenn es schon so ist, daß wir Pflanzschulen für Anwärter auf staatliche Stellen schaffen — machen wir es doch im Großen, auf dem ganzen Gebiet Großrumäniens!"

In dem Abschnitt „Die Konsolidierung des Staates als Zweck des Mittelschulunterrichtes" führt der Kritiker dann im weiteren aus, daß die von Frankreich übernommene „allgemeine Bildung mit sprachlich-historischer Färbung" keineswegs im Interesse des rumänischen Staates liegen könne. Die vom Gesetz erwartete „Vereinheitlichung der rumänischen Gewissen" könne höchstens bei einer kleinen Gruppe von Intellektuellen erreicht werden, nicht aber in der breiten Masse des rumänischen Bauernvolkes. Hier müsse mit der praktischen Verbesserung der landwirtschaftlichen Methoden, mit der „Veredelung der Hand" begonnen werden. Auch in bezug auf die Minderheiten berge die Nationalisierungstendenz des Gesetzes Konfliktsgefahren. „Mit Gewalt kann heute niemand nationalisiert werden. Im Gegenteil: Nationalisierung mit Gewalt erweckt Haß unter den Staatbürgern und bringt damit eine Schwächung des Staates hervor."

Am schärfsten aber ist die Kritik, die der Verfasser unter der Überschrift „Der politische Hintergrund des Gesetzes" ausübt. Er weist nach, wie das Ganze infolge der persönlichen Einstellung einiger weniger Personen aus dem engern Kreis um den Minister zustande gekommen ist. Die „allgemeine Bildung" aber entstammt als Schlagwort der Phraseologie der liberalen Partei aus dem Jahre 1848, die heute längst hohl geworden ist. Eine praktische Schule erfordert Geld für Werkstätten und Arbeitsmaterial, ausgebildete Lehrkräfte usw. Ein „Gymnasium" ist leicht gemacht. „Ein Parteifreund vermietet sein Haus, ein anderer gibt Unterricht, und die ganze liberale Partei kann sich schließlich loben, daß sie eine Schule mehr gemacht habe."

Im Schlußwort weist der Verfasser mit einer gewissen Resignation darauf hin, daß jede Generation eine Schulreform nach ihren Interessen und nicht nach denen der folgenden vornehme. So werde auch hier das kommende Geschlecht die Kosten zahlen für die Blindheit der gegenwärtigen. Vielleicht aber gelinge es noch, in den Lehrplänen etwas vom „praktischen" Unterricht zu retten. Darin sieht der Verfasser zuletzt den unmittelbaren Zweck seiner Veröffentlichung. Bernhard Capesius

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Flachszeile 31
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Verlegt vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



Kopf des Johannes am Chor der Schwarzen Kirche in Kronstadt

Stadtpfarrers Thomas
(† 1440)
Besprechung S. 360

Aus Wühr, Figurenschmuck der Schwarzen Kirche in Kronstadt, Klingsor-Verlag

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
5. JAHR AUGUST 1928 HEFT 8

Stefan George in unserer Zeit

Zu seinem 60. Geburtstag

Von Konrad Nußbächer

Der 60. Geburtstag des Meisters bietet der Welt ein seltsames Schauspiel: einer, der seinem Zeitalter nicht nur als Unzeitgemäßer fern gestanden, sondern es aus vollster Seele gehaßt, gerichtet und verdammt hat, der jede Gemeinsamkeit, alle vorteilhaften Kompromisse und Verträge mit ihm schroff abgelehnt hat — dieser Einzelne steht heute als Sieger da, umrauscht von den Huldigungen einer festlichen Menge, anerkannt, wenn auch widerwillig, von der Zunft des literarischen Betriebes, verehrt und angebetet als Kern und Mitte einer sich gestaltenden neuen Welt von einem dichten Kreis begeistert hingegebener Jünger, dessen Radius stetig wächst und vor allem den besten Teil der deutschen Jugend umfaßt — so blickt Stefan George von der Schwelle seines 6. Jahrzehnts auf die Welt unter ihm, auf sein Werk der Kämpfe, Fahrten und Leiden zurück — auch jetzt noch streng in seiner Würde, unerbittlich in seinen Forderungen, wählerisch in seiner Liebe, Richter und König viel mehr, als dankbarer Jubilar. Diese unbeirrt im Leben hindurch gewahrte Haltung ist nicht der Kühle eines verachtend-abseitigen Aristokratismus, nicht der genüßlerischen Abschließung eines blassen Ästhetentums entsprungen — sie ist Not und Nichtanders-Können eines leidenschaftlichen Tat- und Lebensdranges, der die zeitliche Gegenwart seinem innersten Triebe, seiner glühenden Traumwelt opfert, weil sie dieser widerspricht. Was ist Wirklichkeit? Der Traum in seiner Fülle und Dichtigkeit kann Wirklichkeit zeugen, aus Träumen wächst Zukunft, die besteht, wenn die ehemalige Wirklichkeit schon längst welk und tot ist. So kann der gestaltete Traum, die Idee über die scheinbare Wirklichkeit siegen, der große Träumer wird zum großen Täter, dessen Wirkung nicht mit dem Augenblick erlischt. Und so ist George unter all seinen dichtenden Zeitgenossen heute der lebendigste, ein reicher Nachwuchs sprießt um ihn empor, und nicht nur in der

Dichtung — George, obwohl er nichts anderes als Verse geschrieben hat, ist kein „literarisches" Ereignis, sondern eine Zeitwende. Wie kam das? Wie war das möglich?

Wäre es bloße Romantik, Ungenügen an der Wirklichkeit gewesen, die den Dichter in die Traumwelt scheuchte, so wäre niemals eine zukunftträchtige Bewegung daraus erwachsen. Die Romantik ist die Flucht in die Ferne, aus mangelnder Kraft zum „resoluten Leben", aus notorischer „Sehnsucht". George aber steht in der Fülle eines ewig gegenwärtigen „Jetzt und Hier" in jedem seiner Gedichte da, in plastisch-sinnlicher Gestalt, durchaus klassisch seiner Art nach. Nicht die romantische Flucht aus einem horror vacui also läßt ihn das Zeitgetriebe meiden — ein Romantiker ist auch kein Kämpfer. George aber ist Kämpfer von Anfang bis zu Ende gewesen, eine Kraft, eine Fülle ringt hier um die Gestaltung einer Welt, wehrt die Zeit ab, weil sie als eine zersetzende und auflösende diese Gestaltung gefährdet, die Gestaltung, die zuerst und zuhöchst der Mensch (vor dem Werk) ist. Dieser Mensch George hat seine Gestalt durch alle Wachstumswandlungen und Reifestadien hindurch nur immer reiner und härter ausgeglüht, sie hindurchgerettet durch alle Fährnisse und Stürme zu dem festen Land einer jungen Zukunft, auf dem Tausende bauen werden. Das Leben und das Werk dieses Lyrikers stellt ein großes inneres Drama dar, ein Drama in jenem höchsten Sinne als Kampf eines Einzelnen, einsam auf sich Gestellten mit dem Schicksal um die Selbstbehauptung. So im Großen und Ganzen gesehen müssen seine lyrischen Bücher erlebt werden, als fortlaufende Edelsteinkette einer Entwicklung, eines Kampfes um den höchsten Einsatz — nicht als flüchtige Kinder des wechselnden Augenblicks — als Marksteine einer Eroberung. Dieser große Zug schwingt durch die Werke hindurch und verbindet sie zur Einheit. So vollendet das einzelne Gedicht als geschlossener Organismus ist — seinen tieferen Sinn empfängt es erst aus dem Ganzen des Werkes, das bei George in architektonischer Notwendigkeit sich aufbaut.

Dieser dramatische, dieser ethische Zug, der im Lauf der Entwicklung immer beherrschender hervortritt, gibt dem Werk Georges das unerbittlich Strenge, Schroffe und Steile, das viele Leser als Unnatur und Kälte abstößt. Es sind dieselben, die auch an der Eigenwilligkeit seines äußeren Lebens, den Eigentümlichkeiten seiner Satzzeichen und seines Schriftbildes Anstoß nehmen. Aber diese scheinbar äußeren Dinge sind auch nur Ausfluß eines notwendigen inneren Stiles, der

sich in dem schwersten Kampfe durchzusetzen hatte. Quot licet Jovi non licet bovi. Was bei einem dürftigen Geist Attrappe und Arroganz wäre, ist bei George gerechtfertigt durch die Größe des Zieles, worum es geht, der jedes große und kleine Ausdrucksmittel zu dienen hat. Woher aber kam einem Einzelnen der Mut und die Kraft, es mit einer ganzen Zeit aufzunehmen, gegen ihren Strom zu schwimmen, woher die „Vermessenheit", auf ein dichterisches Werk, und sei es noch so vollendet, eine Prophetie zu gründen, die ein ganzes Geschlecht erbarmungslos in das Nichts verstieß?

Diese scheinbare Vermessenheit ist wieder Not, Auftrag einer inneren Macht, der der Dichter gehorchen mußte. Nicht als losgelöster Einzelner ohne Vergangenheit und Verpflichtung steht George da, er lebt als Sprößling hoher Ahnen, er ist ein Findlingsgestein uralter Gebirge, mitten versprengt in die Flachlandschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts, ein Stück „zutage gehobenen Granits". Die Kraft, die ihn treibt, ist unmittelbarer Ausfluß eines unterirdisch durch die Zeiten wandernden Stromes, der immer wieder im Einzelnen hervorbricht, seinen Ursprung aber in den starken Zeiten unseres Volkes: im Mittelalter hat. Der mittelalterliche Mensch der Ritter und Heiligen, der Könige und Päpste, der Edelfrauen und Madonnen ist in George in einer Ursprünglichkeit, Echtheit und Zeitfremde wiederauferwacht, daß wohl ein Erschrecken durch die Reihen unserer Zivilisation ob dieser aus Gräbern gestiegenen Riesengestalt gehen könnte. Hier, im Mittelalter, und nicht in der Gegenwart, liegen die Quellgebiete von Georges Schaffen, in der harschen und schlichten Adligkeit seiner Ritter, der dunklen Glut und Macht seiner gläubigen Priester, der Gewalt seiner Dome, der ganzen quellend-bunten runden katholischen Welt mit ihren echten Wundern, Schauern und Zaubereien: besteht Georges unmittelbares Ahnenreich, dem er sohnhaft nahe und nicht durch romantische Sehnsüchte verbunden ist. Wer diesen echtesten George kennen lernen will, der lese „Das Buch der Sagen und Sänge" und lese den „Siebenten Ring" — er wird den Pulsschlag ureigensten Lebens daraus spüren, stärker und unmittelbarer als auf sonst einem der vielen Gebiete des Georgeschen Bereiches. Aber diese dunkle, starke, von Hintergründen umwitterte Seele ist gleichzeitig unendlich zart und nervig vibrierend, der mächtig-mittelalterliche Geist ist eingebettet in ein duftig flimmerndes Blühen und Wogen, in die sanften Takte eines berauschend süßen Verses. Diese merkwürdigste aller Mischungen stigmatisiert George ein für alle Mal. Seine eigent-

lichen Ahnen sind die mittelalterlichen Könige, Helden, Dichter, vor allem Dante (den er übersetzt hat) — seine formalen Lehrmeister aber waren Baudelaire und Mallarmée. Nur wer diese doppelte Abstammung — eine mystische und eine zeitlich-reale — bei George herauszuspüren versteht, wird auch sein Werk in seiner tiefsten Bedeutung und seine Stellung in unserer Zeit begreifen. Es ist das Werk eines Überlebenden aus den starken Zeiten — aber im Gewande des Impressionismus. Es ist die Auflehnung, der Zorn und die Verachtung der großen Vergangenheit gegen die Gegenwart — aber in dem Medium der modernen Kunst. Es ist der Versuch einer Neuschöpfung der Welt durch die Kunst, eine Renaissance im wörtlichsten Sinne, die uralte Kräfte, verschollene Weisheit, versunkene Welten wieder heraufbeschwört in einer Form und Sprache, die die ganze Entwicklung und Errungenschaften neuer Lyrik seit Goethe in sich aufgenommen hat. Und dies nicht zu bunt-luftigem Spiel, sondern mit dem aktiv-ethischen Pathos: damit neue Menschen, neue Leiber zu formen, die der Kern einer neuen Welt werden sollen. Hier zeigt sich Georges magisch-mystische Auffassung der Kunst. Sie ist der Leib, in dem sich der Gott verwirklicht, nur in dieser leibhaften Gestalt des Kunstwerkes, wie des menschlichen Körpers erfahren wir das Göttliche, das sonst tote Abstraktion bleibt. In dem vollkommenen Kunstwerk lebt der Gott und spricht zu uns, spricht sein schöpferisch gestaltendes Wort. So wird der Dichter zum Propheten und Schöpfer über das Gebiet der Dichtung hinaus, vermittels der seinem Wort und seinem Werk innewohnenden Magie. Die Verherrlichung des edlen Leibes als einziges festliches Sinnbild des Göttlichen — des edlen Leibes des Menschen wie des Kunstwerkes — verbindet Georges mittelalterlich-glühende Seele aufs eigenartigste mit der klassischen Antike.

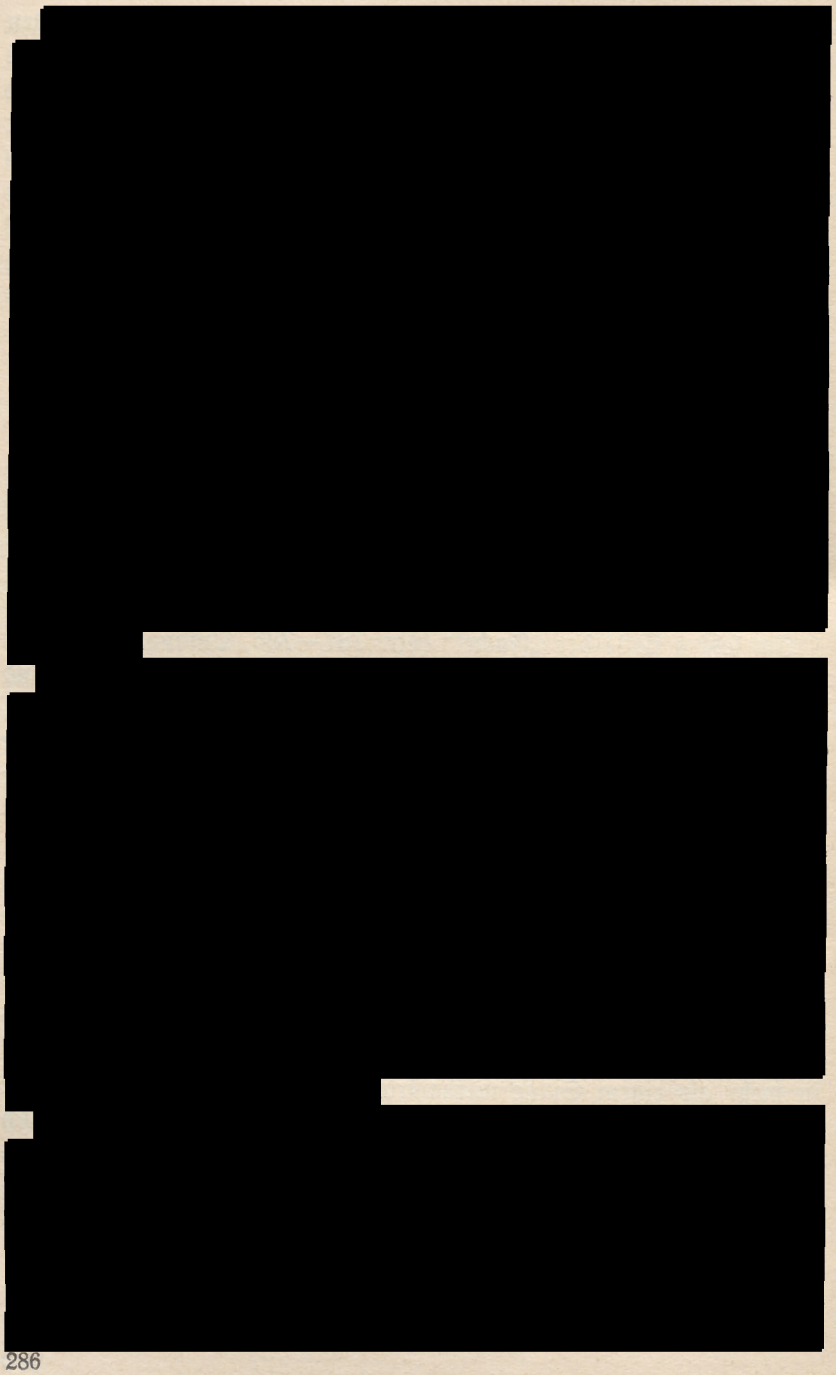
Die künstlerische Religion Georges, die sich nicht in Dogmen und Lehrsätzen, sondern immer wieder nur in gestalthaften Kunstwerken ausdrücken kann, diese Religion, die die Glut und Gottesleidenschaft und Minnigkeit des Mittelalters in den Dienst eines sündlos freien, leibesbejahenden frommen Heidentums stellt — sie sieht als Todfeind die intellektualistisch zersetzte, schwerpunktlos zerflatternde, gottlose, bindungslose Gegenwart. Auf sie ergießt sich die ganze Schale von Georges Prophetenzorn — aber eine Hoffnung lebt in diesem gewaltigen Eifern, das Tod und Vernichtung weissagt. Die Hoffnung, der Glaube an ein gelobtes Land, das sich hinter den brauenden

Wettern auftut, das leuchtet jenseits der furchtbaren Erschütterungen dieser „Zeiten der Wirren" — und einen ersten Wendepunkt erblickt diese Hoffnung in der großen zerstörenden, aber auch umpflügenden Katastrophe des Krieges. Diese Hoffnung ist nicht leer. Von ihr künden die eigentlich zeitlosen ewigen Lieder und Gedichte, in denen George losgelöst von den Qualen und Fiebern seines Prophetentum die göttlichen Entzückungen seiner Seele an Mensch und Landschaft ganz still und beruhigt in klingenden Wundern hinaussingt — jene fast volksliedhaften, schlichten innigen Weisen, in denen ein allerpersönlichstes Glück oder Leid zur ewigen Gestalt geworden ist — und diesen George lieben wir.

Über die Auffindung der Piehowicz'schen Gedichte

Von Alfred Margol-Sperber

[redacted]





[redacted]

Einen Trunk der Liebe

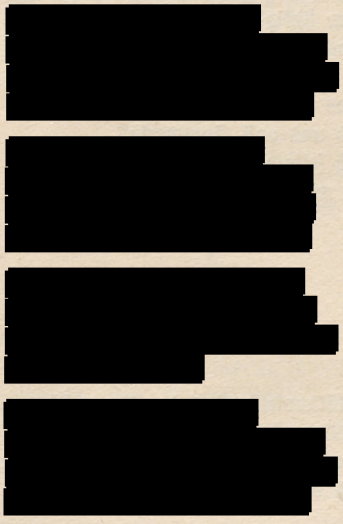
[redacted]

Frühling

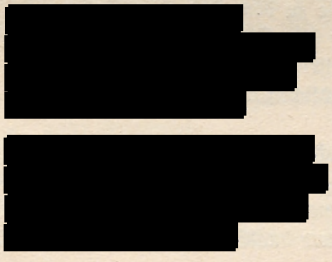
[redacted]



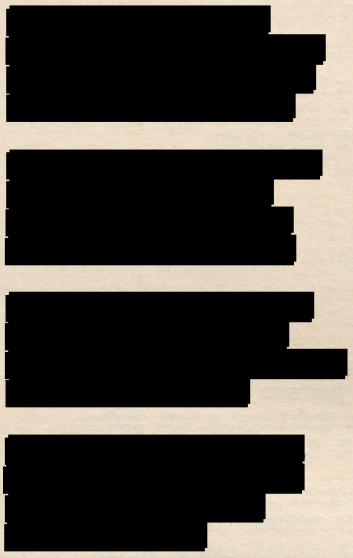
Junge Tänzerin



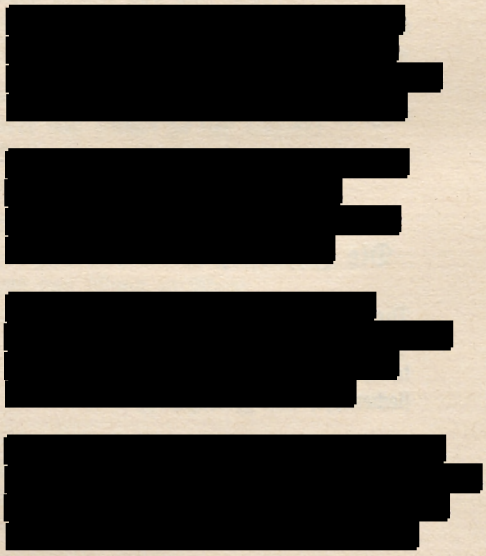
Die Zypresse, die Olive . . .



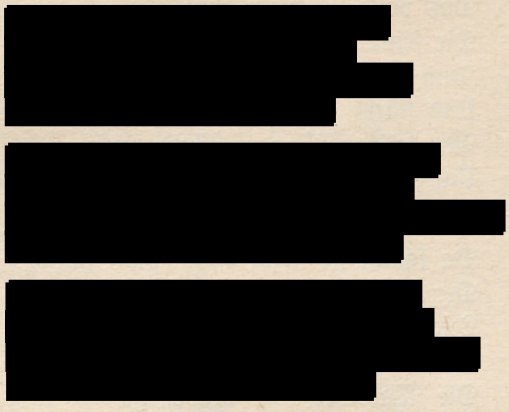
Mittag



Friedhof im Süden



Alte Gesichter vom Lande



Drei Gedichte

Von Konrad Nußbächer

I.

Das dank ich dir:
Daß aus dem Schönen Schöneres spricht und schweigt,
Aus deiner Jugend traumentsprungenem Quell,
Aus Göttlichblond und Himmelsblau
Sich eine Seele regt und hebt und blüht zum Licht
In ihrer jungen Gliederkraft so kühn als rein
So tief als groß —
Du tiefer Brunnen Gottes, draus ich schöpf
Des hellsten Wunders wirklich-süßen Trank,
Wie strahlt er Glanz um Antlitz mir und Kleid
Und überströmt die durstigen Lippen mir!
Wem dient ich alle Stunden Tag und Nacht?
Der Schönheit dient ich und der Adligkeit!
Nun tritist du, junger Held, in heller Wehr
In meinen Wald, ein Leuchten fällt in seinen tiefsten Grund,
Der Morgen geht hindurch . . .
Zieh hin zu Kampf und Schicksal und zum Sieg!
Ich bin bei dir als Lehrer und als Freund.
Was ist die Welt, wenn du nicht lebst und bist!

II.

Das volle Bächlein beut
Dir seine silberklare Brust
Zum Morgentrunk, zum Morgenwusch:
Und stärkt die schlafentspannten Glieder
Mit kühlen Wogen, Waldesduft,
Unter den Farnen gleitend und
Dem hohen Rund der Waldeshellen.

Da schläft sie noch, das blonde Kind,
Der junge Weibmensch,
Leicht atmend wie der Morgenwind
Und rotgehaucht wie über ihr
Die Waldesrose — taubenetzt
Das Blondhaar und des Busens junge Ahnung.

Holdseliger Spender süßen Glücks!
O Himmelswunder!
Hoch schweigt der grüne Waldesdom
In Andachtsschauer über dir,
Demütig dienen Blütenkerzen
Mit Weihrauch still dem Sakramente.

Anbetend still der Wald! Da tönt
Der Amselschlag vom nahen Zweig
Dir schmetternd in den Traum — da brechen
Zwei blaue Himmel auf
Umschleiert, unbewußt —
Und dann der volle Strahl wie eine Sonne
Durch blau Gewölk: Du siehst mich!

Und röter blüht dein Wangenrot
Urmutter Evas tiefe Scham
Und Wissen überschattet dich —
Ich sink ins Knie: o Weib vergib!
Da lächelst du — —

Und alle Erden-Lust und Qual
Liegt in dem Lächeln und du nimmst
Mich wie ein Kind und lächelst noch —
Und um uns ist die Einsamkeit,
Die morgendliche Waldeseinsamkeit.

III.

In deinem Wildnisgarten
Schleichen die schönen wilden Tiere
Traulich und sanft um dich herum.
Die jungen Löwen schnurren
Und wetzen ihren Kopf an deinem Knie,
Die Panther und Leoparden
Ziehn fauchend ihre schmeichlerischen Kreise
Um dich, die Königin.
Du siehst mich lächelnd
Aus deinem Hofstaat grimmiger guter Wächter
Holdselig an
Und deine Augen sprechen
Von Wildnis, Glück und Grauen
Geheimnisvoll.

Alte und neue Ideale

Von Alfred Pomarius

Es soll hier nicht die Rede von jenen Idealen sein, die als das ewig Unerreichbare hoch über allem wirklichen Leben schweben. Sie sind vielleicht unwandelbar. Wandelbar mit dem Geist und Lebensstil der Zeit aber sind jene Ideale, die als das zu Erstrebende und im praktischen Leben zu Verwirklichende, Leitbilder der individuellen oder völkischen Lebensführung sind. Von solchen Idealen will ich sprechen und zwar im Anschluß an meinen Aufsatz: „Der alte und der neue Geist in der heimischen Wissenschaft" (Juliheft dieser Zeitschrift), von der Wandlung der für den Dienst am Volke bestimmenden ideellen Leitlinien, wie sie eine Folge der allgemeinen Wandlung der Welt und Lebenseinstellung ist, die wir heute erleben.

Bei uns Siebenbürger Sachsen gibt es seit der Zeit der Einwanderung einen unveränderten obersten Leitgrundsatz für den Dienst am Volke, und das ist die Ertüchtigung und Stählung des Volkes im nationalen Abwehrkampf und der nationalen Selbstbehauptung. Jedem geistig irgendwie Führenden drängt schon das tägliche Leben die Notwendigkeit auf, etwas zur Erfüllung dieser Forderung zu tun,

weil der nationale Kampf eben die elementarste schicksalsmäßige Not unseres Volkes ist. Man findet daher, daß alle Ideale, von denen sich unsere Führenden bei der Ordnung der völkischen Lebensführung bestimmen lassen, formal jenen obersten Grundsatz erfüllen; sie alle sind irgendwie dem Endzweck völkisch-nationaler Stärkung untergeordnet. Diese Unterordnung ist das allgemeine Gattungsmerkmal, das sie alle an sich tragen, ist das, worin sie sich alle gleichen. Aber das Gleichbleiben der äußeren Lebensbedingungen bewirkt nicht bloß eine formale Übereinstimmung, sondern durch weite Zeiträume auch eine inhaltliche Übereinstimmung eines großen Teiles der Ideen, mit denen alle Volksführung bei uns zu arbeiten hat, und zwar sind es diejenigen Ideen, die für den direkten Kampf um die nationalen Güter der Sprache, des Glaubens und des Volkstums gelten. Alles was heute als Ideen der Minderheitenrechte in der Welt diskutiert wird, gehört hierher und bildet längst einen festen Bestand an Idealen, Forderungen, Leitsätzen und Schlachtrufen innerhalb des Geistes unserer völkischen Lebensführung. Ein nie versiegender Strom veredelnder ethischer Energieen fließt dadurch in unsere Lebensführung ein, die von dem Bewußtsein der menschlichen und ewigen Gerechtigkeit der eigenen Sache gespeist wird. Weil sie immer dieselben Waffen benützen, finden sich in diesem Kampf um die ideellen Volksgüter alle Generationen wieder, mögen sie sonst innerlich noch so verschieden sein und dadurch spannt sich ein unzerreißbares Gefühl der Gemeinsamkeit über die trennenden Wandlungen des Zeitgeistes hinüber und trägt viel zu der inneren Gleichartigkeit bei, in der sich unser Volkscharakter seit Jahrhunderten erhält.

Es ist für uns charakteristisch, und wird bedingt durch unsere immer bedrohte äußere Lage, sowie durch herangezüchtete innere Eigenschaften, daß auch jeder andere Dienst am Volke — verstanden als Anleitung zur Kulturarbeit im weitesten Sinne — indirekt im Dienste des nationalen Abwehrkampfes steht, indem in ihm der Gedanken der qualitativen Ertüchtigung des Volkes als Mittel im Kampf ums Dasein eine letzte verborgene Triebfeder ist. Dies kommt immer wieder zum Vorschein, wenn man auf die Art und Weise achtet, wie die Führenden das Volk zur inneren Kulturarbeit anleiten.

Im übrigen ist gerade dies Gebiet der inneren Kulturarbeit jenes, auf dem auch bei uns die einzelnen Generationen ihre eigenen Wege gehen, die ihnen von der geistigen Gesamtlage ihrer Zeit vorgeschrieben werden, und wo demgemäß eine inhaltliche Wandlung der Ideale

des individuellen und völkischen Handelns stattfindet. Das, was eine Generation für notwendig und wert erachtet getan zu werden, ins Volk hinausgetragen und seiner Lebensführung als Ziel vorgehalten zu werden, das ist es, worin sich der spezifische Geist der Zeit spiegelt.

Wenn man in dieser Hinsicht den Geist, der bisher bei uns herrschte, mit dem neuen vergleicht, der sich heute bloß ankündigt, so ist es nur selbstverständlich, daß sich hier eine ähnliche Scheidung der Zeiten feststellen läßt, wie ich sie in dem oben erwähnten Aufsatze für das Gebiet der heimischen Wissenschaft schon durchzuführen versucht habe. Wenn sich dort die abklingende Zeit als eine empiristische und die emporkommende als eine universalistische bezeichnen ließ, so stellt sich auf dem Gebiet der inneren Kulturarbeit der Zeitraum von 1840 bis heute als die Zeit der äußeren Organisationsideale dar, der voraussichtlich eine Zeit der inneren Gestaltungsideale folgen wird.

Die inneren Zusammenhänge liegen ziemlich klar auf der Hand. Für ein empiristisches Zeitalter ist immer das eigentlich Reale das Greifbar-Sinnliche also das Körperliche, der Universalist dagegen sieht im Geistigen die eigentliche Realität. Demgemäß gelten die äußeren Organisationsideale der Arbeit am Volkskörper, die inneren Gestaltungsideale der Arbeit am Volksgeist. Ganz im Sinne dieser abstrakten Definitionen bestand die innere Kulturarbeit zu der die beiden letzten Führergenerationen das Volk angehalten haben daran, einen neuen äußeren Volkskörper aufzubauen. Wie sonstwo, so hat auch bei uns keine Zeit eine so rasche und vollständige Umgestaltung des Volkskörpers erlebt, wie das 19. Jahrhundert.

Wenn man unter Volkskörper alle Gemeinschaften und Organisationen versteht, die die Individuen zu gemeinschaftlicher Lebensäußerung zusammenfassen, so kann man sagen, daß im 19. Jahrhundert alles was unser Volk auf diesem Gebiete besaß, umgestaltet worden ist und zwar im Sinne der rationellen Nutzbarmachung aller Energien, wie es dem technisch-naturwissenschaftlichen Geist der Zeit entsprach. Es handelt sich hier selbstverständlich um die Erfüllung einer aus der Zeitlage gebieterisch fließenden Forderung, der nachzukommen für uns bei der ewigen Bedrohung von außen besonders wichtig war. Es ist bemerkenswert, daß unser Volk bei Lösung dieser Aufgabe eine unverkennbare innere Neigung zu derartigen Leistungen an den Tag gelegt hat. Das Bedeutendste an Organisationen, das diese Zeit hat entstehen lassen, ist zweifellos der organisatorische Auf- und Ausbau

unserer Volkskirche; er ist heute noch für viele auf anderen Gebieten höher entwickelte Nationen vorbildlich. Ferner hat damals unser Schulwesen jenen extensiven Ausbau erfahren, der heute manchem Pessimisten den Ausdruck von der zu schweren Kulturrüstung auf die Lippen gedrängt hat. Damals sind die vielen Vereine entstanden, die wie ein vielverzweigtes Gerüst die mannigfachen kulturellen Lebensäußerungen des Volkes tragen. Am tiefsten sind aber wohl die Wirkungen der wirtschaftlichen Neugestaltung gewesen, die dieser Zeitraum unserem Volke gebracht hat. Diese Wandlung ist bis in das letzte Bauernhaus fühlbar gewesen, denn sie hat in der Zusammenlegung der Felder (Kommassation) jahrhundertalte Traditionen in der Landwirtschaft niedergebrochen und hat durch die Anfänge der Industrie und das moderne Bank- und Kreditwesen, das sie gebracht hat, die Lebenseinstellung auch der großen Volksmassen weitgehend beeinflußt.

Wenn man die Begeisterung, die unermüdliche Ausdauer und den hohen ethischen Idealismus in Betracht zieht, mit dem die führenden Männer der vergangenen Jahrzehnte all dies geschaffen haben, dann erkennt man, daß sie tief durchdrungen waren von dem Wert der „Segnungen der modernen Wissenschaft, Wirtschaft und Technik".

Hier nun ist einer der Hauptpunkte an dem die Umwertung der Werte einsetzt, die unsere heutige Zeit von der soeben berührten unterscheidet. Unsere Gegenwart, äußerlich mehr denn je auf einem Höhepunkt des technischen Lebens angelangt, beginnt innerlich mit einer merkbaren Ernüchterung diesen „Segnungen" gegenüberzustehen. Denn sie sieht nunmehr die Kehrseite derselben, die fast überall darin besteht, das innere seelische Leben verkümmern und entarten zu lassen. Nun kann allerdings die heutige abendländische Menschheit den Entwicklungsgang des modernen technisch-wirtschaftlichen Lebens nicht sich nach rückwärts abwickeln lassen, also umkehren; vielmehr wird sie die Geister, die sie rief, nun nicht mehr los. Ihre Hoffnung ist deshalb eine neue Verinnerlichung, der die hypertrophierte Außenseite des Lebens nichts mehr schadet. Ob diese eintreten wird, kann erst die Zukunft lehren. Der erste Schritt aber wird heute getan und besteht darin, daß der innere geistige Wert wieder Kurs als Ideal bekommt, indem man wieder den Geist als die eigentliche Realität im Leben erkennt. Dies ist der seelische Grundvorgang in der Wendung von den äußeren Organisationsidealen zu den inneren Gestaltungsidealen. Ihn leitet überrall der Ruf nach Verinnerlichung ein.

Auch die sächsische jüngere Generation besitzt schon ihre diesbezügliche

Programmschrift und zwar ist es die Schrift „Volkstum" von Pfarrer Konrad Möckel. Ich kann hier auf sie verweisen, um nicht in vorbildlicher Weise Gesagtes noch einmal zu wiederholen. Hier wird im Geiste der neuen Ideale mit dem Wesen der Organisation und daher auch mit aller konkreten Organisation abgerechnet, wird auf die Hypertrophie an Organisationen auch in unserem Volke hingewiesen, deren Getriebe an einem Punkte hält, wo es eine sinnlos, weil leer laufende Maschine zu werden droht. Der Ernst, mit dem diese Schrift zur Selbsterkenntnis und zur geistigen Besinnung aufruft, ist das deutlichste Zeichen dafür, wie sehr der jungen Generation der Zivilisationsoptimismus abhanden gekommen ist.

Es liegt für den, der nur das alltägliche Leben kennt, eine gewisse Paradoxie darin, daß gerade die Nachkriegszeit, in der Genußsucht, Egoismus und Materialismus so hohe Wellen schlagen, einer inneren Erneuerung zustreben soll und daß die Zeit unserer Väter, die wir gewöhnt sind, die gute alte Zeit zu nennen, eigentlich unser Kulturdasein auf eine schiefe Ebene gesetzt haben soll. Diese Paradoxie löst sich so: Es ist in jedem Zeitpunkt zu unterscheiden zwischen den Idealen der Führenden und der Lebenswirklichkeit des Volkes. Und es ist zu beachten, daß jene Ideale, wie man mit einem volkskundlichen Ausdruck sagt, als „gesunkenes Kulturgut" in die Lebenswirklichkeit des Volkes eindringen. Der ethische Materialismus, den man heute in breiten Volksmassen findet, ist nun so eine Art „gesunkenes Kulturgut", sein Kern ist die ideelle Einstellung der Führer von gestern und vorgestern, aber „verpöbelt", sowie die Volkslieder frühere Kunstlieder sind, aber „zersungen"; es sind die „zerlebten" zivilisatorischen Ideale vergangener Führergeschlechter. So spiegelt die heutige Lebenswirklichkeit des Volkes verzerrt wieder, was seine Führer mit einem hohen Idealismus erstrebten. Damals allerdings, als sie ihre Ideale aufstellten war die Lebenswirklichkeit des Volkes noch mit altem Kulturgeist durchtränkt.

Erst wenn man diesen Antagonismus zwischen dem, was das Volk hat und dem was seine Führer ihm geben wollen, durchdenkt, übersieht man die volksethische Lage von Heute und gewinnt Einblick in die geistige Dynamik, die die verschiedenen Einstellungen auseinander hervortreibt. Wenn also heute unsere Ideale im Gegensatz zu den zivilisatorischen Idealen der beiden letzten Generationen geistes-kultureller Art sind, so ist das nun eine Kompensation dafür, daß wir tiefer in der materiellen Zivilisation drinnen stecken.

Vielleicht sind all diese Verhältnisse geeignet ein erklärendes Licht auf die Tatsache zu werfen, daß die Generationen der äußeren Organisationsideale so viel optimistischer, in sich geschlossener und problemloser waren, als wir Jüngere es heute sind. Wir sind viel problematischere Naturen, skeptischer, kritischer und grübelnder, einerseits geistiger, andererseits realistischer. Wir rechnen einerseits kälter und nüchterner mit gewissen zivilisatorischen Wirklichkeiten, empfinden aber andererseits schärfer ihre Unzulänglichkeiten. Wir sind weniger naiv, und deshalb ist die innere Spannung unseres Lebens eine größere. Wir sind paradoxer und die Grundparadoxie unseres Daseins ist die, daß unser Idealismus ethisch nicht so schlackenlos und abgeklärt ist, als der unserer Väter und doch zu tieferen und bedeutungsvolleren Schichten des geistigen Kosmos hinabdringt, als jene.

Man wird nun fragen, welcher Art denn das Wirken einer Zeit der inneren Gestaltungsideale sein wird. Das eine läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß sie auf dem Gebiet der sinnlich-greifbaren Erscheinungen des Volkslebens nicht derartige Veränderungen hervorrufen wird, als das vorangegangene Zeitalter. Nicht als ob ihm die Fähigkeit zur Organisation, zur Technik, Wirtschaft usw. mangele. All dies ist ja der Gegenwart vielmehr so in Fleisch und Blut übergegangen, daß es als etwas Selbstverständliches geübt wird. Gerade deshalb aber erhält unsere Zeit innerlich dafür Platz, über die Nur-Organisation hinauszustreben.

Alles Wirken auf den Geist und die Gesinnung ist ein äußerlich weniger Bemerkbares, weil es zunächst im Körperlichen keine starken Wellen schlägt. Es kann beim Wirken auf die völkische Lebensführung ohne weiteres die schon vorhandenen Organisationen benützen. Was sich ändert ist der lebendige Ausdruck im Antlitz dieser Organisationen. Es ändert sich die Predigt des Pfarrers von der Kanzel, der Ton des Volksredners, der Vortrag des Lehrers in der Schule, der Inhalt der Zeitschriften, die geistigen Ansichten der Gebildeten. Daß all dies letzten Endes auf die Form der Organisationen wieder irgendwie zurückwirkt, soll nicht abgestritten werden, geradeso wie auch die Arbeit an der äußeren Organisation schließlich in der Gestaltung des Geistes ihre Folgen zeitigt. Darauf aber kommt es an, wo der Akzent des Wirkens liegt; und dieser lag bisher auf dem Ausbau der äußeren Lebensformen. Und wenn in der Gegenwart und unmittelbaren Zukunft die äußere Lage dem aufsteigenden Geschlecht zahlreiche und große organisatorische Aufgaben stellen wird,

darf dies den Erkennenden nicht von der Tatsache ablenken, daß der Wirkensakzent dieses Geschlechtes auf der inneren Gestaltung liegt, daß es ihm also gehen wird um Selbsterkenntnis, Selbstkritik, Zurückfinden zu den Menschheitsproblemen, weltanschauliche Auseinandersetzung und Klärung, religiöse Erneuerung. Und dies alles nicht in ästhetischer Isolierung, sondern mitten im Pulsschlag des alltäglichen Lebens.

Vom Werden des siebenbürgisch-sächsischen Proletariers

Von Alfred Herrmann

Es ist fast zum Dogma geworden, daß unsere sächsische Volksgemeinschaft in der bürgerlich-liberalen Weltanschauung ihre Zusammenfassung findet. Für weite Schichten ist diese Anschauung auch zutreffend. Umso aufmerksamer aber hat der Beobachter in einer Zeit rascher politischer Entwickelung seine Augen auf die Erscheinungen zu richten, die als neue Strömungen unter der Oberfläche sich entfalten und oft erst an den Wirbeln kenntlich sind, die im Strom der geschichtlichen Entwicklung ärgerlich-störend auftreten. Gewiß, diese Wirbel verlieren sich nach ganz kurzer Zeit, aber sie treten immer wieder auf und eine sorgfältige Peilung zeigt, daß bei aller Verschiedenheit des Anlasses doch eine Triebkraft sich darin sichtbar macht. Wir dürfen uns keiner Täuschung hingeben: die sächs. Volksgemeinschaft ist in wesentlichen Punkten ihres Programmes weltanschaulich stark differenziert. Man kann dies beklagen, fürchten oder bagatellisieren. Als Tatsache bleibt es bestehen. Es liegt mir auch fern, eine Einzelbeobachtung vielleicht verallgemeinernd aufzubauschen.

Wenn von einer weltanschaulichen Differenzierung hier gesprochen wird, so ist hiebei an eine Strömung gedacht, die sich bewußt in Gegensatz fühlt zu dem Weltbild, das die Kräfte unseres politischen und wirtschaftlichen Handels auslöst. Es ist also von einem Abweichen in der Ansetzung der Lebensenergie der Masse die Rede. Aufs ganze gesehen ist die Energie unseres Volkes dahin gerichtet unsern Bestand als bürgerliche, national-kulturelle Einheit zu behaupten. Als Form bietet sich uns die kirchliche Zusammenfassung überkommenerweise dar. Von hier geht ein breites Kraftfeld der Wirkung aus. Aber die Linien dieses Kraftfeldes werden immer mehr am Rande gebrochen durch

eine Einwirkung, die früher mehr von außen kommend nun anfängt auch im Bereiche des herrschenden Kraftfeldes selbst neue Energiezentren zu schaffen, die hin und her zerstreut dennoch auf dieselbe Ursache vermöge ihrer gleichen Struktur deuten. Es beginnt auch bei uns eine Aufspaltung im Sinne eines gegensätzlich orientierten Gemeinschaftsgefühls.

Das Bewußtsein der völkischen Gemeinschaft tritt hinter Interessen der Klasse zurück. Unter Klasse verstehen wir eine Gesamtheit von Menschen, die sich in ihrem Wesenskern von anderen abgegrenzt fühlt und ohne Bewußtsein organischer Verbundenheit mit diesen ist. Ein Bauer und ein Fabrikant sind wohl abgegrenzt gegeneinander, aber sie erleben sich beide in der Behauptung gewisser Zustände des geltenden Rechts, der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Struktur des Volkes als organisch verbunden. Z. B. in einem wesentlichen Punkt: im Punkte des sicherungbedürftigen Privatbesitzes, der ihre Existenz verbürgt. Sie leben unter sinngemäßer Anwendung derselben Gemeinschaftskräfte. Anders aber ist es bei denen, die immer mehr der realen Verbundenheit in ihren Lebensbedürfnissen verlustig gegangen sind, die — um bei dem gewählten Merkmal zu bleiben — besitzlos geworden sind. Diese abgesprengten Volksteile ballen sich bei zunehmender Zahl zusammen und bilden eben die Randenergiezentren, die sich als Fremdkörper im Großen und Ganzen ausweisen. Nun ist das „Besitzlos-werden" nicht nur im rein materiellen Sinn zu verstehen. Es stellt sich oft als ein Verlust auch geistiger Art dar, der freilich sehr leicht mit materieller Besitzlosigkeit Hand in Hand geht. Als ein Beispiel möchte ich die Saisonmaurer aus unsern Gemeinden, besonders die Männer aus G. anführen. Hier können wir an einem besondern Fall all das beobachten, wovon unsere Skizze redet. Bei beginnender Bautätigkeit verlassen diese Männer ihr Heimatsdorf und arbeiten als Maurer, wo sich Gelegenheit bietet. Grundbesitz ist klein, als Landarbeiter sich zu verdingen verbietet das Selbstgefühl. So bringen diese Männer wirtschaftlich gezwungen einen großen Teil des Jahres fern von den Interessen ihrer Gemeinde zu und entfernen sich den Zielen und Kräften, die das dorflich-kirchliche Gemeinwesen entfaltet. Der Aufenthalt unter andern Verhältnissen gibt ihnen leicht ein Gefühl der Überlegenheit und weckt die Kritik und sehr bald schließen sich die geistig Entwurzelten oder in ihrem Gefühl Erschütterten dabei materiell stets Bedrohten unter einem Leitgedanken zusammen, der nicht der völkische ist, sondern etwa der sozialistische.

Noch entschiedener erfolgt die Abkehr dort, wo zu geistiger Entwurzelung die völlige Besitzlosigkeit tritt. Wir müssen sehr ernst mit der Tatsache rechnen, daß mehr und mehr Volksgenossen die Schichte der Lebenssicherung, wie sie auch ein noch so kleiner Besitz oder eine Beamtenstelle gewährt, immer dünner werden fühlen. Mit der Entwurzelung aus dem geistig-seelischen Heimatsboden verbindet sich die Gruppierung um sozialistische Kraftzentren. Es erwächst der proletarische Mensch, der keine Aussicht hat, je in den gleichen Interessenbereich zu gelangen, der noch seine Eltern mit der breiten Volksschicht in Dorf und Stadt verband.

Hier setzt nun die klassenmäßige Abgrenzung ein. Der um den noch so geringen Privatbesitz gelagerte Gemeinsamkeitssinn hat jeden Boden verloren, im Materiellen und im Geistigen, und schießt nun dem neuen Kraftmittelpunkt zu, der sich als der genossenschaftliche, sozialistische darbietet. Was man als Einzelner nie haben kann, soll die Gemeinschaft besitzen. Aus dieser ideellen Besitzform aber sollen für den Genossen sehr reale Anteile fließen, die an Stelle des verlorenen Privatbesitzes treten. Die Übergänge sind hier um des Kontrastes willen bei Seite gelassen.

Es soll klar gelegt werden, daß durch die moderne Wirtschaftsform ein neues Sicherungssystem in den Seelen sich aufbaut, das sich weltanschaulich vom gewohnten grundsätzlich abhebt. Man kann sich schwer in die Lage versetzen, die in Wirklichkeit so aussieht, daß zwischen dem direkten Elend und dem Lebens-Anspruch dieser Klasse keine greifbare Sicherung steht. Verschärft wird dieser Zustand durch eine Wohnungsnot, die heute schon aller Beschreibung spottet. Die Überfüllung des Arbeitsmarktes, die niedern Löhne lasten schwer auf den Geistern.

Es ist nun richtig, daß nur ein Bruchteil unserer Volksgenossen bewußt zum proletarischen Menschen sich rechnet. Unsere ausgezeichnete Volksschule, unsere Kirche und völkische Organisation bereichern die Seele des Einzelnen so sehr mit geistigem Besitz und Heimatsgefühl, daß nur in außergewöhnlichen Fällen eine vollständige Entfernung eintritt oder von Dauer ist. Z. B. wird die Notlage von den Handelsangestellten ohne wesentliche Erschütterung ihrer Volksverbundenheit mit großer Hingabe ertragen. In den Reihen der Arbeiter selbst aber ist ein ständiges Fließen, eine große Unruhe zu beobachten. Die innere Abkehr spricht sich schon deutlich in der Teilnahmslosigkeit aus, mit der man hier den uns bewegenden Fragen gegenüber steht. Die geistig

Regen ergreifen noch in Augenblicken der Entscheidung Partei, oder werden eben durch den geistigen gemeinsamen Besitz des Volksbewußtseins in Bewegung erhalten. Wo aber einmal diese Kraft erschlafft ist, da wird der Schnitt unvermeidlich. Wir stehen heute an dem Punkt der sieb.-sächsischen Entwicklung, wo sich der proletarische Mensch in unserm Volk bildet. Ich sehe den Zeitpunkt kommen, wo unser sächsisches Volksprogramm den sozialen Gedanken unter den übrigen Belangen rot wird unterstreichen müssen.

Haben wir eine Gesellschaft?

Von Heinrich Zillich

Die geistige Bedeutung der Siebenbürger Sachsen für ihr Land ergibt sich vor allem daraus, daß ihnen die mitsiedelnden Nationen in mancher Hinsicht an Tradition unterlegen sind. Kultur eines Volkes ist ohne überlieferte Güter der Gesittung, der Lebensführung und -Gestaltung unmöglich; diese von alther ererbte Bestimmtheit des Lebens gestattet es uns, das Neue zu erfassen und es uns in gültiger Form anzueignen. Betrachtet man uns also auf diese Fähigkeit hin, so sind wir ein Kulturvolk.

Das hindert aber nicht, daß wir im Einzelnen oft schwerfällig, unbeflügelt sind und gleichsam nur die Plattform für die wenigen darstellen, die von der Natur besser begabt aus der trägen Alltäglichkeit der Massen entspringen und nun das gefährliche Spiel ihres Lebens wagen, im Gegensatz, aber zu Gunsten dieses zähflüssigen Teiges dessen edelsten Sinn zu verkörpern. Wir wissen, wie viele davonlaufen in aufnahmefrohere Länder.

Was ist nun der Grund für diese Unfreundlichkeit des Volkes seinen begabten Söhnen gegenüber? Es ist nicht der enge Rahmen unseres Daseins — Athen war kleiner als Hermannstadt. Es ist der Mangel einer Gesellschaft.

Der Bauer hat Gemeinschaft, ihn verbindet eine übergeordnete Einheit, der sich der Einzelne unterstellt, und die sich auf der Familie und Sippe, der Dorfmarkung aufbaut und ihrem Wesen nach aus einem triebhaften Zusammengehörigkeitsbewußtsein besteht. Die Gesellschaft, die immer an die Stadt gebunden ist, bedeutet eine Einheit im Hinblick auf gemeinsame Zwecke, die sehr wechselnd sind,

aber gerade deswegen ein aus geistiger Auseinandersetzung und Bewegung hervordringendes Gemeingefühl schaffen.

Das Gemeinschaftsgefühl des Bauers geht auf Erhaltung der Art aus, auf Bewachung und Schutz des eigenen Standes; es fehlt ihm jede tiefere Erfassung, jede gerechte Abwägung des Gegners; es ist darauf gerichtet, sich durchzusetzen, denn er setzt eine Gesamtheit durch, einen Lebensverband, keine geistige Idee, keine „Sache", deshalb auch keine hervorragende Person, sondern nur jene, die dem Lebensverband noch untersteht. Der oft bemerkte Egoismus des Bauers ist nur solange dorf- und gemeinschaftsgemäß, als er das erstrebt, was jeder Bauer erstrebt: Geld, Sicherheit, Gut. Sobald er aber auf geistige Ziele dringt, entschwindet er dem Dorf, weil er individuell wird, eigenwertig.

Die Sphäre geistiger Ziele ist der Einzelmensch. Er bleibt allein, wenn er nicht auf Gleichgerichtete trifft. Findet er diese, so kann Gesellschaft entstehen. Nun ist Gesellschaft sehr oft auch Verbundenheit für äußere Zwecke, etwa eine Handelsgesellschaft, ein Zweckverband, ein Verein, im großen letzten Rahmen der Staat, worin sich unzählige Gesellschaften und Gemeinschaften überschnitten und verkreuzt vereinen. Aber diese auf sichtbare Zwecke gerichteten Gesellschaften meine ich nicht, sondern die Gesellschaft, die sich einem im einzelnen unnennbaren Zwecke widmet, die aber den Zweck geistigen Austausches hat, ich meine: die Gesellschaft. In ihr herrscht die „Sache", die Verbindung um einer Idee willen. Ideen sind letztlich nie klar zu fassen und so ergibt sich als Aufgabe der Gesellschaft: der Streit um die Idee, die Abwägung aller Für und Wider, aber nicht im logischen Verstande, sondern im wechselvollen Leben selbst. Gesellschaftsfähig ist deshalb nicht, wer deren äußere Formen beherrscht oder ihnen eingeboren wurde, sondern wer ihren Sinn unbewußt fühlt, wer hingerissen werden kann von Dingen, die seiner Person keinen greifbaren Nutzen bringen, wer einer geistigen „Sache" zu leben weiß. Der unendliche Reiz der Gesellschaft liegt somit eigentlich in einem Spiel des Geistes, und da zum Spiel Regeln gehören: auch der Formen. Es ist völlig gleichgültig, was der Einzelne für egoistischen seine Lebenslage fördernden Bestrebungen unterliegt, gesellschaftsfähig ist er, wenn er in der Gesellschaft davon absehen kann und innerlich wirklich der überhöhenden Idee anhängt. Dieses Spiel schafft Kultur, weil es die Grundlage abgibt, in der sich die große Leistung des einzelnen Begabten verzweigt und auf die Gemeinschaft abfärbt.

Gesellschaft ist gleichzeitig der Ort, wo auch die Frau eine Rolle spielen kann; ihrem Wesen nach weniger auf der Seite der schöpferischen Tat als bei der Schaffung der Voraussetzungen dazu. Sie ist die Vertreterin des Sympathischen in der Gesellschaft, der Kräfte, die Menschen aus urtieferen Hintergründen als es Geist und Verstand sind, anlocken, reizen und befruchten. Sie ist der Trumpf des Lebens in der Gesellschaft und damit auch der Nährboden des Geistes durch ihren Gegensatz zu ihm. Aber nicht als Triebwesen, nicht als Verhaftete der Gemeinschaft, wo sich ihr Leben in den einfachen Rhythmen der Jahreszeiten abspielt; sondern schon geistig erhoben als Lebensecho des Geistes, als Widerhall. Deshalb muß sie, soll sie gesellschaftsfähig sein, den Klang dieses Geistes spielend aufnehmen und leiten, wenn sie ihn auch nicht versteht. Auch für sie gelten die Regeln des Spiels, die äußeren Formen wie für den Mann. Zu diesen Regeln — unendlich wandelbar und nur im Augenblick ehern gültig — gehört ein bestimmtes Wissen. Man kann nicht spielen ohne zu wissen. Wie man spielt, ist wohl das notwendigste, was jeder mitbringen muß — es sind die geistigen Interessen und die Befähigung dazu — aber die Regeln sind Voraussetzung.

Was verhindert nun bei uns Sachsen die Bildung einer Gesellschaft? Wir haben wohl Ansätze dazu, Kreise befreundeter Männer, Ideengenossen, aber alle empfinden ihre Verbundenheit in einem Punkte als mangelhaft, es fehlt ihnen der Klangboden des Lebens dahinter, die Frau und damit die Gesellschaft.

Es sind zwei Gründe, die Gesellschaft bei uns so selten gestatten. Beide gehen zurück auf die soziale Umwälzung der letzten Jahrzehnte. Das städtische Patriziat ist ausgestorben und vernichtet, das geistliche Patriziat des Pfarrhauses ist bedeutend vermindert. Statt dessen dominiert in der Stadt ein Gemisch von zu Geld gekommenen Männern oder Karrieremachern, sicherlich tüchtig in ihrem Fach, aber ohne geistige Interessen. Sie stammen aus verarmtem Patriziertum, und aus dem Bauern- oder Handwerkertum, tragen aus diesen das Sippengefühl in die Stadt. Hier aber entbehrt es der Gültigkeit, wenn es sich nicht seiner Ausschließlichkeit begibt, es wird zum Egoismus. Der Gemeinschaftsmensch — sagte ich — habe kein Gefühl für Gerechtigkeit, er kennt nur die persönliche Geltungssucht, die im Dorfe einem höheren Zwecke, eben der Gemeinschaft dient. In die Stadt verpflanzt, verroht sie zur ausschließlichen Selbstgerechtigkeit. Unser öffentliches Leben, mit geringen Ausnahmen ist so ein bauernhaftes

Selbstbewahren, ein Dienst nicht an der Sache, sondern an der eigensten Lage. Fast immer bilden sich zwei Typen aus dem hochgekommenen Bauern, der wertvollere, der die Macht will — meist im guten Glauben, dem Volke damit zu nützen, — der üblere: der Protz, der von der Problematik des Geistes einen Wind verspürt, ohne innere Beauftragung dazu, und die Lebensweise der Gesellschaft nachahmt. Beiden mangelt in einem unzivilisierten Maße die Selbstkritik. Unsere sächsische innere Politik — man wage dies einmal einzugestehen — ist eine Politik nicht der Personen, sondern der persönlichen Geltung. Ein sachliches Argument ist da nur dann ausschlaggebend, wenn ihm keine persönlichen Interessen eines einflußreichen Mannes entgegenstehen. Man beurteilt Tatsachen nicht nach ihrer Bedeutung, sondern nach ihrem Nutzen für bestimmte Personen oder Cliquen, indem man bäurisch deren Gedeihen mit dem Gedeihen des Volkes gleichsetzt. Diese Bauernpolitik betreiben übrigens durchaus auch Abstämmlinge alter Stadt- und Pfarrerfamilien. Es scheint als sei durch den starken sozialen Wandel, dem gerade diese Familien unterworfen waren, uraltes Sippengefühl aus Notwehr erwacht und äußert sich nun auch in solchen Personen, die allgemeinen Fragen sonst nicht völlig verständnislos gegenüberstehen.

Es ist klar, daß diese Zustände Mangel an geistigen Interessen beweisen und die Bildung einer Gesellschaft verhindern. Jene mangelnden geistigen Interessen führen zum zweiten Verhinderungsgrund hin, sie zerstören das Wissen, die Schaffung von Spielregeln für die Gesellschaft.

Ein Gymnasialwissen haben manche, aber das bedeutet erst durch geistiges Interesse einen Fond und dieser Fond wird erst gesellschaftsbildend, wenn er vermehrt wird. Man erlasse es mir, im einzelnen aufzuzeigen, womit sich die meisten der sogenannten „Gesellschaft" Angehörenden außerhalb ihres Berufes beschäftigen, was ihre Muße erfüllt. Es sind Schlaf, Sport, Intrigen und Unterhaltungen gewöhnlichsten Inhalts. Man untersuche zur eigenen Orientierung einmal, wer von diesen ein Buch gelesen hat, das ans Denken Anforderungen stellt.

Die Unbildung bei den Frauen ist geradezu überwältigend. Hier fehlt das Selbstverständlichste. Man stelle zum Beispiel einem Mädchen, das eben die Bürgerschule beendet hat, folgende Fragen: In welchem Jahrhundert lebte Napoleon? Wer war Bismarck? Was für eine Staatsform hat Deutschland? War Jean Paul ein Deutscher? Wie

heißt die Hauptstadt von Spanien? Man wird leicht noch eine Anzahl ähnlicher Fragen finden, die zum größten Teil unbeantwortet bleiben.

Gewiß — die Schule ist daran schuld. Noch mehr das Schulsystem. Wir schaffen Handelsschulen und -kurse, wo den Backfischen, die es im geschäftlichen Leben im allgemeinen bis zur Maschinenschreiberin bringen, die doppelte Buchführung eingeölt wird; aber was ihnen später als Mutter und Gattinnen Wert gäbe über den Alltag hinaus, versäumen wir. Wir geben ihnen nicht nur keine Bildung, denn was sie davon tragen, ist im Vergleich mit dem Wissen gleichaltriger reichsdeutscher Mädchen erbärmlich, sondern wir wecken in ihnen auch keine Lust an geistigen Dingen. Der Erfolg ist dann die zur Genüge erlebte Situation, daß bei einer Unterhaltung, wo die Männer ein Thema anschneiden, das über den einfachsten Dingen des Tages liegt, alle Frauen verstummen müssen. Worum werden diese Frauen betrogen? Um die Kameradschaft des Mannes, um ihre Kulturbedeutung, um den freien Menschenwert. Welcher Abstand bis zu den Frauen, die einer Gesellschaft Reiz, Beweglichkeit und Weite verleihen dadurch, daß sie mitfühlen, mitklingen, anregen.

Diese Frauenerziehung hat ihren Grund wieder im Geist des Bauerntums, der herrschend wurde. Wo die Städte der Bauerngeist überrennt, dem auch die kleinbürgerlichen Massen und der notleidende „Patrizier" nachlaufen, weil es ihr Geist wurde, wird die Frau im Dörflichen zurückgehalten. Im Dorf aber war sie gleich dem Bauer Glied der Gemeinschaft, hatte einen vollgültigen Sippenplatz durch ihre Arbeit an Herd, Hof und Acker. Der Bauer, der sich daraus löst und in der Stadt Macht sucht, will sie auch hier an den Herd fesseln, obwohl der städtische Herd mit dem dörflichen verglichen ein Nichts ist. Dort ist die Frau Arbeitsgenossin des Mannes, hier wird sie, bleibt er im Bäurischen befangen, ihm unterlegen. Ich spreche nicht gegen den naturgewollten Arbeitskreis der Frau, der sich immer am echtesten in der Familie erfüllt; aber die neue Umwelt der Stadt verlangt auch von ihr einen ähnlichen Wandlungsprozeß wie vom Manne, wenn er und sie hier den selben Wert haben sollen, den sie im Rahmen des Dorfes hatten.

Was ist zu tun, um ein neues Bürgertum zu schaffen? Der Mangel einer Gesellschaft, der Mangel an geistigen Interessen bedroht unser kulturelles Übergewicht. Was ist da zu tun?

Ich erwarte, wie ich es früher sagte, manches von unseren neuen

Handelsschichten, wenn sie sich häuten im Wechsel der Generationen. Viel kann die Schule helfen.

Bis dahin aber gilt es aufzuklären, die verstreuten geistigen Menschen zu sammeln und den Büffeln die Hörner zu beschneiden.

Ruf

Von Heinrich Zillich

Immer schon, ehe des Sommers gelbe Hand mich geführt
ein in das männliche Alter, ehe der Frühling mich griff —
triefend stand er vom Braun, grünlich überspült
und er sah mich nicht an, sah wie ein Wolkenschiff
mächtig vom Süden nahte und sich des Regens entschwang —
immer vergaß ich der Zeit und lebte dem Tage voraus:
Aber da schlug mir der Regen mitten entzwei den Klang.
Fremd ward Heimat und Haus.

Wohin schweife ich fort und woher komm ich geflogen
daß ich immer hinweg und immer verspätet mich finde!
Bin ich der Träume Gesell und den Wundern gewogen,
laßt mich träumen und gehn, Rauch entsteigen im Winde:
Aber es wartet das Wort, wenn mir der Tag befiehlt.
Aber ich stürze hinein, furchtsam zum Mute erwagt,
halte den Spiegel erhoben der auch widerspielt.
Deshalb werd ich gejagt.

Ach ich flöge so gerne und ließe euch alle zurück
wenn mich die Erde nicht bände. Zwischen dem Himmel und Grund
falle ich auf und nieder: Oben des Geistes Geschick,
unten der Menschen Echo, immer ein rufender Mund. —
Könnte ich einmal eratmen! Wenns doch zum Rufe nicht riefe.
Störte nicht Lärmen der Menschen und ihr Antlitz voll List,
lauschend dann sagt ich das Wort nach, das Höhe verbindend und Tiefe
vor dem Rufen ist.

Was gefällt dem Regatler Deutschen am Sachsen und was nicht?

Sehr geehrter Herr Schriftleiter!

Ich gestehe Ihnen, daß ich nur nach einigem Bedenken auf die in der Überschrift angeführte, mir von Ihnen gestellte Frage antworte. Zunächst scheint mir ihre Behandlung keinen besondern Nutzen zu versprechen. Nicht darauf kommt es an, was wir von einander denken, sondern darauf, was wir für einander tun. Dann ist die Antwort auf eine so konkret scheinende, aber im Grunde höchst unbestimmt verallgemeinernde Frage von einem einzelnen schwer richtig zu geben. Sie hätte eher Gegenstand einer Rundfrage sein müssen. Schließlich gilt es Empfindlichkeiten hüben und drüben zu schonen, soll nicht statt einer Verständigung erst recht eine Entfremdung eintreten.

Nun aber hat die kleine Notiz „Zentralisation" von Dr. Ernst Jekelius in der Rundschau Ihres Märzheftes einen der wichtigsten Punkte in diesem Fragenbündel schon berührt, und Sie ersuchen mich neuerdings um meine Stellungnahme. Ich will zugeben, daß man einander und sich selbst doch auch bis zu einem gewissen Grade kennen muß, um einander zu helfen, daß eine Durchlüftung mancher Amtsstuben mit dem Hauch sachlicher Kritik nur gut sein kann und das schließlich ich als Sachse, der lange genug und doch nicht zu lange in Bukarest gelebt hat, um sich von Voreingenommenheit nach der einen oder der anderen Seite frei zu wissen, eine Antwort zu geben in der Lage sein dürfte. Sie erfolgt hiemit nach bestem Wissen und Gewissen — aber als Zeichen ihres doch durchaus nur subjektiv zu nehmenden Wertes bitte ich Sie die Briefform anwenden zu dürfen.

Was dem Regatler Deutschen am Sachsen gefällt, ist wohl rasch aufgezählt und erledigt. Nicht etwa, weil es so besonders wenig wäre, aber weil es allbekannte und selbstverständliche Dinge sind, deren ausführlichere Behandlung sich erübrigt und in diesem hauptsächlich doch für siebenbürgische Leser bestimmten Blatte zu leicht nur als Selbstlob erscheinen könnte. Man erkennt hier rückhaltlos die große Geschlossenheit der völkischen Organisation, das Festhalten an der Tradition, die Opferwilligkeit in kirchlichen Angelegenheiten, die Würde und den inneren Gehalt bei der Begehung feierlicher Anlässe, die durchschnittliche Höhe in geistigen und künstlerischen Leistungen, das alles erkennt man durchaus an. Dazu kommen die landschaftlichen

und baulichen Schönheiten Siebenbürgens, die man wohl nicht als Verdienste aber als Vorzüge dieser Gegend gefühlsmäßig auch auf die Habenseite der Sachsen zu buchen pflegt.

Nun aber kommen die Schattenseiten, die oft nur natürliche, jedoch nicht notwendige Folgen aus den genannten Vorzügen sind. Die Geschlossenheit führt zur Ab-Schließung, Engherzigkeit und Herrschsucht, der Traditionalismus zur Verknöcherung, die Opferwilligkeit zum Pharisäertum, die Würde zur Steifheit, die Bildungshöhe zu Snobismus und geistigem Hochmut. Ich will und kann nun freilich keine Systematik der sächsischen Fehler schreiben, sondern nur durch einige Einzelheiten und konkrete Beispiele zeigen, welche Wirkung sie auf das Verhältnis zu dem Deutschen im Altreich haben.

Die wichtigste, schwerwiegendste Frage ist gewiß die von Dr. Jekelius angeschnittene der Ausdehnung der siebenbürgischen kirchlichen Organisation auf die — im siebenbürgischen Sinn — angeschlossenen Gebiete. Hier ist wohl in der Tat der Fehler begangen worden, eine aus geschichtlicher Bedingtheit erklärliche, aber auch nur dadurch entschuldbare, heute unzulängliche Form auf ganz anders geartetes Leben zu übertragen. Schon in der Landeskirchenversammlung von 1920, die eine „neue" Verfassung schuf, hat Dr. Frank als Vertreter des damaligen „Synodalverbandes der deutsch-ev. Gemeinden an der untern Donau" darauf hingewiesen, daß unsere siebenbürgische Kirchenverfassung ein unmögliches Konglomerat von Organisationsstatut und Geschäftsordnung sei. Er schlug damals vor, als „Verfassung" nur einen allgemeinen Rahmen aufzustellen, der die Hauptpunkte des Aufbaues enthalten solle, während die Ausarbeitung von Satzungen für den Gebrauch der Einzelgemeinden eine gesonderte Sache sein solle. Er wurde damals „vom hohen Roß" abgewiesen, mußte und konnte sich damit zufrieden geben, weil ja damals die Gemeinden des Altreiches nur in ein loses Vertragsverhältnis zu der siebenbürgischen Landeskirche traten.

Um dem erwarteten neuen Kultusgesetz zuvorzukommen, das ein einheitliches Statut für alle Kirchengemeinden desselben Glaubens im ganzen Lande verlangen würde — und tatsächlich auch verlangt hat — wurde im Jahre 1926 wieder eine neue „Kirchenordnung" geschaffen, die alle angeschlossenen Gebiete in Form von vier neuen „Kirchenbezirken" mit umfaßte. Statt hier nun aber jene Vorstellungen zu beachten und etwas wirklich Neues zu schaffen, das reibungslos und ohne Vergewaltigung, gleichzeitig einfach und großzügig wäre,

begnügte man sich damit, die „historisch gewordene“ auf das Jahr 1861 zurückgehende Verfassung noch ein wenig umzumodeln, ein schwerfälliges Instrument daraus zu machen, dessen Bewilligung durch das Ministerium umständlich, dessen Abänderung aber auch in Kleinigkeiten fast unmöglich wurde. Um den einschneidendsten Gegensatz zwischen Siebenbürgen und dem Regat: geistlicher und weltlicher Vorsitz in den Gemeinden, in für beide Teile annehmbarer Weise auszugleichen, wurde eine Bestimmung aufgenommen, die es den Regatler Gemeinden in dieser und noch zwei andern Fragen freistellte, sich der bisherigen Gewohnheit zu bedienen. Allerdings wurde das wieder von der Durchführung von Formalitäten abhängig gemacht, die in ihrer Ausarbeitung, nicht sofortigen Anerkennung, notwendig erfolgter Inkongruenz mit den allgemeinen Bestimmungen, eine Fülle von Arger und Verstimmung zwischen dem Landeskonsistorium und den Regatler Kirchengemeinden mit sich gebracht haben. Von jeder Seite wird natürlich der andern der Vorwurf des Eigensinns gemacht. Als Kenner beider Seiten neige ich hier doch mehr dazu, den Regatlern Recht zu geben.

Ein Einzelbeispiel aus dem Kreise der Landeskirche möge noch zeigen, wie man sich in Siebenbürgen vielfach gar nicht bewußt ist dessen, was man anrichtet. In dem Fürsorge-Beiblatt der „Kirchlichen Blätter“, die als Amtsblatt der ev. Kirche A. B. in Rumänien (nicht nur Siebenbürgen!) erscheinen, veröffentlicht Dr. H. Siegmund „völkische Sittengebote“, in denen es unter anderm heißt: „Kaufe bei sächsischen Kaufleuten“, „Halte sächsische Dienstboten“. Diese Formulierung ist in Bukarest von durchaus ernsten Leuten so aufgefaßt worden, als ob sie sich auch gegen alle nicht-sächsischen Deutschen richte! Man mag solches auf Empfindlichkeit beruhendes Mißverstehen belächeln — aber schon formal ist es doch wirklich unmöglich, dergleichen in ein Amtsblatt zu schreiben, das in gleicher Weise für die Banater und die beßarabischen Deutschen bestimmt ist, wie für die Siebenbürger. Außer dem, daß so etwas unnötig zum Widerspruch reizt, macht es sich auch lächerlich, wenn dann unterschieden wird: „Lies deutsche Bücher — kaufe die Bücher sächsischer Verfasser!“

Eine ähnliche sächsische Engherzigkeit glaubt der Regatler in der politischen Vertretung völkischer Interessen zu sehen. Das Deutschtum im Altreich entbehrt seiner heterogenen Herkunft wegen einer allgemeinen und geschlossenen Volksorganisation. Vor dem Kriege existierte der Begriff einer deutschen Minderheit überhaupt nicht. Erst seit durch

die Vereinigung mit Siebenbürgen die hiesigen Sachsen auch rumänische Staatsbürger geworden sind, ist etwas Derartiges im Gange. Man sollte nun denken, daß der Kranke des Arztes bedürfe und die Führung des Deutschtums in Rumänien ihrerseits alles daran setzen würde, um die hier erst entstehende Bewegung zu fördern und zu stützen. Das ist jedoch nicht der Fall. Obwohl die sächsischen Abgeordneten mehrere Monate im Jahr in Bukarest zubringen, haben sie kaum Fühlung mit hiesigen Volksgenossen und Organisationen. Als im Jahr 1926 die Dobrudscha-Deutschen veranlaßt werden sollten, auf die avereskanische Liste zu stimmen, auf der auch deutsche Kandidaten standen, fragten sie: „Wer ist der Herr X und Y? Wir kennen ihn nicht. Warum kommt er nicht auch einmal zu uns?" Regionale völkische Interessen, wie in Schulfragen u. dgl., werden selten als in demselben Maße wichtig behandelt wie die siebenbürgischen, obwohl wie gesagt gerade hier „Führung" noch viel wichtiger ist als bei der reifern Organisation in Siebenbürgen. Der Regatler Deutsche sieht in diesem Verhalten der sächsischen politischen Führer einen Mangel an Elastizität und Anpassungsfähigkeit, und einen Ausdruck von allzugroßer Befangenheit im siebenbürgischen Horizont.

Am empfindlichsten aber ist der Regatler jenem sächsischen Hochmut gegenüber, dem er auf Schritt und Tritt begegnet. Dieser äußert sich vornehmlich in dreierlei Hinsicht: in moralischer, in völkischer und in geistiger. Zunächst hält jeder Siebenbürger jeden Regatler für persönlich und geschäftlich unmoralisch. Wie bei jeder Verallgemeinerung geht man aber auch hier in vielen Einzelfällen fehl. Und ich habe es erlebt, daß Siebenbürger, die glaubten, hier „regatlerisch" sein zu müssen oder zu dürfen, sich dadurch selbst der berechtigten Verachtung aussetzten. Die Unzuverlässigkeit kommt natürlich in den Verhältnissen hier allgemein häufiger vor — aber gerade der Regatler Deutsche macht eine relativ große Ausnahme davon. Wenn sich der Siebenbürger so sehr entrüstet, daß Regatler Deutsche untereinander auch einmal rumänisch sprechen, so übertreibt er den Unterschied zwischen seinem eigenen „Verdienst" und dem Vergehen des andern. In Siebenbürgen ist es kein Verdienst, nicht rumänisch zu sprechen — im Gegenteil, es wäre wünschenswert, wenn man sich der Staatssprache besser bemächtigen würde, als es heute noch der Fall ist. Im Regat aber kann es kaum als Verstoß angesehen werden, wenn Leute, die beruflich fast nur rumänisch konversieren, ev. auch untereinander im Privatverkehr in die geläufige Sprache fallen. Gewiß —

es ist nicht wünschenswert, und nicht erfreulich, sondern deutet eine Gefahr der Rumanisierung an. Aber man kann da nicht mit Entrüstung helfen, sondern nur mit Duldung und konsequenter ruhiger Beeinflussung nach der andern Richtung hin. Dort aber soll man tatsächlich ein Verdienst sehen und anerkennen, wo sich deutsche Familien durch mehrere Generationen hindurch auch wirklich deutsch erhalten!

Als geistiger Hochmut aber wird es gedeutet, wenn den kulturellen Bestrebungen der hiesigen Deutschen (insbesondere der Vereine) von Siebenbürgen fast keine Beachtung geschenkt wird. Der krasseste Fall in dieser Hinsicht war wohl das 75. Stiftungsfest der Bukarester Deutschen Liedertafel, zu dem außer dem Hermannstädter Männergesangverein kein einziger städtischer Verein aus Siebenbürgen seine Vertreter geschickt hatte. Gewiß sind die künstlerischen Leistungen des auf ein sehr ungleiches Mitgliedermaterial sich stützenden Bukarester Vereines nicht auf der Höhe wie etwa die der „Hermania", und doch muß auch hier die Bedeutung eines deutschen Vereins an sich höher gewertet werden als im geschlossenen Siedlungsgebiet. Will man aber bessere Leistungen, so nehme man sich gerade aus der Fülle seiner eigenen größern Kraft des schwächern Bruders an und helfe ihm dazu.

Damit möchte ich überhaupt diese Ausführungen schließen. Ich weiß, daß den im obigen aufgezählten sächsischen Fehlern mindestens ebenso viele der Regatler Deutschen gegenüberstehen, den Vorzügen jedoch nur wenige. Soll aber die deutsche Volksgemeinschaft in Rumänien Wahrheit sein und nicht bloß ein schönes Wort, sollen die Sachsen die ihnen gewiß gebührende Führerstellung in diesem Vorgang auch wirklich erfüllen, so müssen sie dem Urteil der andern über sie Rechnung tragen. Nur so können sie helfen und nicht abstoßen, nur so können sie „herrschen", indem sie dienen.

In der Hoffnung, daß ich durch diesen in jeder Hinsicht „offenen" Brief einer gegenseitigen Annäherung der beiden Siedlungsgebiete wenigstens nicht geschadet habe, bin ich Ihr stets ergebener

Bernhard Capesius

Jene machen Partei, welch unerlaubtes Beginnen!
Aber unsre Partei, freilich, versteht sich von selbst.

Goethe, um 1800

Rundschau

Erdélyi Helikon. So heißt seit zwei Jahren eine seltsame, weil von den üblichen und überlieferten Formen abweichende freie Arbeitsgemeinschaft der siebenbürgisch-ungarischen Schriftsteller und seit zwei Monaten auch eine literarische Monatsschrift. Der Name ist heute schon ein Begriff im Kulturleben der siebenbürger Ungarn, er bedeutet Wirkungskraft und schöpferische Arbeitsstrebigkeit, und hat dabei keine Organisation hinter sich, keine Regeln, kein Eigentum oder stete Einnahme, weder einen Wohnsitz noch eine Leitung. Aber das Erdélyi Helikon ist doch, lebt und arbeitet, schafft, erzieht, ordnet und regt an.

*

Vor dem Krieg war die kulturelle Arbeit ausschließlich in Budapest zusammengefaßt. Ungarische geistige Arbeiter und Werte ungarischer Geistesarbeit erlangten nur in Budapest Gültigkeit, nur durch die Vermittlung Budapests fanden sie die ungarische Öffentlichkeit. Das Land konnte nur den rohen Stoff geben und selbstverständlich wurde dadurch das Land bloß zum Verbraucher.

Der Herrschaftswechsel zerriß von heute auf morgen diesen Lebensstrom, als er die Verbindung zwischen dem Verbraucher Siebenbürgen und dem schöpferischen Budapest erschwerte, ja in den ersten Zeiten völlig abschnürte. Aber der Herrschaftswechsel zwang gleichzeitig das siebenbürgische Ungartum sein ganzes äußeres und inneres Leben neu und auf sich selbst gegründet zu ordnen: aus den zu Provinzlern herabgesetzten siebenbürgischen Ungarn wurde eine rumänische Volksminderheit. Die wir bisher politisch, kulturell, wirtschaftlich und sogar in unserm gesellschaftlichen Sein beinahe gänzlich von Budapest abhängig waren, wurden jetzt mit einem Schlage und unvorbereitet großjährig in politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Dingen.

Wir besaßen nichts im ersten Moment: weder Gedanken, noch dazu geeignete Männer, noch Besitz oder Organisationen. Ein ganzes Chaos brach über uns herein, wir wußten nur soviel, daß wir aus diesem Chaos all das schaffen müssen, was zu einer selbständigen Lebensarbeit gehört.

*

Früher hatten wir literarische Gesellschaften, Kulturverbände auch hier in Siebenbürgen, aber nach dem Herrschaftswechsel zeigte es sich, daß diese zu selbständiger und schöpferischer Arbeit oder zu deren Führung ungeeignet waren. Auch früher gab es Druckereiunternehmungen, doch jetzt merkte man, daß diese unter den geänderten Verhältnissen zu Verlagen sich nicht umwandeln konnten. Schriftsteller, deren Namen vor der Öffentlichkeit eine Bürgschaft bedeutet hätte, gab es nicht, unsere arme Gesellschaft aber wurde anfangs durch die katastrophale Wirtschaftslage des Umschwungs bedroht.

Die politische Veränderung zwang mit einem Schlage zu einer selbständigen und der Lage gewachsenen großen politisch-ungarischen Tagespresse. Unsere neuen und neuorganisierten Tageblätter bedurften aber der Schriftsteller, sie züchteten sich also Zeitungsschreiber heran, das heißt sie ermöglichten es, daß unsere Schriftsteller (wenn wir überhaupt welche hatten) als Zeitungsschreiber Brot und Luft bekamen.

Damals zeigte es sich, daß wir Schriftsteller hatten.

Es erschienen Bücher, schöngeistige Zeitungsversuche wurden gewagt, auch das Publikum begann aufmerksam zu werden. Eine fieberhafte, begeisterte, aber allzu hastige Arbeit begann darauf und erstarb.

Es wurde klar, daß Schriftsteller, Publikum und Begeisterung nicht genügten, wenn Schriftsteller, Publikum und Begeisterung nicht organisiert waren. Dagegen läßt sich in unserer politisch und weltanschaulich zerrissenen und sogar verfeindeten, wirtschaftlich verarmten und verzweifelten Gesellschaft nur mit einer neuen und den veränderten Verhältnissen angepaßten Organisation Kulturarbeit ermöglichen und ein Schaffen fruchtbar gestalten.

Und im Sommer des Jahres 1926 empfingen dreißig siebenbürgisch-ungarische Schriftsteller eine Einladung von Baron János Kemény in sein Kastell in Marosvécs: um dort drei Tage zu verbringen. Die meisten von ihnen wußten weder wo Marosvécs liegt, noch hatten viele den Baron János Kemény gesehen. Doch sie folgten dem Ruf.

Drei Tage lang beratschlagten sie in Marosvécs darüber, was getan werden müsse und könne, um in Siebenbürgen eine literarische Kulturarbeit zu sichern. Und dort in Marosvécs wurde dieser seltsame, nur aus dem Geiste und der Lage des siebenbürgischen Ungartums verständliche Plan gefaßt: das Erdélyi Helikon gegründet, die freie Arbeitsgemeinschaft der siebenbürgisch-ungarischen Schriftsteller ohne Gründungsregeln, ohne Vorstand, ohne Eigentum, ohne weltanschauliche Bindung oder Grenzen, ohne Beispiel vielleicht auf der ganzen Erde. Sie lebt aber, lebt und versammelt sich einmal jährlich als Gast Jánós Keménys in Marosvécs, beratschlagt und führt durch und besitzt heute schon einen eingetragenen Verlag in der Erdélyi Szépmives Céh (diese Firma ist allgemeines Eigentum der Schriftsteller und der Verlag der Arbeiten dieser Schriftsteller). Sie veranstaltet Abende, schützt das wahre Schrifttum gegen Pfuscher, bezahlt literarische Werke, unterstützt kranke Schriftsteller, schreibt Preise aus, ermöglicht Jungen das Auftreten und gründete schließlich vor zwei Monaten die literarische und kritische Monatsschrift Erdélyi Helikon, die als ständiger Wegweiser und Anreger der literarischen Schöpfung und als deren Organisator zugleich die schöngeistigen und kritischen Arbeitsziele des Helikon verwirklicht.

Wir haben die Hoffnung, daß der Helikon in seiner besondern Art sehr viel beginnen und durchführen wird, was heute noch ein Problem der siebenbürgisch-ung. Kultur ist.

Kós Károly

Siebenbürgen und der „Curentul". Die Zeitung „Curentul" hat einige gute Mitarbeiter; was sie aber über die Minderheiten spricht, klingt immer wie ein Staunen darüber, daß sich die Welt nicht auf den Leisten ziehen läßt, dem die Stiefel des Geistes in Bukarest angepaßt sind. Es geschieht dann sogar, daß sie philosophiert.

Ein Herr Sever Stoica wendet sich z. B. am 18. Juli gegen ungarische Schriftsteller und mich, die über die geistige Eigenart Siebenbürgens sprechen, und meint nun, solche Feststellungen seien eine doktrinäre Erfindung, ein Blühen des Unkrauts unter den Ruinen Habsburgs. Der letzte Satz, ins Gutdeutsche übertragen, bezichtigt uns verblümt der Staatsfeindlichkeit, gehört also ins Zeitungsprogramm. Stoica meint weiter, daß geschichtliche Ereignisse geologischen Umwälzungen gleich das Denken eines Volkes wandeln, so hat z. B. „Der Untergang des Abendlandes" nur von einem Angehörigen eines besiegten Volkes geschrieben werden können;

wo Völker verzagen, machen sie sich Theorien. Dieser Beweis scheint geistreich zu sein, bezeugt aber nur, daß Herr Stoica das Buch nie gelesen hat, denn Spengler teilt im ersten Satz des Vorworts mit, daß die Niederschrift des Werkes vor 1914 geschah und der Titel schon 1912 feststand.

Lassen wir diese Theorie Stoicas; sie unterscheidet sich in nichts von der veralteten Art, wie Fragen des Geistes oft in rumänischen Blättern mit dem verstaubten Rüstzeug der französischen Revolution schematisiert werden, indem man als Maßstab den nationalen Gewinn anschlägt. Vom Westen, wo die europäische Kultur wächst, bis an die Dâmbovița ist der Weg manchmal über hundert Jahre weit und so wird man noch lange nicht wissen, daß eine abgeschlossene Landschaft, die auch menschlich durch lange geschichtliche Verbundenheit und Erziehung (nicht nur durch Umwälzungen) geformt wurde, einen gemeinsamen Geist hervorbringt, der trotz aller nationalen, örtlichen und sozialen Einzelgegensätze in jedem Bewohner lebt. Man bemerkt ihn z. B., wenn in einen Kreis von Siebenbürgern ein Altrumäne tritt. Siebenbürger Rumäne, Sachse und Ungar, die sich ohne innere Hemmung unterhalten haben, beginnen zudritt den Fremden und sein Gehaben zu beobachten. Am peinlichsten ist der Siebenbürger Rumäne daran, der aus Nationalgefühl versucht, sich innerlich auf den Hinzukömmling umzustellen. Und machen auch beide Rumänen sehr oft gegen uns Partei, das sind Dinge der Politik und des Nationalbewußtseins, keine des kulturellen Geistes, der einfachen Heimatlichkeit. Ja, es kommt sehr häufig vor, daß in gewissen Fragen die Gegensätze zwischen den siebenbürgischen Nationen sogar zum Haß führen und doch leben die drei Völker aus demselben siebenbürgischen Geist. Wer dies nicht erfassen kann, weiß nicht, was kultureller Hintergrund bedeutet. Mir sagte einmal ein Siebenbürger Rumäne: „Die von drüben werden uns nie verstehen." Das Wort „uns" griff hier alle Siebenbürger ein. Ich kenne vieler solcher Aussprüche, die Herr Stoica von Siebenbürger Rumänen selbst erfragen kann.

Gewiß, diese Aussprüche sind negative Beweise und zeigen bloß an, daß man die Altrumänen nicht schätzt. Weshalb aber schätzt man sie nicht? Nicht vielleicht deshalb, weil sie uns einen fremden Geist aufdrängen?

Iorga hielt einmal in Hermannstadt einen Vortrag über die Frage, ob Siebenbürgen eine gemeinsame Geistigkeit habe und bejahte sie.

Positive Beweise?

Man fahre durch Rumänien und betrachte das siebenbürgische Bauernhaus und dann das altrumänische. Spürt man da keinen Unterschied? Ist in Siebenbürgen nicht das fränkische Haus allgemeines Muster? Weshalb, wenn es nicht auch Ausdruck einer Geistesverschiedenheit ist, drängt man neben Bukarester Verwaltungsformen (gegen die der Curentul sehr laut Stellung nimmt) auch den Bukarester Baustil überall durch — diesen Stil, der Siebenbürgen sitzt wie ein Hut mit Papierrosen auf dem Kopf einer Bäuerin. Und weshalb erhöhte man die Siebenbürger Steuersumme 1925 um 11%, 1926 um die gleiche Summe und senkte sie in derselben Zeit im Altreich? Unsere Dörfer und Städte, und daneben die Städte und Dörfer „von drüben" — Herr Stoica wird an dem Vergleich beider, am Vergleich der Art, hier und dort zu leben, an der Moral hier und dort, an der kulturellen Höhe hier und dort vielleicht annähernd verstehen, daß es doch so etwas wie einen siebenbürgischen Geist gibt. Ich nenne einfache Tatsachen; meine sonstigen Gedanken erscheinen ihm doktrinär und doch möchte ich ihm sagen, daß das Geheimnis des

siebenbürgischen Geistes Westeuropa heißt. Das Altreich, für uns bis ans Lebensende in manchen Dingen unfaßbar, hat auch ein Geheimnis und das heißt sterbender Orient. Die europäische Bedeutung Rumäniens wird davon abhängen, welcher von beiden Einflüssen im Lande siegt. Hoffen wir im Interesse Rumäniens, daß es im östlichen Teile herbstet. Diese Hoffnung ist begründet, wenn wir daran denken, daß Europa als geistiges Gut erst jetzt erkannt wird. Geistige Dinge lassen sich nicht schematisieren. Auch in andern Ländern gibt es Landschaften mit verschiedenem Geiste; in Ländern des Westens wird dies als Bereicherung empfunden; bei uns bemüht man sich nicht einmal klar zu erkennen, man lehnt von vornherein ab, was einem nicht gleich ist; hier, wo die Ideen der französischen Revolution unverdaut sind, hat man noch den Zentralisationsfimmel. Man will Kultur schaffen, wie man Straßen anlegt (die man nicht anlegt), man redet und verkennt und schwillt vor Begeisterung. Na und?

Die Siebenbürgische Volksbühne, über deren Bestrebungen wir schon früher berichteten, hat im Mai und Juni mit einem aus Dilettanten und einigen Berufsschauspielern zusammengesetzten Ensemble, — „Wiener Lustspiel-Ensemble" — eine Rundreise durch das Banat und Siebenbürgen unternommen, wobei vier von jedem literarischen Werte freie Lustspiele zur Aufführung kamen. Das Spiel der Truppe war gleichfalls belanglos. Es scheint aber, nach Pressestimmen zu urteilen, dieser Gesellschaft im Banat Erfolg beschieden gewesen zu sein; in den kleinen Orten, wo niemals ein vollgültiges Ensemble spielen kann, hat die Volksbühne tatsächlich eine kulturelle Aufgabe zu erfüllen. Es ist nur zu bedauern, daß sie diesmal einen seichten Spielplan wählte. In den Rahmen ihrer Bestrebungen müßten Volksstücke, Volksspiele, das beste Bühnengut gehören. Durch den Wert der Stücke könnten die Mängel der Spieler ausgeglichen und damit dem Sinn der „Volksbühne" entsprochen werden.

Heinrich Zillich

Das Bakkalaureat ist das Stichwort, auf das hin jedem Angehörigen der Minderheiten das Blut in den Kopf steigt. In diesem Jahre tobte es sich wie gewohnt aus. Die Geschichte der Prüfungen in Kronstadt, die Professor Ilie Cristea in der Dimineaţa am 8. Juli mitteilt, zeigt den Geist, der da zum Segen des Schulwesens tätig ist. Er erzählt wörtlich:

„In die Kommission, die vom Universitätsprofessor Călugăreanu geleitet wurde, wurden 9 Examinatoren ernannt. Die Vorschrift fordert nur sieben. Man vergesse aber nicht, daß Kronstadt ein Kurort und jetzt Hochsaison ist. Man vergesse auch nicht, daß seit unvordenklichen Zeiten alle unsere Herrschaften eine große Wohllust empfanden, wenn sie ihre eigenen Vorschriften und Gesetze verletzen konnten. Westeuropäer in der Gesetzgebung und Orientalen in der Durchführung — dies ist der Ausdruck, um die grundlegenden Umrisse unseres öffentlichen Lebens zu erfassen.

So versammelten sich die neun Mitglieder am 25. Juni in Kronstadt, um sich zu konstituieren. Nicht ohne Überraschung wurde festgestellt, daß das Ministerium für einzelne Fächer (z. B. rumänische Sprache) zwei Spezialisten, dafür aber für andere (Latein) niemanden beordert halte. Ebenso vergaß das Ministerium die Minderheiten und ließ sie ohne Vertreter, weil Rumänien das Wunder der Prüfungen mit Dolmetschen und auch das jener Einzelprüfungen noch kennt, die das Schicksal eines Schülers bestimmen.

Diese kleinen Unzulänglichkeiten konnten die Arbeit einer Kommission nicht hindern. Es fanden sich eine Reihe von einfachen Lösungen, klar und gutgedacht,

zu welchen sich unser lateinischer Genius Glück wünschen kann. Einer der Spezialisten für Rumänisch soll für einige Tage zum ad-hoc-Kenner der klassischen Kultur umgewandelt werden. Was die Minderheiten betrifft, herrschte die Überzeugung, gegründet auf 3jähriger Bakkalaureatserfahrung, daß ein guter Teil von ihnen, mindestens die Hälfte, nicht bis zur mündlichen Prüfung gelangen werde. Die schriftliche Prüfung scheidet sie ohnehin aus dem Kampf als Invaliden aus. Es wurde auch der Meinung Ausdruck gegeben, nötigenfalls die Hilfe der ortsansässigen Professoren in Anspruch zu nehmen, selbstverständlich unter der Bedingung, daß die fremde Unterstützung keine Verkleinerung der Quote herbeiführen dürfe.

Viel ernster aber und wie man sehen konnte, viel empörender war die Angelegenheit der Prüfungsgebühren. Man weiß, daß die erste Handlung jeder Bakkalaureatskommission darin besteht, die Prüfungsgebühr einzuziehen, die Quoten zu errechnen und das Geld zu verteilen. Für die Kommission des Herrn Călugăreanu war das finanzielle Problem nicht gerade rosig. Durch die vergrößerte Anzahl der Kommissionsmitglieder und durch das vom Inspektorat vorgelegte Verzeichnis von 16 Schülern, die von den Gebühren befreit waren, wurden die geringen Quoten noch mehr verdünnt. Der lateinische Genius, hervorragend vertreten durch einen liberalen Abgeordneten, Mitglied des Ausschusses, fand auch diesmal die Lösung: keine Befreiung von der Prüfungsgebühr und dafür deren Erhöhung von 800 auf 1000 Lei. Damit die Schüler die „ministerielle Verordnung" nicht verdächtigen, wurde die andere von Herrn Popa Lisseanu geleitete Kommission des Ortes gebeten, sich diesem Vorgehen anzuschließen, um eine gemeinsame Front zu schaffen. Herr Popa Lisseanu lehnte aber ab und zwischen dem Inspektorat und dem Ministerium entwickelte sich ein Depeschenwechsel, als dessen Ergebnis eine Verlautbarung an ein Fenster des „Mezolă"-Lizeums geklebt wurde: die Schüler werden aufgefordert, das Geld zu beheben, das zu Unrecht eingezogen worden ist. Die Kommission ihrerseits sucht so rasch als möglich fertig zu werden — zur tiefen Betrübnis der Schüler."

Neue Bücher und Schriften

Das Burzenland. Dritter Band, Kronstadt I. Teil. Herausgegeben von Erich Jekelius, Verlag Burzenländer sächs. Museum, Kronstadt 1928.

Unter der Leitung von Erich Jekelius bereitet das Burzenländer sächs. Museum eine umfassende Monographie vor, die in mehreren Bänden die geographischen Verhältnisse, die Geschichte, die Stadt Kronstadt, die Dörfer und die wirtschaftliche Entwicklung des Burzenlandes schildern soll. Im Rahmen der Schilderung Kronstadts und der Dörfer werden auch die Kultur, die Verwaltung und die volkskundlichen Eigenheiten ausführlich dargestellt.

Dieser großzügige Plan reift der Ausführung in einer Zeit entgegen, die mit dem Ende der Zugehörigkeit Siebenbürgens zu Ungarn nicht nur äußerlich vollendet erscheint, sondern auch einen kulturellen Abschluß bedeutet. Bis 1919 war Siebenbürgen durch die ungarische Hoheit gleichsam in sich selbst bewahrt. Die Auseinandersetzung mit östlichen Einflüssen zeigte sich im äußern Bild und im Leben nur noch in Formen, die altbekannt waren und eine siebenbürgische Prägung empfangen hatten. Die kulturellen Kämpfe zwischen westlichem und östlichem Europa, die in Siebenbürgen früher stattfanden und auch damals fast durchwegs dergestalt, daß auf

vorherrschendes westliches Gut östliche Kräfte einwirkten und Abwandlungen schufen, schienen mit der Vorherrschaft des Westens abgeschlossen. Es hatte sich eine Gleichgewichtslage ergeben, die einen bestimmten eigenwertigen Charakter schuf, eine siebenbürgische Art des Ausgleichs zwischen dem Westen und Osten, wobei der Ausgleich selbst wieder zur kulturell-schöpferischen Besonderheit wurde. Allerdings zerstörte das Eindringen des kapitalistischen Zeitalters schon unendlich viel Wertvolles im Bild dieser Kultur, aber der Geist, der sich im siebenbürgischen Menschen seit etwa 1850 regte zum Schaden der alten Form mit einer der Tradition abgewendeten, kulturfremden Stärke war westlicher Geist, gebunden in vieler Hinsicht noch weiter an das Erbe. Nun aber ist — und gerade in dem Zeitpunkt, wo sich der Westen in seinem Kampf mit dem amerikanischen und östlichen Menschen wieder auf seinen geistigen Wert in neuen, aber eigenwertigen Formen zu besinnen sucht, wo also endlich auch bei uns Altes und Zukünftiges sinnhaft und lebendig verknüpft werden könnten, der Osten für uns herrschend geworden.

Dieses östliche Element ist ungebundener. Der Kampf mit ihm findet deshalb mehr im Äußerlichen als im Geistigen statt. Das bedeutet für den kulturellen Bestand Siebenbürgens an Gebäuden, an bestimmten Lebensformen, an Erinnerungsgut ein verheerendes Gefecht, besonders für die Randgebiete, wie es das Burzenland ist. Berücksichtigt man weiter die Uniformierungstendenz des Westens, die demokratische Neuordnung der europäischen Kultur, so wird klar, daß die Stunde der siebenbürgischen Art im alten beschaulichen, formgewordenen Sinn, längst geschlagen hat. Unsere geistige Aufgabe aber ist gerade deshalb an der Seite des europäischen Westens belebt worden.

Um den Rest des siebenbürgischen Bildes, der alten Form, zu umrahmen in der so ausgestalteten und besonderen Fassung des Burzenlandes, ist es nun höchste Zeit. Dies erkannt zu haben, ist das Verdienst des Burzenländer sächs. Museums.

Der erste vorliegende Band schildert den Wechsel im Bilde Kronstadts. Seine Aufgabe liegt zum guten Teil im illustrativen Abschnitt. Bilder in reicher Fülle geben schon beim Blättern einen Eindruck von der wissenschaftlichen Gründlichkeit, die hinter diesem Werke wirkt. Sie zeigen aber auch die verantwortungslose Oberflächlichkeit an, die das Stadtäußere seit 70 Jahren verunstaltete. Die Stadtbefestigungen und Profanbauten sind ihr fast ganz zum Opfer gefallen. Wir halten die Photographien in der Hand; vor einigen Jahrzehnten stand dies noch alles. Wir tauschten dafür die heutigen Bauten ein, die zu photographieren selbst denen nicht einfiele, die sie auf dem Platz der von ihnen entfernten Türme und Tore errichteten. Die Abbildungen bestehen aus Wiedergaben von Stadtansichten verschiedener Zeiten, darunter sehr interessante Stiche, Zeichnungen und Pläne, dann der Festungsanlagen, hauptsächlich nach Photos aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, weiter aus Bildern der wichtigsten öffentlichen Bauten, der Kirchen, des Rathauses und teilweise recht guten Aufnahmen der Innenräume, Altäre, Statuen, Gestühle, Teppiche und Inschriften, der architektonischen Schönheiten im Einzelnen, Torbogen, Pfeiler usw. und schließlich einer Anzahl schöner Bürgerhäuser mit Ansichten von Türverzierungen, Hausgerät und anderem Bemerkenswerten.

Der Textinhalt enthält neben der Baugeschichte eine Übersicht der Gassen, Plätze, eingehende Studien über die Befestigungswerke, die einzelnen wesentlichen Bauten, das Bürgerhaus und schließlich über bestimmte städtische Einrichtungen wie die Beleuchtung, Wasserleitung, Bäder und Spitäler. Die Aufsätze sind außer vom Heraus-

geber von Ernst Kühlbrandt, E. Morres, H. Goos, O. L. Fritz, Julius Teutsch und besonders von Gustav Treiber verfaßt.

Aus diesen Einzeluntersuchungen, die den Vorteil gründlichen wissenschaftlichen Ernstes mit einer anschaulichen, knappen Darstellung verbinden, erwächst ein umfassendes Gemälde der Stadt in ihrer sichtbaren Gestalt.

Es wurde hier ein wichtiges Werk geschaffen, sicherlich eines, das an Bedeutung über den lokalen Bereich hinaus sich an die Seite der großen geschichtlichen Werke stellen kann, die in letzter Zeit dem sächsischen Volk in Siebenbürgen gewidmet wurden. Nach ihrem Umfang aber wird diese Monographie, deren folgende Bände in den nächsten Jahren erscheinen, die größte kulturgeschichtliche Ausgabe werden, die wir überhaupt besitzen.

Heinrich Zillich

Zum Verständnis der orthodoxen Frömmigkeit. Für uns Deutsche und Evangelische ist es zweifellos sehr schwer, der orthodoxen Frömmigkeit einigermaßen gerecht zu werden. Zu weit liegt sie ab von unserer Art religiösen Fühlens und Denkens. Zudem kommt noch bei uns dazu, daß wir aus politischen Gründen der orthodoxen Kirche niemals wirklich offen und unbefangen gegenübertreten können. Trotzdem ist es im Zeitalter der großen ökumenischen Kirchenkonferenzen von Stockholm und Lausanne einfach für uns Pflicht, energischer und eindringlicher denn je uns mit der östlichen Orthodoxie auseinanderzusetzen. Was nützen auch all die schönen Worte, die an den grünen Tischen gesprochen werden, wenn dort, wo die beiden Kirchen konkrete Berührungspunkte haben, nichts Ernsthaftes getan wird, um einem besseren und herzlicheren gegenseitigen Verhältnis Platz zu machen! Zu diesem Zwecke sei denn im folgenden auf ein paar Bücher aufmerksam gemacht, die geeignet sind, ein besseres Verständnis der orthodoxen Kirche unter uns zu wecken:

Hermogen: Vom Gottesdienst der russisch-orthodoxen Kirche.

Passiljanin: Zwischen zwei Welten.

Dennert: Die Krisis der Gegenwart und die kommende Kultur. Eine Einführung in die Geschichtsphilosophie Berdjaews.

Alle drei erschienen im Verlag der Buchhandlung Klein, Leipzig. Die Schrift von Hermogen ist besonders darum zu begrüßen, weil wir hier endlich einmal den Führer haben, der uns in das fremdartige Gefüge des orthodoxen Gottesdienstes hineinschauen läßt und uns seinen tieferen Sinn enthüllt. Einiges in den Ausführungen Hermogens dürfte auf die Verhältnisse hierzulande nicht ganz passen. In den großen Hauptzügen herrscht aber doch völlige Übereinstimmung und insofern darf gesagt werden, daß wir hier das Buch haben, das imstande ist, uns den Gottesdienst der orthodoxen Kirche verständlich zu machen.

Das Buch Passiljanin's (eine Sammlung religiöser Betrachtungen) wiederum zeigt uns die Orthodoxie in ihrer Verbundenheit mit dem Volksleben und dem Alltag. Passiljanin, selbst Geistlicher, ist ein durch und durch moderner Mensch und versteht es ausgezeichnet, den Symbolgehalt der orthodoxen Sitten und Gebräuche, der Heiligenverehrung und des Bilderdienstes uns darzulegen. Wie sind doch diese Russen zu beneiden, die noch eine lebendige, ungebrochene Verbindung besitzen zwischen ihrer Jahrhunderte alten religiösen Tradition und den Denkansprüchen unserer modernen Zeit!

Das Büchlein Dennerts endlich bietet uns eine willkommene Einführung in die Philosophie des großen gegenwärtigen russischen Geschichts- und Religionsphilosophen Berdjaews. Besser allerdings als diese Zusammenfassung Dennerts wäre es

zu den Büchern Berdjaews selbst zu greifen, die heute in mustergültiger Übersetzung vorliegen: Der Sinn der Geschichte und das Neue Mittelalter (beide Werke erschienen im Reichl-Verlag, Darmstadt). Immerhin gewinnen wir auch aus den Ausführungen Dennerts einen ausgezeichneten Einblick in die Fülle der tiefsinnigen Gedanken, die die Bücher Berdjaews so gehaltreich und anregend machen. Gerade der gnostische Einschlag seiner tief religiösen Spekulationen dürfte auf viele unter uns, die mit den gewöhnlichen dogmatischen Vorstellungen sonst nichts mehr anzufangen wissen, Eindruck machen. Paul Walser

Graf Hermann Keyserling. Das Spektrum Europas. (Niels Kampmann-Verlag, Heidelberg.) — Dieses Buch ist sehr seltsam, sehr amüsant und in sich selbst sehr ungleichwertig. Auf Grund einer reichen Einfühlungsgabe erhält da jedes europäische Volk eine Beschreibung mit guten und schlechten Noten. Es ist natürlich, daß dabei Lob und Tadel oft an den unrechten Stellen gespendet wird. Eine genaue Erfassung der Eigenschaften eines Volkes ist unmöglich und das Verstehen seiner Äußerungen, die zur Angabe der Eigenschaften führen, ist wieder abhängig von der Wesensart des Betrachters, dem als Glied eines andern Volkes — oder wie es Keyserling an einer Stelle haben will: vieler sonstiger Bindungen noch — nur das restlos gefühlsvertraut klingt, was in ihm selbst liegt. Nun das ist eine Schwäche jeder Betrachtung wahrer Lebenszusammenhänge. Die Tatsachenforschung allein geht halbwegs sichere Wege; aber auch ihre Folgerungen führten ins Reich der Idee. Und um eine Idee schlechtweg handelt es sich nun im Buche; durch diese, wenn auch das Bild in seinen Teilen oft verzerrt schillert, gewinnt die geistreiche Darstellung, dies Spiel über einen Kontinent hinweg etwas vom Ernst eines Spiels um einen Kontinent. Keyserling sucht die Bausteine zu einer europäischen Gemeinschaft. Er untersucht, wieweit sie sich ergänzen, wo sie sich zu einer noch bloß ersehnten, ihrer Notwendigkeit bewußten europäischen Kultur fügen. Insoweit enthält natürlich schon der Bewertungsmaßstab für die einzelnen Völker eine tendenziöse Abbiegung von der Wahrheit, doch eine sympathische. In den Einzelheiten herrscht die Lust am geistigen Spiel, am Suchen von Zusammenhängen, von Tiefen und Beweggründen, die man heiter mitmacht, weil es sich nicht um ein endgültiges Postulat handelt — das gar nicht erstrebt ist — sondern um eine Vision gleichsam, um den allerdings oft sehr persönlichen Eindruck von einem Volke, den Keyserling reich an Einfällen zu unterbauen sucht. O er trifft mitunter glanzvoll daneben, wenn er z. B. die Ungarn nach einem Häuflein von Magnaten beurteilt, aber im Gesamten lebt dieses Bild Europas und wieder besonders deswegen, weil es — wie ich eingangs sagte — eine Idee ist. Eine Idee ist aber nur dann überzeugend, wenn sie eine Wahrheit ausdrückt. Ja zum Begriff einer Idee gehört die Wahrheit. Ihretwillen empfängt dieses — auch schon wegen der putzigen Eigenheiten des Autors amüsante Buch seinen Wert durch die Deduktion, nicht durch die Urteile im Einzelnen. Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Zu unserer Kunstbeilage. Sie gibt den Kopf Johannes des Täufers an der Choraußenseite der Schwarzen Kirche in Kronstadt wieder. Das Bild ist der Mappe „Wühr, Figurenschmuck an der Schwarzen Kirche in Kronstadt" entnommen, die 1925 im Klingsor-Verlag, Kronstadt, erschienen ist. Es gibt noch eine Anzahl solcher Statuen an siebenbürgischen Kirchen, z. B. an der evang. Kirche in Mühlbach, die man durch Abbildungen verbreiten müßte, ehe sie völlig verwittern.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Flachszeile 31
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Verlegt vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg





Zwei spätgotische Madonnen: Die Michelsberger und Hermannstädter Maria.
Baron Brukenthalisches Museum

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
5. JAHR SEPTEMBER 1928 HEFT 9

Die Gemäldegalerie des Baron Brukenthalischen Museums in Hermannstadt

Von Hans Wühr

Die Brukenthalischen Sammlungen unterscheiden sich von den meisten Einrichtungen ähnlicher Art in mehrfacher Hinsicht. Die Sammlungen fürstlicher Häuser entstanden in der Zeitspanne mehrerer Generationen, wobei der Wechsel der Generationen, Ehrgeiz und Neigung des Erben das Antlitz der Sammlung veränderten und deren Wert nach der einen oder anderen Richtung hin verschoben. Selten aber und nur durch königlichen Aufwand geschah, was hier ein einzelner Mensch in einem Leben durch seine Liebe zu den Gegenständen der Kunst erreichte. Und im Gegensatz zu staatlichen und städtischen Museen, die — zumeist unpersönlich im Aussehen — ihr kontinuierliches Wachstum dem Reichtum und dem Kunstwillen einer größeren Gemeinschaft verdanken, ist das Brukenthalische Museum eine einmalige Tat, bewunderungswert durch die großartige Geste des Schöpfers, begrenzt und liebenswürdig durch dessen einmalige Persönlichkeit. Die Begrenzung folgert freilich, obgleich nicht notwendig, den Nachteil, dem Kunstwillen der Umgebung so überlegen zu sein, daß diese außerstande ist, die Umgrenzung zu erweitern und mit der geistigen Auswirkung des Empfangens auch ein lebendiges Wachstum der Sammlung zu bestreiten. Es ist kennzeichnend für das Brukenthalische Museum, daß die Chronologie seines Bestandes mit dem Tode Brukenthals abbricht und daß der Versuch, die Sammlung fortzuführen, das Maß überschritt, welches durch die geistige Auswirkung auf den Kunstwillen der umgebenden Gemeinschaft zu erreichen war.

Wir müssen ausführlicher von jenem Teil der Brukenthalischen Sammlungen handeln, der nicht nur der wertvollste ist, sondern auch am leichtesten dem Verständnis einer größeren Allgemeinheit entgegenkommt: die Gemäldegalerie. Sie umfaßt einen Bestand von etwas mehr als zwölfhundert Gemälden, die natürlich nicht durchwegs von hohem Qualitätswert sind, gleichwohl aber auch da, wo sie es nicht sind, das kunsthistorische Interesse beanspruchen können. Man muß

sich vergegenwärtigen, daß Brukenthal als Vollblutmensch des 18. Jahrhunderts die Kunstentfaltung seiner Zeit innerlichst miterlebte und dabei von Kunstwerken ergriffen gewesen sein mußte, deren Meisternamen im Wechsel der Welturteile lange verblaßt sind und meist weniger die Bewunderung des durchschnittlichen Galeriebesuchers erregen als das Interesse und die Neigung des Kunstliebhabers beanspruchen können. Ein großer Teil des Galeriebestandes besteht also aus Gemälden, deren Malernamen einst Rang und Klang besaßen und gleichwohl dem Gedächtnis der Nachwelt entschwanden, da, aus der Entfernung des Heute gesehen, ihre Bedeutung doch nur provinzieller Art und der zweitrangige Niederschlag einer Kunstentfaltung war, die anderswo geschah. Wir finden da unter den Malernamen Akademieprofessoren, die Wiener und oberdeutsche Kirchen und Paläste ausgemalt haben, Künstler, die am österreichischen Hofe ihre innere Sterilität durch äußere Fruchtbarkeit bestritten, und allerdings auch zarte feine Maler, deren Bilder zwar niemanden erschüttern, aber dem Feinschmecker Vergnügen und Freude bereiten können. Daß die großen französischen Maler des 18. Jahrhunderts, ein Watteau, Boucher und Fragonard in der Galerie nur zum Teil und auch da nur in minderwertigen Kopien zu Worte kommen, wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß im Zeitalter Louis XVI. die Werke dieser Maler fast durchwegs von königlichen Sammlern beansprucht wurden. Die großen deutschen Maler dagegen, Graff und Chodowiecky mochten in Österreich und am österreichischen Hofe nicht die Bedeutung gehabt haben wie in Preußen, und so kommt es, daß weder der eine noch der andere in der Galerie vertreten ist. Es ist unnötig die zahlreichen Malernamen hier zu nennen, mit denen eine Bildvorstellung zu verknüpfen nur der Kenner der österreichischen und oberdeutschen Malerei im 17. und 18. Jahrhundert imstande sein wird. Genannt sei nur der auch in Ungarn bekannte Johann Kupetzky und Norbert Grund, dessen feine Landschaften auch heute noch geschätzt werden.

Wertvoller und der Allgemeinheit durch bekannte Namen vertrauter ist der Bestand der Galerie an holländischen und vlämischen Gemälden des 17. Jahrhunderts und an einigen kostbaren Stücken der altniederländischen Malerei. Daß in Hermannstadt ein Jan van Eyck ist, darüber weiß in ganz Europa ein jeder Bescheid, der sich irgendwie mit Kunstgeschichte befaßt hat. Freilich, das kleine Bildnis von der Hand Jan van Eyks ist auch überaus bemerkenswert und gehört neben dem Brüsseler Bildnis der Gemahlin Eycks zu den kostbarsten

Werken des Meisters. Streng und herb, mit runden knappen Worten ist das Bild des Mannes in den Bildraum hineingesetzt, unheimlich in der Selbstverständlichkeit der Geste, unerhört in der einfachsten Existenz und in der Wucht dieser Menschlichkeit, bezaubernd und juwelenhaft in der farbigen Erscheinung. Eine Welt trennt dieses Bild von den beiden anderen Stücken der altniederländischen Malerei, den beiden Memling. Nach kaum einem Jahrhundert der großartigen Entfaltung niederländischer Malerei, die ihren Anstoß von den Eycks erfahren hatte, wieviel Zugeständnisse der Liebenswürdigkeit und des Menschlichen; nach der farbengroßartigen Auffassungsweise Eycks wieviel Pikanterie udd Behaglichkeit in der menschlichen Erscheinung. Gefälliger fügen sich die Menschen Memlings in den Bildraum, sorgloser, leichter und bequemer klingt der Raum um das körperliche Dasein. Den Übergang von der altniederländischen Malerei zu der großen Kunstblüte im 17. Jahrhundert nennt man Manirismus. Die Maniristen sind von der Kunstwissenschaft lange unterschätzt worden und doch sind sie nicht nur interessant, sondern auch bedeutend, weil sie die ungeheuren Probleme der Renaissance verarbeiten mußten und so der folgenden Blüte den Boden bereiteten. Die Geschlossenheit der größten künstlerischen Persönlichkeit wird durchrissen und zerbrochen von den Wellen mächtiger Übergangszeiten, von der Auseinandersetzung mit Problemen, die zu lösen nicht einem Menschen, sondern nur Generationen gegeben ist. Die ganz großen Künstler stehen in der Regel am Anfang oder am Ende solcher Zeiten, immer aber sind sie die Erben einer Entwicklung, die, geschichtlich betrachtet, ihre Größe ermöglicht hat. Von den niederländischen Maniristen sind in der Brukenthalischen Galerie einige mit vorzüglichen und charakteristischen Stücken vertreten, vor allem Floris, Corneliß van Haarlem und Spranger.

Man kann in der Brukenthalischen Galerie auch über andere Entwicklungslinien der niederländischen Malerei sich einigermaßen Bescheid holen, am deutlichsten wohl über das Thema der Landschaftsmalerei. Die holländische Landschaftsmalerei im 17. Jahrhundert bedeutet den Höhepunkt dieser Kunstart. Ein ereignisreicher Weg führt zu diesem Höhepunkt hin, dessen Entscheidung um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts fällt. Paulus Brils kostbare Gebirgslandschaft mit Bauernschenke und Wasserfall gehört dahin, sodann zwei Wiederholungen der Wiener Bilder des Bauern-Brueghels von der Hand des Höllen-Brueghels „Der Bethlehemitische Kindermord“ und „Unter-

haltung der Bauern im Winter", Landschaften von Valckenborch, Roeland Savery, Sammetbrueghel und vier ausgezeichnete Stücke des Antwerpener Meisters Jodocus de Momper, von denen besonders eines durch das duftende schwellende Blau in der Behandlung einer Fernlandschaft brilliert. Es ist hier leider nicht der Raum, auf alle Stücke der Galerie einzugehen, die weiterhin den Höhepunkt im 17. Jahrhundert kennzeichnen. Wer aber die zwei Wouwermann in der Galerie bewundert hat, die kühle Monochromie und den feuchten Wolkenhimmel dieser Landschaften, hat zugleich einen Einblick in das Wesen dieser Landschaftsmalerei getan. Nicht unerwähnt dürfen hier bleiben ein selten schönes Bild des älteren Teniers, eines Vlamen, „Dorfstraße mit Bach", ein klares sicheres Bild von Pieter Molyn, und schließlich das wirkungsvollste von Philips de Koninck, einem Schüler Rembrandts, dessen Landschaften in den Galerien leicht auf den ersten Blick zu erkennen sind: im Breitformat eine saftgrüne Ebene, von zahlreichen Kanälen durchzogen, weithingestreckt als weite Fernlandschaft, die Feuchte und der Dunst eines schweren Wolkenhimmels. Der Beschauer wird gezwungen, seinen Standpunkt vom Bilde entfernt einzunehmen, um so die Fernwirkung zu intensivieren, und empfängt nun doppelt reich die Fülle und Ruhe dieses Aspektes: die Weite und Monotonie der Ebenenverlassenheit, übergossen und übertönt von der Schwermut und Einsamkeit eines unerhörten Wolkenhimmels, und in der Erinnerung bleibt schließlich nur dieser unvergleichliche Himmel mit seinem schwermütigen Spiel der Wolken. Die vlämische Malerei erreicht ihren Gipfel in Rubens, die holländische in Rembrandt. Von Rubens gibt es in der Galerie zwei prächtige Stücke, die schon ihrer Größe wegen nicht zu verachten sind. Zwar sind sie nicht von Rubens selbst durchgeführt und müssen daher eher als Werkstattbilder bezeichnet werden. Es sind das „Ignatius Loyola" und „Franz Xaverius", beide Bilder wahrscheinlich aus der Jesuitenkirche in Brüssel, wo sie als besondere Zierde galten, aber 1777 verschollen waren. — Es sind außerdem noch eine ganze Reihe schöner Bilder aus der vlämischen Malerei, das schönste jedoch ist zweifelsohne „Der Sommer" von Jakob Jordaens, einem Antwerpner aus dem Kreis um Rubens. Unvergeßlich ist die saftige Fülle dieses Bildes, seine überquellende Lebenslust, die Gier und Brunst des schwellenden Pinselstrichs, die heiße glühende Luft um sommerliche Frauen, die wollüstige Zügigkeit und Sattheit im Rückneigen des Kopfes. Etwas von dieser Zügigkeit und Sattheit des Neigens haben auch die Blumen und

Stengel des prachtvollen Stillebens von Jan Davidsz de Heem, einem Utrechter, der in Amsterdam tätig war. Da sprießen und schwellen die Stengel und Blumen um ein steinernes Postament, heiße Luft und Sommer in jeder Streckung und Windung des Stengels, Sattheit und Üppigkeit der Blumen selbst, während der Raum dunkelsilbern abgekühlt ist.

Auch gute Meister der holländischen Malerei sind in der Galerie zahlreich vertreten: Von Rembrandt eine ausgezeichnete Werkstattkopie des „Bürgerfähnrichs" in Paris, von Bronkhorst „Die Dirne und Kupplerin", Stücke von Saftleven, von Pseudo van der Venne, Adriaen van der Venne, Graesbeeck usf. usf. Es scheint unmöglich, hier auch nur die wichtigsten Namen anzuführen. In guter Erinnerung aber bleiben dem Besucher ein par Bilder vom jüngeren Teniers, Mieris, Sweerts, Melchior d'Hondecoeter und Fyt.

Es wäre noch viel zu sagen, wollte man ein richtiges Bild von dem Bestande an niederländischen Gemälden vermitteln. Und doch enthält die Galerie noch ein paar gute Stücke der altdeutschen Malerei, einen Cranach und Amberger, ferner eine Kreuzigung des Quattrocentisten Antonella da Messina, des Begründers der Ölmalerei in Italien, eine „Verlobung der Heil. Katharina" von Tizian, ein juwelenhaftes Bild von Lorenzo Lotti, einem Venezianer und Schüler des G. Bellini usf. Am häufigsten vertreten ist der italienische Barock sowohl durch die Bologner als auch durch die Neapler Schule. Wir wollen hier nur einen Meister anführen, einen Genuesen, dessen Tätigkeit in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts fällt und dessen Werk heute nach dem Einfluß des Expressionismus eine neue Wertschätzung erlangt hat, nämlich Alessandro Magnasco, auch Lissandrino genannt. Die Galerie besitzt nicht weniger als sechs Stücke dieses schwärmerischen Malers, dessen Bilder erfüllt sind von einer expressionistischen und phantastischen Übertreibung und Zuspitzung der Bewegungen. Überall in seinen Bildern züngelt und flammt es empor, in einem phosphoreszierenden Dunkel lebt geheimnisvolles Leben und krampfhafte Begierde, da schreit und brüllt alles Leben in qualvoller Extase auf und erstickt noch qualvoller im flimmernden Glanz der Dunkelheit.

Nach Brukenthals Tod ist in späterer Zeit die Galerie vermehrt worden durch Angliederung einer modernen Abteilung heimischer Künstler, von denen hier mitgenannt sein soll der leider frühverstorbene Fritz Schullerus. Seine etwas schwermütigen stillen Altlandschaften

sind voll Reiz und von einer malerischen Qualität, die von sächsischen Künstlern sonst kaum noch erreicht wurde.

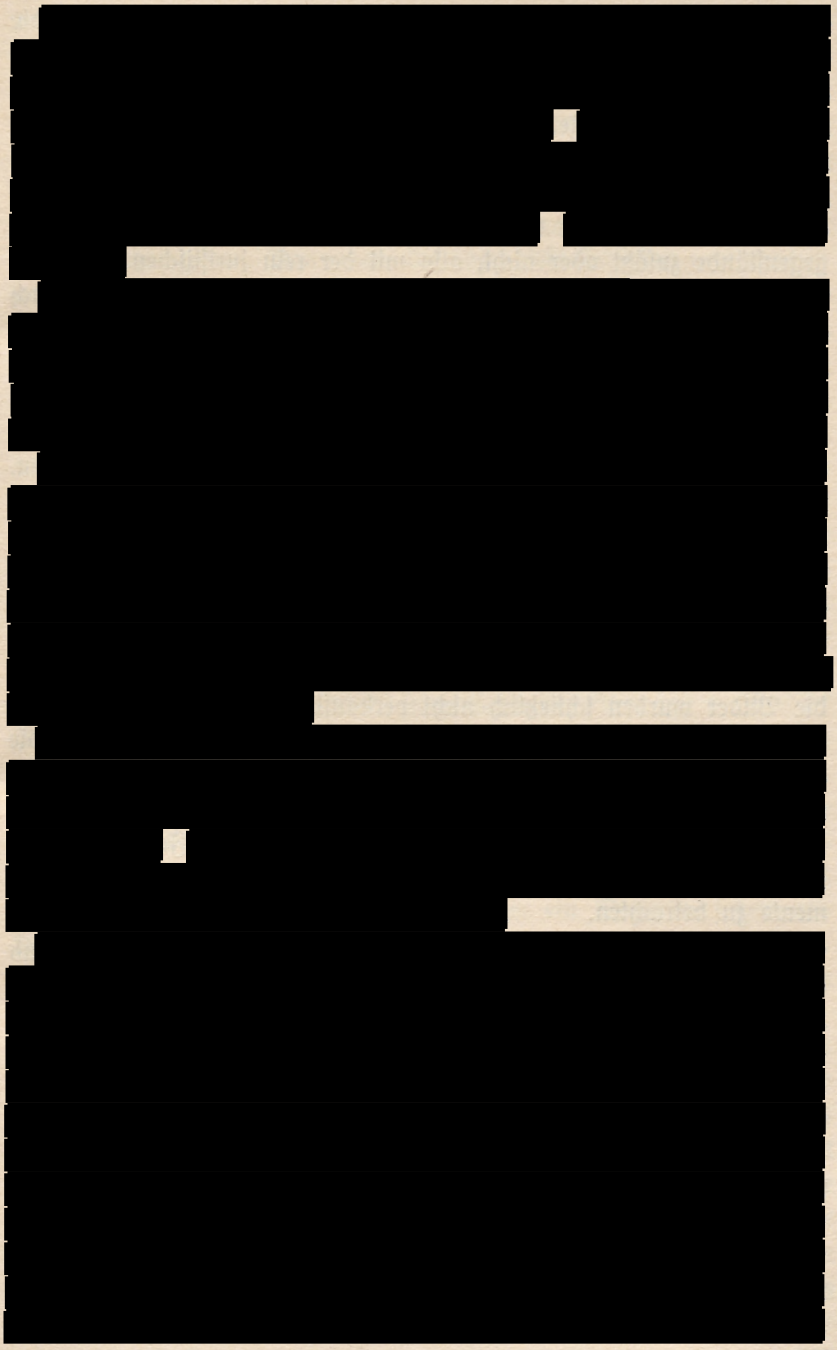
Es würde zu weit führen, wollten wir hier auch die übrigen Sammlungen des Brukenthalischen Museums besprechen: wir müssen uns begnügen, sie bloß dem Namen nach anzuführen: eine Münzensammlung, eine Sammlung siebenbürgischer Goldschmiedekunst mit erlesensten Stücken Sebastian Hanns, die archeologische Abteilung, das Volkskundemuseum und die Sammlung kirchlicher Altertümer. Mit Ausnahme der Münzensammlung sind diese erst in späterer Zeit angelegt worden.

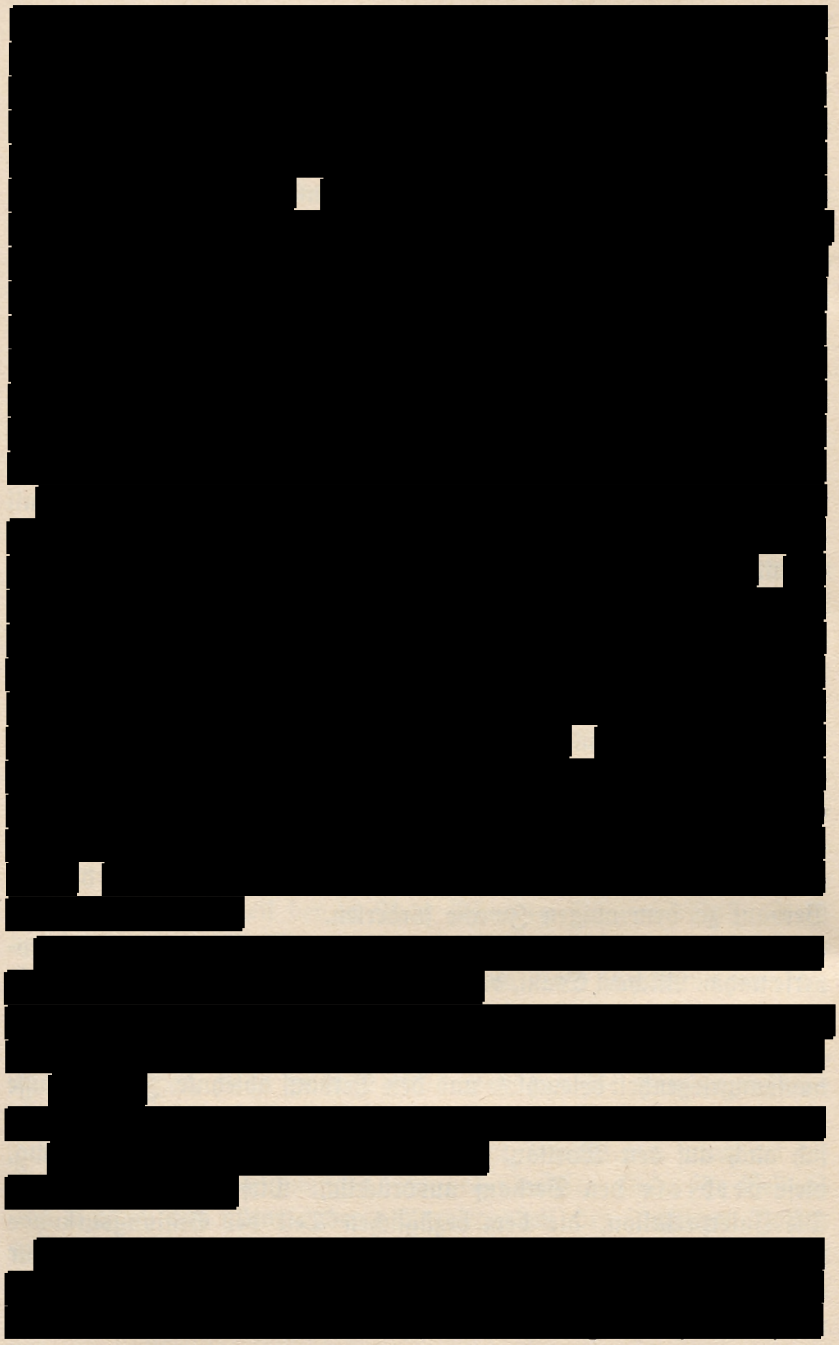
Bildersturm

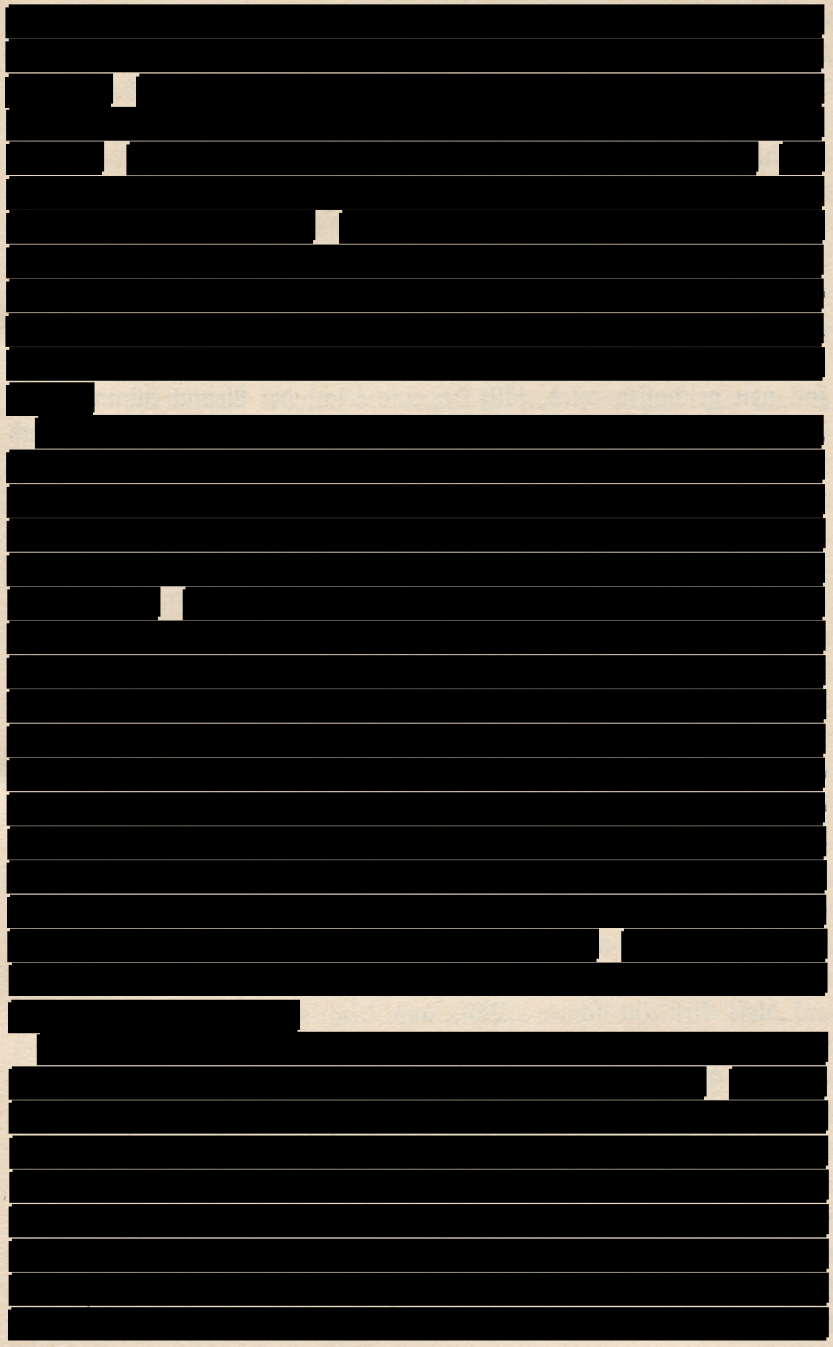
Etwas von Pietät und Geschäftssinn

Von Erwin Wittstock

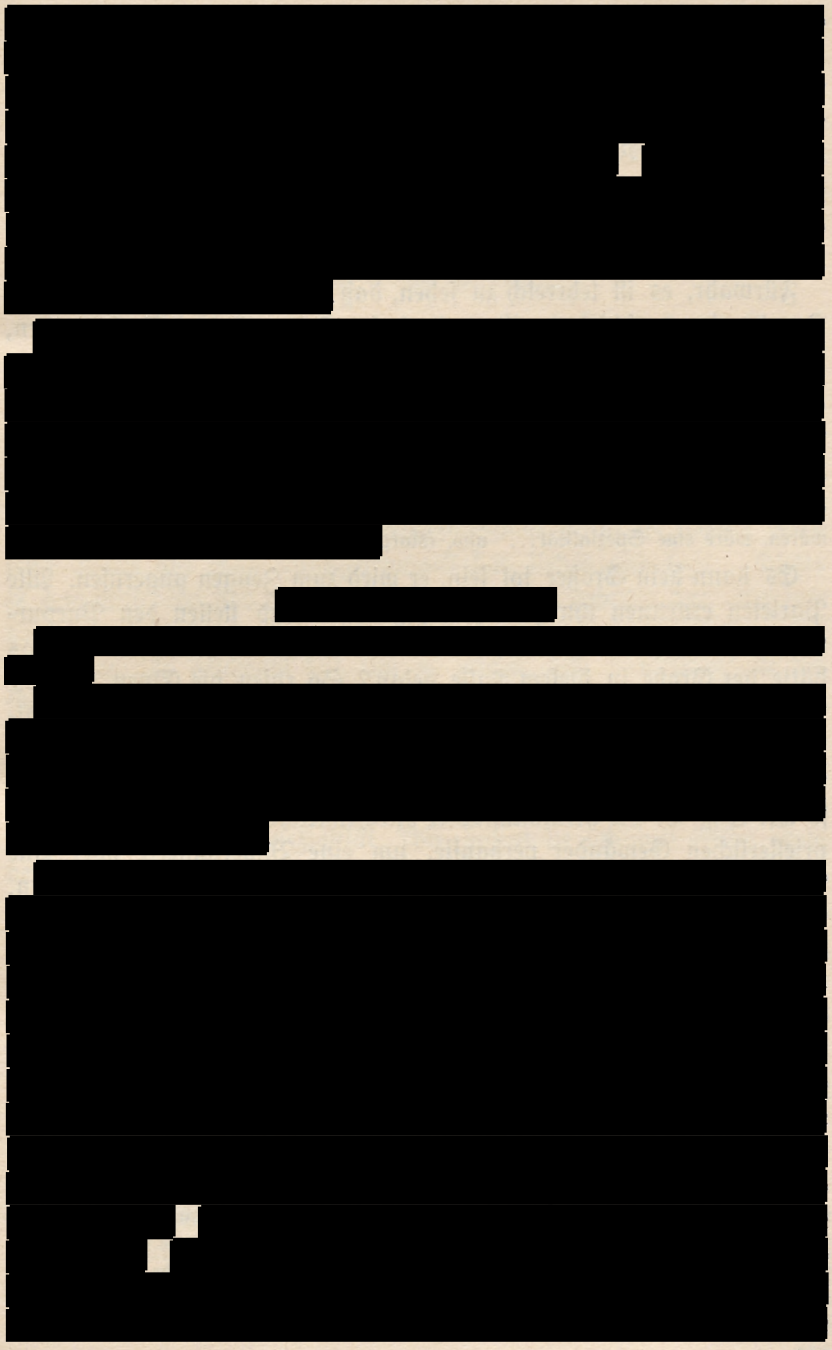


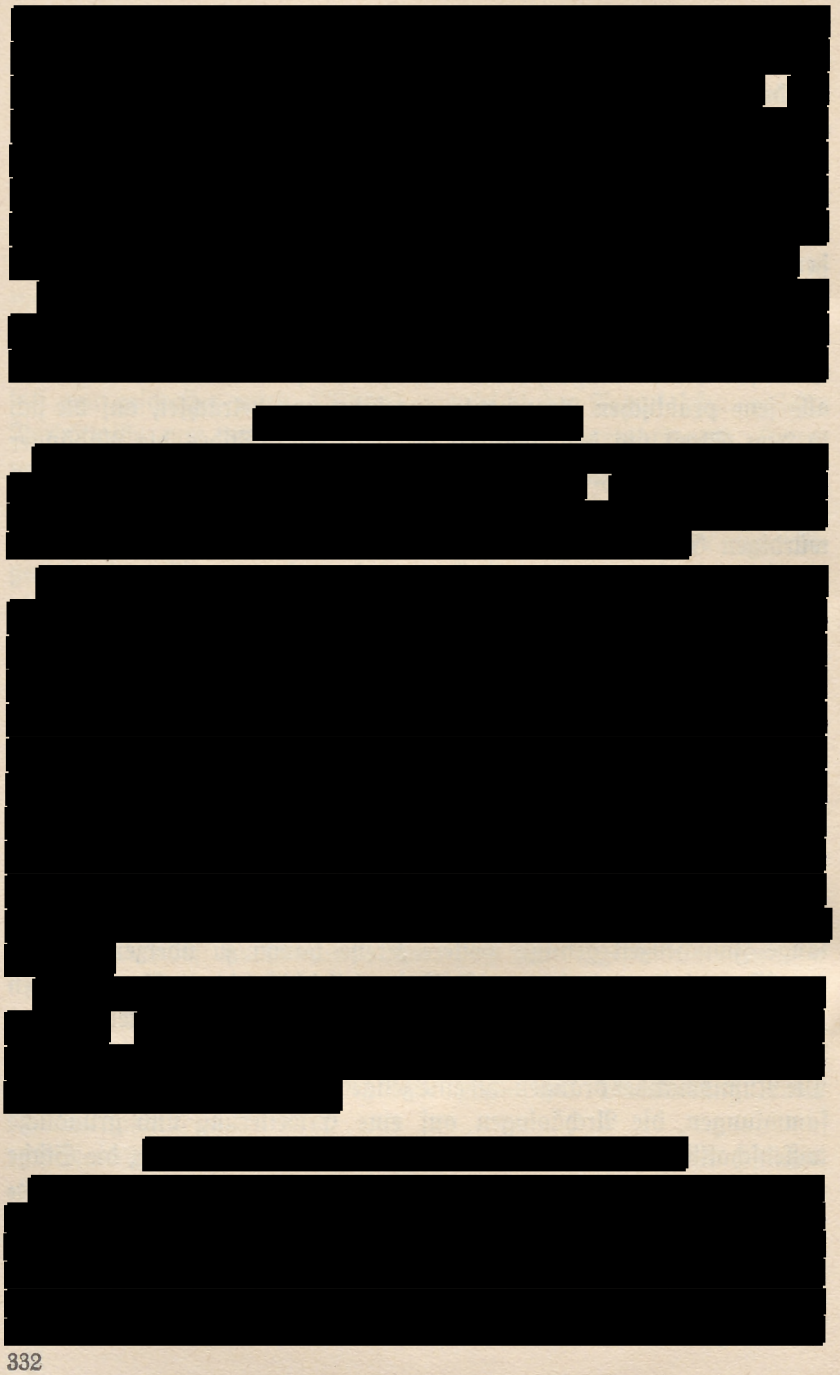


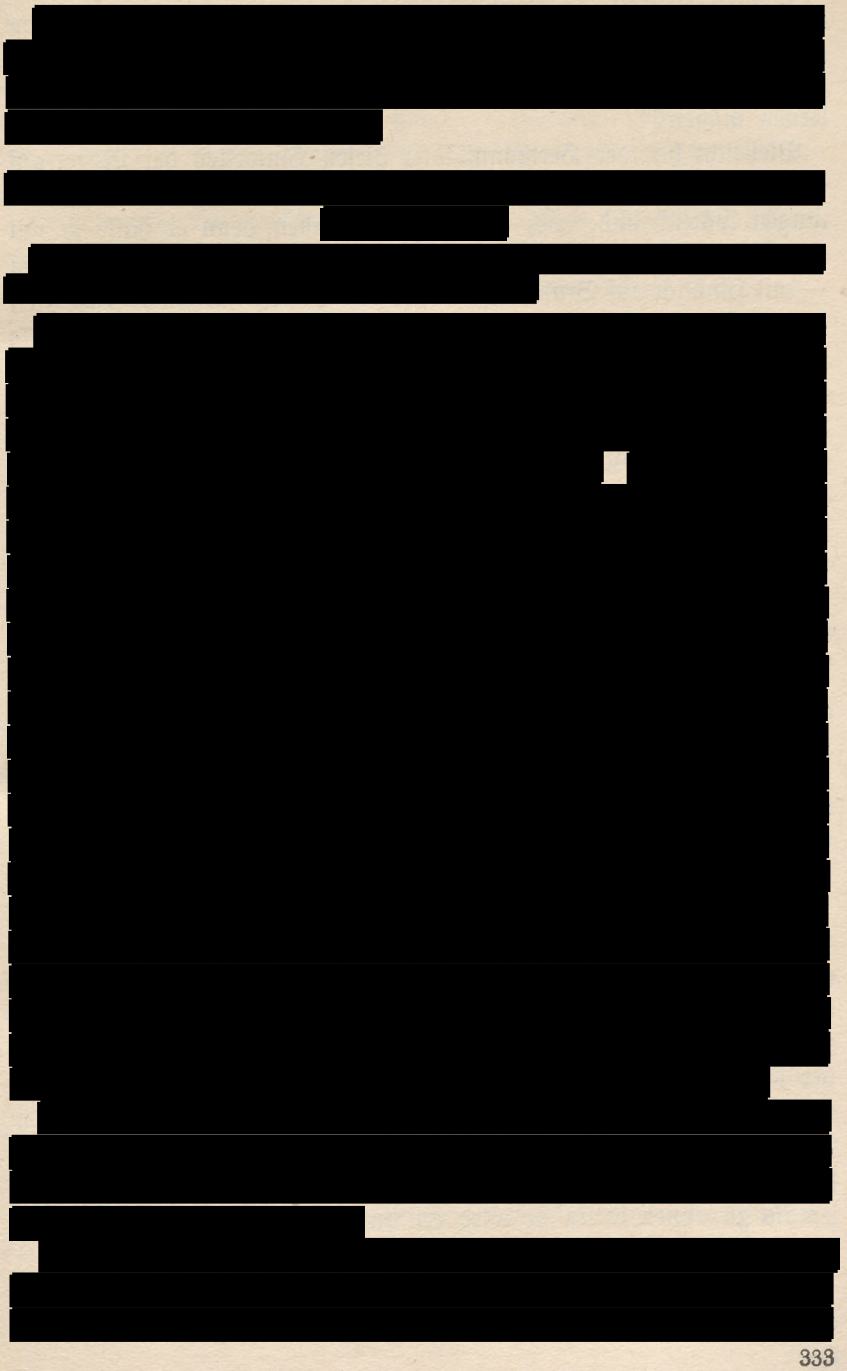


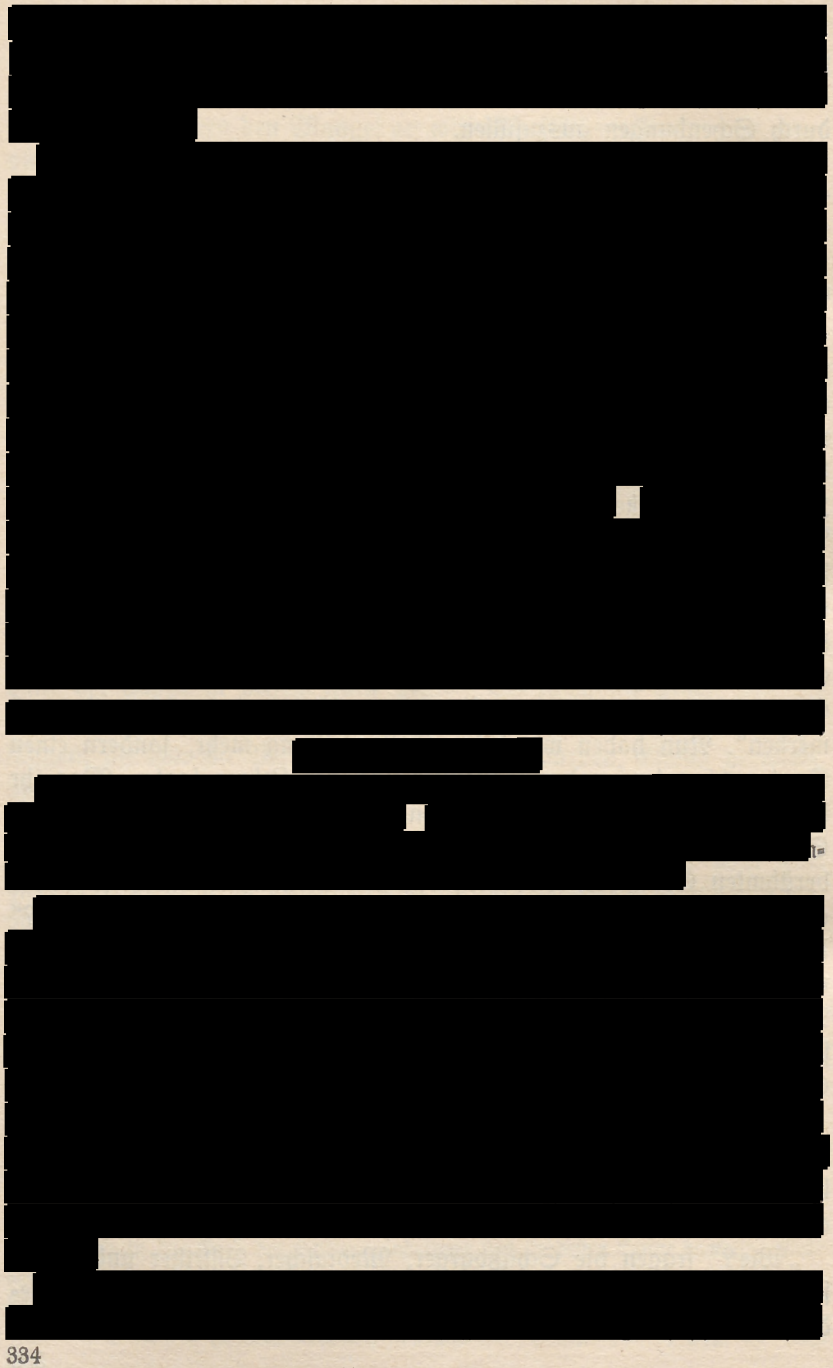


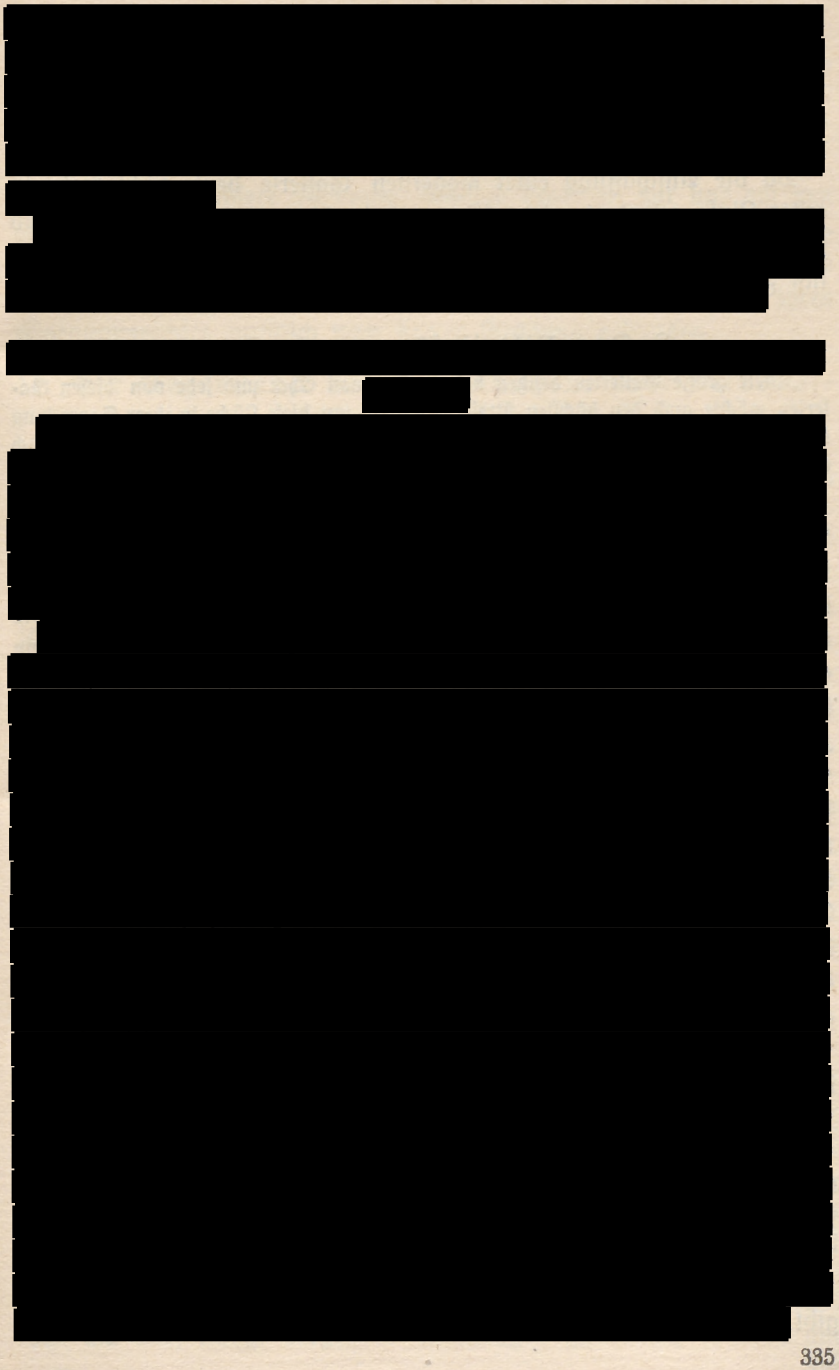






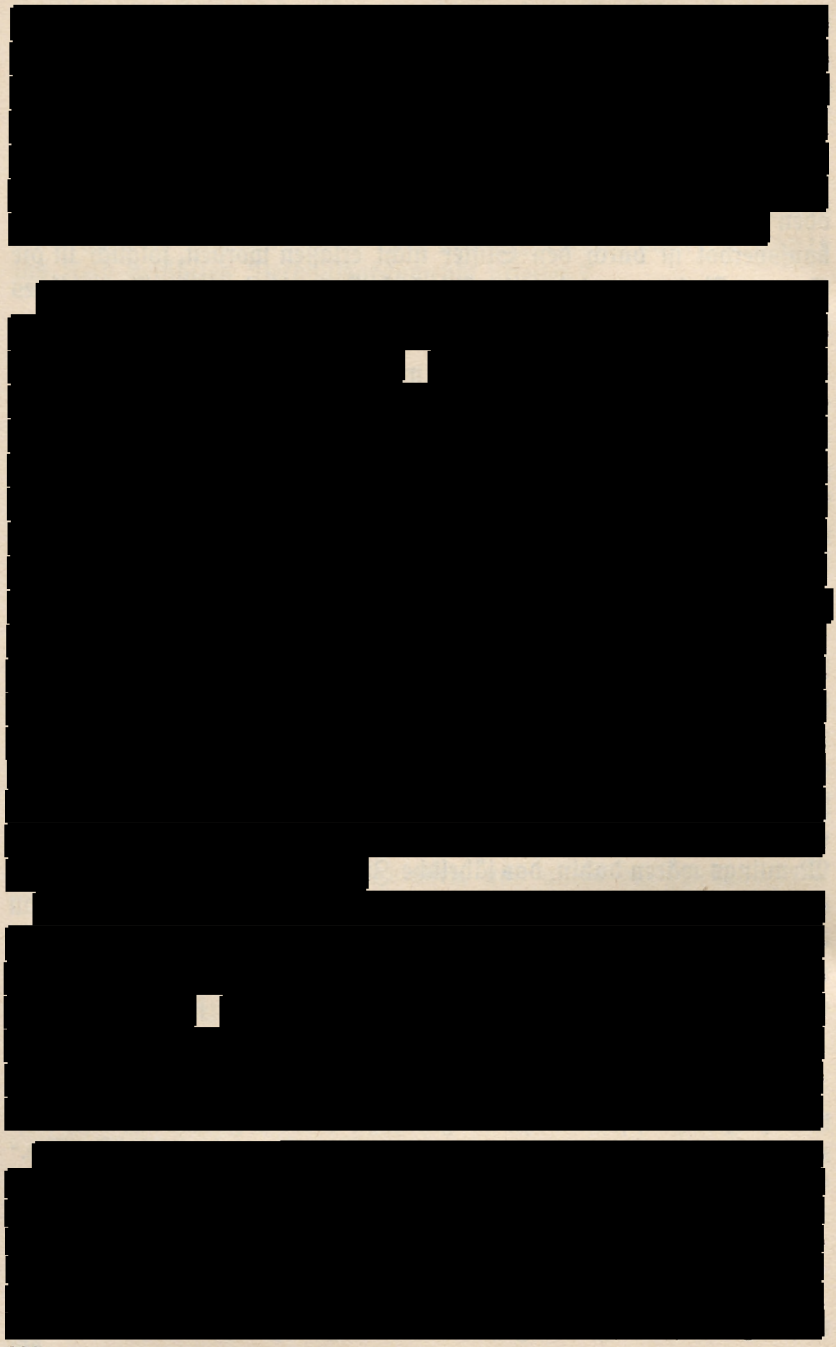


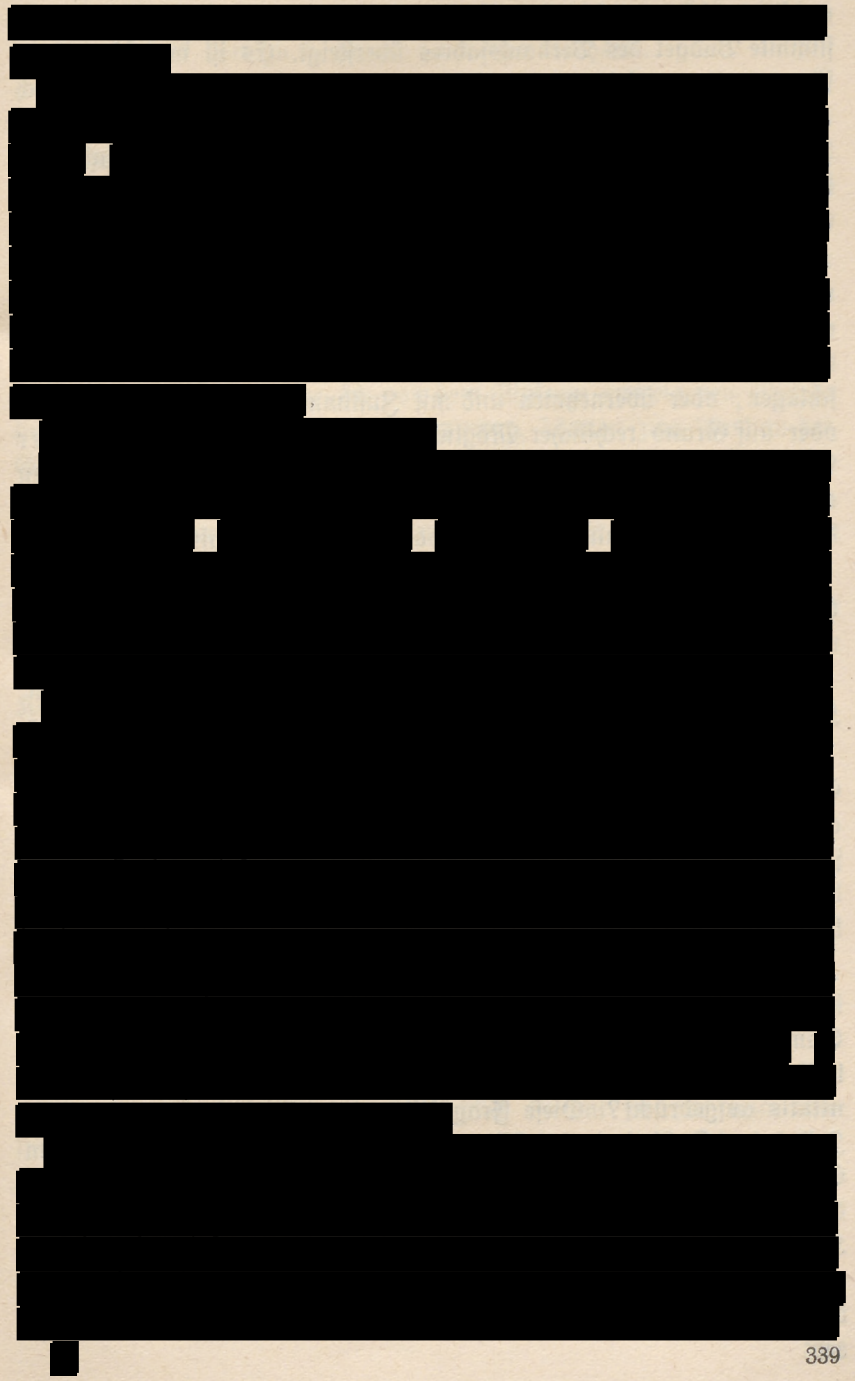


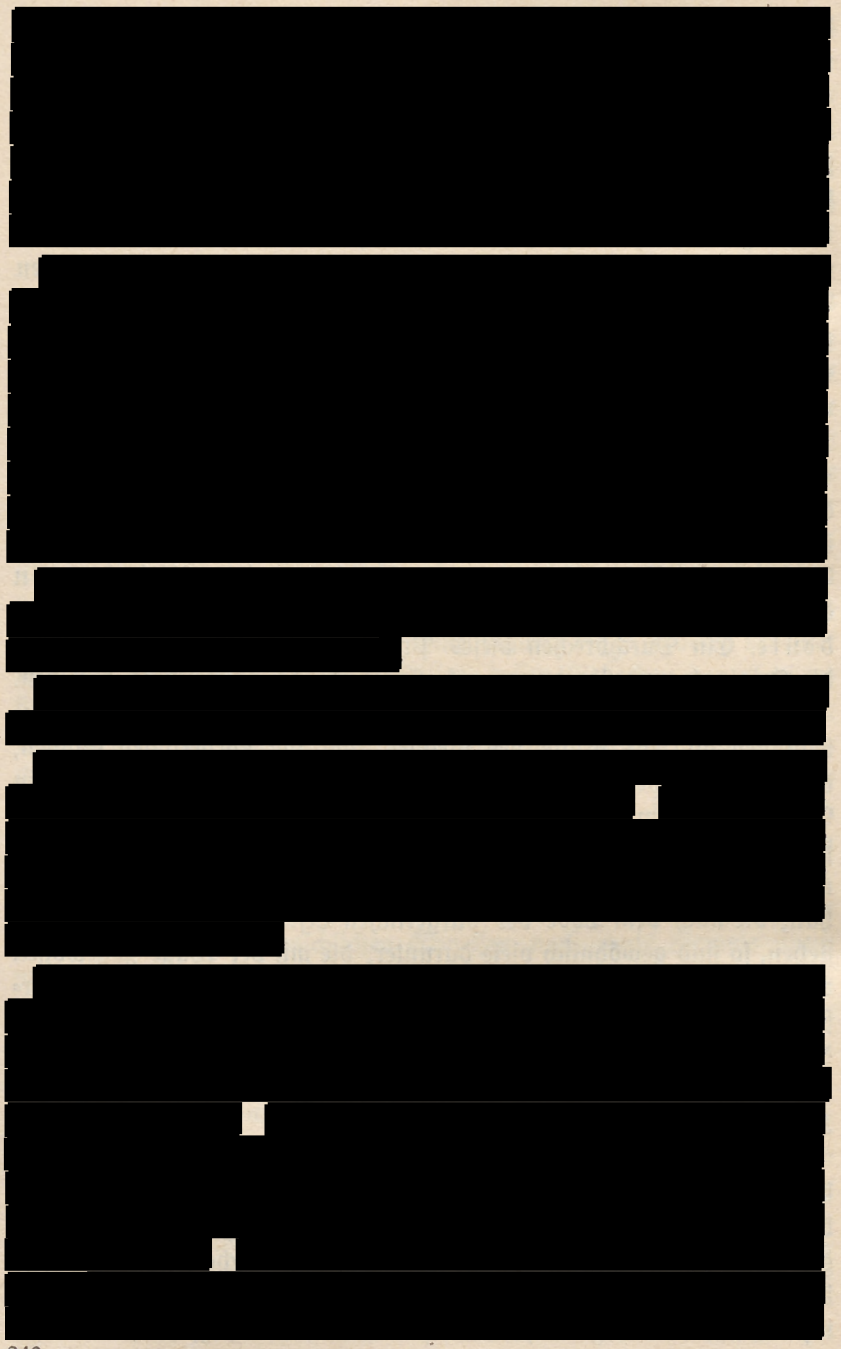


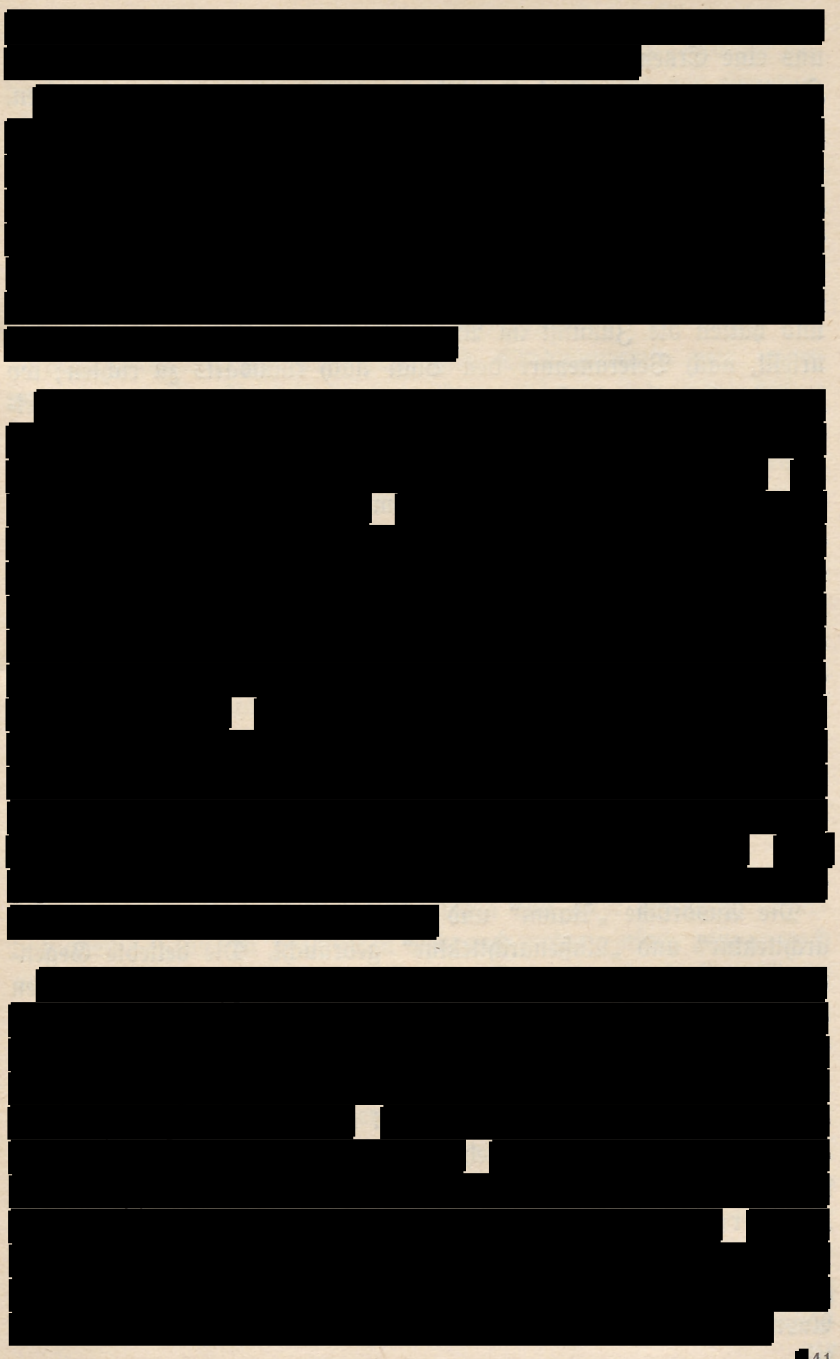
[redacted]

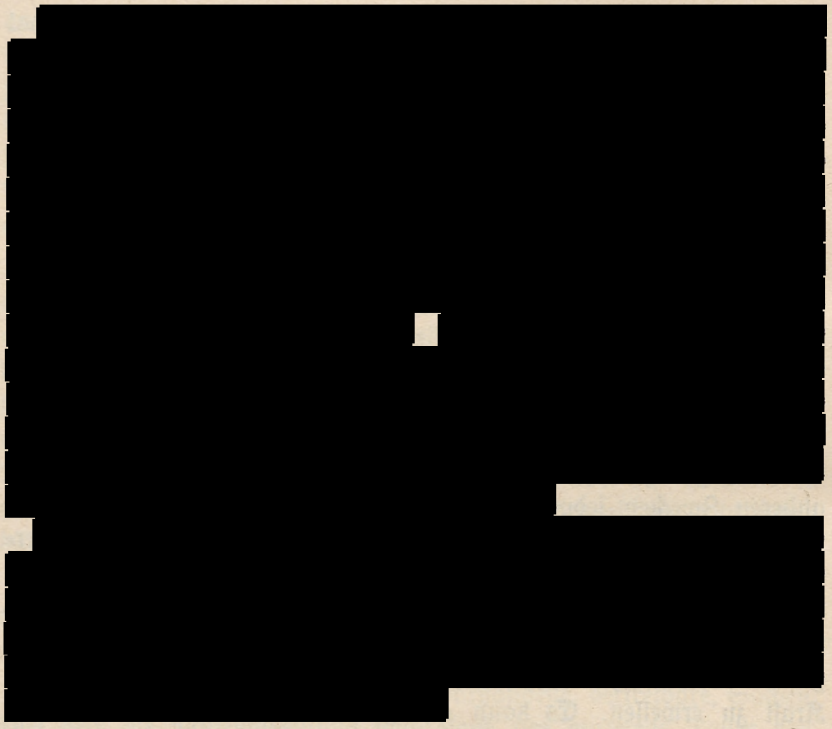
[redacted]











Farbenharmonie in Raum und Stadt

Von Karl Scheiner, Hermannstadt

Die Ausdrücke „Raum“ und „Stadt“ werden hier für „Innenarchitektur“ und „Außenarchitektur“ gebraucht. Die beliebte Gegenüberstellung von „Innenraum“ und „Außenraum“ in dem gleichen Sinne wäre im Rahmen meiner Ausführungen unzutreffend, da ich den städtebaulichen Außenraum, wie ihn etwa Renaissance, Barock und Klassizismus erstrebten und wie er auch den meisten Städtebauern der Gegenwart als Endziel ihrer Kunst vorschwebt, aus künstlerischen und praktischen Gründen ablehne und mich an die gegebne Wirklichkeit halte, die niemals Außenräume, sondern stets nur städtebauliche Körpergestaltungeu entstehen läßt. Stadtbaukunst hat es mit Baukörpern zu tun, die sie nach körperlichen Gruppierungsgesetzen zusammenfügt und der gegebenen Landschaft einordnet. Die wenigen Ausnahmen in der Welt, die infolge falscher Stil- und Baubegriffe

zuweilen künstlich erzwungen werden und zumeist den Stempel ihres papierenen Ursprungs an der Stirne tragen, verraten bei farbiger Behandlung unfehlbar ihr verkehrtes Gepräge, da Plätze und Straßen, als Außenräume betrachtet, durch gleichmäßige Färbung zusammengefaßt werden müßten, wodurch entweder die ganze Stadt einfärbig würde, oder aber alle Eckhäuser nach den verschiedenen Seiten hin verschiedene Farben zur Schau tragen müßten. Nur Innenhöfe und ähnliche Raumgebilde können mit vollem Recht als Außenräume gelten und stellen auch in ihrer farbigen Behandlung eine Art Mittel- und Bindeglied dar zwischen Raum und Stadt.

Farbenharmonische Raumkunst und Stadtbaukunst, vor allem farbenharmonische Ausgestaltung gegebener Räume und Städte bilden daher den Gegenstand der nachfolgenden Ausführungen.

Der Ausdruck „Farbenharmonie" ist nun freilich zunächst irreführend, da es weder harmonische noch unharmonische Farbenzusammenstellungen als solche gibt. Keine Farbenharmonie ohne gleichzeitige Formharmonie, oder anders ausgedrückt: alle Farbenzusammenstellung muß aus gegebenen Raum- und Köpergestaltungen abgeleitet werden. Dadurch erst wird sie auch allgemein gültig und jeder Einzelwillkür persönlichen Geschmacks oder Ungeschmacks entrückt.

Wahre Farbenharmonie in Raum und Stadt beruht auf zahlenmäßig genauer Abstimmung aller Farbentöne, wie auch Orgel und Orchester einer genauen Stimmung bedürfen. Daher ist die unentbehrliche Grundlage aller Farbenharmonie eine klare, wissenschaftliche Farbenlehre und Farbenharmonielehre.

Neuerdings hat die Farbenlehre W. Ostwalds viel von sich reden gemacht. Doch ist sie — abgesehen von ihrer sonstigen Fehlerhaftigkeit — für den praktischen Gebrauch weder einfach genug, noch auch vollständig ausgebaut. Ostwalds Doppelkegel als Farbkörper umfaßt nur einen Teil aller wirklich vorhandenen Farben und wirkt zugleich durch Verwechslung von Helligkeit und Weiß-Schwarz-Gehalt geradezu verheerend auf jedes schaffende Künstlergemüt. Hell und Dunkel sind Gegenpole der Vollfarben, wie Weiß und Schwarz Gegenpole der Graustufen sind. Daher vermag nur ein walzenförmiger Farbkörper alle vorhandenen Farbentöne einzuschließen: die Vollfarben lassen sich nicht in einer Kreislinie, sondern nur in der Mantelfläche einer Walze anordnen, deren oberer und unterer Kreis die hellen und dunklen Vollfarben umfaßt, während die Mittelachse zwischen den Polen Weiß und Schwarz durch die Grauleiter gebildet wird. Natürlich überschreitet

es den Rahmen unseres Aufsatzes, tiefer in diese Farbenlehre einzudringen. Doch kann mit Sicherheit gesagt werden, daß ohne genaue Kenntnis derselben jedes Farbenschaffen in Raum und Stadt auf losen Sand gebaut ist.

Wenn zwischen Weiß und Schwarz, zwischen Vollfarbe und Grau sowie zwischen zwei benachbarten Grundfarben je tausend Zwischengrade angenommen werden, — und sie lassen sich durch tropfenweise Mischung leicht in der Wirklichkeit darstellen, — so umfaßt ein solcher Farbkörper genau sechs Milliarden Farbenabstufungen, mit denen in der Praxis, die es häufig genug mit tropfenweisen Mischungsverhältnissen zu tun hat, gerechnet werden muß. Will man nur je hundert Zwischengrade gelten lassen, so bleiben immerhin noch sechs Millionen Schattierungen übrig, ein Beweis, daß die gebräuchlichen Farbentabellen mit ihren 200 bis 2000 Nummern nicht im entferntesten ausreichen; ein Beweis aber auch dafür, wie schwer es fallen dürfte, einen bestimmten Farbenton durch einen sprachlichen Ausdruck genau zu bezeichnen, was jedoch im alltäglichen Leben, bei Ausmalung von Wohnungen usw., immer wieder versucht wird.

Ein echter Farbenkünstler muß das Farbenmischen jederzeit an Ort und Stelle selbst besorgen, wie auch alle Bildermaler bisher ihre Farben selbst gemischt haben. Jeder andere Weg der Farbenbestimmung, aus der Nähe oder aus der Ferne, ist völlig ungenau und führt zu sicherem Mißlingen der Arbeit, solange nicht eine einwandfreie Zahlenbezeichnung aller Farbentöne, wie sie von Ostwald und Andern gefordert wird, durchgeführt ist und zugleich alle Malersleute imstande sind, eine solcherart bezeichnete Farbe auch genau nachzumischen.

Und beides ist heute noch nicht im entferntesten der Fall. Allerdings muß der Farbenkünstler mit den in der Praxis zur Verfügung stehenden Farbstoffen völlig vertraut sein und sich hüten, auf dem Papier bunte Luftschlösser zu bauen, die nachher in der rauhen Wirklichkeit wie hohle Seifenblasen zerplatzen. Nicht Temperafarben, auf weißes Papier gemalt, sondern wirkliche Baufarben, in Kalk oder Malerton auf Raumwände und Bauten aufgetragen, bilden den Grundstoff, in dem er heimisch sein muß. Fässer, Eimer, Kübel und ähnliche Gefäße sind seine Palette, flinke Malergehilfen auf Leitern und Holzgerüsten führen seinen Pinsel, Räume und Straßen, ja ganze Städte sind die Bildfläche, über die er seinen Farbenzauber ausbreitet.

Wer nicht innerlich glüht und leuchtet von farbigen Raumharmonien und Städtebildern, wie Beethoven von Klangsymphonien erfüllt war,

mag die edle Farbenkunst Anderen überlassen. Wem es aber gegeben ist, wird Mittel und Wege finden, seine Farbensymphonien auch zu verwirklichen.

Ein Innenraum muß singen und klingen in harmonischem Farbenspiel, und jede Straße, jede Stadt sollte und könnte ein farbensymphonisches Kunstwerk sein.

Ein Grundgesetz aller Farbenharmonie besteht darin, daß jeder Innenraum und jeder Baukörper auf einen einzigen Farbenton, wie Gelb, Rötlichgelb, Rot usw. gestimmt sein muß. Die Kunst der Farbengebung besteht nicht darin, verschiedene Farben in einem Raum oder an einem Hause loszulassen, sondern sich innerhalb einer einzigen Farbe, durch richtige Abstimmung ihrer Färbungs-, Sättigungs- und Helligkeitsgrade, harmonisch zu bewegen. Verschiedene Räume erst werden durch verschiedene Farben miteinander verbunden, wie auch verschiedene Gebäude erst in ähnlicher Weise zum Straßen- und Stadtbild vereinigt werden.

Als unverbrüchliche Grundgesetze können ferner folgende gelten: oben heller, unten dunkler; Mitte wärmer, Umgebung kälter; kleinere Flächen satter, größere matter usw., wobei jede Farbenmischung gleichzeitig allen diesen Gesetzen mit möglichst zahlenmäßiger Genauigkeit entsprechen muß.

Die weitaus wichtigste und dabei schwerste Aufgabe aller Farbenkunst ist die harmonische Ausmalung einfacher Wohnräume, deren Formgestaltung weniger Anhaltspunkte für die Farbengebung bietet als etwa Kirchenräume. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß Kirchen nicht weitaus dankbarere Aufgaben bieten. In Kirchenräumen vermag sich die farbige Raumharmonie zu ihrer schönsten Pracht und Blütenfülle zu entfalten, da hier die reinsten und reichsten Formgestaltungen gegeben sind.

Im allgemeinen kann als Leitsatz gelten, daß durch die Farbe aus einem Raum alles herausgeholt und zum Klingen gebracht werden muß, was aus ihm herausgebracht werden kann, aber ja nicht versucht werden darf, durch „Malerei" mehr aus ihm herauszuholen oder in ihn hineinzutragen, als wirklich in ihm steckt. Deshalb wird stets die farbenharmonische Abtönung und nicht etwa eine malerische Ausschmückung den Sieg davontragen.

Größtmögliche Einfachheit ist Grundforderung, jedes überflüssige Ornament wirkt störend und vermag nur oberflächlich über mangelnde Raumharmonie hinwegzutäuschen, wie auch im farbenharmonischen

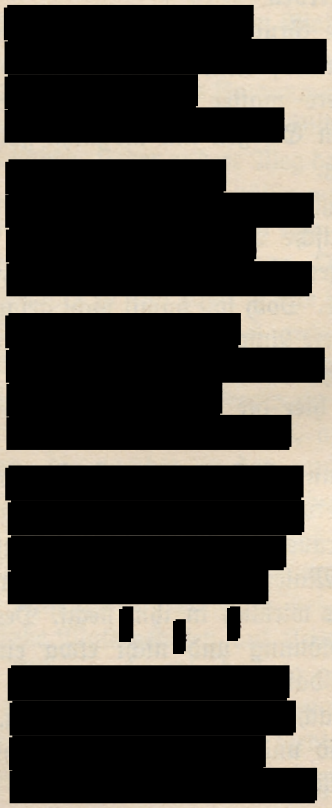
Städtebau die große Flächen- und Körperverteilung des Gesamtbildes und nicht der Fassadenkram des Einzelhauses die echte Kunst bedeutet. Doch hat am rechten Ort und in richtigen Grenzen auch der farbenharmonische Raum- und Bauschmuck seine künstlerische Berechtigung.

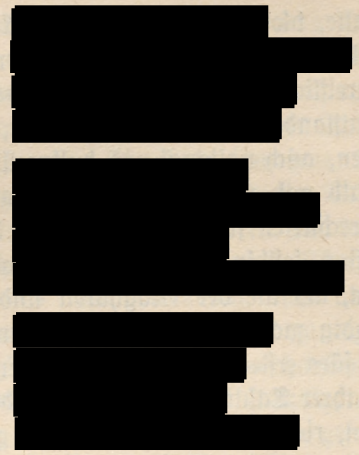
Alles in Allem: Farbenarchitektur und nicht malerische Ausschmückung von Räumen und Bauten ist die Losung der Zukunft. Farbenarchitektur aber ist Sache des Farbenarchitekten.

„Bilde, Künstler, rede nicht!" — Sehr richtig. Doch ist nicht immer Raum gegeben zu farbenkünstlerischem Bilden, und vielleicht ist auch das Reden über Kunst und Farbenharmonie zuweilen nicht ganz zwecklos und unbegründet.

Einkehr

Von Alfred Margul-Sperber — Für Jessika





Gegenwärtiges von den Banater Schwaben

Von Otto Alscher

Um die ideellen Werte, die ein Volk besitzt, einzuschätzen, ist es nötig einen Gesichtswinkel einzunehmen, der vor allem dieses Volk selbst ob seiner geschichtlichen Daseinsnotwendigkeit taxiert. Es ist die Frage aufzuwerfen: Was bietet ein Volk dem Lande, das es bewohnt, den Nachbarvölkern oder denen, die mit ihm im gleichen Lande leben. Zwecklos ist es sich von Gefühlen leiten zu lassen, wenn man volkspsychologische Betrachtungen anstellt, denn die Weltgeschichte lehrt uns, daß das Bestehen eines Volkes nicht immer von Zweckmäßigkeitsgründen abhängt, aber doch stets an eine gewisse Vitalität und Entwicklungsfähigkeit gebunden ist.

Die Notwendigkeit, die seinerzeit die deutschen Ansiedler in das Banat brachte, war in jeder Hinsicht eine zwingende. Es war keine geringe Mission, einen, durch die Jahrhunderte langen Türkenkriege entvölkerten Landstrich zu kolonisieren, zu einem reichen Verpflegsgebiet für die die Grenzen bewachenden Armeen zu machen und auch einem Lande das verwüstet und verwildert war, dessen spärliche Einwohner gehetzten Tieren glichen, westliche Kultur zu bringen. Die Banater Schwaben, wie sie ob ihres Mutterlandes, Würtemberg, des Schwarzwalds genannt wurden, erfüllten restlos diese Mission. Sie erfüllten sie so sehr, daß schon ein Jahrhundert später das Banat zum reichsten, fruchtbarsten Landstrich Ungarns geworden und lange nicht

mehr den Zweck hatte, bloß Bollwerk zu sein. Es wurde in gewisser Beziehung zum wirtschaftlichen Zentrum, zur Kornkammer Ungarns und da war es begreiflich, daß in der herrschenden Nation, den Ungarn, der Wunsch entstand die Banater Schwaben, die sich noch immer als Kolonisten fühlten, auch national und kulturell an sich zu knüpfen. Sie begannen deshalb mit allen Mitteln, die Banater Schwaben zu magyarisieren. Sie rechneten freilich nicht damit, daß diese Deutschen zäh an ihrer Tradition festhingen, das deren nationale Werte noch immer höher standen, als die der Magyaren und deshalb eine Änderung nicht notwendig machten. So blieben denn die Entnationalisierungsbestrebungen fürs erste ohne positive Ergebnisse. Die Magyaren wechselten darum in ihrer Taktik; weil die Schwaben an ihrer Wurzel nicht zu fassen waren, richteten sie ihre Angriffe gegen deren Krone, gegen ihre Intelligenz, um diesem Volke als Deutsche die Entwicklungsfähigkeit zn nehmen, sie in ihrer Kultur zum Stillstand zu bringen und zu überflügeln.

Diese Methode zeitigte bald ihre Erfolge. Nach wenigen Jahrzehnten war die schwäbische Intelligenz magyarisiert, was um so leichter war, da dieses Volk weder in seiner Schule, noch in seiner Kirche eine nationale Stütze fand. Besonders letztere, der Katholizismus der Banater Schwaben nahm ihm alles Licht nach oben, da diese Kirche, die sich stets auf die Macht stützt, sich hier noch volksfeindlicher gebärdete als in anderen katholischen Ländern.

Der Weltkrieg unterbrach diese geschichtliche Umgestaltung. Er brachte zugleich den Banater Deutschen ein starkes völkisches Erwachen, dessen Funke im Bauerntume schon lange vorhanden war. Und deshalb nahm auch das Selbstbesinnen, der Wunsch seine angestammte Kultur wieder zu gewinnen und weiterzupflegen vom Bauerntume selbst seinen Ausgang, nur von ganz wenigen seiner Intelligenzklasse genährt. Ein großer Nachteil war, daß in jener wichtigen Zeit nicht die richtigen Führer vorhanden waren, die dieses völkische Erwachen stützen und lenken konnten, sondern die Führerrolle von Männern übernommen wurde, die nicht zurückbleiben wollten, weil sie sonst wirtschaftlich und politisch ihres bisherigen Ranges verlustig gegangen wären. Schon dadurch, daß ein heftiger Kampf um die Führerrollen einsetzte, der auch heute noch nicht zum Stillstand gekommen ist, erwies sich, daß ganz andere Interessen im Spiele waren, als die völkischer und politischer Ideale, welche diesen Andrang verursachten. Die große, schöne Bewegung des Banater Deutschtumes wurde zu einem poli-

tischen Abenteuer herabgewürdigt, in dem das Volk mit seinen Idealen nur Spielball war. So geschah es, daß Führer an die Spitze gelangten, denen ein klares politisches Ziel ermangelte, die nicht daran dachten, ob das Banater Deutschtum für die Rolle, die ihm plötzlich zugefallen, auch reif genug sei, ob in ihm jene Kräfte aktionsbereit waren, die es ermöglichen konnten, daß dieses Volk nicht nur politisch und national, sondern vor allem kulturell sich durchzusetzen vermag. Man focht mit Schlagworten, nahm eine Kämpferstellung zur Abwehr ein, versäumte es aber vollständig, nicht bloß nationalistisch zu agieren, sondern auch nach innen national zu erziehen. Man pochte auf kulturelle Rechte, die nicht mehr vorhanden waren, denn das Banater Schwabentum hatte ja keine Intelligenz, die zum Beweis dienen konnte, daß es in seiner Kultur Werte geschaffen, denen Raum gegönnt werden müsse. Die politischen Führer selbst hatten sich erst über Nacht auf ihr Deutschtum besonnen, seine Dichter aber, die das Banater Schwabentum ins Treffen führte, waren mit einer einzigen Ausnahme nicht aus dem Volke selbst erwachsen, hatten keiner von ihnen einen Bildungsgang in der Heimat selbst angetreten und vollendet.

So vergingen die ersten Jahre nach dem Kriege in Zwiespältigkeit, politischer Zerklüftung und kulturellem Nichtstun. Es bildete sich wohl ein Kulturverband, der aber mit Ausschluß der Öffentlichkeit wirkte. Einige Schriftsteller und Journalisten, die außerhalb des politischen Getriebes standen, bildeten einen Bund, der den Namen Lyrabund führte, literarische Vorträge hielt, die wohl sehr gut besucht waren, aber nach einiger Zeit wieder eingestellt wurden, weil diese Schriftsteller von Namen das Banat wieder verließen, das ihnen für ihr Schaffen nicht das mindeste Interesse entgegenbrachte. Deutsche Theatergesellschaften spielten vor leeren Bänken, Franz Xaver Kappus, der einige hochwichtige literarische Vorträge hielt, wurde nur vom Judentum geschätzt. Niemanden aber fiel es ein mit bildenden Vorträgen in die Dörfer zu gehen; freilich, Propaganda betrieb man auf diese Art, für Großbanken, Landwirtschaftsvereine und auch für — Auswanderungsagenturen. Auch die deutsche Volksgemeinschaft beschränkte sich nur auf die Werbung von Mitgliedern; den Bildungshunger des Bauerntumes aber nicht bloß wirtschaftlich und politisch auszuschroten, unterließ man.

Erst seit kurzer Zeit ist eine Änderung eingetreten. Der Umschwung kam durch die aus den deutschen Schulen hervorgegangene Intelligenz, welche ja in erster Linie unter der Beschränktheit der deutschen Be-

wegung litt, zum Teil auch kam die Anregung von außen; es wurde der Banater deutsche Kulturverein gegründet und mit diesem in Verbindung nach siebenbürgisch-sächsischem Muster das deutsche Kulturamt. Der Leiter des letzteren ist, man könnte fast sagen: selbstverständlich ein Hermannstädter, Josef Oschanitzky, der eine äußerst rege Tätigkeit entfaltet, um das bisher Versäumte nachzuholen, das deutsche Bildungswesen unter den Banater Schwaben auszugestalten. Dieses Kulturamt hat schon seinen Widerhall gefunden, hauptsächlich in den ländlichen Kreisen, die durch ihre Nachfragen, ihr Ansuchen um Rat und Beihilfe beweisen, wie hoch sich das, von ihren politischen Führern bisher unterdrückte Bildungsverlangen unter dem Bauerntume aufgespeichert hat. Dabei knausert der Bauer durchaus nicht; den Jugend-, Lese- und Selbstbildungsvereinen auf den Dörfern erscheint das Beste gerade gut genug, wenn es gilt mit Hilfe des Kulturamtes sich Bildungsgut anzuschaffen.

Umso bedauernswerter ist es, daß die städtischen Kreise der Deutschen, oder jener, die sich der Konjunktur zuliebe als solche ausgeben, noch immer mit der gleichen Indolenz diesem Kulturamt gegenüber stehen, die sie bisher jeder kulturellen, deutschen Institution erwiesen. Diese Indolenz in ihrer Abneigung gegen deutsche Geisteskultur, gegen deutsche Vorträge und Theatervorstellungen mit den wirtschaftlichen Verhältnissen entschuldigen wollen, ist vollkommen falsch. Denn die gleiche feindliche Zurückhaltung bewies die Intelligenz, oder besser gesagt die Bürgerklasse des Banater Deutschtumes schon während der wirtschaftlichen Hochkonjunktur nach dem Kriege; außerdem sind die wirtschaftlichen Verhältnisse in Siebenbürgen genau solch trübe, wie im Banat, der Wohlstand der Sachsen überreicht dabei nicht den der Banater Schwaben und trotzdem ist dort das Bildungsverlangen nicht abgeflaut und man erlebt dort nicht eine solche Kulturschande wie in Temesvar, wo ein Paul Wegener vor leeren Bänken auftrat.

Die Ursache dieser Indolenz deutscher Kultur gegenüber in den Städten des Banates ist eine klar erkennbare. Teils beruht sie darauf, daß dieses Bürgertum in seiner alten deutschen Kultur entwurzelt, die neue, ungarische Kultur noch nicht annehmen konnte und deshalb sich in die beschränkte Genügsamkeit der Kulturlosigkeit zurückzog, die nun zu verlassen es nicht die Kraft aufbringt. Größtenteils aber besteht die Intelligenz der Banater Deutschen noch immer aus solchen, die sich ohne innere Überzeugung der deutschen Bewegung angeschlossen haben, teilweise noch fremdnational gesinnt sind, teilweise aber auch

in der deutschen Bewegung nur eine Waffe sehen. Nicht Liebe ist es darum, die sie nach einem Platz in der deutschen Bewegung haschen ließ, sondern Trotz, Haß, Geringschätzung und auch Erbitterung gegen das Deutschtum selbst, das sie vordem verachtet, nun aber zum Schutze aufsuchen mußten.

All das aber weiß man in den wirklich deutsch gesinnten Kreisen des Banates. Und doch, warum wird nicht reiner Tisch gemacht, warum bekämpft man diesen Feind im eigenem Lager nicht, scheidet nicht dieses lähmende Element aus? Weil jene Männer, die gegenwärtig noch das Banater Deutschtum führen, durch ihre nicht reine politische Vergangenheit Hemmungen unterworfen sind, weil bei den meisten von ihnen die Bindung, die sie an die Vergangenheit fesselt, stärker ist als der Wunsch, der Gegenwart gerecht zu werden.

Vielleicht der schärfste Beurteiler dieser Zwiespältigkeit ist der Banater deutsche Bauer. Aber ihn trennt eine viel weitere Kluft, als es in Siebenbürgen zwischen sächsischem Bauer und Intelligenzler der Fall ist. Denn hier war ja in den letzten Jahrzehnten der Intelligenzler der schärfste Bekämpfer des zähen Festhaltens des Bauern an seinem Deutschtum. Schule und Kirche waren die unmittelbaren Schwertträger dieses Kampfes. Deshalb gewöhnte sich der Banater Bauer an, alles mit Mißtrauen zu betrachten, was über den Bauernstand hinausgewachsen ist. Dieses Mißtrauen wirkte sich in einen stillschweigenden Widerstand gegen alles aus, was von den „Herrischen" kam. Der Schwäbische Bauer lernte seinen eigenen Weg gehen und auch heute noch hat er diese Selbstständigkeit beibehalten, was sich ja darin zeigt, daß er der politischen Seite der deutschen Bewegung viel weniger Interesse entgegenbringt, als der kulturellen, die ihn unmittelbarer berührt, da sie ihn im Festhalten an eigener Art und Sitte bestärkt. Die Möglichkeit, die deutsche Bewegung im Banate in jener Hinsicht zum Erfolge zu führen, liegt nur in der neuen Generation. Diese wird trotz ihrer erweiterten Anschauung, der höheren Bildung, vom Bauern nicht mehr mit Mißtrauen betrachtet, weil sie ja durch Art und Sprache immer mit ihm in Verbindung blieb. In den neuen schwäbischen Hochschülern sieht das Bauertum seine Söhne, ihnen folgt und glaubt es. Nur muß diese Jugend erst volle Aktionsfreiheit erhalten. Sie muß ihren Reichtum an Wissen und Überzeugungen frei in das Volk tragen können, ohne von den Doktrinen einer Partei, ohne durch stete Reverenzen vor morbiden politischen Größen gehindert zu sein. Dies ist aber heute noch nicht der Fall. Darum ist auch die

kulturelle Entwicklung der Banater Deutschen eine so langsame, stößt immer wieder auf Hindernisse, die für den Siebenbürger Sachsen unverständlich sein müssen. Denn bei ihnen ist der Kreislauf der Bildung von der Intelligenz zum Volke ein gleichmäßiger, ungehinderter, bei den Banater Schwaben jedoch ist der Bildungshunger des Bauerntums noch immer viel größer als die Bereitschaft ihn zu befriedigen.

Politische Grundprobleme Rumäniens

Von Dr. Wilhelm Seiwerth

Großrumänien verdankt seine Existenz dem Triumphe des nationalen Gedankens im Jahre 1918, dem von den Siegern in Bezug auf das Erbe der Doppelmonarchie und einiger Teile der übrigen Mittelmächte freieste Entfaltung gewährt wurde. Bei der Bildung und Begrenzung der neuen Staaten ist ausschließlich der rein nationale Gesichtspunkt maßgebend gewesen. Historische, geographische, wirtschaftliche und kulturpolitische Erwägungen sind fast ganz ausgeschaltet worden. Und es ist auch für die Zeit der folgenden Nachkriegsjahre bis zur Gegenwart bezeichnend, daß in der inneren Ausgestaltung der staatlichen Neubildungen der radikale Nationalismus bestimmend war und auch gegenwärtig noch ist. Eine natürliche Folge des Ausgangspunktes der Entwicklung.

Als das neue vergrößerte Rumänien geschaffen wurde, erwuchs ihm damit gleich das große Grundproblem, das seine Zukunft entscheidend zu gestalten bestimmt war. Aus den Teilen vier grundverschiedener Staatsgebilde mit verschiedener geschichtlicher Vergangenheit, eigengeartetem kulturellem, politischem und wirtschaftlichem Wesen setzte sich der neue Staat zusammen. Nun galt es aus der vielgestaltigen Ländermasse auch innerlich ein einheitliches Ganzes zu formen. Wahrlich ein gewaltiges und ungeheuer schwieriges Problem, dessen richtige Lösung weitblickende staatsmännische Weisheit erfordert.

Was geschah? Nach dem mißlungenen Versuch der Nationalpartei durch die Regierung Vaida-Voevod die Lenkung der Geschicke Rumäniens dem Einfluße des siebenbürgischen Rumänentums zu sichern, setzte eine Ära ein, die als zielbewußte und systematische Unterwerfung des ganzen Landes unter die Herrschaft des regatler Geistes bezeichnet werden kann. Ob Bratianu oder Averescu regiert, es bleibt sich fast gleich, die „Durchdringung" der angeschlossenen Gebiete mit allen

Institutionen des Altreichs (ob gut oder schlecht ist gleichgültig) geht unter dem zugkräftigen Schlagwort der Vereinheitlichung und bei ständiger Schürung des schärfsten Nationalismus in rapidem Tempo vor sich. Alles dem Regat anzupassen, ist das Hauptziel sowohl der Liberalen als auch der Averescaner. Jede landschaftliche Eigenart muß verschwinden, altbewährte Einrichtungen in den neurumänischen Gebieten werden abgeschafft; denn geistlose äußere und innere Nivellierung allerwärts ist nun die Parole! Die Folgen dieser unorganischen Vereinheitlichungspolitik sind heute offenbar. Die Verwirrung ist allgemein. Es ist nicht zweifelhaft, daß der Mißerfolg der Anleiheverhandlungen, die fast ein Jahr hindurch am politischen Prestige des Landes gezehrt haben, in engem Zusammenhang mit diesem System stehen. Man nimmt auch draußen Stellung zu solch unheilvoller Raubbaupolitik.

Wie konnte es soweit kommen? Als gleich nach der Gründung Großrumäniens das oben erwähnte Grundproblem der organischen Gestaltung des mannigfaltigen Länder- und Völkerkomplexes an die Verantwortlichen herantrat, da fehlte es an dem Geiste verständnisvollen Zusammenarbeitens zwischen dem Rumänentum des Altreiches und der angeschlossenen Gebiete. Es gelang nicht eine gemeinsame Plattform zu finden, von der aus die Frage der inneren Verschmelzung der verschiedenen Gebietsteile als ein nach den Gesetzen organischer Staatsentwicklung zu beeinflußender Werdegang zu behandeln sei. Es ermangelte die ruhige, abgeklärte staatsmännische Betrachtung der Dinge, die da weiß, daß die gegebene Verschiedenheit der Eigenart beachtet werden muß und daß erst im Laufe eines ganz allmählichen Wachstumsprozesses die innere Einheit schrittweise geistig und politisch errungen werden kann. Nicht papierene Verordnungen, von willkürlichem Machtstreben getragen, formen das Wesen staatlichen Werdens, sondern jede Umwandlung muß erst geistig errungen werden ehe sie in gesetzlichen Bestimmungen äußerlich zum Ausdruck kommt.

Es ist gewiß, daß die Hochflut überspannter nationaler Empfindungen in den ersten Nachkriegsjahren eine so ruhige und klare Denkungsart nicht aufkommen ließ. Dem rumänischen nationalen Hochgefühl jener Jahre war das Eilzugstempo der Vereinheitlichung noch kaum schnell genug. Es ist wahr, daß im Anfang die Nationalpartei ein gewisses Verständnis zeigte für eine auf organischem Wege zu vollziehende Verschmelzung, aber die ungeduldigen, nur radikal national empfindenden Elemente gewannen bald die Oberhand. Die rücksichts-

lose Machtpolitik des Altreichs hat dann für ihre Zwecke nachher gründlich Kapital geschlagen aus dieser national überhitzten Seelenverfassung. Das Schlagwort der Vereinheitlichung wirkte erst Wunder, später dämmerte dann allerdings die Erkenntnis, daß Bukarest sehr reale Zwecke verfolgt unter dem Deckmantel seelischer Verschmelzung.

Und heute führt nun die national-zaranistische Partei den Kampf auf Leben und Tod gegen das System der liberalen Oligarchie. Die Situation hat sich in den letzten Monaten bis aufs Äußerste zugespitzt. Die Politik der jetzigen Machthaber hat das Land bis zu dem gegenwärtigen Zustande höchster Verwirrung auf allen Gebieten gebracht, der die Menschen zur Verzweiflung treibt. Die Nationalzaranisten sind die Träger dieser Volksbewegung der stärksten Unzufriedenheit, sie streben nicht nur nach der Regierung, sondern wollen nach den Worten Manius eine grundlegende Änderung des ganzen politischen Systems in diesem Lande durchführen. Diese Absicht ist sehr löblich und wir zweifeln nicht daran, daß die Führer es sehr ernst meinen mit ihren reformatorischen Ideen.

Eine andere Frage ist es nun freilich, wie es mit der Durchführbarkeit des Programmes steht? Die Hauptgedanken desselben: Demokratie, Gesetzlichkeit, Freiheit und Reinheit des öffentlichen Lebens sind gewiß sehr wertvoll und zeigen eine ehrliche und aufstrebende Denkungsart an, sofern sie sich mit ernster Tatbereitschaft paaren. Aber es drängt sich einem von selbst die Frage auf, wird die Durchschlagskraft dieser allgemeinen Ideen stark genug sein, um in einem sittlichen Chaos schöpferisch eine neue geistige und seelische Atmosphäre zu schaffen, aus der heraus alles neu aufgebaut werden kann? Wird die Reformation an Haupt und Gliedern des öffentlichen Lebens durchführbar sein in Anbetracht des tiefverwurzelten Übels, das über die herrschende Partei hinaus die Menschen umklammert hält? Bei ernster und vorurteilsfreier Betrachtung fällt es einem sehr schwer optimistisch zu sein. Die Zweifel sind sehr stark.

Dies ist der Kernpunkt des Problemes, von dem jede Politik der Gesundung der heute unerträglichen Verhältnisse ausgehen muß. Solange sich die nationalzaranistische Partei diesbezüglich nicht zu einer positiven und schöpferischen Lösung bekennt, bleibt ihr Programm ein theoretisch und ideell wohl anerkennenswerter Plan, aber es fehlt ihm die Syntese der verschiedenen Eigenarten der neu zusammengeschlossenen Landesteile.

Ich vermisse dabei vor allem im politischen Bekenntnis der Na-

tionalzaranisten die klare Stellungnahme zu dem Hauptproblem der rumänischen Innerpolitik, zu der Frage des inneren organischen Aufbaues des aus grundverschiedenen Gebietsteilen zusammengesetzten Staates. Maniu verkündet wohl die Gedanken einer demokratischen Partei des Westens, aber er unterläßt es, das erwähnte spezifisch nachfolgerstaatliche Problem ernstlich anzufassen und im Sinne des organischen Entwicklungsgedankens zu lösen, der die historisch gewordene wertvolle Eigenart zu pflegen und zu erhalten gewillt ist, weil erst Neues innerlich gestaltet werden muß, bevor man die feste Grundlage eigener Volkspersönlichkeit aufgibt. Die Siebenbürger Rumänen besitzen sie. Sie ist die Quelle ihrer Kraft und kann dem ganzen Lande sehr wertvoll werden, aber nur wenn sie als eine politische Wirklichkeit nicht Illusionen geopfert wird.

Rundschau

Zur Diskussion über das Siebenbürgertum. Seit Wochen wird in der ganzen rumänischen Presse die Besonderheit Siebenbürgens, meist unter dem Schlagwort „Transsylvanismus", besprochen, geleugnet oder bestätigt. Einen Anlaß dazu boten Auseinandersetzungen N. Crainic's über die siebenbürgisch-rumänische Intelligenz und ein Aufsatz von mir, der in der Zeitschrift Ideea Europeana im Juli erschienen ist. Dieser Aufsatz behandelt vorwiegend die geistige Einstellung der Rumänen zu Minderheitenfragen und berührte auch die kulturelle Verschiedenheit des Altreichs und Siebenbürgens.

Die Auseinandersetzung über diese Frage ergriff auch ungarische Blätter. Die rumänische Einstellung dazu war sehr verschieden, meist nach der politischen Richtung der Zeitungen. Die nationalparteilichen Blätter schienen einer sachlichen Erwägung mehr zugänglich als die andern, unter welchen manche das übliche Register der Verdächtigung zogen. (Siehe darüber: Rundschau des vorigen Heftes.) Die meisten Einwände gegen die geistige Eigenart Siebenbürgens berührten die kulturellen Unterschiede zwischen den hiesigen drei Nationen und suchten damit den Beweis zu liefern, daß es keine Gemeinsamkeit gebe, die alle Siebenbürger binde. Der Fehlschuß in dieser Gedankenkette war der, daß anstelle einer seelischen Gleichgerichtetheit, die sich in der moralischen, ideellen, kulturellen Haltung aller Siebenbürger findet als ein vorherrschender Einfluß altererbter und überlieferter Zugehörigkeit zum westeuropäischen Lebensrhythmus, eine Gleichheit in volkskundlichen Gegenständen und Gebräuchen gesucht wurde, die es natürlich nur stellenweise gibt. Es wurde verkannt, daß sich die gefühlte Eigenwertigkeit der Siebenbürger in einer bestimmten seelischen Struktur, die übrigens kinderleicht schon auf einer Fahrt quer durch Rumänien zu merken ist, ausdrückt und nicht in Volkstrachten oder Stickmustern. Solche Äußerlichkeiten nationaler Tradition — die übrigens bei den siebenbürger Rumänen in vielen Fällen sehr verschieden sind von den entsprechenden Formen des Altreichs — zu betonen, heißt ebensoviel wie die sieben-

bürgische Sonderartung zu leugnen, weil die Sachsen nicht Hora tanzen gleich allen Rumänen.

Solche Beweise bedeuten nur, daß die Fragestellung nicht erkannt wurde. Sie zeigen uns, daß eine junge und dazu stark politisch eingestellte Intelligenzschicht, wie es die rumänische ist, leicht dazu neigt, die sichtbaren Zusammenhänge zu überschätzen und sie als einziges Mittel seelischer Bildung zu erfassen, darüber aber die seelische Lage selbst zu übersehen. Anstatt den Inhalt zu betrachten, wird aus dem Sichtbaren gefolgert. Ein Beispiel möge hier richtunggebend wirken: Wir Sachsen in Siebenbürgen sind doch gewiß auffällig nationalgesinnte Deutsche, die oft über die politische Klugheit hinaus mit dem Gesamtschicksal des Volkes fühlen und dafür Partei ergreifen, wir haben überdies fast alles an Sitten und äußerem Kulturgut aus deutschem Erbe und dennoch empfinden wir uns bei jeder Begegnung mit Deutschen anderer Orte als eigenartig, als von ihnen verschieden, als Siebenbürger, gewiß unbedingt als Deutsche, und als Deutsche unbedingt als Siebenbürger. — Da also liegt das Thema. Heinrich Zillich

Die Tagung des Bundes deutscher Akademiker in Rumänien. Seit drei Jahren besteht der Bund deutscher Akademiker in Rumänien, der sowohl Alt- als auch Jungakademiker umfassen soll. Nachdem im Vorjahr keine Tagung stattgefunden hatte, und die Lebensäußerungen dieses Bundes für viele Außenstehende wenig erkennbar waren, wurde in diesem Jahr im Anschluß an die Vereinstage in Bistritz und die Burschenschaftertagung auch eine Tagung des Bundes deutscher Akademiker abgehalten, auf der über Gestalt und Arbeit des Bundes beraten und beschlossen wurde.

Wenn man das Wesentliche dieser Besprechungen kurz zusammenfaßt, so kann man sagen: Der Bund soll bestehen und wirken, weil es notwendig ist, daß die zur Führung früher oder später berufenen Angehörigen der einzelnen deutschen Volksstämme in Rumänien sich möglichst rechtzeitig kennen lernen, um auf diese Weise für die durch unser Schicksal vorgezeigte Zusammenarbeit immer bessere Voraussetzungen zu schaffen. Ferner soll der Bund bestehen, um der durch die inländische Unterrichtsgesetzgebung und die Studienvorschriften an Hochschulen sich ständig steigernden Gefahr der Absplitterung deutscher Jungakademiker, die im Inland studieren, entgegen zu wirken und um andererseits den jungen Akademikern, die hinausziehen, die vielfachen Schwierigkeiten überwinden zu helfen, die sonst leicht eine nutzlose Kraftvergeudung bedeuten könnten. Besonders in der letzteren Hinsicht ist in den vergangenen Jahren schon viel geschehen, und die Zahl der Interventionen, die zu Gunsten von Hochschülern und Hochschülerinnen mit Erfolg unternommen wurden, ist sehr hoch, ebenso die Fälle von Beratungen. Auf diesem Gebiet soll in der Weise weitergearbeitet werden, daß die Abiturienten jedes Jahrganges wenn nur möglich jährlich an einem Ort zusammengezogen werden und über alle wichtigen mit den einzelnen akademischen Studiengängen zusammenhängenden Fragen aufgeklärt werden. Gleichzeitig sollen sie auch dahingebracht werden, an der Selbstbildungsarbeit der deutschen Akademiker teilzunehmen und die Ziele, die sich die Akademikerschaft im Volksleben gestellt hat, kennen zu lernen.

Die organisatorische Gestaltung des Verbandes soll nicht etwa straff zentralistisch sein, sondern den akademischen Gruppen der einzelnen Gebiete den nötigen freien Spielraum gewähren, um mit Heranziehung aller vorhandenen und verwendbaren Kräfte und Möglichkeiten ihr Höchstmaß an Lebenskraft zu erreichen. Gegenwärtig sind die Verschiedenheiten im organisatorischen Aufbau und die historischen Voraus-

setzungen für die einzelnen Siedlungsgebiete noch sehr groß. Der Erfolg der Arbeit hängt von der Arbeit in den einzelnen Orts- und Gaugruppen ab. Aus den äußerst sachlich gehaltenen Berichten der Vertreter einzelner Ortsgruppen konnte man sehen, daß in manchen Orten fruchtbare Arbeit geleistet wurde. In Siebenbürgen konnte die Ortsgruppenarbeit, gerade in Kronstadt und Hermannstadt — noch nicht richtig durchdringen — wohl in erster Linie deshalb, weil hier schon gewisse akademische Gruppen (Burschenschafter usw.) bestehen und weil für gewisse Dinge, deren sich anderswo die Akademiker annehmen, schon auf irgend eine Weise gesorgt ist. Aber es bliebe auch in diesen Städten noch viel zu tun übrig.

Die Arbeit des Bundes wird weiter das Deutsche Kulturamt als Geschäftsstelle haben. Der Vorsitzende ist wieder Dr. Richard Csaki, der Leiter des Kulturamtes, dem das Recht eingeräumt wurde, seine Mitarbeiter selber zu wählen. Soweit die Angelegenheiten des Bundes.

Zugleich mit der Tagung wurde ein nationalpolitischer Lehrgang über das Thema: „Der moderne Staat und die Minderheitenfrage" abgehalten, die durch den Jenenser Staatsrechtslehrer eingeleitete, durch Abg. Rud. Brandsch, Stadtpfarrer Müller und Hauptschriftleiter Dr. Theil fortgesetzte Vortragsreihe rückte diesem Problem sehr zu Leibe und konnte wirklich auch dem in dieser Frage Unbewanderten zum Verständnis der Probleme bringen. Die intensive Teilnahme an dieser Vortragsreihe und der Ton, der auf der ganzen Tagung herrschte, dürfen ohne Überschwang als ein Zeichen dafür gelten, daß der Arbeitswille vorhanden ist und daß auch das Streben nach politischer Schulung wach ist.

Tanzabende, andere Festlichkeiten, Autofahrten hin und zurück durch sonnige Landschaften sind wohl Beiwerk gewesen, aber Beiwerk, das dieser Tagung viel Glanz und Farbe verliehen hat. Diese Tagung war eingefügt in die Vereinstage für den Gustav Adolf-Verein, und den Verein für siebenbürgische Landeskunde, etwas später folgte die Tagung des Frauenvereins und des Jugendbundes. Ein einzigartiger Eindruck war der Festzug in die Kirche, bei dem man sehen konnte, daß der Nösner Gau an Schönheit der Volkstracht alle anderen sächsischen Gaue in den Schatten stellt.

Dr. E. Sindel

Neue Bücher und Schriften

Stephan Ludwig Roth. Gesammelte Schriften und Briefe. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Otto Folberth. 2. Band: Die Heimkehr. Das Jahr 1820. Mit zwei Bildbeilagen. 1928. Klingsor-Verlag Kronstadt. Für Deutschland: Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. 8°, 335 Seiten.

„Das Leben St. L. Roths gleicht einer jener alten, vielbewunderten Steinbrücken, die, zugleich kühn und schwer gemauert, die Kraft zu immer neuen Bogen finden, sie über dunkle, drohende Wasser zu wölben. „Wanderschaft" und „Heimkehr", mit ihrem Auf und Ab von Pfeiler zu Pfeiler, bilden darin das erste Glied." Es steht nunmehr, nach dem Erscheinen des zweiten Bandes der neuen Rothausgabe, deutlich erkennbar vor unserm Auge. Den Höhepunkt aber bildet die einzigartige Berührung des Siebenbürgers St. L. Roth mit dem Schweizer Johann Heinrich Pestalozzi.

Es hat vielleicht folgenschwerere Begegnungen unseres Volkes mit deutscher Geistesgeschichte gegeben, als die an die Namen Roth und Pestalozzi gebundene — man

denke nur an Honterus und Luther; vor St. L. Roth aber gewiß keine, die das Verhältnis von Jünger und Meister so innig und treu veranschaulichte. Wer von den zahlreichen Siebenbürgern, die seinerzeit Wittenberg aufsuchten, kann sich rühmen, daß Martin Luther, oder auch nur Philipp Melanchthon ihn leibhaftig umarmt und geküßt habe? Aber Basel empfing — wie vermutet wird — Johannes Honterus den Geistesgruß Luthers. St. L. Roth aber durfte anderthalb Jahre unter unmittelbarer Führung Pestalozzis am Schulwerk des großen Erziehers mitschaffen. Der vorliegende zweite Band bringt das ausgiebigste Zeugnis dieser Mitarbeiterschaft, den „Sprachunterricht", und bietet dem kundigen Forscher zweifellos Anhaltspunkte genug, das Verhältnis Roth—Pestalozzi zu zerfasern und bloßzulegen. Eins dürfte freilich nach wie vor dem Erscheinen des „Sprachunterrichts" verborgen bleiben: der wahre Anfang dieser in unserer Geschichte alleinstehenden Begegnung. Nur die Tatsache steht fest: des üblichen Hochschulbetriebs satt, wendet sich St. L. Roth von Tübingen nach Iferten, um in den Bannkreis Pestalozzis zu geraten. Eigenartig genug war schon die Fahrt von Kleinschelken nach Tübingen; die Ablenkung nach Iferten ist der Kurzschluß, der über das Schicksal St. L. Roths entschieden hat.

Josef Capesius ist wohl der erste gewesen, der, schon vor einem Menschenalter, nicht nur den Schulmann, sondern den ganzen St. L. Roth aus Pestalozzi ableitete, in dem er freilich — wie heute allgemein geschieht — nicht nur den begeisterten Schulmeister, sondern den großen Menschenerzieher überhaupt erkannte. (Vorträge und Aufsätze. Hermannstadt 1925, S. 79.) Das ist nun gewiß nicht so zu verstehen, als ob Pestalozzi unsern „Volksmann" fix und fertig aus seinen Armen in die siebenbürgische Heimat entlassen hätte. Dagegen spricht schon der verfrühte Abbruch des Schweizer Aufenthaltes. Tatsächlich liegt über dem Ende wie über dem Anfang der Berührung zwischen Roth und Pestalozzi ein Schleier, der auch durch den zweiten Band nicht gelüftet wird. Vielleicht hat der Herausgeber gerade dies im Sinn, wenn er das zutreffende Bild von der kühnen „Steinbrücke" mit der Bemerkung abschließt, daß sich die „runde, klare Linie" des ersten Gliedes „wahrscheinlich" erst aus dem Vergleich der beiden vorliegenden mit den spätern Bänden ergeben werde. Da nun dem Herausgeber — wie schon die eingestreuten „Regiebemerkungen" beweisen — das Rothbild in seinen wesentlichen Zügen zweifellos abgeschlossen vor Augen steht, erhebt sich die Frage, warum er nicht, wie sonst wohl üblich, das Bild in einer Einleitung den „Gesammelten Schriften und Briefen" vorausgeschickt und damit Fragen, wie die angeregte, im voraus geklärt habe.

Die Antwort ist schon im Vorwort zum ersten Bande gegeben, aus der klar hervorgeht, daß Otto Folberth seine Rothausgabe nicht nur für „Wissenschaftler", sondern vielleicht mehr noch für „Laien" bestimmt hat: als Kunstwerk gedenkt er die „Tragödie" St. L. Roth vor dem Auge des Lesers sich entwickeln und ablaufen zu lassen, und wir werden gut tun, mit unserm Urteil über die „Schuld" des Helden, wie über die Arbeitsweise des Herausgebers zurückzuhalten, bis uns der ganze Roth erschienen ist. Dem Darsteller von „Meister Eckehard und Laotse" dürfen wir aber wohl die Gabe zutrauen, seinem Vorsatz gemäß ein Erbauungsbuch, und damit eine lebendige St. L. Roth-Gemeinde zu schaffen. Wir wünschten das um so inniger, als in demselben Jahre, da J. Capesius den grundlegenden Rothvortrag hielt (1896), die Freunde Daniel Reinerth und Adolf Schuller den Aufruf zur Gründung eines das ganze Volk umspannenden St. L. Roth-Vereines entwarfen. Es ist gewiß kein Zufall, daß schon im folgenden Jahr

Adolf Schullerus seinen Vortrag über Unsre Volkskirche veröffentlichte: jedenfalls dürfen wir das Hochziel der Volkskirche gleich dem von Oskar Wittstock vertretenen Gedanken der Erziehungsgemeinschaft auf St. L. Roth zurückführen. Gilt aber die „schicksalhafte" Berührung Roth—Pestalozzi, so wissen wir, wo wir das gemeinsame Maß aller dieser Dinge zu suchen haben; und gelänge es den Veranstaltern und dem Bearbeiter der neuen Rothausgabe, eine starke St. L. Roth-Gemeinde um sich zu scharen, so gäbe es eine Überbrückung und Überwindung von Zeiten und Räumen mit ihren Unterschieden und Gegensätzen, die des besten und kühnsten Baumeisters wohl würdig wäre. Dr. A. Scheiner

Andreas Scheiner, Die Mundart Simon Gottlieb Brandschs. Ein Beitrag zur Geschichte der Mediascher Mundart. Kommissionsverlag Krafft & Drotleff; Hermannstadt 1928. Im Anhang: Des Griusvueter senj Merschen. Preis 180 Lei.

Simon Gottlieb Brandsch (1773—1852) hat in seiner Mediascher Mundart Gedichte verfaßt, die Scheiner sprachlich untersucht. Es ist dies der erste Versuch meines Wissens, die Sprache eines Einzelnen in ihrer geographischen Lage zu bestimmen, vor allem aber ihre Weiterentwicklung vom Vater über den Sohn zum Enkel zu verfolgen und darzustellen. Und dies ist das überaus interessante an dieser Untersuchung, daß die Veränderung der Sprache schon vom Großvater auf den Enkel festgestellt werden kann. Wenn nun aber innerhalb dreier Generationen bereits eine merkliche Fortentwicklung festzustellen ist, wie wird die Veränderung der Mundart bei zehn und mehreren Generationen sein? Scheiner weist hier auf eine demnächst erscheinende Untersuchung der Hermannstädter Mundart hin.

Daß die Mundart S. G. Brandschs seinen Zeitgenossen bäurisch erscheint und vom gelehrten J. K. Schuller zu der Zeit in die Umgebung Mediaschs verlegt wurde, ist bezeichnend, pflegten doch die vornehmen Familien Mediaschs (und anderer Städte) im Verkehr mit Fremden „hochsächsisch" oder in der „Landsprache" zu reden, sodaß man in Hermannstadt von „übergefälligen Provinzialstädtern" sprechen konnte. Tatsächlich gehört S. G. Brandschs Sprache zwischen dieses „Hochsächsisch" und zwischen die bäuerliche Mundart der Umgebung Mediaschs. Das „Hochsächsisch" oder die sächsische „Landsprache" war aber nichts weiter als das Hermannstädter Sächsisch. Aber selbst Formen wie das iu in Briut der Mediascher entpuppt sich als älteres Hermannstädter iu, wie es J. Tröster 1666 schreibt (.... anser däglich briut....) Und somit sind Sprachwellen anzunehmen, die von Hermannstadt aus über die Provinzialvororte gingen und zum Schluß auf dem Dorf haften blieben. Damit fällt aber die Annahme, daß unsere Dialekte in ihrer heutigen Form ein hohes Alter hätten.

Die Verse selbst, die S. G. Brandsch geschrieben hat, sind verblüffend leicht zu lesen und in ihrer witzigen Art durchaus eine Bereicherung unseres mundartlichen Schrifttums. Misch Orend

Sachs, halte Wacht! Zeitschrift heimattreuer Siebenbürger Sachsen und ihrer Freunde. Frühling 1928. Verlag für deutsche Art, Hellerau. — Im Jahrgang 1927, Seite 296, besprachen wir diese Zeitschrift, deren 1. Heft damals vorlag, ausführlich. Die vor einigen Wochen erschienene zweite Nummer ist besser, vor allem dadurch, daß sie vorwiegend Karl Wolff gewidmet ist und bei einem guten Überblick über die Lebensarbeit des alten Führers auch aus seiner Feder einige Aufsätze bringt: Erinnerungen aus seiner politischen Tätigkeit, Vorschläge, Betrachtungen und Beispiele praktischer Volksarbeit. Artikel anderer Verfasser führen diese praktisch-wirtschaftliche Bestimmtheit des Heftes fort, das daneben noch einige kultur-politische

und wissenschaftliche Aufsätze enthält, die hauptsächlich für den fremden Leser bestimmt sind. Auch Lichtbilder werden mitveröffentlicht von siebenbürgischen Burgen und Städten und das hundertmal gesehene Trachtenbild des Schellenberger Brautpaares.

„Der Auslanddeutsche", Halbmonatsschrift für Auslanddeutschtum und Auslandkunde, Stuttgart, brachte im Juni 1928 ein Sonderheft über die deutsche Presse im Ausland aus Anlaß der Presseausstellung in Köln, das ausgezeichnete Überblicke über das deutsche Pressewesen im Ausland enthält und gleichzeitig eine Reihe wichtiger Vorschläge zu deren besseren Ausgestaltung.

Deutsche Hochschulwarte, Zeitschrift der Vereinigung deutsch-freiheitlicher Akademiker, Prag, veröffentlicht im Mai 1928 ein Sonderheft „Junge Dichtung" mit Proben aus der Feder vieler jüngerer deutscher Schriftsteller. Neben wertlosen Beiträgen finden sich darin auch bessere Stücke, z. B. von Britting, Brües, Luschnat u. a.

Deutsche Gedenk- und Weihestätten. Ein Bilderwerk mit einem Vorwort von Börries, Freih. von Münchhausen. J. F. Lehmanns Verlag, München 1926.

93 Bilder von Bauten, an die sich deutsche Geschichtserinnerungen knüpfen, sind hier vorbildlich gesammelt, mit einer Erläuterung in zwei bis drei Sätzen versehen, die immer das Wissenswerte knapp und kräftig aussprechen: Ein schönes und edles Bilderbuch zur deutschen Geschichte, das man gerne weit verbreitet wüßte. Auch zwei siebenbürgische Bauten fanden darin Aufnahme.

Knut Hamsun, Das ewige Brausen. Gedichte, Albert Langen, München. Man ist enttäuscht, legt man Hamsuns Gedichte aus der Hand. Der Reichtum seiner Romane, die menschliche Fülle, die Weite seiner Erlebnis- und Darstellungskraft sind hier auf wenige lyrische Themen zurückgeschnürt, ohne daß in Form und Inhalt ein ebenbürtiger Akkord anklänge. Liegt es nun an der Übertragung? — Ich glaube es nicht. Es scheint tatsächlich so zu sein, daß Hamsun, dem größten Dichter der Gegenwart, der lyrische Ausdruck nur in kleinem Maße zu Gebote steht.

Mitteilungen der Schriftleitung

Zu unserer Kunstbeilage. Die Abbildung zeigt zwei spätgotische Madonnenstatuen aus dem 15. Jahrhundert, beide gegenwärtig im Besitz des Baron Brukenthalischen Museums zu Hermannstadt. Die wertvollere und stilreinere Michelsberger Madonna, die linke, stand ursprünglich in der alten Bergkirche von Michelsberg, lag dann Jahre hindurch unbeachtet auf dem Aufboden des Pfarrhauses und wurde endlich 1905 dem Bruckenthalmuseum einverleibt.

Die zweite Holzskulptur stammt aus der ev. Pfarrkirche von Hermannstadt und befindet sich derzeit in der Abteilung für kirchliche Kunst des Brukenthalischen Museums. Sie stammt aus einer etwas späteren Zeit als die Michelsberger Maria.

Fehlerberichtigung. Die Kunstbeilage im Augustheft wurde durch ein Versehen falsch bezeichnet. Das Bild stellt nicht den Kopf des Johannes an der Schwarzen Kirche in Kronstadt dar, sondern den Kopf des Stadtpfarrers Thomas, gestorben 1410, des Gründers der Kirche.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Flachszeile 31
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Verlegt vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



Heinrich Schunn, Zeichnung

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
5. JAHR OKTOBER 1928 HEFT 10

Später Herbst

Von Richard Gleim

Silbergraues Buchengestänge!
Als ob hier Schlange um Schlange aufspränge,
aus rostgelben Blättern in rötlichem Schimmer,
gen Himmel mit tötlich ersticktem Gewimmer.

Fluchtschrittdurcheilte Holzwaldwege!
Mein Blick sucht Fernen durchs Stangengehege. —
Auf blaßgrünen Wiesen späte Blumen,
Goldsonne sticht schwül ins Herbstverstummen.

An knorrig wild verwachs'nen Bäumen,
die kahl und schwarz Waldstege säumen,
vorüber ins Freie, — auch das starrt wie gläsern, —
ragende Eichen. Talgrund in Gräsern.

Nur noch Gebüsch trägt Blätter, Beeren!
Fern glänzt der Kirchturm gleich silbernen Lehren. —
Talquer der Berg, schläft in waldbrauner Hülle, —
mein Dorf träumt versonnen, — — Mittagsstille.

Pieter Brueghels Herbstbild

Von Harald Meschendörfer

Zurück in das Dorf! Die Bauern haben ihre Stangen auf die Schultern geworfen und bei dem holprigen Gang tanzen ihre schartigen Messer gegen die magern Brotsäcke. Die Glieder der Männer stecken im öligen Wams, das mit gedrehten Darmschnüren grob zusammengenäht ist. Grüner Knoblauchgeruch umschwebt sie wie Insekten.

Wohl verhüllt in den Mantel reitet sinnend ein erfahrener Kaufmann heim zu den Seinen. Reicher Gewinn von den Handelsfahrten am Lande füllt die Geldkatze und seine Hamsterbacken quellen unter

dem Schlapphut zufrieden wie braune Äpfel. Schützend streckt sich der verschweißte Filzhut über den feisten Nacken und der dampfende Gaul erklimmt mühsam seinen Weg, den Meister Brueghel wohl mit Kot und Jauche und der Scheuerbürste angerührt hat.

Auch die Herde ist heut von den saftigen Matten im Gebirge zurückgekehrt und stampft ernst und feierlich in das Dorf. Die Hirten sind fröhlich und treiben die Kühe mit ihren Stangen zu schnellerem Gang an. Bald gibt es Kirmes und Tanz mit den Mägden!

Ob wohl der alte, blinde Adriaen mit seinem abgeschabten Dudelsack noch lebt; der immer so seltsam lächelt und mit der welken Hand in der Luft tastet, wenn er das Lieblingslied von seiner Alten spielt; ob ihm sein krätziges Hündchen noch immer so treu um die Beine springt? — Holla! Da unten erwarten schon längst die Mägde mit den roten Backen und den langen braunen Zöpfen die Burschen vom Berge! Schneller, du alte Braune, und spreiz nicht den Rücken wie ein ausgedientes Rad!

Weiber mit Linnenschürzen haben vor den verräucherten Häusern gearbeitet. Zum Gruß sehen sie ihren Kühen tief in die traurigen Augen und blicken zum düstern Himmel auf; dann hinken sie kopfschüttelnd in die Hütten. Nur die weiße Kuh, die wie ein vergilbtes Pergament im Vordergrund aufgespannt ist, blickt mit ihren großen kindlichen Augen zurück, nach den Bergen, nach den Matten, nach dem Sommer.

Eine dulle Alte wackelt hastig um die Ecke. Um ihren magern Schädel flackert die ergraute Leinwand und das Maul klappt auf, als sei hier die pergamentene Haut gerissen, und bellt das heisere Lachen. — Warum stierst du so, kindische Alte? Glaubst wohl, der dicke Bischof fährt durchs Dorf? Oder der besoffene Vetter baumle über dir am Galgen? Ei, willst gar die faulen Zähne zeigen?

Vor den ersten Häusern bäumen sich Erlenstämmchen aus dem knusprigen Boden, der braun und reif ist wie Brot. Im Frühjahr erklettert die Schuljugend die wankenden Äste und wer ein Nest mit Vogeleiern erhascht, schwenkt die Mütze weit ins Land. Und in dem Gestrüpp, in dem die letzten Blätter gaukeln, brechen sich die Kinder frische Leimruten und tragen sie ins Gehölz, in ihre Burgen, die an den Hängen hinter den Häusern und Schopfen kleben. Trübes Seifenwasser und fettige Speisereste stehen dort in stinkenden Lachen.

Drüben am borstigen Rücken des Weinberges beenden die Winzer die letzten Arbeiten für den langen Winter. Dann kehren auch sie singend heim und entzünden das Feuer im Kamin, wo die gedörrten

Fische an Schnüren im Rauch hängen. Und abends plaudern sie vor den Türen, wenn die übermütigen Burschе johlend durch das Dorf ziehen; die Bauern versammeln sich zu klapperndem Würfelspiel in der Schenke, vor sich die tönernen Krüge mit Bier. Und durch die dünne Bretterwand dringt der warme Stallduft, das Schnauben der Kühe, das Zerren an rasselnden Ketten und Schütteln der blechernen Glocken, das Schreien der melkenden Mägde.

Zwischen den niedern Lehmhäuschen, die von hohen, spitzen Strohdächern an die Erde gedrückt werden, steigt ein breiter Giebel in steinernen Stufen in die Höhe. Hier wohnt der reiche Kaufmann. — Unweit hat Meister Brueghel den Schutzpatron seiner Muhme unter das Dach eines Hauses gemalt, groß und in bunten Farben auf Goldgrund; daneben stehen in einer Mauernische Kornraden, Akelei und roter Klatschmohn in irdenen Töpfen.

Aus dem hellen Smaragd des Kirchgärtleins erhebt sich wachend gegenüber die schieferblaue Kirche. Und wo die braune Dorfstraße nach rechts abbiegt, lächeln die rosigen Mauern der alten Bauernburg, die runden Tonnentürme angefressen von der Zeit und die Zinnen benagt von magerem Moos.

Am Ende des Dorfes hat sich auch Meister Pieter sein Haus erbaut: zwischen den backsteinernen Wangen ist das große Werkstattfenster eingeklemmt; um die niedere Stirne legt sich griesgrämlich das Dach herum und vom hagern, rotentzündeten Hals blättert der Wandbewurf in schimmeligen Lappen ab und läßt grelle Wunden zurück.

Im Strauchwerk vor dem Dorf, wo die Haselkatzen im Frühling im Winde schlenkern, fängt Quinten mit seinen Netzen Vögel. Der närrische Sonderling liegt hinter dem Busch und lugt hinüber nach den Futterplätzen; wenn er an der Leine zieht, fallen die weiten Netze über Drosseln, Finken und Sperlinge, die er daheim in seine Käfige sperrt. — Hier schillern die faulen Wiesen in ausgelaugtem Erdgrün und fadem Lila und die braune Brühe der Halme würzt den Boden. Wo die Wiesen im blauen Schatten der Hecken in die Tiefe wallen und im feuchten Grund das dünne Gewässer hinunter zur einsamen Mühle schleicht, schlafen die breiten Dächer und Giebel des alten Gehöftes. Über das Tor hat ein Müllersknecht die goldenen Löwen auf steinblauem Grund mit dem eichenen Mühlrad gemalt und mit zierlichen Buchstaben Anno 1432 dazugesetzt. — Auf der Wiese

vor dem Haus windet sich ein Nußbaum in morschen Krämpfen und die dunklen Augen des Gemäuers sehn ihn traurig an.

Wie ein Kuchen wölbt sich unten am Fluß ein Berg. Hier pfeifen die Abendwinde um den knarrenden Galgen und zum Schrecken der Raben dreht sich ein armer Schlucker rund um sich herum in ernstem Tanz; friedlich grast ein Pferd daneben.

Der Winter naht und in den Bergen jenseits des Flusses hält er heute seinen rauhen Einzug. Nur stille Wünsche gleiten mit dem hellen Gewässer zu Tal, einem neuen, fernen Frühling entgegen. —

In düsterem Dräuen ragt ein alter Drache, der mit der vorspringenden Felsnase in der Luft schnuppert und die kurzen Hörner zeigt. Stürme rasen über seinen Rücken und heulen in den starren Schluchten. In den Zweigen schwimmt blasse Dämmerung und die braunen Runzeln des Berges triefen von Schneewasser. Aber an den Lippen des Rachens weiden ruhig wie Lämmer die niederen Häuschen des Bergklosters. Droben am Dach krächzen die Wetterfahnen und die Mönche in ihren speckigen Kaftanen haben ihre Schnitzböcke, wo sie Schäffer hobeln und Schindeln schnitzen, verlassen und schleichen über den Hof in ihre Zellen. Hier hocken die verwilderten Gestalten hinter den Butzenscheiben, lugen in das tosende Wetter hinaus und lassen die Perlen des Rosenkranzes durch ihre Finger rieseln.

An den Pranken des Berges lagert ein Dorf; die Häuser sind schon im kühlen Schatten um die Kirche versammelt und nur zwei Gehöfte blinken noch, von Sonne vergoldet, aus dem Astwerk. Hinter einem Zaun keifen zwei dicke Fischerweiber mit rotzigen Kindern, die Kochlöffel in den Händen schwenken und über den Hof laufen. Der losgerissene Hund springt ihnen über den morschen Planken nach, heidi! hinauf in den Weinberg!

Hinter den Lehmhütten beginnen die steilen Kirschgärten. Dort kauert der Buckel eines Sommerhauses und der runzlige Turm schielt hinunter ins sonnige Tal. Die windigen Haselkätzchen necken ihn in milden Märznächten und streicheln seine braunen Wangen mit ihren weichen Pfoten. —

Gestern fiel hier der erste Schnee; die Blätterlappen sind schwammig aufgequollen und in der Hecke wühlen in geilem Brodem die Maden im süßen Aas. Schwarze Feldarbeiter und Bäuerinnen brechen aus den Gärten und suchen im Kloster Schutz vor dem Gewitter.

Aus einer Bergspalte rauscht ein Bach, der einen einsamen Bauernhof vom Dorf trennt. Bei den zwei kahlen Ahornbäumen sticht ein Bursche das Schwein für den Winter ab und läßt das rauchende Blut in langen Stößen in die Pfanne schießen. Hinter dem Schuppen qualmt das Feuer und das brennende Stroh verbreitet brenzligen Geruch in der Luft.

Schwarze Fährkähne sind am Flußufer angebunden; nach den ersten frostigen Nächten, wenn die Eiskruste über das Wasser wächst, ziehen sie die Bauern auf den Sand. —

Träg schleicht der Fluß in die Ebene, hier blank und seicht, dort gurgelnd und blauschwarz. Mit flackernden Wimpeln und schlaffem Segel gleitet eine Barke durch die Wellen. Am Mast lehnt träumend der Schiffsherr und blickt am wachsamen Felsen hinauf, der sich ernst am Wasser aufgerichtet hat und an dessen hagern Lenden Sonnentau und Frauenhaar das Leben fristen.

An einer Sennhütte legt ein Handelsmann mit seinen Kähnen an, lädt fette Hammel und Ziegen ein und führt sie nach Dortrecht auf den Markt. Seine Boote treiben zwischen den wassergrünen Wiesen, auf denen Pferde und Rinder weiden, durch den Abend. Über die Sandhügel wandert ein Mann nach den Gebirgen. Bei den Buchen tritt eine Magd mit kirschrotem Brustlatz aus der Tür des Häuschens, hält die Hand über die Augen und winkt noch lange den Fährburschen am Fluß, bis die Boote im blauen Schatten der Abhänge verschwunden sind.

Breit rauscht der Fluß am Saum der Bergkette hin, deren weite Fluren mit den Hürden und Herden auf den Höhen im Dunst verschwimmen. Von einem Felsen, der sich in das Tal vordrängt, starren die Türme und Zinnen eines Schlosses hinunter in den Fluß.

Und rechts weiten sich die blauen Wiesen mit Hecken und Dörfern und weidendem Vieh — bis zu dem Gebirge, das wie ein dunkelblauer Saphir in die russigen Wolken taucht. —

Diesen Weg nahm einst auch Maler Brueghel, (der droben in einer der Lehmhütten geboren ist), als er auf der Wanderschaft, in die Ebene, in den Süden, den italienischen Himmel zog — damals als daheim die Herde von den Bergen kam und das Klosterglöcklein zur Vesper läutete.

Johanna Herzog-Thullner

Von Dr. Otto Fritz Zickeli

Aus der Dorfkirche von Großpold haben vor einigen Tagen Bauernhände die Sängerin Johanna Herzog-Thullner zu Grabe getragen. In den Herzen derer, die mit ihr befreundet waren, zittern noch die schlichten, gewaltigen Worte nach, die der Bruder über ihrem Grabe sprach. Ihr Andenken kann unter uns niemals erlöschen. Denn das Leben dieser Frau war der gesteigerte Ausdruck der Sehnsucht und der Ziele der Generation, die heute an der Schwelle der Reife steht.

Johanna Herzog-Thullner war ein Kind jener glücklichen Zeit, als die Jugend vor dem Tore einer großen Zukunft zu stehen glaubte, da man in der entgötterten Welt nach tieferer Erfüllung zu suchen begann, als sie der klügelnde Verstand zu geben vermag. Diese Erfüllung glaubte man in der Kunst zu finden. Die Naturwissenschaften hatten den Menschen in den Mittelpunkt alles Geschehens gestellt. Höchste Gestaltung des menschlichen Lebens und Steigerung des Erlebnisses zum Kunstwerke schien Dienst an dem Göttlichen. Die Kunst wurde dem Endzweck des menschlichen Lebens gleichgesetzt. Gleichzeitig glaubte man am Beginne einer neuen Renaissance zu stehen, die größer und gewaltiger sein werde, als die Wiedergeburt der Antike am Ausklange des Mittelalters. Die jungen Künstler, die sich zu dieser religiösen Auffassung der Kunst bekannten, mußten zwangsläufig in Heimat und Volk wurzeln. Wenn das Göttliche in der Steigerung eigener Erlebnisse zum Kunstwerke lag, so war natürlich auch der Boden, auf dem es entstand, heilig. Dienst an der Kunst war also nicht nur Dienst an dem Göttlichen, sondern auch Dienst an Heimat und Volkstum. Aus dieser Erdgebundenheit aber erwuchs dem jungen siebenbürgisch-sächsischen Künstler innerer Zwiespalt. Die Heimat war zu eng, um große Entwickelung zu ermöglichen, in der Fremde aber litt er unter der Sehnsucht nach der Heimat.

Für die junge Hanni Thullner wurde es Schicksal als Kind jener Generation geboren zu sein. Als sich ihre starke Begabung für die Musik ergab, riß es sie aus dem stillen Dorffrieden des Großpolder Pfarrhauses in die Welt hinaus, um in langjährigem, zähem Kampfe nach der höchsten Wertung als Sängerin zu ringen. Die Natur hatte sie mit reichen Gaben für diesen Kampf begnadet. Ihre starke Veranlagung, ihre hohe Auffassung von der religiösen Mission der Kunst, ihr reiner Charakter, ihre Empfindsamkeit, die helfende Liebe ihrer

Angehörigen, das feste Wurzeln in der Heimat, schienen ihr den schließlichen Sieg von Anfang an zu sichern. Aber gerade diese Stärken wurden andrerseits wieder zu Schwächen im Kampfe um den Enderfolg. Sie stellte die Kunst zu hoch, um sie rein zum Gegenstande des Ehrgeizes zu erniedrigen. Sie war zu empfindsam, um Kompromisse schließen zu können, sie fand in der Gestaltung des Kunstwerkes selbst den Lohn ihres Ringens und ging dem Haschen nach äußerem Erfolge oft scheu aus dem Wege. Sie wußte selbst, daß darin ihre Schwäche lag. „Um als Sängerin vollen Erfolg zu erzielen, muß man als Hausmeisterstochter geboren sein", sagte sie einmal bitter. Menschentum stand ihr höher, als äußere Erfolge. Deshalb verschwendete sie sich gerne an alle, die sie in Anspruch nehmen wollten, deshalb trieb es sie zur tiefsten Erfüllung ihres Wesens als Gattin und Mutter. Sie war dem Schicksale ausgeliefert, Tochter ihrer siebenbürgischen Heimat zu sein. Aus ihrem schweren Kampfe um höchste Geltung im Auslande, rief sie immer wieder die Sehnsucht nach den Menschen ihrer Art in die Heimat zurück. Wenn sie aber kam, fand sie die Seelen, die sich ihr bei den Besuchen im Auslande freudig aufgetan hatten, in der Enge der kleinen Verhältnisse verstockt. Gleichzeitig aber drohte ihr die Gefahr, den Zusammenhang mit dem großen Kunstleben zu verlieren, und sie mußte wieder hinaus, um abermals an Heimweh zu kranken. Siebenbürgisches Schicksal!

Sie war zu stark, um nicht schließlich volle Erfüllung ihres Ringens finden zu müssen. Als sie vor drei Jahren endgiltig in die Heimat übersiedelte, kam sie als Sängerin von ganz großem Format. Ihre Stimme war zum gefügigen, niemals versagenden Werkzeuge geworden, mit dem sie spielend das Kunstwerk formte. Sie besaß auf allen Gebieten des Gesanges eine Universalität sondergleichen. Ihre reiche Natur durfte sich auch hier verschwenden, wo andere sich den Erfolg durch Abgrenzung sichern mußten. Außer Lula Myß-Gmeiner hat bei uns niemals eine Sängerin so gesungen wie Johanna Herzog-Thullner.

Höchste Vollendung befreit von Ehrgeiz. Es konnte für sie nur eine Frage der Zeit und der Gesundheit sein, wann auch der äußere Erfolg in der großen Kunstwelt die Vollendung ihrer künstlerischen Entwickelung bestätigen würde. Ihre Krankheit hat sie aus einer Reihe großer Auslandserfolge gerissen. Für uns Siebenbürger aber war ihre Kunst ein überreiches Geschenk. Ihr Tod hat uns arm gemacht. Wir ahnten nicht, daß ein todkranker Mensch vor uns stand, wenn sie mit der

Besessenheit ihres starken Erlebens uns ganz gefangennahm und mit sich emporriß.

Leben heißt kämpfen und gesteigertes Leben bedingt gesteigerten Kampf. Deshalb konnten wohl auch die letzten Jahre, die sie im Vollbesitze ihres künstlerischen Könnens und umgeben von der Liebe ihrer Angehörigen verbringen durfte, nicht ganz frei von den Wolken sein, die manchmal die klare Sonne ihres Lebensmittags zu verdunkeln drohten. Sie litt wohl mit ihrer Generation unter der Erkenntnis, daß den großen Hoffnungen der Kunst aus dem Anfang unseres Jahrhunderts keine Erfüllung geworden war und daß die Menge die Konzertsäle zu verlassen begann, um die Kirche oder den Fußballplatz zu besuchen. Es quälte sie vor allen Dingen oft, daß sie in der Heimat die Herzen nicht so offen fand, wie sie es ersehnte.

Die Herzen waren ihr nun schrankenlos aufgetan, als man sie in endlosem Zuge in ihrem Heimatdorfe zu Grabe trug. Voran schritten in schweren Stiefeln die Adjuvanten und bliesen so gut sie es verstanden. Den Sarg begleiteten junge Bauernmädchen mit Kränzen in der Hand. Es folgte der schwarze Zug der Freunde aus der Stadt. Dann aber kamen die Männer, die Frauen und die Jugend von Großpold, ein ganzes Dorf. Wie viel Liebe muß das junge Mädchen hier gegeben haben, daß niemand fehlen wollte, als es nach 25 Jahren wiederkam, um seinen Platz in der Heimaterde zu finden. Keine Fürstin hätte man mit größeren Ehren zu Grabe tragen können.

Das Kunstleben unserer Heimat hat durch den Tod der Sängerin einen unersetzlichen Verlust erlitten. Der große Kreis ihrer Freunde aber steht fassungslos da. Die Treue und Güte, mit der sie immer für uns bereit war, ihr reines Menschentum war uns noch mehr als ihre Kunst. Wir können nur danken und immer wieder danken für alles, was sie uns war!

Die Volkskunst als Stilproblem

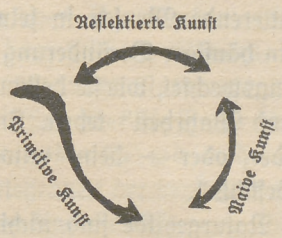
Von Misch Orend

Mit dem Interesse für die Kunst des Primitiven wuchs und wächst auch das Interesse für die Volkskunst. Nicht wie früher, als Gegenstand des Wissens, als leere Sachkunde, sondern als eine eindeutige Form, der geistigen Haltung und seelischen Verfassung wird diese Kunst nun gewertet. Früher sprach man von Volkskunde und Völker-

kunde, heute spricht man von Volkskunst und Kunst der Primitiven. Es wird deutlich, daß alles das, was einem künstlerischen Stil beim Volke oder bei den Primitiven zugesprochen werden kann, aus dem Sach- und Brauchtum ausgeschieden wird, um es als Form und Stil den bereits vollwertigen Stilformen auf gleicher Ebene anzureihen.

Für den sachlichen Betrachter gibt es also nicht über- und untergeordnete Stilformen, sondern nebengeordnete. Jede Stilform entspricht einer besondern geistigen Haltung, die sich im Wesen nie deckt mit einer andern geistigen Haltung, wenngleich es Berührungspunkte und Übergangsflächen gibt. Die Gesamtkunst läßt sich demnach, als Ausdruck einer besondern geistigen Haltung, in drei große Stilformen gliedern und zwar: 1. in die primitive oder unterbewußte Kunst, 2. in die naive oder unbewußte Kunst und 3. in die reflektierte oder bewußte Kunst.

Diese drei Stilarten lassen sich schematisch darstellen, wobei sich folgendes Bild ergibt:



Das Bild zeigt, daß die primitive Kunst zwar mit der naiven Kunst sich berühren kann, niemals aber mit der reflektierten Kunst, während die naive Kunst sowohl primitive Züge als auch reflektierte zeigen kann. Anders liegt es bei der reflektierten Kunst; sie kann sich aus Überlegung gelegentlich in das Gewand der naiven oder primitiven Kunst kleiden und dadurch einen eigentümlichen und raffinierten Reiz erreichen. Und doch hat die reflektierte Kunst Momente des ursprünglich Naiven, dann nämlich, wenn das Reflektieren selber naiv oder halbbewußt ist.

Diese Stilformen, als Ausdruck der geistigen Haltung, finden sich in jeder Kunstart; am deutlichsten jedoch lassen sie sich in der darstellenden Kunst verfolgen und gliedern. Daher soll im Folgenden nur die darstellende Kunst berücksichtigt werden. Diese Kunst ist räumlich gegliedert und sie läßt sich visuell einprägen und sie ist für die Meisten der leichteste Weg zum Erinnern und zum Vergleich, dazu kommt,

daß die Natur an ihren Gebilden, an Kristallen, Pflanzen, Tieren, vor allem aber am Gesicht und an der Gestalt des Menschen bleibende Formen geschaffen hat, die unwillkürlich als unveränderlicher Wert den Maßstab abgeben.

Die primitive Kunst zeigt, wenn diese Naturdinge als Maßstab genommen werden — und der reflektierende Mensch nimmt sie als Maßstab — in ihren geometrischen Darstellungen groteske Formen und in ihren Naturdarstellungen Verzerrungen, die kindliche Gemüter erschrecken und Gruseln erzeugen. Darum ist diese Kunst besonders in einer Zeit beliebt, wo das vegetative Leben im Menschen das reflektierte überwuchert: zur Fastnachtszeit, und nicht nur beim primitiven und naiven Menschen, sondern auch beim reflektierenden — der höhergezüchtete Mensch hat eben mehrere Bewußtseinslagen.

Die grotesken, verzerrten, maskenhaften Darstellungen der primitiven Kunst deuten darauf hin, daß die Menschen, die diese Kunst hervorbringen, die Gebilde der Natur nicht mit dem nüchternen Auge ansehen, wie der reflektierende Mensch in seiner alltäglichen Bewußtseinslage, sondern sie in häufiger Veränderung erblicken, gemäß ihrem ungezähmten Stimmungswechsel, wie sie beständig auch in einer äußern Welt der „Dichtung und Wahrheit" leben. In einer Welt der subjektiven Anschauungsbilder, oder — beim naiven Menschen — in der Welt des „zweiten Gesichts".

Seine dargestellten Naturgebilde sind nicht Naturaufnahmen, oder allenfalls subjektive Naturaufnahmen bei hellem Tageslicht, sondern er sieht sie gleichzeitig auch in nächtlicher Verzerrung, vor allem aber behaftet mit Kräften und Bewegungen, die er selber nicht meistern kann. Der primitive Mensch sieht eben die Ausstrahlungen seiner Phantasie mit derselben Lebendigkeit und Körperlichkeit, wie der reflektierende Mensch die aller Dämonie entkleideten Naturdinge sieht.

Faßt man die Gesamtheit der Erlebnisse zusammen, die der primitive Mensch an den Dingen hat und sucht ihnen Gestalt zu geben, so erscheint die groteske, wirre, verzerrte, maskenhafte Kunst des primitiven Menschen natürlich, freilich natürlich in einer andern geistigen Haltung als in der geistigen Haltung des reflektierenden Menschen. Die besondere Inbrunst in Freude, in Schmerz, in Orgiasmus und in Trauer, das kurze Erinnerungsvermögen und dadurch das Fehlen des Begriffes der Zeit bedingen diese Kunst so sehr, wie eine ständige Besonnenheit eine abgeklärte Kunst bedingt.

Der primitive Mensch, dessen Alter nicht geringer ist als das des

reflektierenden Menschen, — eher umgekehrt —, hat in dieser geistigen Haltung seinen Wesensausgleich gefunden, dem er in seiner Kunst Ausdruck gibt. Und diese Kunst ist so natürlich aus dieser bestimmten seelischen Verfassung herausgeflossen wie irgend eine andere Kunst aus einer anders gearteten seelischen Verfassung. Was ihr fehlt im Hinblick auf die reflektierte Kunst, ist die mannigfache Differenziertheit, die als besonderes Kennzeichen der reflektierten Kunst zukommt. Was aber die primitive Kunst ganz besonders heraushebt sowohl aus der reflektierten als auch aus der naiven Kunst, ist die Eindringlichkeit, die Übersättigung, die Dämonie, mit der sie spricht, das gänzlich Entfesselte und Ungezähmte, das sie in moralischen Verruf brachte als die Kunst der „Wilden". Freilich fehlt ihr jedwede Spur von Dekadenz, sie ist in beständigem Rausch, in einem Rausch, vom Leben selber geboren, der eine natürliche und selbstverständliche Haltung des Lebens darstellt.

Milder und seichter fließend zeigt sich die naive Kunst, die Kunst der Bauern und bäuerlichen Handwerker. Sie stellt Sterne, eckige Gebilde und Ranken dar, stilisierte Blumen, Tiere und menschliche Gestalten. Auch diese sind nicht Naturaufnahmen mit realistischem Gepräge, sondern auch sie sind über die Natur hinaus gestaltet, geformt, stilisiert. Nicht in der grotesken Art wie in der primitiven Kunst, aber auch nicht mit der Überlegenheit der bewußten persönlichen Kunst. Ihr Kennzeichen ist eben das Unpersönliche und Allgemeingültige.

Die Gebilde werden mehr Herbheit oder mehr Wärme atmen, je nach der Art des Stammes der sie schuf, niemals aber werden an ihnen tragische Erlebnisse gestaltet. Die Tiere zeigen eine Haupteigenschaft in auffälliger Weise, die Differenzierung ist äußerst gering, die Typen und Begriffe sind weitläufig, das Reflektieren in engen Bahnen, sodaß es selber naiv ist. Die Naturdinge werden als Typen, als Vertreter ihrer Gattungen gegeben, nie vergeistigt durch ihre individuelle Idee und in einmaliger Erscheinung — sie sind zeitlos.

Die dargestellten Dinge und Figuren entstammen der nächsten Umgebung, werden unzählige Male abgewandelt und sind in wenigen Gattungen vertreten. Dafür aber zeigen sie die allgemeinste Form, die zeitlose Ausprägung und hier unterscheidet sich die naive Kunst grundsätzlich von der primitiven, aber auch von der reflektierten. Die primitive Kunst lebt in ewiger Gegenwart, im Augenblick, der zur Ewigkeit ausgedehnt ist, durchflutet von der Dämonie, die im Naturgeschehen waltet, die in Tier, Pflanze und Mensch das Leben anfacht.

Die naive Kunst hat sich von diesem vegetativen Leben abgesondert, hat sich ins Zeitlose und Allgemeine geflüchtet, hat sich abgeklärt und abseits gestellt und dem In-sich-selber-Ruhen anheim gegeben, während die reflektierte Kunst den flüchtigen Augenblick haschen will, die Einmaligkeit der augenblicklichen Erscheinung, die ihr nun zum Träger der Ewigkeit geworden ist.

In der naiven Kunst hat die Gattung Mensch Ausdruck gefunden, das kollektive Ich, während in der reflektierten das Einzel-Ich sich bespiegelt, in seinen augenblicklichen Stimmungen und Wallungen, in seinen besondern Abschattungen und eigenwilligen Schwingungen: das Einzelwesen ist selbstherrlich geworden, während es in der naiven Kunst wesenlos bleibt und als Teil der Gattung Berechtigung hat, als zufällige Sonderform des Typus. Die primitive Kunst allein kennt keinen Bruch in Mensch und Welt, in Subjekt und Objekt.

In der naiven Kunst ist die Gesamtheit das Ich, das Wir, in der primitiven ist das All das Ich und in der reflektierten wird selbst das Ich zum Objekt, sich selber zum Objekt und damit gewinnt der Wert des Augenblicks hier so ungeheure Bedeutung, das Momentbild, das das Ich von sich selber erhascht. Demgegenüber zeigt die naive Kunst einen beständigen Charakter. Hier rinnt das Allgemeingültige zusammen und in der Gattung findet der Mensch noch das Bett, das ihn vor dem tragischen Alleinsein schützt und bewahrt, während die reflektierte Kunst gerade diesem tragischen Alleinsein — in der höchsten Entfaltung — Ausdruck geben muß.

Der primitive Mensch trägt keine Verantwortung für das Dasein, er selber hat kein Gefühl dafür, das Dasein zu rechtfertigen; beim naiven Menschen trägt die Verantwortung die Gattung, und er mit als Teil der Gattung, die Gattung hat das Dasein zu rechtfertigen. Der reflektierende Mensch allein fühlt sich als Träger des Geistes, als Gefäß und Bewahrer, als Hüter und Sprachrohr des Geistes, jedoch deutlich und in seinen genialen Vertretern. Daher zeigt die hohe Kunst so selten das Zeichen der Absolutheit, weil so wenige den höchsten Grad der Einzelvollkommenheit erreichen, den Grad, den man mit dem Begriff Genie bezeichnet.

Die primitive und naive Kunst sind innerhalb ihres Gattungsbereiches vollkommen, absolut, gesetzmäßig; die reflektierte Kunst erreicht diese Absolutheit in den Gebilden ganz weniger Ausnahmemenschen, alles übrige bleibt Versuch und Anhieb, und die Kritik kann sich mit ihr auseinandersetzen. Die primitive und naive Kunst

kann nur verstanden, erfühlt oder nicht verstanden, niemals aber einer Kritik unterzogen werden, weil sie sich eben in absoluten Formen bewegt.

Die naive Kunst beharrt Jahrhunderte hindurch bei den gleichen Motiven und Vorwürfen, weil der Träger der Kunst, das Volk, durch Jahrhunderte sich gleich bleibt, sich gleich bleibt im Erleben. Die reflektierende Kunst ändert sich von Individuum zu Individuum, von Kulturschicht zu Kulturschicht in kurzer zeitlicher Folge. Die naive Kunst ist letztlich der Ausdruck der Volksseele und des Volkscharakters und in ihr ist schließlich alles in allgemein gültiger Form gesagt, was der Einzelne als Einzelner auszudrücken sich bestrebt.

Wie aber ein Volk, oder schon ein Stamm in seiner bäuerlichen Schicht Abstufungen zeigt, vom primitiven über den naiven bis zum naiv reflektierenden Menschen, so zeigt getreulich die Volkskunst diese Schichtung. Die Höhe einer naiven Kunst bestimmt diejenige Abstufung der bäuerlichen Schicht, die reflektiert. Da aber dieses Reflektieren selber sich in großen Begriffen ergeht, in Allgemeinbildern, bleibt der Niederschlag in der Kunst naiv.

Dieses kindlich Tiefsinnige zeigt die Ergriffenheit der Einfalt, die besonders der deutschen Volkskunst eigentümlich ist. Es ist ein Reflektieren und Nachdenken, das von sich selber nichts weiß, sich selber unbelauscht fühlt und dadurch die ursprüngliche Frische behält, ganz im Gegensatz zum Reflektieren des Kulturmenschen. Denn dieses Reflektieren denkt beständig über sich selber nach, beobachtet sich, bespiegelt sich. Daher ist die Kunst, die aus dieser geistigen Lage entspringt, wissend, selbstbewußt.

Wenn irgendwo die Volkskunst eine vornehme Haltung zeigt, so ist es die vornehme Haltung beim Pfau oder die possierliche beim Hahn, also bei einem unbewußten Tier, niemals aber eine, die sich ihres vollen Wertes bewußt ist oder gar sich selber zur Schau stellt.

Aus allem wird klar, daß die Form den Stil bedingt, in der ein Gebilde gestaltet ist. Stile aber sind geistige Kategorien und Stile sind Ausdruck einer bestimmten seelisch-geistigen Haltung. Der Stil der Volkskunst ist überzeitlich, wie die anderen Stile, wie alle geistigen Kategorien, weil die geistige Haltung der bäuerlichen Schicht eines Volkes überzeitlich ist. Die Motive können sich ändern, niemals aber der Stil.

„Lernschule" und „Arbeitsschule"

Von Helene Schiel, Volksschullehrerin

Früher mußten die Schüler schweigen und der Lehrer redete; jetzt reden die Schüler und der Lehrer schweigt. Früher fragte der Lehrer und die Schüler antworteten; jetzt fragt ein Schüler und der andere antwortet. Früher schrieb der Stundenplan genau vor, was getrieben werden sollte; jetzt treiben die Schüler das, wonach sie Bedürfnis haben. Früher: „Lernschule"; jetzt: „Arbeitsschule". Jedes Schulsystem ist in der Hand eines unfähigen Lehrers schlecht und kann in der Hand eines fähigen gut sein. Aber jedem System liegt eine Idee zugrunde, die es in seiner Form am besten verwirklichen zu können glaubt.

Diese Arbeitsschulidee, von den ersten vorkriegszeitlichen Schulreformern oft nur teilweise und nur gefühlsmäßig erkannt, kristallisiert sich heute immer klarer heraus und will von der neuen Schule verwirklicht werden. Durch die kommunistische Welle der Nachkriegszeit und das dadurch bedingte Fallen vieler Schranken und Hemmungen ging diese Entwickelung viel rascher vor sich, als es in geordneten Verhältnissen geschehen wäre. Sie hat in verhältnismäßig kurzer Zeit viele Blüten getrieben und auch viele Auswüchse gezeitigt. Die Gegner werden natürlich aus den Auswüchsen das Wesentliche der Idee entnehmen wollen, woran wir sie nicht hindern können. Zu den Auswüchsen gehörte jedenfalls jener „Unterricht", der darin bestand, daß die Kinder in einer berühmten (ich glaube kommunistischen) Versuchsschule auf dem Fensterbrett saßen und Gassenhauer sangen, wozu die baumelnden Füße den Takt schlugen. Ein Kronstädter Professor, der dort als Gast weilte, machte den Lehrer aufmerksam: „Diese Kinder haben das Bedürfnis zu singen, wollen Sie sie nicht ein Lied lehren?" — „Nein, denn sie haben das Bedürfnis, das zu singen." — Zu den Auswüchsen gehörte auch die Probelektion, die eine siebenbürgische Lehrerin einmal vor einer Lehrerversammlung hielt, wobei eine Landkarte an der Wand hing. Die Kinder sahen die Karte an, aber keines hatte das Bedürfnis etwas zu sagen oder zu fragen, so daß die Lehrerin schließlich die Stunde schloß. Als nachher die Zuhörer ganz enttäuscht fragten, warum die Lehrerin den Kindern denn nicht durch eine Frage geholfen habe, meinte sie: „Das ist Arbeitsschule, da darf der Lehrer nichts reden". Daß solche Dinge unter dem Zeichen der Arbeitsschule möglich sind, muß der Sache nicht schaden, es zeigt bloß ihre Grenzen, die wir auch kennen müssen. Wie es wieder in

andern Schulen aussah, erzählte ein siebenbürgischer Pfarrer, der die Oberklasse einer reichsdeutschen Schule besucht hatte. Schon die Tatsache, daß er sich vorstellte, erweckte eine Menge interessante Vermutungen unter den Kindern. „Ein Pfarrer? Sie müssen aus einem Lande sein, wo sich die Pfarrer für die Schule interessieren, aus unserer Gegend hat uns noch kein Pfarrer besucht. Woher sind Sie denn?" Und nun entstand eine prächtige „Geographiestunde" über Siebenbürgen, jeder, der darüber schon etwas gehört hatte, brachte es vor, Landkarten, selbstangelegte Bildermappen, ein von den Kindern im Laufe der acht Schuljahre selbstthergestelltes Lexikon wurden hervorgeholt und mußten Aufschluß geben. Der Klassenlehrer verhielt sich ganz still und bedeutete auch dem Besucher zu schweigen. Nur wo alle Hilfsmittel versagten, durfte er Aufschluß geben. Zum Schlusse erschien atemlos ein Schüler, der eilig von einem Bekannten ein Buch über Siebenbürgen geholt hatte. Ein Unterrichtssystem, das die Kinder in solchem Maße anregt, ist jedenfalls wert, daß man sich damit beschäftigt.

Die ersten Schulreformer übten zunächst Kritik am „Lernen". Daß man Lesen, Schreiben, Rechnen u. a. kann, daß man gewisse wissenschaftliche Tatsachen weiß, mag sehr nützlich sein beim praktischen Fortkommen im Leben. Lebten wir in einem anderen Lande, so könnte vielleicht Zielsicherheit im Schießen, flinkes Reiten, Schwimmen u. dgl. uns besser nützen. Nun wir Lesen und Schreiben brauchen, so ist's gut, das zu lernen. Wird aber der Mensch als Mensch, nicht als Berufsmaschine, wertvoller, wenn er diese Dinge kann und weiß? — Nein! Die Zeiten sind vorüber, wo Bildung (sprich: „Püldung") mit Menschenwert verwechselt wurde, und die Leute werden immer seltener, die plötzlich eine große Achtung vor dir bekommen, wenn sie merken, daß du französisch parlieren kannst.

Daß der Unterricht auch sittliche Einflüsse ausüben soll, wußte man allerdings schon vor den Schulreformern. Damals war „Gesinnungsunterricht" das große Schlagwort. Um die Gesinnung der Kinder zu veredeln, knüpfte man moralische Besprechungen an alles, was man lehrte, ans Einmaleins und die Abwandlung des Zeitwortes genau so wie an die Geschichten aus dem Testament. Und diese „Moral von der Geschicht" wurde gewissenhaft auswendig gelernt. Hielt sich der Schüler in seinen Handlungen nicht daran, so konnte der Lehrer jedenfalls seine Hände in Unschuld waschen: „Haben wir nicht immer gelernt: rede wahr und lüge nicht! Du wußtest also ganz genau, daß man nicht lügen soll — warum also ... usw." Daß unsere Hand-

lungen nicht im Wissen, nicht einmal im Wollen, sondern in viel verborgeneren Gründen ihre Quellen haben, wußten jene ahnungslosen Schulmeister anscheinend nicht. Die Schulreformer aber hatten eine Ahnung, daß eine wichtige Quelle für unser Handeln im Können liegt, in unseren verfügbaren Kräften. Wir tun ja nicht, was wir wollen, sondern nur, was wir können.

Es ist also etwas Anderes, meist Übersehenes, was beim Lernen nur so mitgeht, und dieses fördert das Kind in der Schule auch menschlich, indem es seine Kräfte stählt. Ich meine hier nicht den erziehlichen Umgang mit Lehrern und Mitschülern, ich meine hier einen Einfluß, den das Lernen selbst auf das Kind ausübt. Da finden wir nun, daß die Handbeschäftigungen einen sehr großen „bildenden Wert" haben. Unter bildend verstehe ich, daß dadurch irgend eine geistige oder körperliche Kraft ausgebildet wird. Denken wir nur an Geschicklichkeit, Geduld, Ausdauer u. a. m. Die Aneignung von Gedächtnisstoff dagegen hat keinen bildenden Wert. Niemand wende ein, daß hier Ausdauer, Geduld und Selbstüberwindung auch geübt werden! Denn es ist ein großer Unterschied zwischen der Geduld, die ich anwende, um eine Arbeit zustande zu bringen, also etwas zu schaffen und jener, die ich brauche, um 50 Vokabeln oder Jahreszahlen zu „büffeln". Die letztere mag überhaupt nur negative, hemmende Einflüsse auf die Psyche des Kindes auszuüben. Selbstüberwindung hat nur dann ihren sittlichen Wert, wenn sie im Dienst einer Sache geübt wird. Mit diesem will ich die praktische Nützlichkeit und Notwendigkeit des Auswendiglernens nicht berühren, sie bleibt bestehen. Ich weiß auch sehr wohl, wie gerne oft Kinder auswendig lernen, das ändert aber nichts an der Tatsache, daß das Auswendiglernen keinen bildenden Wert hat.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Schulreformer, denen diese Erkenntnisse aufgingen, zunächst in übertriebener Weise das Hauptgewicht auf die Handbeschäftigungen legten. Es wurde der Ausdruck „Arbeitsschule" geprägt zunächst in dem Sinne einer Schule, wo möglichst viel gearbeitet, nämlich mit der Hand gearbeitet werden sollte. Als notwendig zu bekämpfender Gegenpol erhielt die alte Schule den Namen „Lernschule".

Damit war aber nur der halbe Weg beschritten, und es bestand die Gefahr, dem Materiellen vor dem Geistigen den Vorzug zu geben. Und wenn man gar das Feldgeschrei: „Hie Arbeitsschule! Hie Lernschule!" erhob, so schien es, als ob in der Arbeitsschule nichts gelernt

werden solle, was ja in den angeführten beiden Fällen auch eingetreten ist. Die Arbeitsschulidee mußte sich, wollte sie nicht verflachen, auch die geistige Arbeit in der Schule erobern.

Das war nun besonders schwer, denn geistige Arbeit gab's wenig in der alten Schule. Geistige Arbeit muß, wie jede Arbeit, etwas Schöpferisches haben. Eine Tätigkeit ohne Leistung, und sei sie noch so anstrengend, ist keine Arbeit in unserem Sinne, denn es fehlen ihr die Segnungen der Arbeit am Arbeiter. Das schweigende Zuhören der Schüler, das Antworten auf die Fragen des Lehrers sind wie das Auswendiglernen nur scheinbar geistige Arbeiten. Wer sich in einer solchen geistigen Zwangsjacke befindet, kann nicht arbeiten. Man kann Kinder mit Zwangsmitteln wohl zum Stillsitzen bringen, die alte Schule aber war im bedauerlichen Irrtum, man könne Kinder auch zum Aufpassen oder gar zum Begreifen zwingen, z. B. durch Prügel. Aufmerksamkeit und Verstehen lassen sich aber genau so wenig erzwingen wie Glaube. Wer es nicht versteht, durch den Gegenstand zu fesseln, hat hier verlorenes Spiel. Wenn dann aber ein Schüler nicht aufpassen und endlich nicht verstehen „wollte", daß die Fläche des Kreises $r^2.\pi$ ist, so „mußte" er es eben glauben! Für diesen Schüler bedeutete eine „gelöste" Kreisberechnungsaufgabe keine geistige Arbeit. Sie war für ihn eine „gelöste" Kreisberechnungsaufgabe, keine geistige Arbeit. Sie war für ihn eine genau so tote, bloß ermüdende, aber nicht bildende Beschäftigung, wie das Treten einer Tretmühle. Noch ein Wort über die vielumstrittene Lehrerfrage als „Unterrichtsfrage". Was hat sie für einen Zweck? Der Lehrer soll dem Schüler etwas „beibringen". Da es aber wahrscheinlich ist, daß der Schüler das nicht so einfach begreifen und glauben wird, so stellt der Lehrer ein System von ineinandergreifenden Fragen. Er gängelt den Schüler so geschickt von Frage zu Frage, daß der schließlich auf den gewünschten Satz kommen muß. Für den Fall, daß der Schüler das Gebäude durch eine kluge Gegenfrage ins Wanken brachte, bestand das Gebot: der Schüler hat zu schweigen, bis man ihn fragt! Diese Fragemethode war etwas Prächtiges! Bei einiger Übung konnte der dümmste Lehrer den gescheitesten Schüler dahin bringen, wohin er wollte. Durch das rasche Schlag auf Schlag der Fragen wurde der Schüler in allen seinen etwa aufsteigenden Zweifeln überrumpelt, er mußte seine fünf Sinne schon zusammennehmen, um immer eine vernünftige (d. h. die vorhergewünschte) Antwort zu finden. Er war in einem unsichtbaren Netz gefangen; und das Beste an der

Sache war, daß zum Schlusse nicht nur der Lehrer, sondern auch der Schüler des Glaubens war, er sei durch eigene logische Schlüsse zu dem Resultat gekommen. Aber wohl mancher Schüler mag bei dieser Methode zuweilen das Gefühl des Erstickens gehabt haben und hätte dem Lehrer ein: „Halt! ein bissel verschnaufen!" zugerufen, wenn's erlaubt gewesen wäre. Ob diese „geistige Arbeit" aber echte geistige Arbeit war? Im besten Falle Akkordarbeit.

Selbstverständlich traten die Nachteile der Fragemethode nicht in jedem Falle so kraß hervor, wie ich es hier geschildert habe. Diese Schilderung mag als Übertreibung erscheinen, doch kennzeichnet sie gerade die Nachteile jener Methode. Etwas von diesen Nachteilen stellt sich aber immer ein, wenn wir nach dieser Methode arbeiten.

Die Schulreformer, die den Bildungswert des Unterrichtes suchten, bekamen einen Haß sowohl auf den Lehrervortrag, bei dem die Schüler aufpassen und begreifen „mußten", als auch auf die Lehrerfrage, bei der die Schüler vorherbestimmte logische Schlüsse zu ziehen hatten. Viele schütteten auch das Kind mit dem Bade aus und wollten dem Lehrer ganz den Mund verbieten.

Möglichst wenig fragen und überhaupt möglichst wenig reden, bleibt aber immer ein wertvoller Grundsatz für uns Lehrer! Es gehört schon viel Selbstbeherrschung dazu. Die den gewünschten Erfolg garantierende, bequeme Frage stellt sich gar zu leicht ein.

Aber ist es denn nicht viel natürlicher, daß das Kind fragt, wenn es etwas Neues sieht, daß das Kind Vermutungen anstellt, und nicht der Lehrer, der doch schon alles weiß! Kleine Kinder kommen noch mit der ganzen (von den Eltern oft lästig empfundenen) Frageleidenschaft in die Schule. Es war eine schwierige Aufgabe der ersten Unterrichtswochen, ihnen das ewige Fragen und Reden abzugewöhnen. Die Arbeitsschule muß nun mit Mühe dies Fragebedürfnis wieder neu in ihnen wecken und weiter ausbilden. Was ist das? Woher kommt das? Wozu braucht man das? Wie macht man das? Warum ist das so? Vielleicht kommt es daher, daß ... Könnte man nicht ... Wie wäre es, wenn ... Versuchen wir einmal, ob ... usw. Das sind alles kindliche Fragen und Vermutungen, die ein intensives Denken und Schließen, also geistige Arbeit anregen können. Und wenn diese Fragen und Vermutungen lebensvoll aus einer Kinderschar springen, so reißt jeder Gedanke die ganze Schar viel mehr mit, als wenn der Lehrer dieselben Fragen stellte. Unaufmerksame Kinder, die sich nicht mitbeteiligen, wird es immer geben,

aber ihr Prozentsatz ist bei dieser gemeinsamen Erarbeitung der Kenntnisse viel kleiner, als beim untätigen Zuhören. Die Antworten auf die Fragen können auch zum größten Teil Kinder geben. Selbst Fehlschlüsse werden von den Kindern verbessert. Aufgabe des Lehrers bleibt es, den Gegenstand den Kindern so fesselnd vor Augen zu stellen, daß ihre Fragelust erwacht. Seine Aufgabe ist's ferner, die Fragen in eine geordnete, parlamentarische Form zu bringen, alle ablenkenden, nicht zur Sache gehörigen Bemerkungen abzuweisen (das lernen die Kinder übrigens bald selbst, „du sprichst ja nicht zur Sache!" kann man oft hören), schließlich da auszuhelfen, wo die Kinder allein nicht weiter können. Zuweilen kann es auch sehr nützlich sein, die Kinder heute in einem Irrtum zu lassen, der erst morgen durch Betrachtung der Sache von einer neuen Seite, behoben wird. In meiner Klasse ist es schon passiert, daß ich sagte: „Nun, wenn ihr nicht darauf kommt, so will ich . . ." worauf mir die Kinder ins Wort fielen: „Nein, nein, nicht sagen, wir kommen schon darauf!" Ein Lehrer, der den Kindern etwas sagt, worauf sie selbst kommen können, oder ihnen etwas zeigt, was sie selbst finden können, ist jedenfalls ein „Pfuscher" in der Arbeitsschule.

Was auf diese Art an Wissensstoff gewonnen wird, braucht gar nicht „wiederholt" zu werden. Das gerät einfach nie in Vergessenheit. Es ist aber an Menge oft sehr wenig, und das wurde an der Arbeitsschule auch schon mehrfach gerügt. Aber kommt es für unsere Bildung hier auf ein Mehr oder Weniger an? Stand nicht selbst der gelehrte Faust da als armer Tor und war so klug als wie zuvor, obwohl es zu seiner Zeit noch nicht so viel zu wissen gab, wie heute? Was das Kind in der Arbeitsschule gewinnen soll, ist die Fähigkeit, die Dinge und Menschen der Umgebung, Bücher, Ereignisse, kurz das ganze Leben denkend zu betrachten, Fragen und Probleme zu sehen und nach ihrer Lösung zu suchen. Das für das praktische Leben nützliche Wissen und Können soll natürlich auch mitgehen, aber nicht mehr der Hauptzweck sein!

Dieses ist die Idee der Arbeitsschule. Es gibt heute wohl noch keine Schule, wo ihre Verwirklichung ganz erreicht wäre. Es ergeben sich, wie bei der Verwirklichung jeder Idee, hundert vorhergesehene und unvorhergesehene Schwierigkeiten. Z. B. Schwierigkeiten bei der Erhaltung der äußeren Zucht und Ordnung unter den Schülern. Wir dürfen aber nicht schwarz sehen. Die Schulzucht in der Arbeitsschule ist zwar nicht leicht, aber es gibt hier auch angenehme Überraschungen.

Das ganze System des Mogelns und seiner Gegenmaßnahmen wird überflüssig und fällt weg. Schüler und Lehrer sind ehrlich zueinander. Ferner fallen alle jene Mittel weg, die den Schüler zum Stillsitzen, Schweigen, Aufpassen und Lernen (nämlich „Büffeln" oder „Stucken") zwingen sollten. Und obwohl mehr Gelegenheit zum Allotriatreiben ist, so besteht weniger Lust dazu. Für Faule besteht allerdings mehr Gelegenheit sich von der Arbeit zu drücken und Dumme können auch zu kurz kommen, wenn der Lehrer nicht aufpaßt. Aber dazu sind ja die Lehrer da, daß sie mit diesen Schwierigkeiten fertig werden!

Für uns siebenbürgische Lehrer ergibt sich nun noch eine besondere Schwierigkeit daraus, daß wir nach einer Seite hin durch den staatlichen Lehrplan und die staatlichen Schulvorschriften gebunden sind bis in unser methodisches Vorgehen in den einzelnen Stunden und bis in die Details der Schulzucht hinein — und zwar gebunden in meist antiarbeitsschulmäßigem Sinne. Nach der anderen Seite wollen wir doch Jünger der neuen Idee sein. Besonders eine der wichtigsten Voraussetzungen der Arbeitsschule fehlt uns: die Ruhe bei der Arbeit. Nervosität und gehetztes Vorwärtstreiben verträgt die Arbeitsschule nicht. Wenn man will, daß die Kinder denken lernen, muß man ihnen Zeit zum Nachdenken lassen. Sich mit Ruhe in die Dinge versenken, das allein bewahrt sie vor Oberflächlichkeit. Mit Mühe habe ich meine Schüler dazu erzogen, daß sie die ihnen aufsteigenden Fragen auch aussprechen und daß sie sagen: „Ich verstehe dies oder das noch nicht." Und nun muß ich mit einem Blick auf den Lehrplan und den Kalender antworten: „Bedaure, aber heute habe ich den neuen Gegenstand anzufangen, sonst werden wir bis zur Prüfung nicht fertig."

Dieses ist der große Zwiespalt, in den wir sächsische Lehrer hineingestellt sind, und in dem wir so wenig Verständnis bei der Öffentlichkeit finden. Gibt es doch Eltern, die dem Lehrer Vorwürfe machen, daß die Kinder so schwere Dinge lernen müssen! Als ob er aus persönlicher Boshaftigkeit schon im 4. Schuljahr $r^2.\pi$ rechnen ließe, oder im 3. Schuljahr an die 200—300 geographischer Namen drillte!

Im Allgemeinen mag es heute noch den Anschein haben, als ob die Arbeitsschule mehr verspreche, als sie halte. Sie räumt gründlich auf mit allem Bestehenden, und man fragt sich: Ist das, was sie an seine Stelle setzt, wirklich mehr wert? Eines vergißt man aber bei diesem Zweifeln in Betracht zu ziehen: wie viele, ich möchte fast sagen über die Hälfte jener Dinge, die sie einreißt, sind nichts als Scheinwerte, hohles Blendwerk!

„Wozu soll man immer lernen, was man später doch vergißt?" Dieser Kindervers spricht die Wahrheit. Die Arbeitsschule hat den Mut, nur das zu lernen, was man nicht vergißt und alles Übrige wegzulassen. Darum schaut sie vielleicht dürftig aus. Leichter ists für den Lehrer jedenfalls nicht, Arbeitsschule zu halten. Er muß viel klüger, vielseitiger, gerechter urteilend sein. Mit einem Wort, er darf nicht mehr „Schulmeister" sein, sondern ein Mensch, der das Leben kennt.

Geistige Strömungen in Rumänien

Von Heinrich Zillich

Seit zehn Jahren gehört Siebenbürgen zu Rumänien. Eine Frist, in der — sollte man meinen — neue Tatsachen sich hätten absetzen, die zusammengefaßten Gebiete sich aufeinander einspielen können. In solcher Spanne müßte der geistige Gehalt der verschiedenen Gebiete ein Lebensverhältnis zueinander gefunden haben. Man müßte, wie etwa in Deutschland zwischen verschiedenen Landschaften, die gegenseitige Art achten gelernt und aus der Mannigfaltigkeit der geistigen Standorte einen gemeinsamen ideellen Nenner gefunden haben, ohne jemand zu verletzen, ohne Anmaßung von der einen und Abdrosselung der andern Seite.

Nun haben sich allerdings in diesen zehn Jahren zwei verschiedene Welten staatlich verbunden. Östliche und westliche Lebensart.

Der Osten: Altrumänien ist äußerlich abhängig von den westeuropäischen Errungenschaften, die erlernbar und nachahmbar sind. Europäische Wissenschaft, europäische Gedanken, europäische Mode bestimmen sein Gebiet und füllen den Zitatenschatz des öffentlichen und privaten Lebens. Wäre der geistige Gehalt eines Volkes oder einer Landschaft nur von diesen Dingen abhängig, die den Willen und Verstand beeinflussen, so könnte man Altrumänien westlich nennen. Aber die lebensgestaltenden Kräfte liegen im Seelischen, in der kulturellen und moralischen Haltung; in ihr drückt sich das Wesen aus. Sucht man nun im Altreich nach diesem unmittelbaren und unbewußten Ausdruck der westeuropäischen Welt, so findet man ihn selten. Statt dessen aber Züge des östlichen Lebens, wie es sich entfaltet hat in solchen Randgebieten, die unter dem Eindruck einer fremden Kultur stehen und ihrer eigenen Art nicht mehr ganz vertrauen. Eine gewisse Unsicherheit

der seelischen Haltung, ein verstandesmäßiges Hinneigen nach dem stärkeren Gebiet — hier Westeuropa — und gleichzeitig ein ständiges unbewußtes Wiederversinken in das gefühlsmäßige Erbe, das man so gerne aufgeben möchte, kennzeichnet diesen Strich. Das zeigt sich auch im äußern Bild des Lebens: halbausgeführte, selten zu Ende gedachte, immer in neuen Verwandlungen dem Westen angeähnelte Formen drücken ihren Stempel den Städten auf, den Organisationen, der Verwaltung, jedem Zweig des Lebens. Es ist eben ein Randgebiet, wo die geistigen Einflüsse noch keinen Ausgleich fanden, wo außer im Bauerntum noch keine innerlich selbstverständliche und empfundene Form erwuchs.

Auf der andern Seite ein Randgebiet Westeuropas, aber nicht mit den entgegengesetzten Vorzeichen, so als sei auch Siebenbürgen eine Landschaft, wo sich wie im Altreich westliche und östliche Einflüsse noch unentschieden befehden. Hinter Siebenbürgen reckt sich geistig die Sicherheit Europas auf, die den ganzen Osten bis nach China in eine kulturelle Krise gestürzt hat. Was also Siebenbürgen unbewußt bestimmt, ist eine, verglichen mit dem Osten, mächtige Kultur ohne allerdings im materiellen Sinne Siebenbürgen durchwegs zum Kulturland gemacht zu haben. Gewiß, Siebenbürgen ist Randgebiet, aber ein Randgebiet im Sinne des Westens, geistig erobernd, ausstrahlend seit Jahrhunderten Kolonistenland. Es will sich nicht einem neuen geistigen Zentrum angleichen, sondern es ist längst ein Ausdruck der weltgültigen Kultur.

Diesen grundlegenden Unterschied überbrückt die nationale Verbundenheit der Rumänen in beiden Gebieten, war aber bisher nicht stark genug, ihn zu einem lebenden Ausgleich zu führen. Man besitzt wohl einen gemeinsamen Schatz in der Sprache, Religion, in manchen Sitten und Idealen, in der nationalen Volkskultur, doch nur begrenzt in der Lebenseinstellung, in der Geistesart, die diese Formen erfüllt.

Um diese Geistesart, um die moralische und geistige Haltung, also um das Kulturelle im Leben streiten die Landstriche Ost und West. Es ist ein Kulturenkampf und kein Streit um Rechte oder Provinzautonomien und dergleichen äußere Regelungen. Als Kulturenkampf erscheint er bewußt nur den Siebenbürgern; ihnen allein — dies kennzeichnet ihre Art — geht es hier um das Geistige. Die östlichen Rumänen dagegen dünkt die von der ihren verschiedene Haltung ein Verrat an dem Nationalbewußtsein. Sie als diejenigen, die in die Vereinigung den Regierungskörper einbrachen, die deshalb auch

näher am Machtinstrument stehen, alle Hände an den Hebeln der Leitung, sehen im geistigen Andersein der Siebenbürger, das sich natürlich in tausend Einzelheiten verrät, einen Widerstand gegen den Staat selbst, und verkennen in der naiven Art des Ostens, daß er sich bloß gegen ihre Macht richtet. Und gegen ihre Macht auch nur aus dem geistigen Gegensatz heraus.

So hat sich dieser west-östliche Gegensatz ins Banale verschoben, als er sich auf das politische Gebiet ausdehnte und zuspitzte in eine Auseinandersetzung zwischen der Nationalpartei und den Liberalen. Die Nationalpartei tritt tatsächlich als die westliche Partei auf und das gibt ihr auch einen geistig gültigen Wert, sie hat außerdem die territoriale Begrenzung des kulturellen Gegensatzes dadurch, daß sie sich auf das Altreich ausdehnte, aufgehoben und horizontal auf das gesamte Land ausgeweitet; es kämpfen in ihren Reihen, gleichgültig, ob sie sich aus Siebenbürgen oder dem Altreich auffüllen, Menschen, die dem Westen mehr zugeneigt sind. Der Kampf ist damit in einen lebendigeren Ideentausch von Mensch zu Mensch getreten und seiner provinziellen Bedingtheit entkleidet. Er hat aber dadurch, und weil er sich in hundert praktischen Forderungen besonders der Bauern — die ja der geistigen Auseinandersetzung ferner stehen — verzettelt, auch wieder an Entschiedenheit verloren. Die Nationalpartei begreift gewiß die kulturelle Sendung des Westens in Rumänien, doch kann sie ihr, eingespannt in den Machtkampf und von tausend Mitläufern verheert, nicht mehr so glaubhaft wie früher entsprechen. Der Kampf mit dem Osten hat sie selbst verösflicht.

Wenn sie trotzalledem in der Politik Vorposten Europas stellt, so deutet dies wieder auf die lebendige Stärke des Kulturenkampfes selbst in der politischen Bahn. Nur bedauert man hier, daß die Nationalpartei eine politische Terminologie aus Europa verwendet und als Leitsatz auch glaubt, die veraltert ist. Die überschwenglichen Hoffnungen, die sie an die Demokratie knüpft, hegt heute westlich des Landes niemand mehr. Wir brauchen natürlich eine wirklich demokratische Zwischenzeit von Jahrzehnten in Rumänien, damit das Land im simpeln Sinne des Wortes einmal aufatme, das heißt: wir brauchen ein Regime, das bürgerliche Rechte und Freiheiten gewährt und schafft, aber keine Regierung der demokratischen Massen, der zufälligen Mehrheit. Die Nationalpartei glaubt an den Wert der Wahlmehrheit mit rührender Stärke, als lebten wir noch vor dem Weltkrieg. Das bedeutet eine Lockerung ihrer geistigen Beziehungen mit dem Westen

und überdies — in seinen, der Partei selbst unbekannten Wirkungen — eine Überbetonung der nationalistischen Einstellung, die sich zum Schaden Europas so leicht mit der Demokratie in dem Augenblick verbindet, wo eine Nation sich der demokratischen Machtmittel eines volksgemischten Staates bemächtigt.

Die Nationalpartei ist also keineswegs eine vollgültige Verkörperung des westlichen Geistes in Rumänien. Die Einwände gegen sie sind gleichzeitig auch Befürchtungen der Minderheiten.

Der Kulturenkampf ist im Grunde eben kein politischer, sondern ein Ideenstreit. Die Stellung Siebenbürgens darin eine Idee — und diese Idee hat erst durch die Schaffung Großrumäniens und die Ausdehnung der Nationalpartei auf dessen Gesamtgebiet an Weite und lebendigen Ansatzpunkten gewonnen. Erst jetzt wird sie zur Entscheidungsfrage für die Geistigen des Landes.

Wie stellen sich nun die rumänischen Geistigen dazu?

Es ist klar, daß die altrumänischen Führerkreise, weil sie die kulturellen Gegensätze als politische auffassen, bis zum Rande mit Mißtrauen gefüllt sind. Zu diesem Mißtrauen bestimmt sie ihre Vergangenheit. Es gibt wohl niemand, der so wenig des Vertrauens in den Nächsten fähig ist. Das ist begründet im öffentlichen Leben und in Geschäften des Landstrichs. Weitet sich aber das Mißtrauen auf das Leben Siebenbürgens aus, so ist von vorneherein die geistige Auseinandersetzung verhindert. Es entsteht eine geistige Atmosphäre, in der die Verdächtigung der bewegende Antrieb ist.

Nun ist zu jeder geistigen Fühlungnahme Vertrauen Erfordernis; wo es fehlt sinkt die Auseinandersetzung auf die Ebene der Geltungssucht und des Eigennutzes. Man kann sagen, der Kulturenkampf in Rumänien ist ein Kampf um das Vertrauen.

An diesem Vertrauen gebricht es auf allen Gebieten, nicht bloß dem Ideenfeind gegenüber, sondern auch beim Freunde. Deshalb greift man in die Luft, wenn man überhaupt nach einem geistigen Sammelort, nach einer Klasse, etwa den „Geistigen des Landes" sucht. Erst wenn die Ideale der Nation erwähnt werden, erst wenn man von der Größe der Nation, von jener ersehnten Nationalkultur spricht, erschallt allgemeiner Beifall. Will man sehen, worin sich diese so oft besungene kulturelle Verbundenheit ausdrückt, weil sie sich selbst in Taten bekennt, so findet man keine Einigkeit. Es gibt unzählige Fälle, die geeignet wären, die Geistigen als Klasse auf den Plan zu rufen und wenn es nur zum Proteste wäre gegen einen der Kultur

schädlichen Tatbestand — niemals erklingt die gemeinsame Stimme der Geistigen, ja nicht einmal ein Häuflein meldet sich zum Wort, nur mutige Einzelne. Man sollte nun meinen, daß die siebenbürgischen Rumänen, die früher ein starkes Band auch in diesen Dingen einte, noch verbunden seien. Man sucht sie heute vergebens.

All dies ist als Erscheinung im kulturellen Leben so aufregend, daß es einer Untersuchung bedarf.

Man findet hochgebildete, kluge Menschen genug, aber dies — woraus Kultur erwächst — eine Gesellschaft, eine öffentliche nur an geistigen Dingen ausgerichtete Meinung, die sich bestimmten Tatsachen gegenüber ehern und entschieden verhält, fehlt. Richtungslosigkeit herrscht, wo es in der geistigen Entscheidung nur eine Stellung gibt. Das politische Interesse dringt in die Kreise ein, die durch Beruf und Verstand ausgleichend und wegweisend wirken müßten, und führt in einfachen Fragen zu den verworrensten Antworten, die alle dem nationalen Bestand zu dienen sich brüsten, wenngleich dieser in den meisten Fällen gar nicht berührt ist. Man steht den Fragen zu weit, die Europa geistig beleben. Man erfaßt sie verstandesmäßig, lebt aber nicht aus ihnen, weil man nicht in dem Milieu wurzelt, aus dem diese erst erwachsen; daher kann sich bloß der einzelne besonders Veranlagte oder dazu Erzogene auch glaubhaft und entschieden zu geistigen Angelegenheiten einstellen, deshalb findet er keine Genossen. Die andern, die durch ihre Bildung dazu geeignet wären, verharren in dem engbrüstigen Provinzialismus, in der unschöpferischen Sphäre der Interessen, Geräusche und Feste. Sie verstehen die geistige Bedeutung, die ihrer Stellung zukäme, nicht zu erfüllen, weil sie geistige Fragen mit Eigenwünschen verquicken, weil die Sache an sich auf sie nicht einwirkt.

Dieser Zustand, der von Jahr zu Jahr mehr verschwinden muß, nicht etwa, weil die ihm Verfallenen ihn durchschauten, sondern weil mit dem mächtigen Eindringen westlicher Ideen auch deren geistige Atmosphäre sich ausbreitet, erscheint dadurch bedenklich, daß die siebenbürgische geistige Schicht darin aufgegangen ist. Man sieht sie nicht mehr. Ihre Glieder sind zerstreut, teils in Ämtern, teils in der Politik festgefahren. Wollte man heute fragen, worin und wie sich die Geistigen der siebenbürger Rumänien geschlossen ausdrücken (außer in der Nationalpartei), so gibt es keine Antwort mehr. Sie sind geistig beinahe alle stumm geworden.

Sie sind aber nicht verschwunden. Man fühlt sie in tausend Gestalten, man hört ihre Anklagen, nur — man sieht sie in bewußter

Zusammenarbeit nicht mehr wirken. Soll es beklagt werden? In vieler Hinsicht gewiß. Hören wir die folgende Erwägung, die diese Entwicklung als günstig bezeichnen darf.

Der Kulturenkampf, den ich hier aufzeigte, äußert sich in der Unzufriedenheit der Siebenbürger, von der man täglich lesen kann. Man weiß zwar nicht mehr, wo und in welchen Kreisen sie sich *vergeistigt*, aber man merkt sie in allen Kreisen vom Bauern angefangen. Auch im Mißtrauen des Altreichs. Dahinter steht eben der kulturelle Gegensatz, etwas von vornherein Gegebenes, eine Lebensweise, etwas unendlich Einfaches, *schlechtweg ein Verhalten* — ist es da nicht günstiger für dessen Werbekraft auf das geistig-vage Lebensgefühl des Ostens, daß sich ja dem Westen geistig und gefühlsmäßig anschließen will und bloß noch nicht kann, wenn der Kampf aus der Auseinandersetzung höherer Klassen ins einfache Leben versetzt wurde, seitdem die siebenbürgische rumänische Intelligenzschichte in Einzelpersonen zerfiel und sichtbar nur politisch noch zusammenhält? Ich glaube doch, weil damit die Theorie, die sich in jeden solchen Kampf einschleicht, ausgeschaltet wird und schließlich nur Mensch dem Menschen gegenüber steht in einfachen Tatsächlichkeiten. Der klarer, moralischer, in seiner kulturellen Haltung werthafter Bestimmte bewegt sich ohne Disput vor dem andern, uneinheitlichern, aber auch richtungsbedürftigeren und egoistischeren. Im Augenblick, und soweit man die persönlichen Vorteile betrachtet, wird er natürlich unzähligemal von diesem ausgenutzt werden, aber hinter ihm steht als unversiegliche Kraftquelle Europa.

Betrachtet man so die geistige Lage Rumäniens auf lange Zeit hinaus, wird kein Anlaß zum Schwarzsehen sein, auch keiner zu schnell erfüllbaren Hoffnungen. Auf der einen Seite wird dieses Eindringen westlichen Kulturguts im einfachsten Lebensverhalten durch Siebenbürger und durch alle deren Geist zugeneigten Menschen, wo immer sie im Lande siedeln, geschehen und damit erst die Atmosphäre sich bilden, in der eine geistige Bestimmtheit auch der höheren Klasse erwachsen kann.

Die Rolle, die die Minderheiten in diesem Kulturenkampf spielen, habe ich früher schon erwähnt.[1]) Der jetzige Stand der Dinge aber macht es erklärlich, weshalb in zehn Jahren von einem geistigen Verständnis für uns bei den leitenden Kreisen keine Rede sein konnte, weshalb die Verbindung zwischen den rumänischen und unsern Ge-

[1]) „Minderheitenlos und -Aufgabe". Klingsor, Dezember 1927.

bildeten beinahe unmöglich und nur auf Einzelfälle beschränkt ist. Die Sprachen, die wir sprechen, sind nicht bloß in nationaler Bedeutung verschieden. Deshalb waltet das Mißtrauen, das in geistigen Fragen nie am Platz ist. Die wenigen, die dies verstehen, können heute nichts anders tun, als es bekämpfen, indem sie dagegen leben.

Man wirft mir vielleicht vor, mein Aufriß sei einerseits zu schwarz, andererseits wieder zu hoffnungsfroh. Ich wende wider das letzte bloß ein, daß die Überspannung der nationalen Gegensätze in Europa schneller, als wir noch heute erwarten, einem europäischen Gesamtempfinden weichen und daß die innern Verhältnisse der Staaten sich bald nicht mehr als Hemmungen der allgemeinen Interessen Europas gestalten werden können. Das gemeinsame Gut Europas ist seine Kultur, um die in Rumänien noch gekämpft wird. Das ist in den zehn letzten Jahren schon so stark ins Bewußtsein des Erdteils getreten, wie nur einst im Mittelalter. Jede geistige Gesinnung führt zu Taten und deren gute Wirkungen werden Rumänien einschließen.

Das sind die Aussichten und gleichzeitig die größten Hoffnungen im Kulturenkampf dieses Landes, daß daraus seine Wiedergeburt erfahren wird in einem größeren Sinne als es chauvinistischen Schreiern heute vorschwebt, die jeder Art die gleichen Maße anlegen wollen und damit das Leben und den Geist abschnüren.

Brukenthals Wille

Einige Gedanken über Kunst und Volk

Von Ernst Jekelius

Die Bewahrung und Erhaltung der Kunstgegenstände des Brukenthalmuseums, die der Treue unseres Volkes anvertraut sind, scheinen mir nur die ersten, selbstverständlichen Aufgaben zu sein, die uns Brukenthal als Stifter gestellt hat. Wesentlicher und bedeutsamer scheint mir jene andere Aufgabe zu sein, die in der Stiftung beschlossen liegt: diese Schätze dem Volke zu eröffnen. Wenn jedes Geschenk den Empfänger zur Bewahrung verpflichtet, so quellen die besonderen Kräfte dieser fürstlichen Gabe an unser Volk gerade aus der Hingabe dieser Kunstwerke an Alle. In solchem Maße ist doch gerade das Kunstwerk dazu berufen, den Menschen aus dem eigennützigen Treiben des Alltags in die Wesentlichkeit wahren Menschen-

tums, aus der eigenen Enge in die Erlösung von ihr zu heben. Ob jene Werke der reinen Kunst in dem Brukenthalmuseum, die solche Kräfte besitzen, solches Licht ausströmen, erhalten werden müssen, ist für uns keine Frage mehr. Die Frage, wie machen wir diese Werte für unser alltägliches Leben möglichst geldnützlich, schiene uns Schändung des Stifterwillens zu sein. Die Frage, die uns nahe geht, lautet, wie fördern wir die Freude an dem Kunstwerk in unserem Volke, wie bringen wir die Schätze, die hier aufgestapelt sind, möglichst vielen Menschen nahe, wie stellen wir es an, daß diese Kunstwerke ihrer eigensten Berufung, menschliche Enge zu durchbrechen, folgen können? Eine Frage, deren Lösung in diesen Tagen der Not und des Dunkels in der Mitte unseres Volkes, da, wo es sich um lichtbringende Erhebung handelt, wahrhaft von großer Bedeutung zu sein scheint. Eine Frage, die viel Besinnlichkeit und guten Willen von dem Fragesteller fordert, die, wenn man sie recht nimmt, ihre besondere Bedeutung hat, da sie, wie alle bedeutenden Fragen die Antwort nicht gleich bei der Hand hat und auch mit einer Geldspende nicht gelöst werden kann. Eine Frage aber, die denjenigen, die ihr mit gutem Willen nahetreten, viel Freude und Bekräftigung bringen wird, da ihnen erst jetzt einerseits ein tiefer Blick in die Psyche dieses Stifters vergönnt sein wird, andererseits der Besitz dieser Stiftungen, der solche Kräfte in sich trägt, herzlich nahekommen wird. Denn so erfaßt, wird diese Stiftung erst wahrhaft fruchtbringend, strahlen erst von ihr all die guten Kräfte aus, die sie birgt. Man befindet sich plötzlich durch dies in unserem kargen Lande unerwartete Geschenk in der Lage eines Mannes, der unverdienterweise Verirrten den rechten Weg weisen, der Dürstenden einen Schluck von dem ewigen Wasser bieten, der Hungernde aus einem reichen Vorrat speisen kann, wenn er es nur richtig anstellt. Wir müssen uns dann sagen: Wenn die Menschen nicht in die Bildergalerie kommen, so müssen die Bilder zu den Menschen kommen. Wir dürfen nicht mehr sagen: die Galerie ist ja da; wer kommen will, kann kommen, mehr zu tun sind wir nicht in der Lage. Das wäre nach solcher Erkenntnis zumindest sehr lieblos, sehr unwürdig der Gabe des Stifters. Und da steht auch schon breitspurig eine Gestalt vor uns, klopft uns onkelhaft auf die Schulter und sagt mit fetter Stimme: „Aber, lieber Freund, dazu brauchen wir ja die Mittel.“ Nun will ich aber die Mittel, die die Sache hier nur verwirren, gar nicht mitsprechen lassen. Ich will nur von der Aufgabe des völlig mittellosen Freundes sprechen, das wachsende Interesse unseres Volkes an Werken der Kunst zu fördern und in die rechten

Wege zu leiten. Im Grunde genommen ist ihm seine Aufgabe durch die warmherzige Erwägung des Vorhergegangenen schon gestellt und so wird er denn den rechten Weg schon finden. Und wenn ich ihm nun noch einige Ausgangspunkte gebe, so sollen das für ihn keine befreienden Auswege werden, sondern nur Mittel zur Erreichung des hohen Zieles, Lichter im Dunkel der Nacht, die alles fruchtbringend umfangen muß.

Was können die Stillen im Lande, die sich heute am ehesten der Gemeinschaft verpflichten lassen, tun? Was können wir tun?

Wir können immer wieder darauf hinweisen, welchen Schatz unser Volk an der Gemäldegalerie besitzt. Wir können unsere Familie, unsere Freunde und Bekannten immer wieder zu diesen Bildern führen. Wir können die Kunstfreunde und Kunstkenner unter uns bitten, in den Zeitungen und Zeitschriften — vielleicht auch in Form von Aufsatzreihen — auf die wertvollsten Bilder der Sammlung hinzuweisen und für sie zu werben. In kleinen Aufsätzchen könnten einmal „Der Mann mit der blauen Sendelbinde", einmal „Die Betenden" von Memmling, einmal „Der Sommer" von Jordaens, einmal die Landschaften von Koninck der musealen Ferne entrückt und dem Leben gewonnen werden. Wir können unsere Kunstfreunde bitten, soweit sich ihnen die Möglichkeit bietet, Führungen und Vorträge für weitere Kreise und vor allem für die aufnahmebereite Jugend zu veranstalten. Endlich können wir Sonderausstellungen machen. Bei solchen Sonderausstellungen kommen die einzelnen Bilder an den Betrachter, der nicht durch unzählige andere Gemälde abgelenkt wird, viel näher heran. Auch kommen viele wertvolle Bilder, an denen der Besucher auf dem Durchmarsch durch die Säle achtlos vorübergeht, hier erst zu ihrer Geltung. Zu diesen Sonderausstellungen würde ich den Vorschlag machen, sie nicht nur von kunsthistorischen Standpunkten, sondern auch von sachlicher Einstellung ausgehen zu lassen, was dem Laien außerordentlich entgegenkommt. Weshalb soll nicht einmal eine Ausstellung der Blumen und Obststücke, von denen die Sammlung eine ganze Anzahl sehr schöner Tafeln besitzt, vereinigt vielleicht mit Tierbildern erfolgen? Weshalb soll nicht einmal eine Ausstellung nur mit Bildern humorvollen Inhalts, wie das des Bauern bei dem Quacksalber, der während der ihn vollkommen im Bann haltenden, peinlichen Prozedur des Zahnziehens von der Helfershelferin des Gauklers auch noch um den Geldbeutel gebracht wird, Pseudo van der Vennes Abendbesuch des pfiffigen Teufels bei

den Bauersleuten, und einigen der saftigen Kirchweihbildern bestritten werden? Gerade eine derartige Ausstellung würde, glaube ich, zahlreiche und dankbare Besucher finden. Eine Ausstellung religiös betonter Kunst könnte endlich als Kernstücke Messanas edle Kreuzigung, die Betenden von Memmling und Lorenzo Lottos Büßer vereinigen.

Man wird bei der Durchführung solcher Aufgaben viel Freude erleben, indem man anderen eine Freude bereitet. Zumal wenn man sich zu Helfern die begeisterungsfähige Mittelschuljugend heranzieht. Mögen die Jungen bei solcher Arbeit, bei der sie wieder einmal mehr lernen als das bloß Sachliche, den Sinn der Arbeit für die Gemeinschaft erkennen und, der Vergangenheit würdig, Bürgen einer besseren Zukunft werden.

Der Weltfrieden

Von Dr. Wilhelm Seiwerth

Der Pazifismus ist schon in der Vorkriegszeit als geistige Bewegung in Erscheinung getreten, deren von hohem Idealismus beseelte Träger den Krieg als kulturwidrig und unmenschlich im Wege des internationalen Zusammenschlusses aller Kriegsgegner für die Zukunft unmöglich machen wollten. Diesen Weltfriedensbestrebungen war vor dem Jahre 1914 sehr wenig Erfolg beschieden. Es gelang ihnen nicht diejenige gewaltige geistige Strömung über alle Grenzen der Staaten hinweg zu entfesseln, die durch die Solidarität der Menschheit in dieser Frage jede Kriegsgefahr gebannt hätte. Die große überwiegende Mehrheit der Kulturwelt sah damals im Pazifismus, bei voller Anerkennung des edlen Zieles, eine Utopie, die im Widerspruch zu der menschlichen Natur steht und daher undurchführbar ist.

Das furchtbare Erlebnis des Krieges, der sich mit seinem Schrecken tief in die Seelen der Menschen eingegraben hat, hat auch in dieser Hinsicht Wandel geschaffen. Seit dem Abschluß des Weltringens geht eine tiefe, starke Sehnsucht nach dauerndem Frieden durch die ganze Kulturwelt. Die Erkenntnis, daß ein neuer großer Krieg die menschliche Kultur in ihrem Bestande ernstlich bedroht und darum unbedingt vermieden werden muß, ist heute sozusagen geistiges Gemeingut geworden.

Dies ist die Grundlage, auf der sich all die mannigfaltigen Friedensbestrebungen der Gegenwart aufbauen. Die verflossenen zwei Monate

sind ganz besonders stark im Zeichen des Weltfriedens gestanden, wenigstens insoweit als die verschiedensten Kongresse und weltpolitischen Aktionen ihn als großes zu erstrebendes Ziel verkündet haben. Das größte Interresse verdient wohl der sogenannte Kellogg-Pakt, der am 27. August in Paris mit viel Aufmachung von den führenden Staatsmännern der Welt unterzeichnet worden ist. Die Meinungen über den praktischen Erfolg dieser Achtung des Krieges als Instrument der nationalen Politik sind sehr geteilt. Bei beachtlichen politischen Stellen macht sich eine nicht geringe Skepsis geltend.

Und wahrlich mit Recht werden Zweifel laut, ob nun damit jede Kriegsmöglichkeit wirklich ausgeschaltet sei. Staatssekretär Kellogg selbst hat erklärt, daß er sich keinen Illusionen darüber hingebe, daß nun für immer kriegerische Auseinandersetzungen ein Ding der Unmöglichkeit geworden seien. Aber er glaubt, daß doch ein sehr bedeutender Schritt getan worden sei, um in moralischer Hinsicht den Geist des Friedens in der Welt zu festigen.

Es liegt uns fern zu bezweifeln, daß der Kellogg-Pakt als eine programmatische-politische Manifestation größeren Stils nicht ein Impuls für alle diejenigen Kräfte ist, die in der Welt für den Frieden arbeiten. Aber anderseits muß festgestellt werden, daß nur halbe Arbeit getan wurde. Denn es genügt nicht, formell den Krieg zu ächten und die Ursachen, die zu bewaffneten Auseinandersetzungen führen können, unbeachtet zu lassen. Es entsteht heutzutage kein Krieg ganz plötzlich, gleichsam aus augenblicklichen Meinungsverschiedenheiten der Staatenlenker heraus, sondern er ist stets das Ergebnis der Jahre hindurch geübten Machtpolitik gewisser Staatsgruppen. So muß auch jede gewaltmäßige Aufrechterhaltung der auf absolutem Unrecht beruhende Zustände und Verhältnisse der Staaten untereinander früher oder später zu ernsten Reibungen führen, die dann den Krieg zwangsläufig heraufbeschwören.

Dieser Fall liegt auch gegenwärtig vor. Die Friedensdiktate haben eine Gewaltherrschaft der Siegerstaaten aufgerichtet, die unter dem ganz falschen Vorwande der Kriegsschuld die wehrlosen Besiegten mit der Macht der Waffen auch heute noch ihrer elementarsten Rechte berauben. So bildet z. B. die Rheinlandbesatzung eine ständige Demütigung und Herausforderung des deutschen Volkes. Kann somit von einer Befriedung der Welt gesprochen werden, wenn insbesondere Frankreich und seine Gefolgsstaaten um jeden Preis den durch die Friedensdiktate geschaffenen Zustand, der in vieler Hinsicht ein himmel-

schreiendes Unrecht bildet, aufrecht erhalten wollen? Der Weltfrieden darf unter keinen Umständen auf der Vergewaltigung großer Kulturvölker aufgebaut werden. Die erste Voraussetzung für ihn ist, daß der Grundsatz der Gerechtigkeit auch in den Beziehungen der Völker untereinander allgemein anerkannt wird.

Diese wesentliche Voraussetzung aber fehlt im Kellogg-Pakt vollständig. Er unterläßt es den Geist des Imperialismus und der Machtpolitik zu ächten, aus dem ja erst die Kriege erwachsen. So ist wohl in Paris ein schönes Ziel verkündet worden und zwar mit großer Geste, aber man hat keinen Finger gerührt, um den bereits vorhandenen Explosivstoff wegzuräumen.

Daß dies nicht geschehen ist, darf uns freilich nicht wundernehmen, wenn man die gegenwärtige weltpolitische Lage genau kennt. Als nach Beendigung des Krieges der Wunsch nach dauerndem Frieden die Gemüter der Welt stark erfüllte, hat Frankreich als treibende politische Kraft bei Abfassung der Friedensdiktate, den Gedanken der Sicherung des künftigen Weltfriedens sich als wirksames Schlagwort auserkoren. In Paris wußte man eben gut, daß heutzutage die öffentliche Meinung ein sehr wesentlicher Faktor ist, den man nicht ungestraft ignorieren kann. So wurde denn die Idee des Völkerbundes lanziert und in Genf erfolgte tatsächlich die Gründung dieses angeblichen Weltforums. Frankreich spielte dabei die erste Geige und gebärdete sich mit viel Geschick als der erste Anwalt des Weltfriedens. Es gelang ihm, der öffentlichen Meinung einzusuggerieren, daß es für dies große Menschheitsziel sich mit voller Kraft einsetze.

Heute jedoch ist es offenkundig, daß Frankreichs sogenannte Friedenspolitik nichts anderes als eine großangelegte Täuschung der Welt war und ist. Denn der Völkerbund dient einzig und allein der Aufrechterhaltung des Zustandes der Vergewaltigung, den der „Frieden" dem deutschen Volke gebracht hat. Von Paris aus wird nach wie vor die Einkreisung Deutschlands betrieben. Die auch im Friedensdiktat vorgesehene Abrüstung der Siegerstaaten wird mit den juristischen Spitzfindigkeiten, die sich um den Begriff der „Sicherheit" gegenüber dem unbewaffneten Deutschland gruppieren, sabotiert. Das „friedliche" Frankreich starrt dabei in Waffen. Es ist auch heute tatsächlich in höchstem Grade imperialistisch eingestellt und ist der ausgesprochene Vertreter rücksichtslosester Machtpolitik. Die einschränkende Interpretation, die Paris in seinen Noten an Amerika dem Friedenspakt gegeben hat, ist daher so sehr bezeichnend für seine Auffassung: Der

Verteidigungskrieg ist erlaubt, die vertraglichen Bindungen Frankreichs und die Grundsätze des Völkerbundes bleiben unberührt. Das heißt mit anderen Worten, die bisherige Machtpolitik geht weiter, im Notfalle sorgt eine geschickte Regie auch dafür, daß das herrschsüchtige Frankreich als der „Angegriffene" erscheint.

Wenn man alle diese Tatsachen vor Augen hält, weiß man wie die salbungsvollen Friedensreden Briands zu verstehen sind. Sie sind die Beruhigungspulver für die von wirklicher Friedenssehnsucht erfüllte öffentliche Meinung und dienen gleichzeitig der sorgfältigen Verhüllung der wahren Politik der Gewalt, die Paris macht. Dies ist die mit so viel diplomatischem Geschick betriebene große Täuschung der Welt, die bisher leider stets noch gewirkt hat.

Hinter der so zweideutigen, für den Weltfrieden wahrlich sehr gefährlichen Politik Frankreichs steht dessen gewaltige Militärmacht. Dieser reale Machtfaktor ist heute noch viel stärker als all die Bewegungen, die ehrlich einen dauernden Frieden erstreben. Auf Kongressen werden Friedensresolutionen erbracht (Interparlamentarische Union, Völkerbundsliga usw.), aber es ermangelt ihnen die notwendige große Durchschlagskraft, solange der französische Imperialismus, auf die Waffen gestützt, Europa umklammert hält. Die Franzosen sind ein degenerierendes Volk, das in Ermangelung der vitalen Lebenskraft befürchtet ins Hintertreffen zu geraten, wenn einmal die Völker nur in freiem, edlem Wettstreit um Geltung ringen werden, und nur die wirkliche Lebenstüchtigkeit und nicht die Waffen den Erfolg gewährleisten. Darum will Frankreich um keinen Preis seine jetzige, auf der Gewalt seiner Armee beruhende Hegemonie aufgeben.

Wir halten trotzdem die Weltfriedensbestrebungen nicht für aussichtslos, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß die beiden lebenskräftigsten und aufwärtsstrebenden Staaten, Deutschland und Amerika, in Gemeinschaft und unter Einsetzung ihrer ganzen gewaltigen inneren Kraft die Führung einer wirklichen Friedenspolitik in der Welt übernehmen. In ihren Händen ist der Weltfrieden am besten gewährleistet, denn sie haben kein Interesse daran, Gewalt zu üben, bei ihrer ungeheueren Lebenskraft ist ihre kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung am besten durch einen dauernden Frieden gesichert. Wir glauben daran, daß in absehbarer Zeit ein deutsch-amerikanischer Bund Treuhänder des Weltfriedens wird, ihm wird die ganze Kulturwelt gerne Gefolgschaft leisten.

Rundschau

Leo Greiner ist am 21. August im Alter von 52 Jahren in Berlin gestorben. Er war kein Siebenbürger von Geburt, stammte aus Brünn, aber in den wenigen Gymnasiastenjahren, die er in Kronstadt verbrachte, senkte er so viele und starke Wurzeln in diesen Boden, daß er ihn zeit seines Lebens als Heimat liebte. Daher nährte sich auch seine Anteilnahme für jedes Ereignis, das uns berührte. Jede unserer geistigen Fragen war gleichsam auch an ihn gerichtet. Noch den jüngsten Bestrebungen, die in dieser Zeitschrift Ausdruck finden, war er freundschaftlich verbunden.

Seine Wirkung auf die geistige Entwicklung der siebenbürgischen Altersgenossen in Schule und Leben war groß. Die Knaben wußten schon damals, daß ihm Talent die geistige Führung unter ihnen übertrug. Als er dann im Kreise Wedekinds als einer der „Elf-Scharfrichter" in München seinen erfolgreichen Eintritt in die Literatur vollzog, blieb die Verbindung mit Kronstadt lebendig durch seine Freundschaft mit den Herausgebern der „Karpathen".

Seine dramatischen Werke wie „Herzog Boccaneros Ende", „Liebeskönig" hatten keinen größern Erfolg, dafür aber eine Übersetzung der „Lysistrata", die unzähligemal aufgeführt wurde. In der Lenau-Forschung, zu der ihn Wahlverwandschaft mit dem Dichter drängte, leistete er grundlegendes.

Seine Lyrik ist gewiß nicht zu vergleichen mit dem gewaltigen Werk Georges, den Visionen Heyms oder Trakls, aber sie enthält einige Gedichte, die man den besten deutschen der letzten Jahrzehnte zuzählen darf. Nur eines sei hier angeführt:

Nacht, die aus den Sternen quillt,
schmieg' dich fester um mein Leben!
Was genommen und gegeben,
ist vollendet und erfüllt.

Wie ein Brunnen ist mein Blick:
Alle Eimer, die sich hoben,
kehren überfüllt von oben
mit gekühltem Licht zurück.

Dieses gekühlte Licht, Weisheit des erfahrenen Mannes, Güte des verstehenden Herzens war es, was mich in den wenigen Gesprächen mit ihm vor einigen Jahren berührte und zur Dankbarkeit zwang. Dankbarkeit für ein weites Herz, für einen edlen schaffenden Geist, der, so wenig greifbar es heute sein mag, das Wertvolle auch unseres siebenbürgischen Lebens befruchtet hat. Ist diese Leistung im Einzelnen nun nicht mehr faßbar, so nur, weil sie Leben wurde, sich in Freunden und Gleichgestimmten auswirkte, sich dort vollendete und erfüllte. Und dies war vielleicht seine vornehmste Bestimmung, verstehender Betrachter, führender Erkenner zu sein, wie er Freund war vielen Dichtern und Geistern seiner Zeit. Heinrich Zillich

Aquarellausstellung Heinrich Schunn in Kronstadt. Seit längerer Zeit hängen im Kunstsalon Klingsor Aquarelle des begabten Heinrich Schunn, dessen Werke im Vorjahre ausführlich von Fritz Holzträger besprochen wurden (Klingsor IV. S. 75—77). Die Bilder haben die Vorzüge einer frischen Unbekümmertheit, die sich allen farbigen Wundern in der Natur hingibt und die Formsprache der Dinge nur in zweiter Linie beachtet. Das führt, obgleich es der Aquarelltechnik zugute kommt, doch auch zu Lösungen, die oft etwas Zufälliges und Beiläufiges haben und nicht befriedigen. Eine gewisse Vorliebe für verwischte und verschwommene

Stimmungen in Nebel und Berglandschaften führen zu guten, dann aber auch zu einigen unerfreulichen gefühlsseligen Stimmungsbildern. Im übrigen vermerkt man als Gewinn, daß Schunn selbst zu klarer und kompakterer Gestaltung drängt und daß zwischen dieser Ausstellung und der im Vorjahr eine starke Entwicklung unverkennbar ist.

Der neunte Ferienhochschulkurs in Hermannstadt. Wenn man bedenkt, daß der im September d. J. abgehaltene Ferienhochschulkurs der neunte ist, und daß bisher bei Ausscheidung der medizinischen Fächer noch keine Wiederholung im Hauptthema erfolgte, dann könnte man meinen, daß die Zahl der akademischen Disziplinen sich erheblich vermehrt hätte. Eigentlich ist es so, aber man könnte das Hauptthema dieses Kurses: „Die Frau der Gegenwart" — und: „Der Anteil der Frau am geistigen Leben und an der Arbeit der Gegenwart" sehr gut einer Disziplin unterordnen, die den Aufbau und die Gliederung der Gesellschaft (in Deutschland) beschreibt. Das, was viele heute noch die Frauenfrage nennen, ist schon lange keine reine Frauenfrage mehr, sondern eine Frage der ganzen Gesellschaft. Dieses konnte der letzte Kurs einem jeden Teilnehmer klar machen. Viele Männer waren allerdings nicht darunter.

Man hatte bis zum letzten Augenblick auf das Erscheinen der weit über die Grenzen Deutschlands bekannten Frau Ministerialrat Dr. Gertrud Bäumer-Berlin gerechnet, doch erfolgte eine Absage. Als Vertreterin erschien Frau Regierungsrat Dr. Uhlich-Beil aus Dresden und behandelte in sechsstündiger Vorlesung das Thema: Die Frau im öffentlichen Leben. Zuerst sprach sie von den Ausgangspunkten und von der Geschichte der Frauenbewegung und befaßte sich dann mit einer Reihe großer Fragen, denen die inzwischen zur politischen Mündigkeit gelangten Frauen in erster Linie ihre Aufmerksamkeit schenken (Fragen des Familienrechtes, der sozialen Wohlfahrtspflege, Recht der unehelichen Kinder, Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der Abtreibung usw.). Sie hat mit dem, was sie über die Geschichte der Frauenbewegung und über ihre gegenwärtigen Probleme sagte, viel Interessantes und Neues gesagt, weil es gerade unter uns nicht viele geben wird, die selber nach all diesen Dingen forschen. Sie mag mit dem Hinweis auf die Komplikationen, die der Eintritt der Frauen in das politische Leben auch für die Frauenbewegung gebracht hat, so mancher der zuhörenden Frauen zu der Erkenntnis verholfen haben, daß die harte Wirklichkeit auch bei der Mitbestimmung der Frauen im öffentlichen Leben nicht einfach aufgegeben werden kann. Frau Uhlich-Beil ist selber eine Frauengestalt, die außerordentlich sympathisch wirkt. In ihren Zügen, aus denen man hohe Intelligenz, Wahrheitsliebe und Wirklichkeitssinn, Strenge und Sachlichkeit ebenso wie eine feine Empfindsamkeit für die menschlichen Dinge lesen kann, offenbart sich dasselbe, was man aus ihren Vorträgen heraushören kann. Ihre ganze Einstellung ist ferne von jeder Utopie, aber auch ferne vom lähmenden Skeptizismus. In dieser Frau hat die Frauenbewegung einen Typus geschaffen, der für ein öffentliches Leben auf hoher Stufe volle Tauglichkeit besitzt, und der die Reihen der wertvollen Kräfte des öffentlichen Lebens wirklich vermehren kann. Das war der große starke Eindruck, den man haben konnte, wenn man dieser Frau zuhörte.

Eine prächtige Gestalt war auch Frau von der Malsburg, eine Edelfrau vom Lande, die sich die Hebung der deutschen Landfrau zum Ziel gesetzt hat und auf verschiedenen Wegen diesem Ziel zustrebt. Was sie vom Landvolk insbesondere

von der Landfrau sprach, das war ureigenstes Erleben und tiefstes Verstehen. Die Lebensanschauung, auf der ihr Wirken ruht, ist ein tiefes vaterländisches Empfinden und eine große Liebe zum eigenen Volk, das vor allem lebenstüchtig gemacht werden soll. Frau von der Malsburg ist eine gebildete Frau, aber man hört aus ihren Worten nichts, was bloß angelernt wäre. Es ist alles echt und überzeugend bis zum Grunde, und das Wesen dieser Frau ist wahrhaftig, klug und kraftvoll. Ein Vortrag, den sie hauptsächlich vor Frauen vom Lande hielt, hat auch unter diesen eine große Wirkung gehabt.

Gräfin Wrangel, die in der Landwirtschaftskammer von Kassel Referentin für Haushaltungsschulen ist, ergänzte Frau von der Malsburg insoferne, als sie über das Schulwesen zur wirtschaftlichen Schulung der weiblichen Jugend sprach. Sie bekleidet in verhältnismäßig jungen Jahren ein verantwortungsvolles und nicht leichtes Amt. Erscheinung, Auftreten und Vortrag waren glänzend, die volle Beherrschung der sachlichen Aufgabe über jeden Zweifel erhaben, auch sie ein moderner weiblicher Beamtentypus, wie er wohl in großer Zahl nicht in Erscheinung treten wird, weil auch sie viel mehr besitzt als fachliche Schulung.

Offenbar, um zu zeigen, welche Stellung die Frau im wissenschaftlichen Leben einnehmen kann, waren den drei erstgenannten Vorlesungen zwei Vorlesungen deutscher Universitätsdozentinnen angeschlossen und zwar: Prof. Dr. Anna Siemsen-Jena: Zielrichtung und Methoden der modernen Pädagogik (6 Stunden) und Prof. Dr. Agathe Lasch-Hamburg: Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache (6 Stunden) und Niederdeutsche Sprache und deutsche Geschichte (2 Stunden). Beide Vorlesungen standen auf einer Höhe, daß es auch für Anspruchsvolle ein Vergnügen war zuzuhören.

An Vorlesungen reichsdeutscher Dozenten sind zu nennen: Dr. Rietschel-Würzburg über: Die Bedeutung der Vitamine für unsere Ernährung — eine sehr lehrreiche Stunde, ferner Prof. Dr. Max Sauerlandt-Hamburg: Entwickelung der neuzeitlichen Malerei (4 Stunden) und Deutsches Porzellan (2 Stunden), ferner Reichskunstwart Dr. Edwin Redslob: Die deutschen Feste der Klassikerzeit in ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung (5 Stunden) und Volkskunst und Handwerk als Gegenwartsproblem (1 Stunde). Sauerland, ein echter Niederdeutscher, zeigte in den wenigen Stunden eine ganze Reihe von Malern. Er durchlief angefangen von Philipp Otto Runge mit zeitweiligem Zurückgreifen auch auf andere Meister, einen Zeitraum von etwa 100 Jahren und schloß mit einigen ganz modernen Bildern, die über das, was man ungenau und landläufig moderne Malerei zu nennen pflegt, hinaus sind. Sauerland ist als Kunstbetrachter ein ehrlicher Bejaher aller irgendwie bejahenswerter Momente und die Kunst des „mit dem Herzen Verstehens", die er als eine Vorbedingung der Betrachtung von Kunstwerken bezeichnet hat, ist ihm in einem Maß eigen, wie wenigen anderen.

Redslob hat in einer Vorlesung den Gedanken, daß Volkskunst Selbstdarstellung des Volkstums ist, daß es — man könnte sagen eine Muttersprache der Hand ist, die sich in der Volkskunst offenbart, weiter ausgeführt und manche Folgerungen daraus gezogen, die alle auf Wahrung des mit der Volkskunst überkommenen Erbes hinzielen.

In der Vorlesung über die deutschen Feste in der Klassikerzeit sprach Redslob über das Leben in Weimar vor Goethe, zur Zeit Goethes und über den später folgenden Niedergang. Redslob stammt selber aus Weimar. Er ist mit den Einzel-

heiten aus Goethes Leben und Wirken überaus vertraut und darum war dieser Vortrag sehr lebendig und inhaltsvoll. In diesem Vortrag fand der Gedanke, daß Feste ebenfalls Selbstdarstellung eines Volkes, einer bestimmten Geistigkeit sind, eine vielfältige Ausprägung.

Auf dem Begrüßungsabend hatte der Hochschulkurs matt angefangen. Die Vorlesungen hatten binnen kurzem ein wenig Schwung hineingebracht. Von den verschiedenartigen Veranstaltungen verdienen rühmliche Erwähnung die Konzerte und auch das Volksfest mit dem ausdrucksvollen Trachtenzug. Auch der Frauenabend brachte die Kursteilnehmer einander näher. Die Ausstellung „Die Arbeit der deutschen Frau in Siebenbürgen", kurz Frauenausstellung genannt, hielt nicht, was sie versprach. Wenn man das sicherlich mit viel Mühe und Fleiß, aber auch mit einem beträchtlichen Kostenaufwand zustandegebrachte Werk ansah, so hatte man noch keine befriedigende Antwort auf die Frage, was man mit dieser Ausstellung eigentlich beabsichtigte. Es mangelte irgendwie an innerer Struktur, am geistigen Band und die äußere Aufmachung mit abgeteiltem Eislauf-Pavillon und rasch hergestelltem Park konnten den Kontrast zwischen Form und Inhalt noch deutlicher werden lassen.

Die Bilderausstellung von Hans Eder in einem Raum des Brukenthalmuseums erfreute sich vielfachen Interesses. Die wichtigsten Werke sind in den heimischen Zeitungen und Zeitschriften schon besprochen worden.

Insgesamt hatte der Hochschulkurs mit allen begleitenden Veranstaltungen einen reichen Inhalt. Das haben fast alle Teilnehmer rückhaltlos anerkannt.

Ewald Sindel

Neue Bücher und Schriften

Bilder aus der Kulturgeschichte der Siebenbürger Sachsen. Herausgegeben von Fr. Teutsch. Verlag Krafft & Drotleff A.-G., Hermannstadt 1928. 2 Bände. Preis je Lei 260·—.

Was der Titel dieses Werkes verspricht, das hält er in reichem Maße. Es gibt kaum ein Gebiet aus der sächsischen Kulturgeschichte, das in diesen beiden Bänden nicht berührt wird; zu kurz kommen vielleicht nur Kunst- und Rechtsgeschichte.

Es ist schwer oder unmöglich, in einer kurzen Rezension Wert und Verdienst der einzelnen Verfasser gegeneinander abzuwägen und jeden einzelnen der Beiträge gesondert zu würdigen. Das Werk ist ja aber auch nicht als ein wissenschaftliches Handbuch gemeint, sondern als ein Geschenk der heutigen Träger der heimischen historischen Forschung an die breiten Kreise unseres Volkes. In glücklicher Vereinigung von Wissenschaftlichkeit und Volkstümlichkeit erreicht es seinen Zweck überall und verrät so einerseits die überaus reiche wissenschaftliche Einzelarbeit, die hinter seinen allgemeinen Zusammenfassungen steht und ihnen das objektive wissenschaftliche Schwergewicht verleiht und andererseits die Eignung der Verfasser, das wissenschaftlich Erarbeitete in praktisch wirksames Kulturgut umzusetzen. Vielleicht für lange Zeit wird dies Werk das einzige seiner Art bleiben und wenn ihm früher oder später andere kulturelle Betrachtungen folgen, werden sie immer wieder auf diese Bilder als eine unentbehrliche und erste Grundlage zurückgreifen.

Wenn man kritisch ins Einzelne geht, findet man wohl neben kraftvollem Gestalten wie bei G. A. Schuller, Dr. Rich. Schuller, Fr. Teutsch („Die Entwickelung unseres

nationalen Bewußtseins"), Adolf Schullerus (seine Betrachtungen über die geistigen Strömungen im 19. Jahrhundert) manches Farblose und Konventionelle; aber bei einem Sammelwerk, wie dem vorliegenden, ist das nicht anders möglich und nimmt ihm seine Bestimmung nicht, Zeugnis davon abzulegen, daß es bei uns eine auf voller Höhe stehende wissenschaftliche Geisteskultur gibt. Alfred Pomarius

Adolf Schullerus: Unsere Volkskirche. 2. Auflage. Krafft & Drotleff A.-G., Hermannstadt 1928. Brosch. Lei 50·—.

Man merkt es, daß die in diesem Heft vereinigten Vorträge und Aufsätze aus sehr verschiedenen Zeiten stammen. Der erste noch 1897 geschriebene Aufsatz ist von unvergleichlich größerer kritischer und formgestaltender Kraft getragen als die übrigen; in ihm steht ein schöpferisches historisches Denken innerlich frei seinem Stoff gegenüber. An den übrigen erst in den letzten Jahren entstandenen Aufsätzen merkt man zu sehr das krampfhafte Bemühen als Gegenwirkung gegen die Ansichten mancher jüngerer Kreise, eine echte und bedeutsame Religiosität in unserem Volke nachzuweisen. Dafür merkt man aus jeder Zeile dieser Arbeiten die Liebe des Verfassers zu seinem Volke, die wohl der Hauptgrund in diesem seinem Bemühen ist. Ihre innere Seelenstimmung ist die Dankbarkeit des gereiften Menschen den schönen Zügen und Seiten gegenüber, die er im Wesen und der Geschichte seines Volkes erleben konnte. Demgegenüber verblaßt als kleinlich alles Kritteln an der Volksseele. Vielleicht ist es mehr noch ein Unterschied der Lebensalter, als ein solcher der Weltanschauungen, wenn bei uns Jüngeren die Liebe zum Volke gerade in der Kritik zum Ausdruck kommt; daß uns dies Volk nicht gut genug ist und daß wir gerade auf seine Schwächen den Finger legen. Wenn man von so verschiedenen inneren Einstellungen her dasselbe Objekt betrachtet, kommt es oft vor, daß man bis zu einem gewissen Grade beiderseits recht behält. So wird es auch hier sein. Religiosität hat unser Volk gewiß. Wie man sie bewerten will, hängt aber ganz von den Anforderungen ab, die man an Religiosität als solche stellen will.

Schullerus weilt nicht mehr unter den Lebenden. Wir Jüngeren können uns mit ihm nicht mehr auseinandersetzen. Aber die innerste Wurzel in unserem Bemühen um das Wesen unseres Volkes ist viel zu sehr dieselbe wie bei ihm, als daß wir ihn nicht verstehen würden und als daß wir nicht auch diese seine letzte Veröffentlichung dankbar zur Hand nehmen würden. Alfred Pomarius

Upton Sinclair „Petroleum". Malik-Verlag, Berlin 1927.

Petroleum?! Wie kurz angebunden, nüchtern-protzig, selbstbewußt stellt sich das vor, wie ein großer Mann, ohne Titel oder Vornamen, ohne Erklärung oder gar entschuldigende Formel: jedermann weiß doch wer ich bin! Jawohl, und dem der es nicht weiß, gehen wohl die Augen auf durch dies Buch. Reine Hände bewahrt man wohl kaum dabei, dafür bedeutet es aber auch Weltzankapfel, Weltmacht — und Reichtum heute, das Erdöl, so wie das schwarze Gold, die Kohle, und das sonnige, klingende der Münze. Petroleum, das ist hier einmal die konkrete chemische Substanz, die unter der Erde erspürt, errechnet, dann erbohrt, abgefüllt, verarbeitet und verhandelt wird, und das andremal Symbol der Macht, des „Kapitals", dieses Tyrannen, der alle knechtet, die, die wähnen, ihn zu besitzen so gut wie die, die seiner entbehren, die nach ihm schreien oder ihn bekämpfen.

Alles lernen wir kennen, so unerhört anschaulich, daß wir mitfiebern als wären wir mit dabei, wie ihm zu Leibe gegangen, wie es aus seinen tausend Meter tiefen Kerkern befreit wird durch Geist und Gewalt; den ganzen Kampf des Menschen,

der die eine Naturmacht durch die andern niederzwingt und auspreßt, wie sie dann aber rückwirkt, in ihm selbst alle Urinstinkte entfesselt, Gier, Machtrausch, brutalste Ichsucht, die den Einen gegen den Andern hetzt, jedes Gesetz zum Schmelzen bringt, alles erleben wir. Und sonderbar: obgleich nichts in diesem kühl-realen Buch derlei ausspricht oder hintergründig andeutet, tauchen vor uns die uralten Sagen vom Fluche des Goldes, das Zwietracht sät, dem der Edle zum Opfer fällt, auf, vom Nibelungengold bis zum „Allmächtigen Gold" Peladans.

Nicht zufällig beginnt das Buch im verbotenen 50 Meilen Tempo einer Geschäftsfahrt; Gesetz? Verkehrspolizei? Wird geblufft wenns geht; nur das geschäftliche Risiko entscheidet, ob man gehorcht, ob nicht. Zeit ist Geld, Geld ist Macht, Macht gestattet Alles — ergo: rase, nur laß dich nicht erwischen! Erdölgelände ist ausgekundschaftet, jetzt gilts zupacken, kaufen oder pachten, Vorsprung gewinnen — und schon sind wir mitten drinn in der Hatz, dem Kampf und Wirbel aller Dämonen unserer Zivilisationsbarbarei. Das Petrolunternehmen des alten Roß und seines Sohnes Bunny wirkt hier gleich einem Scheinwerfer, in dessen Lichtkegel alle Kräfte und Kreise des sozialen, politischen, gesellschaftlichen und moralischen Amerika sichtbar und wirksam werden.

Das persönliche Schicksal der Beiden, wie sie sich mit all diesem auseinandersetzen, davon gehemmt, gefördert, ab- und gegeneinander gelenkt werden, das bildet das Gerippe des Romans, sein Fleisch und Blut aber, die Fülle amerikanischen Lebens der Gegenwart, d. h. etwa der letzten 15 Jahre.

Nicht so sehr der einzelne Mensch steht hier im Mittelpunkt, als vielmehr das Ringen der unpersönlichen Kräfte in diesem Riesenorganismus; der Mensch wird hier zu ihrem bloßen Exponenten, glaubt frei zu handeln, und erfüllt doch nur die ihm, kraft seines „kapitalen" Schwergewichtes und seiner Stellung im System, von diesem vorgeschriebene Funktion. Und wer versucht, sich dieser zu entziehen, gerät ins Schwanken, aus dem Gleichgewicht, wie Bunny, oder erstarrt zum Thesenträger, wie etwa Paul und Rachel. Hier liegt die Schwäche des Romans, hier wo das Menschentum sich frei, d. h. nach seinem innern Gesetz, dem Irrationalen, dem Tiefsten, Tragischsten der Menschenseele entfalten müßte, da versagt Kraft oder Wille des Verfassers, der alles Rationale so glänzend meistert. Welche Keime liegen doch in diesen Verhältnissen und Charaktergrundlagen: Vater und Sohn, Freund und Freund, Bruder und Bruder! Auch fehlt — bezeichnenderweise — die größte Irrationale, die Liebe, oder doch das, was ich so bezeichnen könnte; ihre zu sehr aus Mode, aus physiologischen oder sozialen Voraussetzungen sich erklärenden Formen, die hier anschaulich genug geschildert werden, die meine ich nicht.

Daß hier also nicht so sehr das Besondere und Innere des Individuums, als vielmehr des Kollektivums: Staat und Gesellschaft, geschildert wird, findet seine Erklärung einesteils vielleicht darin, daß der Autor, wie er selbst sagt, ein „Sittenbild" geben wollte, anderenteils aber vielleicht darin, daß ein noch so junges Volk wie die Amerikaner für die Problematik des Individuums weniger Verständnis und Interesse, als für die auf Schritt und Tritt nur zu fühlbaren, ganz realen Verhältnisse hat. Die aber durchschaut es dann auch mit ganz erstaunlichem Scharfblick. Und wie wird dieses tolle Neben- und Durcheinander, diese Walpurgisnacht von Streikelend und Filmzauber, Weltkrieg und Privatinteressen, Frontkämpferei und Kommunisterei, Wahrheit und Presse, Gerechtigkeit und Gericht, Universitäts- und Lebenslehre, Backschisch und Heiligenverehrung, Technik und Spiritismus, Jazz

und Choral — wie wird all dies nicht nur nebeneinander gesehen und trefflich geschildert, sondern auch als Ursache und Wirkung, als Antrieb der Hemmung in den Gang der Ereignisse einbezogen!

Könnte ein solcher Roman in Europa geschrieben worden sein? Ich glaube kaum. Unsere Schriftsteller fahnden zu sehr nach dem Ewigen, dem Allgemeingültigen, schließen sich, dieser erhabenen Tätigkeit willen, zu sehr vom gemeinen Leben ab, oder aber wollen sie es meistern, nach ihrem Ideale biegen. Das Alltägliche, allzu Materielle, wird erst diskutabel, wenn es so weit denaturiert, abstrahiert und transparent geworden, daß ein Allgemeingültiges durchzuscheinen, ihm Bedeutung zu verleihen vermag, kurz, daß es den Rang eines Symbols zu bekleiden imstande ist.

Der Amerikaner scheint sich wenig um das Hintergründige, Sinngebende zu kümmern, scheint sich mit der möglichst lebendigen und faßlichen Schilderung der realen Formen zu begnügen. Diese irdischen Dinge sind es doch, die uns die Nächsten, die uns am zugänglichsten sind; ihre Beziehungen und Möglichkeiten müssen wir kennen lernen, um uns mit ihnen auseinandersetzen zu können. Aus der Wahrheit und Kraft des Tatsächlichen — geläutert und verdichtet durch die Kunst — erwächst unmittelbar und überzeugend das Urteil über Wert oder Unwert, erwächst die gesunde Forderung und Idee. Von der Erde zum Ideal, nicht umgekehrt! An der leidigen Wirklichkeit leidet auch das Edelste, oder besser gerade dies, nur zu leicht Schiffbruch, wenn es nicht vom Lotsen genügender Erfahrung gesteuert wird.

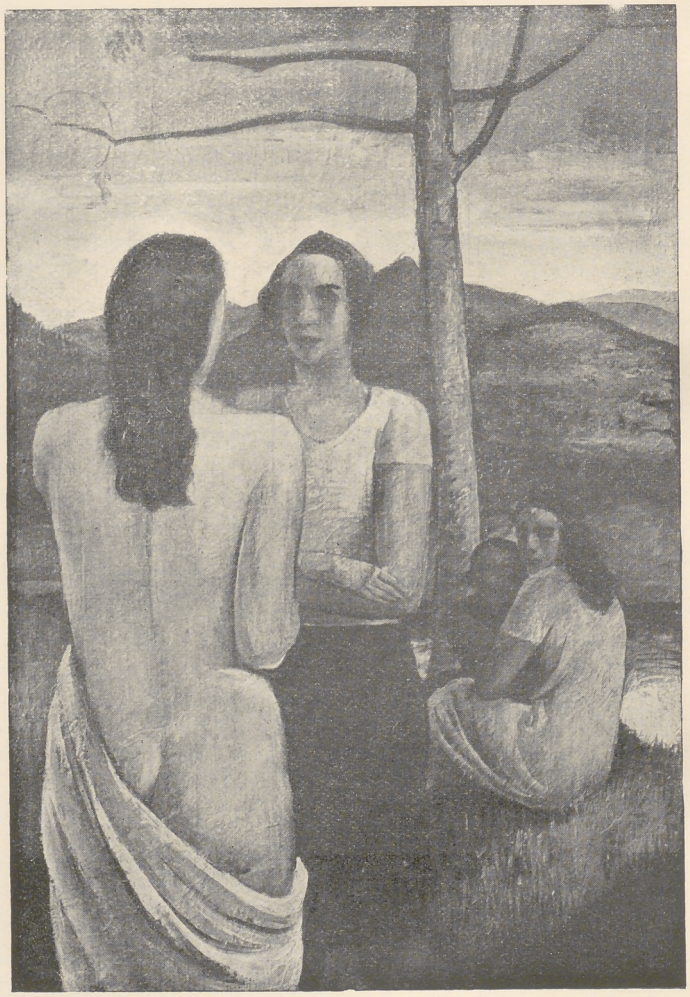
Im Entscheidenden treffen sich die besten Werke von hüben und drüben. Sie tragen beide eine Forderung in sich, sie streben durch den Schein zum Sein, zum Wesentlichen, aber auf entgegengesetzten Wegen. Der Amerikaner gesundes Wurzeln im Diesseitigen, ihre Sachkenntnis und ungebrochene Erlebniskraft verleiht ihrem Werk eine feste Basis und, trotz aller Widerstände des auseinanderstrebenden Stofflichen, eine Klarheit, Leichtigkeit und Lebendigkeit, die manchmal zu oberflächlich, zu unproblematisch erscheinen mag, dafür aber nie konstruiert und erklügelt, sondern erlebt und überzeugend wirkt.

Erwin Neustädter

Mitteilungen der Schriftleitung

Wir beabsichtigten in diesem Heft auf eine Auseinandersetzung einzugehen, die sich über die Frage des Eintrittes der Schriftsteller der Minderheiten in die rumänische Sektion des Pen-Klubs in mehreren Blättern schon seit einiger Zeit hinzieht. Zu dieser Frage äußerte sich vorerst Herr Nichifor Crainic durch ein Interview im Bukarester Tageblatt. Dr. Heinrich Zillich antwortete darauf in derselben Zeitung. Sein Standpunkt wurde von ungarischen Schriftstellern in der Zeitschrift Erdélyi Helikon geteilt. Es äußerte sich zur gleichen Frage noch Emanoil Bucuta im Curentul. Das Wesentliche in der Auseinandersetzung bestand darin, daß die Rumänen den Minderheiten vorschlugen, in den Klub einzutreten, diese dazu bereit waren, aber nach Minderheiten gesonderte Untersektionen innerhalb des rumänischen Klubs wünschten, was Herr Bucuta auch zusagte. Nun ist durch einen Aufsatz von Nichifor Crainic, der am 19. September im Curentul erschien, die Angelegenheit in erfreulichster Weise geklärt und ein außerordentlich sympathischer Vorschlag gemacht worden, der einer neuen erfolgreichen Diskussion die Wege weist. Weil dadurch die Angelegenheit gerade jetzt in eine rasche Entwicklung übergeht, halten wir es für das beste, darüber erst zu berichten, wenn sie Ergebnisse gezeitigt hat.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Flachszeile 31
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Verlegt vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



Ernst Honigberger, Gemälde

Mit Genehmigung der Galerie Neumann-Nierendorf, Berlin

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
5 JAHR NOVEMBER 1928 HEFT 11

Gedichte von Georg Maurer

I.

Heiligt das Leid. Erbaut ihm schützend Altäre.
Und ziehet den Kranz eurer Ehrfurcht davor.
Betretet mit Ernst zu seinem Tempel die Wege.
Hüllet euch ein, wenn seine Gottheit euch naht.

Dort kniet der Jüngling, halb Knabe, mit zitternden Händen,
die er zum Fluche, verwirrt schon, weinend erhebt.
Seid still. Seid still jetzt. An euch ist es nicht, ihn zu richten.
Er weint in der Nacht einer größeren, der bildenden Hand.
Er ist ihr so willig und streuet die Schmerzen
opfernd ihr aus — und rauchend entsteigen
die harten Gaben dem jungen Altar.
Das ist die Zeit, die heilige, die zu der Frucht ihn dränget,
die sich ihm löst aus dem ersten, jungfräulichen Schoß,
da die Welt als Richterin, fordernd, streng sich ihm nahet,
die ihm bis jetzt, liebend, als Mutter nur gab. —
Das ist der Herbst, und der ist lange im menschlichen Leben. —
Naht ihm geduldig darum, verzeihend und gern.
Noch perlen die Tränen auf seinen nächtigen Wangen,
die er dem Frühling, dem Freunde, heimlich geweint.
Doch er läßt ihm die Spiele, er läßt sie ihm alle doch gerne,
wenn ihr ihm nicht, zartlos, das Schöne entreißt.
Er wird euch belohnen, er ist dem Herbste gewogen.
Und hat er ihm nicht, lächelnd, die Hand schon gereicht?
Er fühlt seine Reife. Aus dem vollen Gewimmel
leuchtender Blätter fällt ihm die erste,
die Frucht in den Schoß.

II.

Was gehst du, Genius, stets in Schwarz gekleidet?
Noch sah ich deiner Glieder Schimmer nicht,
ein Lächeln nie, das deine Hand geweitet.

Ich folge dir, wie ich von Jugend an,
in deinen ersten Anblick stumm versunken,
dir folgte, — still von deinen Gaben nahm.

Jetzt aber drängen lauter sich die Fragen,
und um den Mund des Mannes spielt der Zorn.
Ich kann die Welt unwissend nicht mehr tragen:

Hier steh ich. Halt mit festem Sinn die Hand
über die Brauen schützend mir gebogen,
schau in den Kreis, den ich noch nie gekannt.

Hast du mich nicht, engherzig, ihm entzogen,
an Quellen mich geführt, wo Trauer saß,
den Blick verwirrt, der nur dem Tod gewogen?

Fühltest du nie der Erde Übermaß,
der Fülle Gleichmaß, um die Welt gewunden,
das Meer, das ich in deinem Blick vergaß,

den goldnen Klang der abgewognen Stunden,
der Farben Pracht, die — bunt — sich nie gestört,
die still sich reiht, um liebvoll abzurunden?

War je ein Schmerz, der uns die Nacht betört,
dem nicht auch heimlich schon in roten Schuhen
die Lust gefolgt, die jedem Tag gehört?

Was willst du starr in deinem Grame ruhen
und geizest fort und fort nach Ewigkeit
und sammelst Tränen ein in deine Truhen.

Wirf sie hinaus, wie Meer und Länder weit
Und füge dich geduldig ein ins Ganze.
Sei, wie du bist, der Welt zum Knecht bereit. —

Du schwindest. Wie? — In ungeahntem Glanze
wird mir die Brust zu Glas. Ich blick hinein:
aus dem gefühlten, nie geschauten Tanze

siehst du mich an. Wann stiegst du, wann, herein?
Du füllst mich ganz. — Ich fasse es mit Grauen.
Jetzt wächst du riesengroß. Jetzt wirst du klein.

Ich bin ein Glied nur, Welt, dich aufzubauen
und wähnte schon, ein Geist, dir gleich zu sein.
Hier ist es Nacht. In ihr nur darf ich schauen.

Ich beuge mich. Ich will dem Pfad vertrauen.
Und dunkelt es auch schon, ich bin gefaßt. —
Doch über mir beginnt es tief zu blauen

und überwältigt sink ich in das Gras.

Das Jordanwasser

Eine Geschichte von Heinrich Zillich

Wir wuchsen auf wie Garben inmitten einer Ebene, die rings von den Karpathen umsäumt ist. Drei Knaben waren wir im gleichen Alter, Söhne von Beamten der Fabrik, die aus diesem Felde, darin über zehn Dörfer liegen, die Zuckerrüben verarbeitete. Das große Gebäude der Fabrik stand gelb zwischen den Gärten und Wohnungen, die Landstraße von Kronstadt führte daran vorbei und der Schornstein blies ständig eine Rauchschleife über die Siedlung.

Im Sommer schwiegen die Häuser, selbst die Fabrik ruhte; die Arbeiter kamen erst nach der Ernte aus den Dörfern und füllten mit Lärm Schlafkasernen und Maschinenhallen. Im Sommer schwieg es hier. Nur aus dem Fabrikshof tönte heller Eisenklang, den die Schlosser aus den Kesseln bei der Reinigung schlugen. Manchmal auch tauchte eine Kutsche aus einem Garten, ein Beamter fuhr an der gelben Fabriksfront entlang Kronstadt zu. Oder es pfiff plötzlich der Orientexpreß hinter den Gärten sein aufregendes Lied. Dann herrschte wieder der unendlich verschwiegene Sommer mit dem Geruch des Weizens vom Felde her, dem Geläute der Kuhherde und den schläfrigen Bewegungen der Vorarbeiterfrauen, die den Verkaufsladen des Konsumvereines umstanden.

Wir drei hatten ein weites Gefilde von Spielen auf den Kornäckern bis in die kühlen Gärten, in Ställen und verbotenen Maschinenhallen.

Die Angestellten der Fabrik kannten uns. So jung wir waren, zehn- oder zwölfjährig, sie grüßten uns — so war das in den altväterlichen Verhältnissen der Siedlung, worin sich Industrie und Landbau ohne Härte einten.

Da war auch der Gärtner Faulhaber, der meines Vaters Garten pflegte, recht und schlecht, in zerfetzten Hosen herumlief und zwölf Kinder hatte. Er wohnte mehrere hundert Schritte weit von unserem Haus in der Lauterbachmühle gleich neben dem Wirtshaus, wo einige Jahre später — 1916 — Falkenhayn die Schlacht kommandierte. Die Burzen floß daran vorbei mit ihrem braunen Wasser, das vom Absud einer Fabrik etliche Meilen stromauf stinkig geworden war.

Am Morgen lief Faulhaber die Landstraße her mit kurzen Beinen „im Schweinstrab" — wie mein Vater sagte — lief durch den Garten ins Glashaus hinein, wo er zwischen Blumen und Spritzen niedersaß und erst eine Prise nahm. Er nieste und sah hinüber zu den Spargelbeeten, ächzte und suchte das Stechmesser, aber er suchte es oft stundenlang, sah in die Birnenbäume, nahm noch mehrere Prisen, nieste bis auf seinem Hemd tausend Tabakpünktchen saßen und ließ die Zeit verstreichen und las zwischendurch heilige Legenden. Gleich nach ihm lief der blöde Gärtnersbursch Pitter heran, der ihn schön grüßte. Faulhaber befahl ihm Arbeit und Aufgabe an, während er sich auf die Glashausschwelle setzte und Pitter den Spargel stach.

So ging es tagein, tagaus — und wurde manchmal durch ein Donnerwetter unterbrochen, das mein Vater über Faulhabers Haupt entlud. Den störte es nicht. Er ließ uns drei Buben seinen Schnupftabak kosten bis uns der Kitzel Tränen aus den Augen schleuderte, las dann wieder gläubig in den Heiligengeschichten und schrie dem blöden Pitter ein Befehlswort zu.

Dieses Idyll wurde plötzlich aufregend und schauervoll, für kurze Zeit, gewiß! dann herrschten weiter Sommer und Trägheit, nur die Heiligengeschichten waren im Glashaus verschwunden.

Das kam so: mein Vater schimpfte wieder einmal den Gärtner zusammen und drohte ihn auf die Straße zu werfen.

„Und meine zwölf Kinder?" fragte Faulhaber mit Betermiene.

Ja, dagegen schien kein Kraut gewachsen, weil aber mein Vater so recht im Zuge war, erzählte er wütend, daß es weit von hier, in München, einen katholischen Bischhof gebe, der ebenfalls Faulhaber heiße; an diesem solle sich der Gärtner ein Beispiel nehmen.

„Zum Teufel; man kann so einen Namen haben wie Sie und es doch zu mehr bringen als zu zwölf Kindern!“

Da wurde unser Faulhaber sehr still. Die Geschichte seines Namensvetters ging ihm im Schädel um. Er las des Tags keine Heiligengeschichten mehr, dachte in die Sommerglut hinaus und als ich an ihm vorbeistrich, sagte er: „Was meinst du dazu, daß der Münchener Faulhaber Bischof geworden ist.“

Ich meinte nichts und griff nach seiner Schnupftabakdose.

„Schau, das hat der Mensch in sich selbst. Der eine wie der andere. Der eine hat das Mittel und der andere hat es nicht.“

„Was für ein Mittel?“

„Also in jedem ist die Anlage; die muß man pflegen. Meine Anlage ist genau so gut wie die vom Faulhaber in München — aber er hat das Mittel. Der Pitter hat gar kein Mittel; deshalb ist er blöd.“

Mir schien dies lächerlich. Ich hörte weiter nicht hin und lief zu meinen Freunden, die Faust voll Schnupftabak. Als wir in unserem Wigwam saßen — das war eine große Maschinenkiste in einem Gestrüpp — erzählte ich, wie lächerlich der Faulhaber rede und daß ein anderer Faulhaber Bischof sei. Wir hatten noch niemals einen Bischof, auch keinen anderen Faulhaber gesehen und stellen uns vor, der Bischof müsse dem Gärtner ähneln. Darüber lachten wir uns den Buckel voll.

Am Abend, als der Gärtner im Schweinstrab der Lauterbachmühle zueilte und sich nichts auf den Ackern regte als das lautlose Wiegen der Ähren, während durch die Dämmerung ein Gewitter heraufzog, ringsum das Warten drückte, tönte mitten aus dem Weizenfeld ein heller Gesang mit der Melodie des Chorals „Ein' feste Burg ist unser Gott —“, aber der Text hieß:

„Ein Bischof sollst du we—erden,
bete und diene treu—eu—eu —“

Bei dieser Stelle, der eigentlich unser Lachen ein Ende bereiten sollte, riß plötzlich die Stille ringsum; in unsere Bubenlust und das erstarrte Lauschen des Gärtners flammte ein Blitz, dem langhin der Donner folgte. Es verschlug uns den Atem, wir krochen tiefer in den Weizen. Sonderbarer benahm sich der Gärtner. Der sah hinauf in die Wolken, hörte in den aufschwellenden Wind, schlug groß und unnatürlich ein Kreuz vor der Brust, das uns schrecklich anmutete, die wir evangelisch waren. Er hob dann die Hände empor und rief laut etwas Lateinisches, das in den katholischen Kirchen gerufen wird. Blitz auf Blitz folgte. Das Herz klopfte uns wild. Keiner aber traute

sich aus dem Korn hervor, bis der Gärtner weiter schritt, die Arme noch erhoben und das Gesicht dem Himmel zugereckt, dessen Schwärze die Landschaft immer schwerer verhüllte.

Nun wäre all dies am nächsten Tag vom Schlafe verschwemmt gewesen, wenn uns Faulhaber nicht aufs neue erschreckt hätte. Pitter trug damals eine sehr weite Hose, die an einem alten Hosenträger meines Vaters hing und in der Hüfte in einigen Wellen vom Leibe abstand. Er harkte unter dem Fenster des Badezimmers den Kiesweg und war so versunken in sein Tun, daß wir drei leise einen Schlauch an die Wasserleitung befestigen und ihn durchs Fenster herabbaumeln lassen konnten. Dann spazierte ich zu ihm heran und hob das Schlauchende hinten in seine Hose hinein. Oben im Badezimmer drehten die zwei Jungen das Wasser an, das rauschend durch die Hosenröhren über Pitters Füße floß. Er ließ die Harke fallen, spreizte die Hände von sich und sah mit glasigen Augen auf die überschwemmten Beine, von denen sich glucksend im Strahl die Hose hob und senkte.

Er stotterte ohne vom Flecke zu weichen: „Was ist mit mir, was ist mit mir?"

Wir sprangen heulend um seine versteinte Gestalt und selbst meine Mutter, die den Kopf aus dem Stubenfenster steckte, lachte besinnungslos mit. In den derben Jubel trat Faulhaber hinein. Er lief nicht. Er schritt quer über den Rasen, den in Frühling frisch gesäten, mit bedeutsamen Schritten, trat in die johlende Gruppe, hob den Schlauch aus Pitters Hose und sagte mit fremder Stimme:

„Selig sind die geistig Armen."

Diese dunklen Worte und ein reines Hemd, daran kein Tabakfleck klebte, — niemals bisher bei ihm gesehen — brachten uns zum Schweigen. Dann hörte man Mutters Stimme und die nächste Stunde saßen wir zur Strafe im Keller, wo die Äpfel der letzten Herbsternte runzlig auf den Stangen lagen. Wir aßen davon, aber diese Strafe, deren Obstfest von den Erwachsenen nicht bedacht wurde, machte uns diesmal nicht viel Spaß; wir sprachen über Faulhaber und hatten im Innern Angst.

Am Nachmittag schlichen wir zu ihm. Er arbeitete auch jetzt nicht. Mit Hammer und Nagel befestigte er ein Weihwassernäpfchen an die Glashauswand. Wir wußten nicht, was es bedeutete. Er sagte: „Da hinein kommt das Mittel des Heiligen Geistes!"

Er erklärte uns, daß er Wasser aus dem Jordan hineingießen werde. Das erregte uns sehr; woher kriegte er das Wasser aus dem Jordan?

„Der Moses bringt es!"

Das glaubten wir nicht; Moses war ein alter Trödler, in dessen Korb Haarnadeln, Büchlein, Kuchenherzen, Tücher, Ansichtskarten und tausenderlei anderer Kram lag; wir kannten den Inhalt genau. Nein, der Moses hatte kein Jordanwasser. Faulhaber wußte es besser; er wußte, daß die Hebamme Betschiel bei ihm solches Wasser gekauft habe. Moses trug es in der Hosentasche in einem Silberfläschchen. Das schien uns nun schon beinahe ein Beweis zu sein. Als Faulhaber uns fragte, wo der Jordanfluß liege und wir es nicht wußten, rief er triumphierend: „Im Judenland Palästina" — von dem wir in der Religionsstunde auch schon gehört hatten. Da war es uns klar, daß der Jud Moses echtes Jordanwasser haben müsse.

Bisher hatte Faulhaber regelrecht mit uns gestritten wie sonst, nun, da er Recht behielt, hob er die Hand, schlug ein Kreuz über uns und sagte wieder den lateinischen Spruch. Wir schwankten zwischen Angst und Heiterkeit, ich fühlte sogar Lust, ihn nach der himmlischen Stimme zu fragen, die gestern zu ihm gesprochen hatte... Er sagte: „Das Jordanwasser wird mich umtaufen."

Das war wieder so eine aufregende Bemerkung. Wir stritten darüber, ob das Wasser die Fähigkeit zur Umtaufe habe. Was Umtaufe war, daran dachten wir nicht. Am Abend fragte ich meinen Vater, wie es mit dem Jordanwasser sei und erzählte von Faulhabers Weihwassernäpfchen. Die Geschichte im Weizenfeld verschwieg ich. Vater erklärte kurz, der Faulhaber habe anscheinend den Verstand verloren.

Nun war unser Standpunkt endgültig festgelegt. Am nächsten Morgen sagten wir Faulhaber, daß das Jordanwasser ebenso gut oder schlecht sei wie jedes andere Wasser. Aber der Gärtner ärgerte sich nicht, er hob den Finger, zeigte auf das Näpfchen und flüsterte mit seliger Stimme: „Ich hab es hier!"

Da waren wir geschlagen: „Du hast es vom Moses gekauft?"

Ja, er hatte es, er hatte mit dem Wasser alle seine Kinder gesalbt und sich selbst. „Auch unserem Herrn Christus hat ein Jud das Wasser gebracht."

Dies war so überwältigend, daß wir zunächst davon gingen, um zu ratschlagen. Wir kamen überein, das Wasser zu untersuchen, denn so ein Jordanwasser mußte doch anders sein als das gewöhnliche. Wir schlichen also, als der Gärtner endlich an die Arbeit ging, zum Näpfchen, rochen daran herum und plötzlich schrien wir auf. Das Wasser da im Näpfchen stank, war braun, war elendes Burzenwasser.

Wir jagten wie rasende Derwische zum Gärtner: „Dein Jordanwasser ist aus der Burzen. Angeschmiert, angeschmiert!"

Er lachte nur, aber dann roch er doch am Näpfchen herum. Er roch nichts. Nein, seine Schnupfnase roch nichts. Und da wir nicht locker ließen und ihn auslachten, wurde er wütend, riß das Näpfchen von der Wand und warf es nach uns. Aber dann zitterte plötzlich sein Kinn wie im Fieber, er kniete neben das Näpfchen nieder und betete. Er betete ganz schrecklich, bat um Vergebung für die Besudlung des geweihten Wassers. Er wälzte sich auf der festgetretenen Erde im Glashaus herum und leckte die einzelnen schon halbversickerten Tröpfchen auf. Tränen quollen aus seinen Augen, tropften nieder auf den Boden, er leckte auch sie. Und plötzlich schrie von der Türe her Pitter, rasend über den Anblick, schlug neben den Gärtner hin und raufte sich das Haar.

Wir liefen davon, liefen in unser Wigwam, wir weinten vor Entsetzen. Dann meldete sich unser Gewissen und wir beschlossen, Faulhaber unseren Streich im Weizenfeld zu erzählen, damit er nicht mehr an Gottes Stimme glaube.

Erst zu Beginn der Dämmerung trauten wir uns an ihn heran. Er schloß gerade die Glashaustüre und ich, der mit ihm hätte reden sollen, ich war maßlos erstaunt, ihn da stehen zu sehen, wie sonst immer, mit grübelndem Gesicht, ohne Erregung, den Schlüssel langsam im Schloß drehend. Ich fühlte meine Lebensgeister munter werden. Das war ja gar nicht Faulhaber, der verrückt geworden war, der sich auf dem Boden wälzte. Das war der alte faule Faulhaber mit Schnupftabak und Heiligenbüchlein, den wir im Weizenfeld herrlich gefoppt hatten. Und da sang ich frech statt der Entschuldigungsrede die blödsinnige Strophe „Ein Bischof sollst du werden —" Die beiden anderen fielen ein. Wir rannten singend davon.

Weil im Laufe ein Rest der Angst hochquoll, liefen wir stracks ins Haus und versperrten das Tor.

Aber Faulhaber folgte uns nicht, er schritt mit sehr müden Schritten durch den Garten. Es war still. Einige Fledermäuse schossen schon durch die Luft, von weither hörte man das Rollen eines Lastzuges. Und durch diese Stille und gleichsam auch durch unsere wieder beklemmten Herzen schritt der Gärtner Faulhaber sehr müde, schritt aus dem Garten hinaus, die Landstraße weiter der Lauterbachmühle und seinen zwölf Kindern zu. Hinter ihm, ebenso langsam schlich der blöde Pitter auf die Landstraße hinaus, wo sie verschwanden.

Leo Greiner

Von Wilhelm von Scholz

Am 21. August ist in Berlin Leo Greiner gestorben, fern seinem mährischen Geburtslande, fern auch dem von ihm sehr geliebten Lande seiner Kindheit und Jugend, Siebenbürgen. Er kehrte von einem Besuche bei der Witwe seines Freundes Paul Schlesinger heim, als ihn in der Vorortbahn ein Herzschlag traf.

Sein durch jahrelange wirtschaftliche Sorgen und vier Kriegsjahre an der italienischen Front in Gesundheit und Widerstandskraft erschüttertes Leben endete so ohne langes Siechtum, das sonst vielleicht gedroht hätte — ein schwacher, allzuschwacher Trost für seine Familie, seine Freunde. Kaum überhaupt ein Trost! und doch suchen wir immer, wenn uns ein lieber Freund stirbt, ein Versöhnendes an seinem Tode, als ob damit ein wenig letztes Glück noch dem Verblichenen zufalle, das ihm die Liebe und Trauer ins Grab hinein geben möchten. Ich betrauere in Leo Greiner einen lieben Freund, mit dem mich nicht nur eine Entwickelungsepoche des Lebens verband.

Ich sehe ihn wieder vor mir mit seinem jugendlich ausdrucksvollen Kopf, der eher als auf einen Dichter auf einen Musiker, einen Geiger vielleicht, hätte schließen lassen, als wir uns in einem Hörsaal der Münchener Universität kennen lernten. Wir waren die ersten, ehe der Raum sich füllte, stellten uns einander vor — und sind seitdem durch ein Menschenalter in Freundschaft und gegenseitiger Arbeitsberührung verbunden geblieben. Reisen, Entfernungen, die sich durch Wohnortwechsel zwischen uns legten, die Jahre des Krieges und der Nachkriegsnot haben Unterbrechungen gebracht; die nur wie ein Tag der Trennung waren, sobald wir uns wiedersahen. Schließlich konnte ich mich in Berlin einer gewissen Stetigkeit des Verkehrs mit dem lieben Freunde erfreuen, die jetzt sein Tod abbrach.

Mein Denken an Leo Greiner geht die alten Wege zurück. Mehr als der Gedanke an einen noch Lebenden, noch, wenn auch räumlich fern, Gegenwärtigen ruft die Versenkung in einen Vollendeten ihn ganz wieder vors Auge: in einer verklärten, in einer aus all seinem Wesen als Erinnerung zusammengeflossenen überwirklichen Gestalt, die der Zeit nicht unterworfen scheint, nicht anders ist vor einem Menschenalter als zuletzt, die die besonnene Reife der älteren Jahre mit der wiedergewonnenen frohen Frische der unbekümmerten Jugend-

seele mühelos verbindet, die schon am ersten Tage ihr Alter und ihren Tod in sich trägt und noch am letzten ihren lebendigen Anfang.

Dies Bild des verstorbenen Freundes ist in meiner Seele im Werden. Noch treten mir mit jedem Tage immer andere, lange vergessene Stunden mit ihm vors innere Auge: ernste und heitere — die heiteren mit lächelnder Trauer und Wehmut.

Jene Studentenzeit, in der wir Literaturgeschichte und Kunstgeschichte hörten und zusammen erst an einer publikumslosen Zeitschrift „Der Frühling", dann an einer „Deutsch-französischen Rundschau" arbeiteten, zeitigte bei Greiner ein ungedruckt gebliebenes wildes, talent- und temperamentvolles episches Gedicht „Das rote Weib", dem die noch im Bau nicht sehr fest gefügte aber großartig-phantastische Dichtung „Das Jahrtausend" — der erwartete Weltuntergang unter Otto III. — folgte:

„Und sagst du auch, du singst ein Lied des Scheins,
die Zeit will überm eignen Spiegel sinnen,
verrollter Zeiten totes Gut ist keins —
sei still! ein Wellchen alles großen Seins
wird auch durch meine Adern rinnen." —

Die Welle alles großen Seins, die durch seine Adern rann, kam nicht aus dieser Zeit, noch ist sie mit einem großen Erfolge in sie eingemündet. Gewiß: er hat mit dem „Liebeskönig" und dem „Herzog Boccanera" sich auf der Szene als starker Dramatiker eigenen Wollens bewährt. Den einzigen großen Bühnenerfolg aber errang er mit einer seiner Bearbeitungen, der Aristophanischen „Lysistrata", die nicht nur ein glücklicher, auch ein könnerischer Griff war; während „Arbaces und Panthea" nach Beaumont und Fletcher trotz einer Aufführung mit Moissi in Frankfurt am Main Buch blieb. Greiners reinste Kunst und seine Seele aber sind in seinen Gedichten, deren Sammlung er schlicht „Das Tagebuch" nannte, und den schönen Nachdichtungen nach alten deutschen Novellen und nach chinesischen Erzählungen. Erscheint das als Frucht eines fünfzigjährigen Lebens gering? Gewiß nicht: es sind stille dauernde Gaben; sie wurden, ohne nur der Zeit zu gehören, herangetragen auf der Welle alles großen Seins, die durch dieses Dichters Adern rann.

Die Werke liegen vor aller Augen. Ich sinne, was ich von dem toten Freunde noch sagen soll, dessen sich vollendendes bleibendes Bild in mir erst wird, hier noch die trauerüberdunkelte Wirklichkeit

seiner letzten Zeit hat, aus der wir ihn verloren, dort schon seiner gültigen, zugleich jungen und gealterten Gestalt entgegenreift.

Ich glaube, daß Leo Greiner — der lebenslang im Kampfe um seine und der Seinen Erhaltung viel Kraft einsetzen mußte, der in pflichttreuer Liebe, von inniger, ihm dankender Liebe getragen und umgeben, einen Teil seines überzeitlichen Daseins entschlossen und ohne Bedenken an das zeitliche hingab — als sein für mich bleibendes Bild noch einmal ganz in die jungen Jahre seines Münchner Bohèmetums zurücktauchen wird. Damals schrieb er heute ein Feuilleton für die Münchener Zeitung über Sommerreisen oder Zigarettenrauchen, in dem er Fachmann war, und morgen einen gigantischen Gesang, in dem der erliegende Kaiser der Welt, der junge Otto III., zitternd in einer Welt voll von phantastischem Pathos den Untergang aller Dinge erwartet, redigierte er morgens mit einem nach München verschlagenen Franzosen die „Deutsch-französische Rundschau" und spielte abends im akademisch-dramatischen Verein einen der Pastoren in Björnsons „Über unsere Kraft". Er erglühte meist, nach ein wenig nüchtern verrauchtem Tage, in später Stunde zu seinem Leuchten und Leben, las uns seine Strophen vor oder debattierte mit uns über alle die damals brennenden Fragen der Zukunft, die für ihn nun schon Vergangenheit und änderungsloses Sein geworden ist.

Damals oder wenig später hat Karl Bauer eine sehr ähnliche Steinzeichnung von ihm gemacht: das klargeschnittene Profil ist von einer lockeren Welle zurückgekämmten Haars in seinem Vorwärtssehen, Vorwärtsgehen stark betont und doch ist auch ein Beruhen und Beharren des ganzen Menschen im Ausdruck dieses Kopfes, als ginge sein Leib nicht vorwärts sondern führe eher in seiner Richtung. Das ist das zugleich ruhende und bewegte Zueilen auf ein Ziel, wie es Menschen haben, die sich tragen lassen, die in der Phantasie stärker sind als im Leben, die im Anblick des geschichtlichen Menschen ganz der dichterische, innerlich erlebende und bewegte, äußerlich nicht selbst handelnde Mensch werden, der der Dichter ist.

Doch hat Leo Greiner als irdisch sorgender arbeitender Mann, wie wenige seiner Begabung und Bedeutung aufopferungsvoll und entsagend, das Dasein Tag für Tag mühevoll vorwärtsgetragen.

Herbstlied

Von Alfred Margul-Sperber

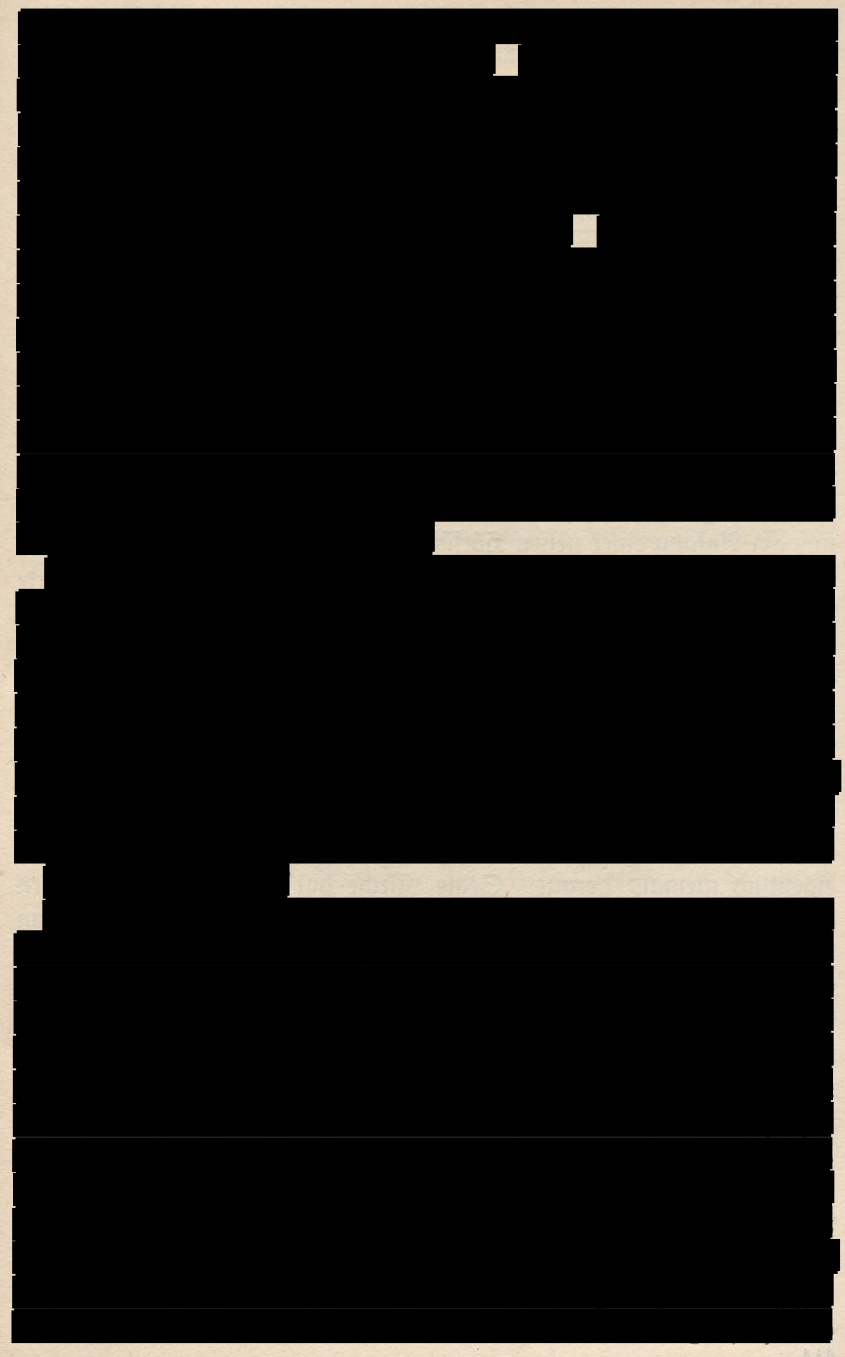
[redacted]

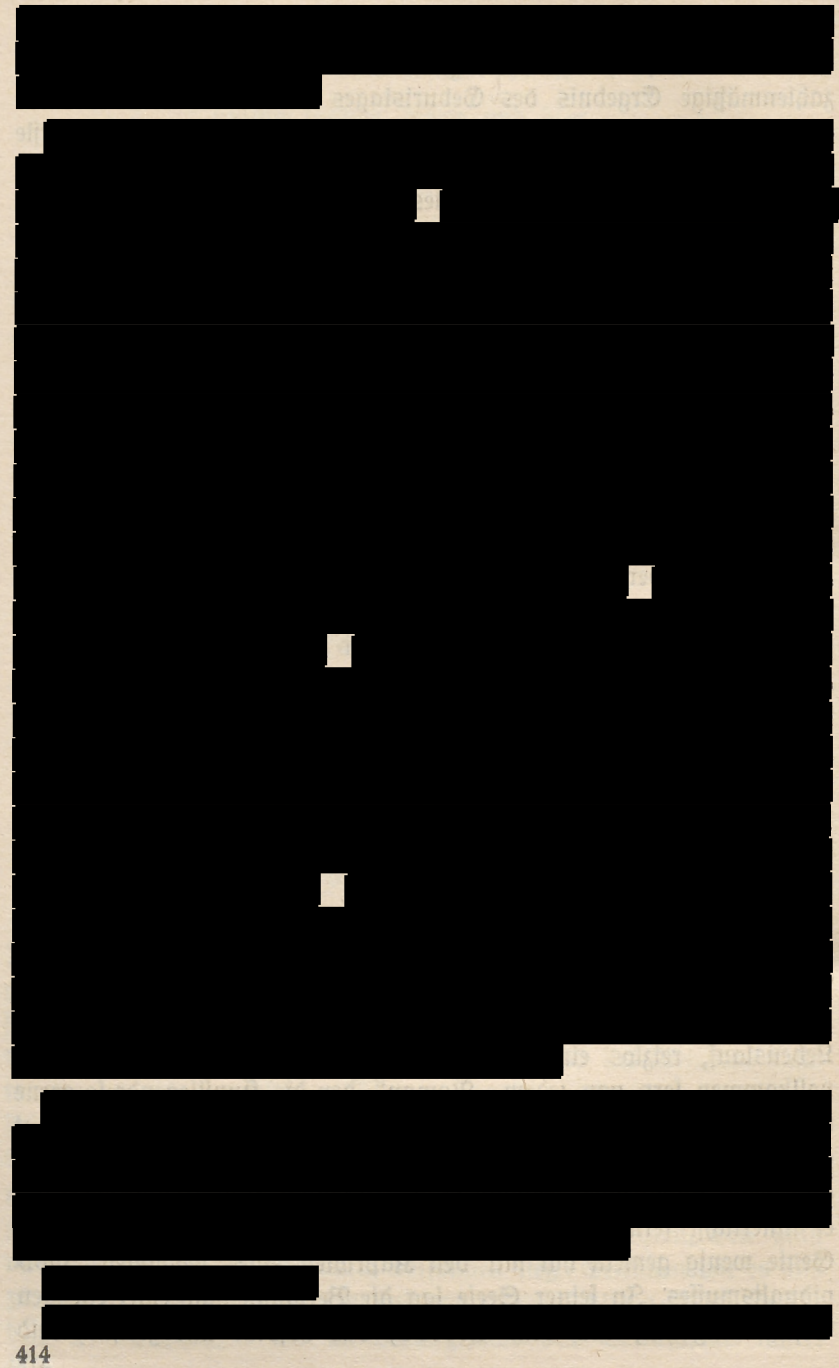
Franz Schubert

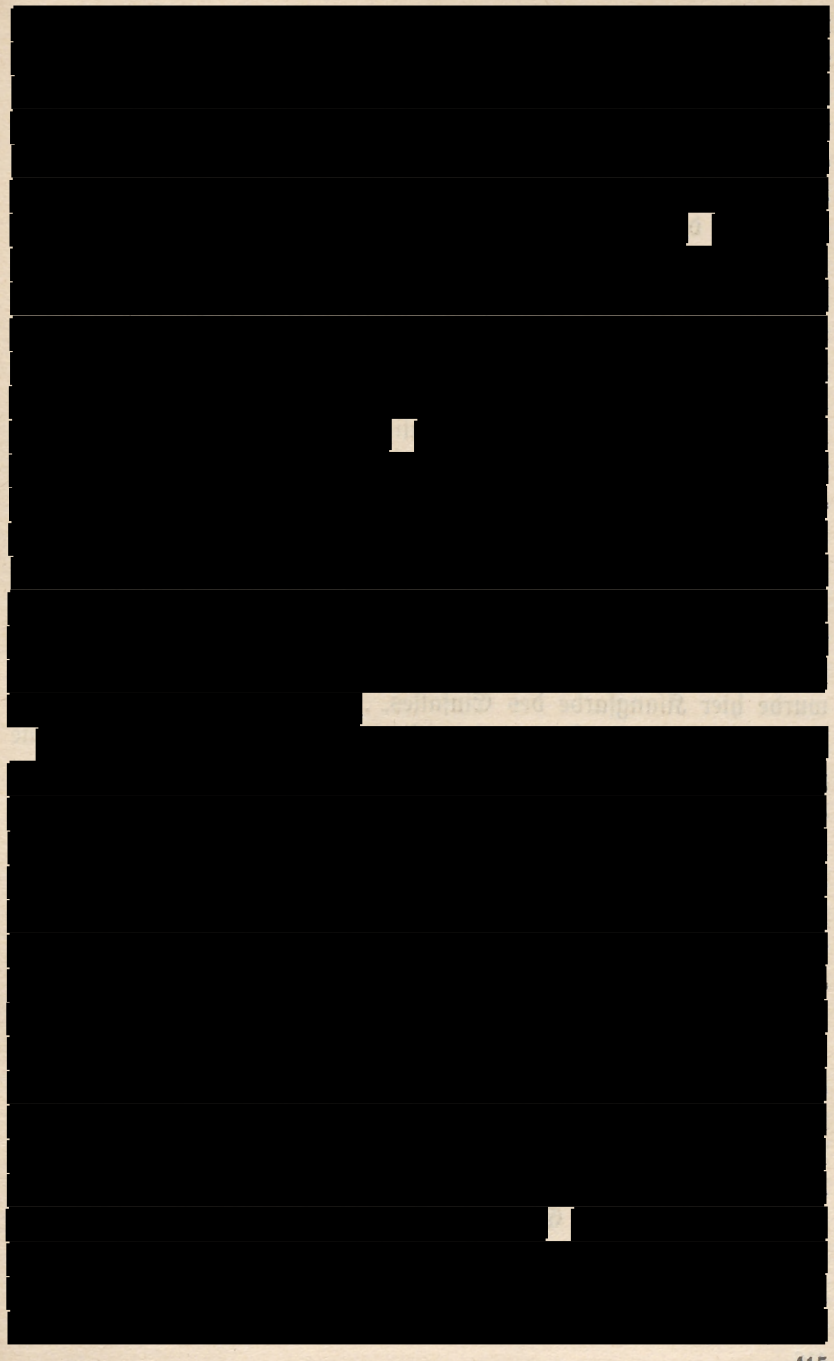
Zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages am 27. November

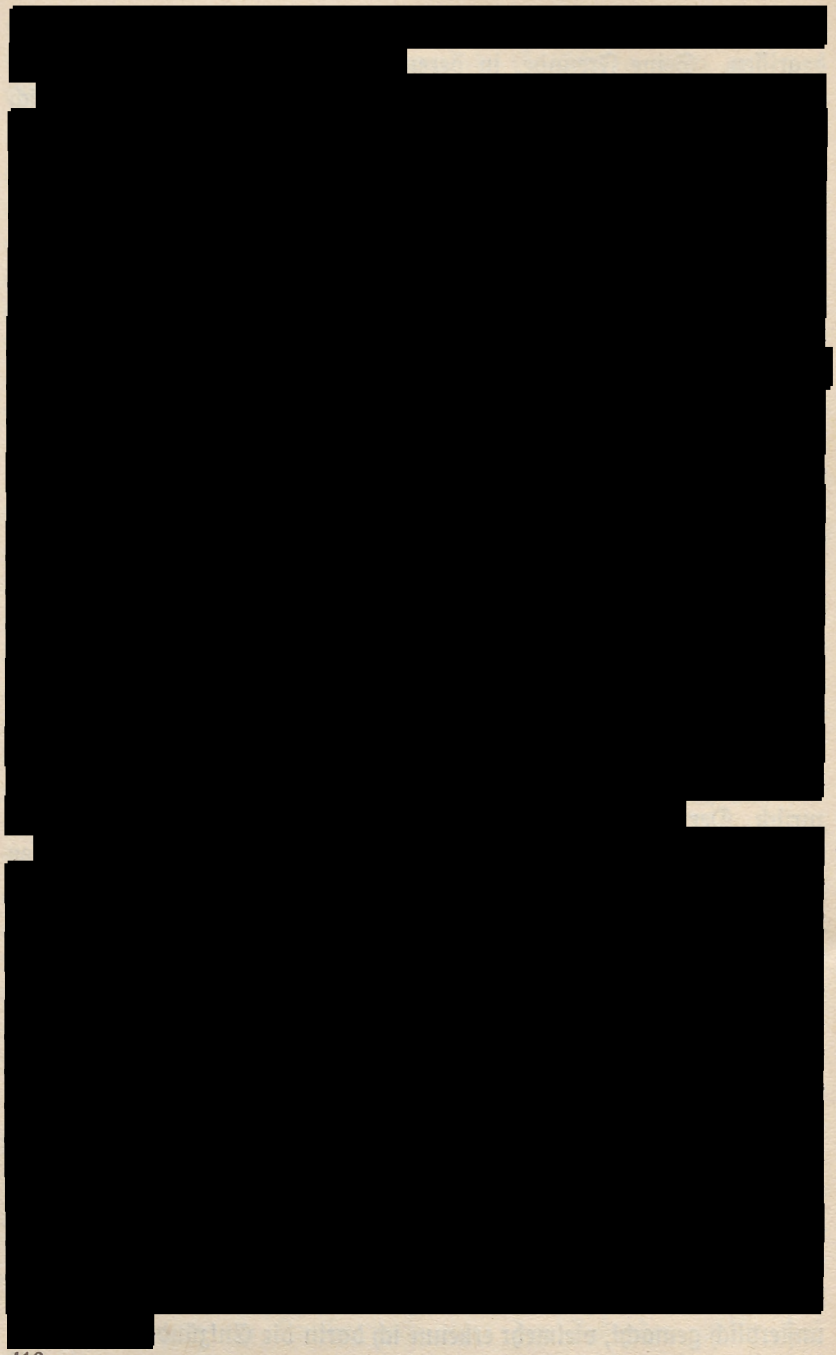
Von Egon Hajek

[redacted]











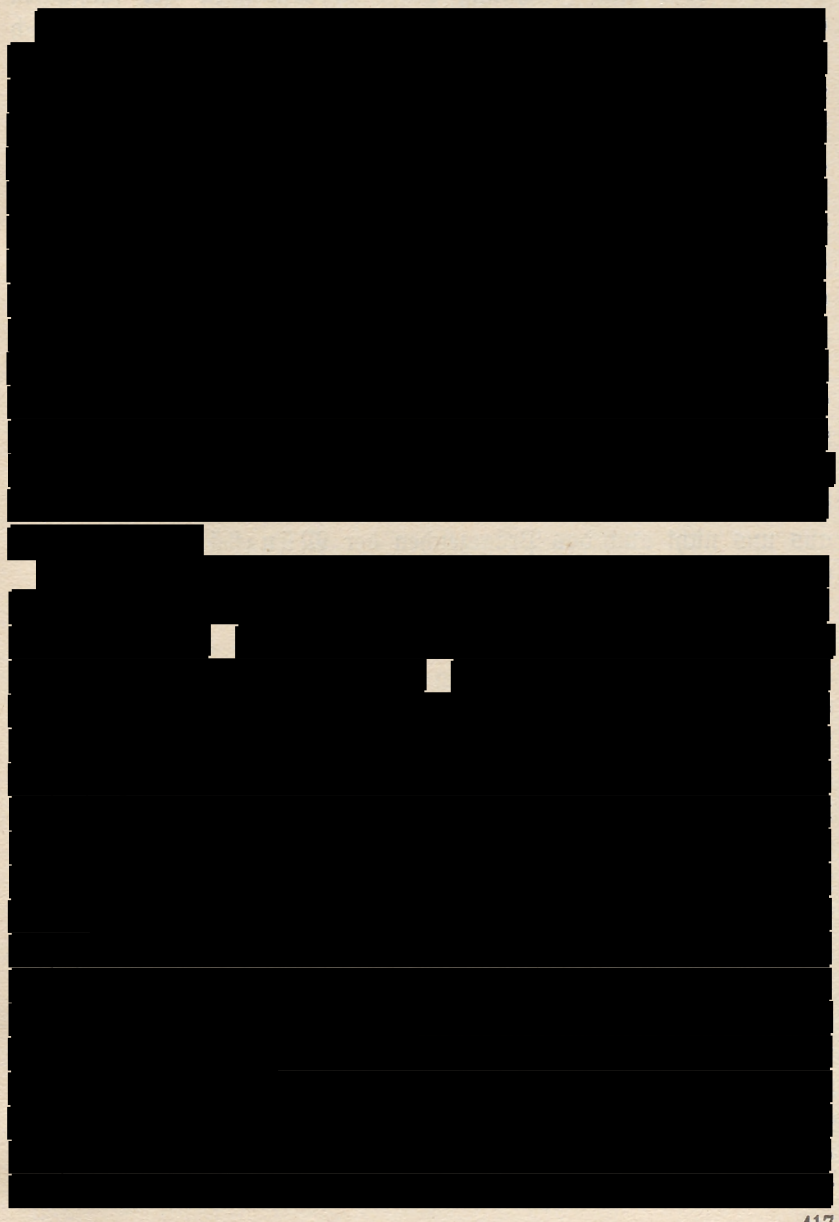
Ernst Honigberger, Wasserträgerin

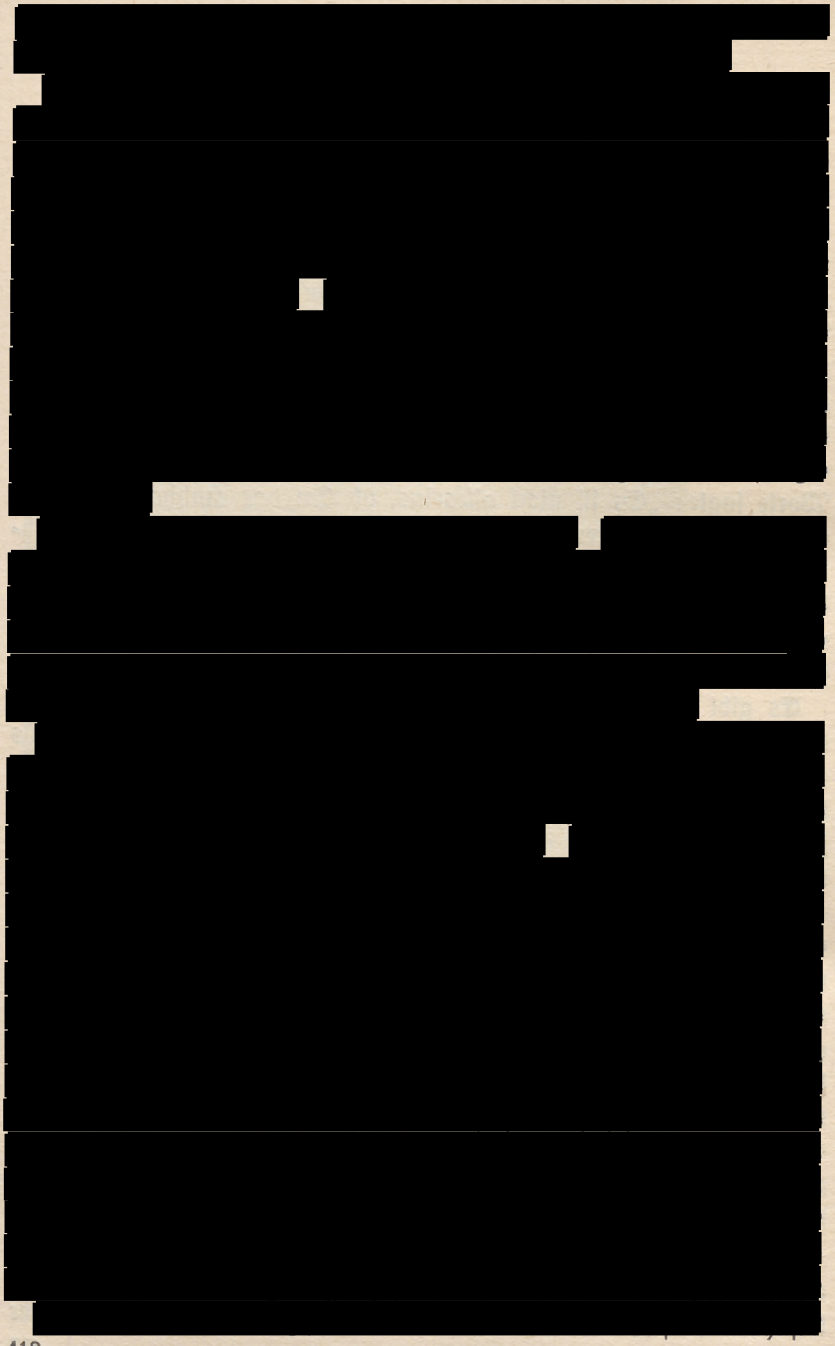
Mit Genehmigung der Galerie Neumann-Nierendorf, Berlin

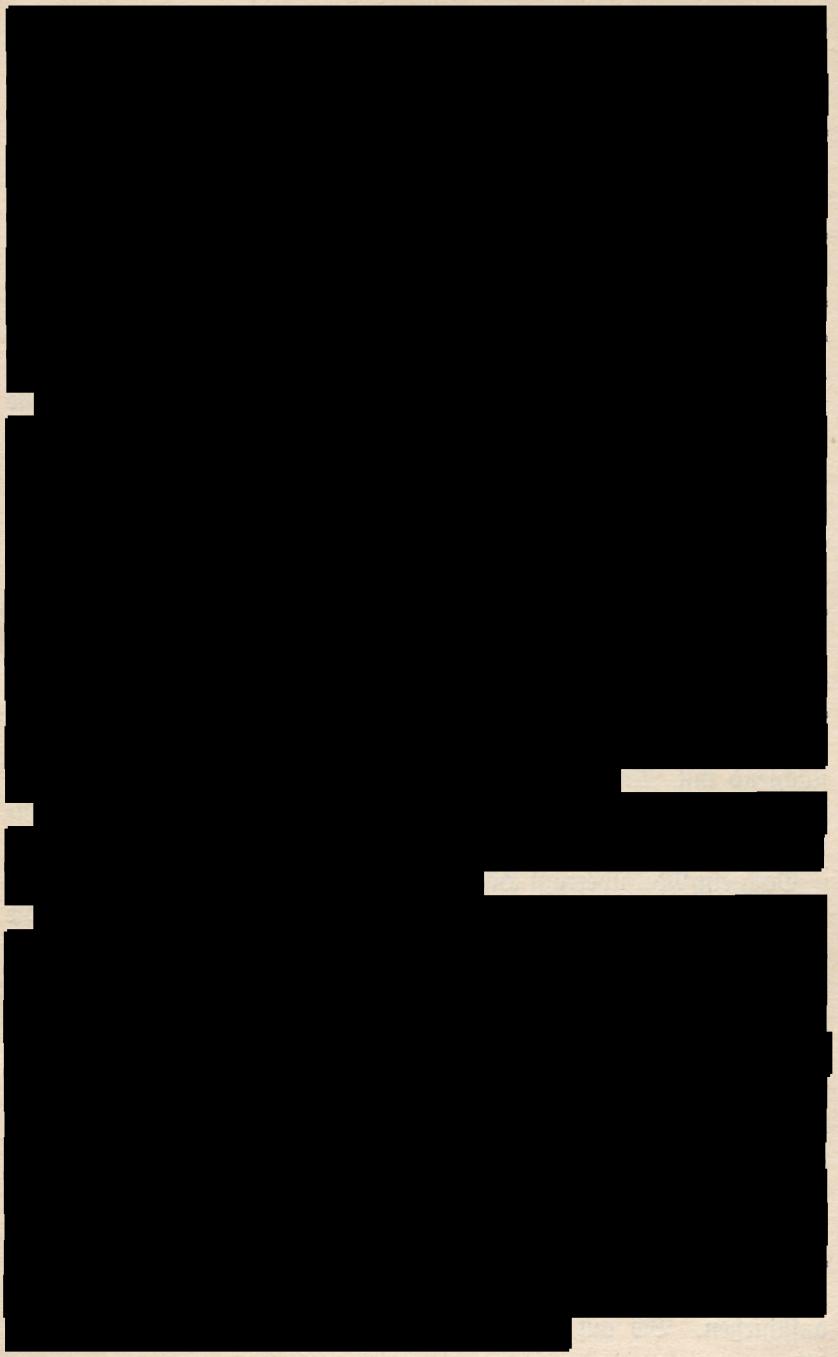
Bistritz

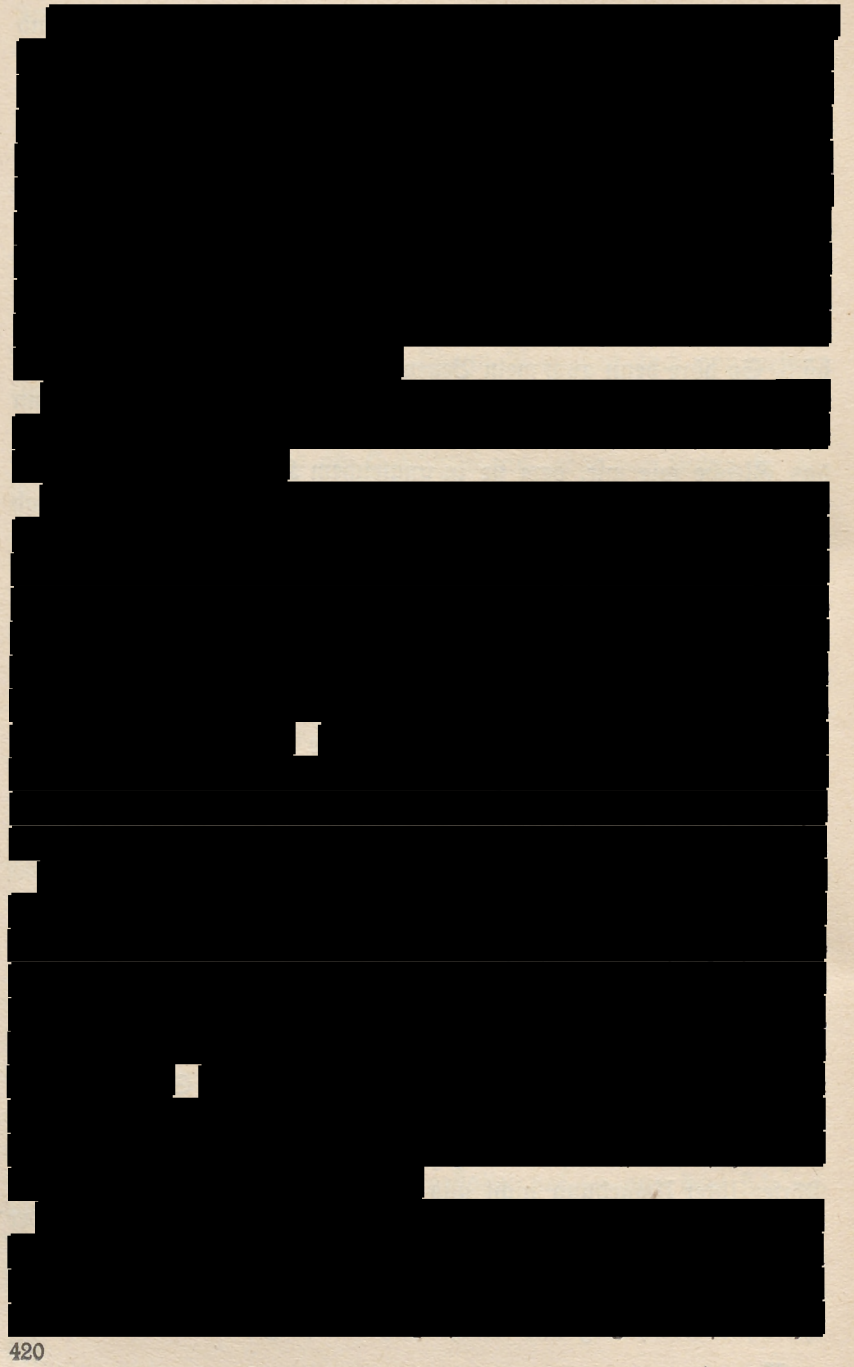
Ein Brief oder mehreres an den Herausgeber

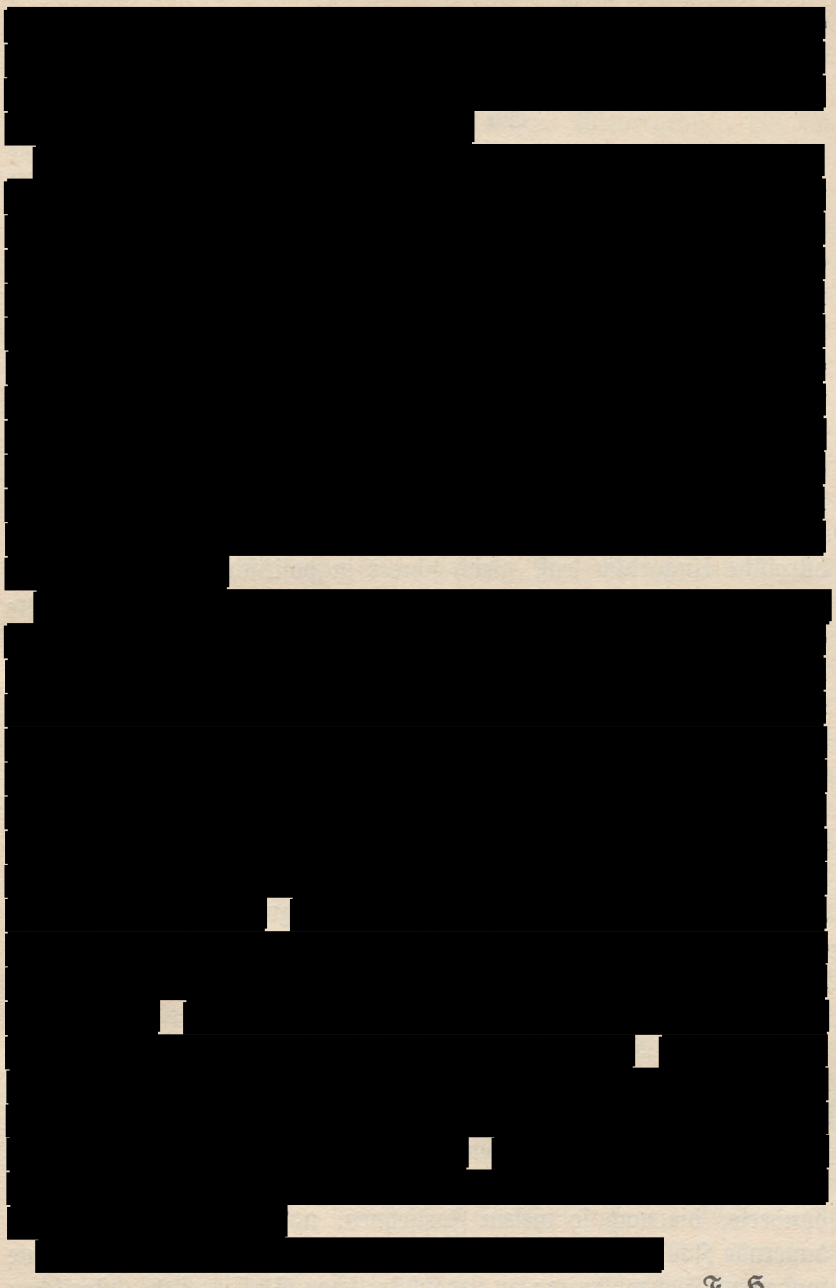
Von Fritz Holzträger











F. H.

Die siebenbürgisch-ungarische Literatur der Gegenwart

Von Jenö Szentimrei

Wir bringen hier einen Abriß über die siebenbürgisch-ungarische Literatur, die seit 1920 in einem frischen und beneidenswerten Aufstieg begriffen ist, aus der Feder eines ungarischen Schriftstellers. Dabei leitet uns der Wunsch, daß der Überblick Anlaß gebe, von siebenbürgisch-deutscher Seite aus näher an dieses Schrifttum heranzutreten, das Ausdruck unserer gemeinsamen Heimat ist.

Die Schriftleitung

1.

Jetzt erfüllt sich ein Jahrzehnt, seitdem Siebenbürgen einer neuen staatsrechtlichen Lage unterstellt wurde. Die Wirkung, Bedeutung und die Folgen des Umschwunges waren im Leben der drei siebenbürgischen Völker gänzlich verschieden. Ich muß es vor sächsischen Lesern nicht besonders erwähnen, daß dieser Wechsel am schwersten das siebenbürgische Ungartum traf, gleich schwer in politischer, kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht. In der ersten Zeit war die Wirkung niederdrückend, zerstörte jede gesunde Bestrebung. Wir verstummten und erlahmten beinahe daran. Doch die Geschichte wiederholt sich auch in ihren aufmunternden Tatsachen. Der Lebenswillen eines auseinander gespaltenen Volkes verstärkt sich und leistet Wunder. Solch ein Wunder wiederholte sich auch jetzt nach vierhundert Jahren im Leben des siebenbürgischen Ungartums. Unser siebenbürgisches Bewußtsein entfaltet sich wie einst in der Zeit nach der Niederlage von Mohács, als sich Siebenbürgen ein staatliches Eigenleben schuf. Es entfaltete sich und heute schon beginnen so würzige Früchte daraus zu wachsen, wie sie vor zehn Jahren nur die berufenen Träumer — „Weise, Dichter, Kranke" — zu erträumen wagten. Das siebenbürgische Ungartum hat wieder eine eigenwertige Literatur, wie einst im Kreise, der sich um die Druckerei der Klausenburger Heltai und Mißtótfalusi Kis Miklós schloß, oder später — im Anfang des letzten Jahrhunderts — zur Zeit des György Aranka, Gábor Döbrentei und Farkas Bolyai. Die Szekler-Sprache des Kelemen Mikes in der Kuruzzenzeit tönt erneuert in den Werken der siebenbürgischen Ungarn des 20. Jahrhunderts, die nach so vielem Fortsehnen, nachdem der so lange andauernde Zauber der Ferne durch Zwang vor ihnen erlosch, nach Hause fanden zu Siebenbürgen: zu siebenbürgischen Stoffen, siebenbürgischen Farben, siebenbürgischen Charakteren und Gestalten, um durch diese

die Heimat erklingen zu lassen und das zu besserem Lose berufene Volk der drei Nationen und der vier Glaubensbekenntnisse: Transsylvanien.

Bei tieferer Einsicht erscheint die literarische Wiedergeburt, die sich im veränderten Leben der siebenbürger Ungarn vollzog, als folgerichtig, gewissermaßen als selbstverständliches Wunder. Am geistigen Besitzstand und kulturellen Unterbau des alten Ungarn hatte eigentlich Siebenbürgen einen viel größeren Anteil, als ihm verhältnismäßig zugestanden wäre. Die schon zur Fürstenzeit gegründeten siebenbürgischen Erziehungsanstalten waren im Besitz der drei ungarischen Kirchen fast ohne Verlust erhalten: insgesamt zwanzig Mittelschulen, Gymnasien, Lehrer- und drei Priesterseminare allein auf dem Boden des historischen Siebenbürgen. Neben diesen erzogen beinahe ebensoviele staatliche Mittelschulen — Real-, Gewerbe-, Handelsfach- und Bürgerschulen — einen, mit der ungarischen Bevölkerungszahl verglichen, viel größeren intellektuellen Mittelstand als in anderen von Ungarn bewohnten Gebieten. Siebenbürgen, das nicht ganz ein Fünftel des alten Ungarns ausmachte, nahm mehr als ein Viertel der ungarischen Buchproduktion auf, obgleich der wirtschaftliche Maßstrich hier weit unter dem des Ungarn blieb, der in der Tiefebene oder westlich der Donau lebte. Was ist für das hohe Kulturniveau der Klausenburger Universität bezeichnender als der weltbekannte Name und das ernste Ansehen einiger ihrer Professoren? Die wissenschaftliche Bedeutung des Tierkundelaboratoriums Apáthys, des psychischen Institutes Lechners, der Universitätsbibliothek Karl Szabós und Paul Erdélyis würdigt mit viel Anerkennung auch die westliche Gelehrtenwelt. War es daher bei solchen Vorbedingungen ein Wunder, daß inmitten des siebenbürgischen Ungartums, das unter rumänische Herrschaft geraten war, ein neues literarisches Leben Wurzel faßte und sich auszweigen konnte?

Es war ein Wunder und ist ein Wunder auch heute noch.

Die seit 1867 stark zentralisierte ungarische Staatsführung, die mächtig wachsende, alle landschaftliche Fertigkeit und Wissenschaft gierig aufsaugende ungarische Hauptstadt verurteilten in ihrem gutgläubigen Eigennutz von vorneherein jede literarische Schöpfung zum Tode, die nicht mit dem Budapester Stempel auf den Büchermarkt kam. Ein Brandmal und Fluch war auf dem besten Buch der „provinzielle" Stempel, während der Name eines hauptstädtischen Verlegers den Großteil des Erfolges von Anfang sicherstellte. Deshalb

verlegten starke siebenbürgische Begabungen ihren Arbeitsort in die ungarische Hauptstadt, von Zsigmond Kemény bis Endre Ady und Dezsö Szabó; das siebenbürgische Geistesleben verarmte an Führergestalten immer mehr. Das in Siebenbürgen wachsende ungarische Schrifttum mußte daher Vorurteile, die sich in einem Halbjahrhundert eingewurzelt hatten, bekämpfen, um für sich selbst im eigenen Hause Raum und Achtung zu sichern. Daneben übersiedelten Zehntausende der Intelligenz ins verkleinerte Ungarn, die Kaufkraft von Zehntausenden der Daheimgebliebenen wurde aber erschüttert durch die Bodenreform, die verlorene Staatsanstellung und die einander folgenden Wirtschaftskrisen. Die Zensur schlug die Tageszeitung — worin die siebenbürgisch-ungarische Literatur die erste Heimstatt fand — in Fesseln und fesselt sie auch heute noch. Daneben wacht anstatt der Geschworenenrichter das Schwert der Kriegsgerichte. Um die Schwächung des intellektuellen Nachwuchses bemüht sich Minister Anghelescu.

Ist es nicht doch ein Wunder, daß man nach zehn Jahren schon von einem richtigen ungarisch-literarischen Leben voll Wert in Siebenbürgen sprechen kann?

2.

In der Friedhofsstille nach dem Zusammenbruch 1918 erklang zuerst die Lyrik. Zuerst die pessimistischen Saitenklänge der Lyrik. Sándor Reményik war in den ersten Jahren der beliebteste Dichter, ein Lyriker, kühler und verhaltener als Ady, trockener, bitterer als Petöfi, am nächsten vielleicht János Vajda. In dem kalten Marmor des Verstandes läßt er das Gefühl vereisen und birgt in seinen brüchigen, wenig musikalischen Verszeilen Gedankenraketen, die vor dem schwarzen Vorhang des nationalen Horizonts wie gelbe Sterne niederblitzen. Er fühlt in sich eine prophetische Bestimmung und manchmal ist sein Ton auch ein aus Gleichgültigkeit aufpeitschender Prophetenklang, aber — wer sah je einen konservativen Propheten? Diesen inneren Widerspruch empfand er selbst und wie er reifte, so erfüllte und entfaltete sich aus ihm ein stark individualistischer, mit der Natur tief verbundener, verinnerlichter, feiner Poet.

Fast zu gleicher Zeit mit Reményik begann Lajos Áprily, Professor in Nagyenyed, in dem die siebenbürgische Atmosphäre nicht mehr Programm, sondern Erlebnis ist. Er ist geschlossener und vor allem musikalischer als Reményik. Seine Bilder frischer, lebensschwellender. Der Sang dieses europäisch-gebildeten Jägers und

Wanderers steigt aus den Spuren seiner Fahrten im Gras der Berge und siebenbürgischen Weiden. Im völlig freien Fliegen hindern ihn die Dämme der Vorsicht, die seine Stellung mitbringt, und die siebenbürgische Erziehung, die anstatt revolutionärer Unruhe ihren Söhnen das Erbe eines edlen Liberalismus ins Blut gießt.

Aus dem gleichen Grunde wird die szeklerisch untermalte Unruhe László Tompas zum Trotz und zur Bitterkeit. Er sitzt in die szekler Berge eingeschlossen, und das Milieu Székelyudvarhelys, das mit der Außenwelt nur durch eine Bummelbahn verbunden ist, lastet auf ihm wie ein Alpdruck. Sich losreißen kann und wagt er nicht. Seine Augen umgreifen doch die ganze Welt und seine Gedanken, die ihn quälen und erbittern, umfassen die Gegenwartsprobleme der ganzen Menschheit. Die winzigen Treibereien der Kleinstadt aber zerfressen ihm, wie Prometheus am Felsen angeschmiedet, die Leber.

Als interessanter lyrischer Klang zu diesen drei charakteristischen siebenbürgischen gesellt sich István Szombati-Szabó, der aus der Tiefebene stammt, aus Debrezin nach Lugosch übersiedelte und dort blieb unter uns als reformierter Priester. Seine leichten und klugen Verse haben ihn zu einem der beliebtesten Dichter gemacht, obgleich unser Publikum sich neueren und kühneren Klängen nur langsam erschließt. Moderne Inhalte dringen über seine Lippen in biblischen Gedankenrhythmen. Die Reime sind wie Silberschellen und manchmal von tiefem Glockenton. Dem Lugoscher Pfarrer verdanken wir einige reife und schöne Gesänge des Familienglücks und des namenlos trüben Leides.

Wir haben auch Dichterinnen: Maria Berde, für die ein feiner und edler Ernst siebenbürgischen Grundklangs bezeichnend ist; in ihren Gedichten aber sind bestimmte Einflüsse der deutschen Literatur unverkennbar. Sie ist eine unserer besten Kenner des deutschen Schrifttums, kein Wunder, daß Erinnerungen mitunter durch das Grundgewebe ihrer Lyrik blitzen. Ihrem eigenen und siebenbürgischen Wuchs schadeten solche blasse Einflüsse nicht.

Neben diesen durch so wenige Striche festgehaltenen Lyrikern falle ein Lichtbündel auf eine andere lyrische Gruppe, deren Glieder mit neuen Mitteln und teils auch mit neuen Inhalten die lyrische Klangfarbe Siebenbürgens in der ungarischen Sprache zu befruchten suchen. Es sind die siebenbürgischen Vorkämpfer jener lyrischen Bewegung, die von Withmann in Amerika erweckt, durch Arno Holz, Apollinaire und andere europäische Neutöner auch zu uns fand. Es ist vielleicht unrichtig, sage ich, sie habe zu uns gefunden. Eher entstand die Richtung

hier in Siebenbürgen, etwas später zwar, aber ohne Beziehungen und Beeinflussung, aus eigenen Wurzeln, um sich dann zu ihren großen westlichen Vertretern zu gesellen.

Die Poesie des Tschangos János Bartalis entsprang dem siebenbürgischen Grunde wie ein Volkslied. So unlogisch ist sie auch. Sie treibt aber in der Übersteigerung von Assoziationen manche betaute, zitternde Blume hervor, oder wirft erzene schmetternde Schreie an die Brust der echolosen siebenbürgischen Berge.

Der ebenfalls reklerische Advokat Lajos Oloß aus Kisjenö läßt uns in kurzen reimlosen, aber innerlich stark rhythmischen Versen den hellenischen Geist der Klassik mitempfinden. Es sind Männergesänge, jenseits der Dekadence, keuchend von unterdrückter Kraft.

In dieser Gruppe müßte ich auch mich selbst erwähnen und Josef Pap, der sich in Vers und Prosa noch nicht gefunden hat, der aber stellenweise die Richtung beleuchtet, die ihn innerlich wärmt und tiefe menschliche Schönheit enthält.

Und damit den Lesern der Bruderminderheit wenigstens die Namen nicht mehr fremden Klanges seien, nenne ich noch einige Lyriker. Vor allem solche, deren Begabung auf andern Gebieten bedeutenderes in Aussicht stellt, oder solche, die in der Lyrik noch manches versprechen. Ich zähle hinzu: Oskar Bárd, Sándor Farcádi, Imre Kádár, Sándor Kibédi, Ernö Ligeti, Albert Maksay, Iván Ormos, Ernö Györi, Láßló Salamon und Gyula Walter. (Schluß folgt.)

Kunstgenießer

Von Heinrich Zillich

Bei Kunstausstellungen beobachte ich immer auch die Besucher. Ein Teil von ihnen tritt mit dem peinlichen Gefühl ein, von den anderen Gästen in Augenschein genommen zu werden. Da stehen sie herum, machen einige lahme Schritte nach vorn und nach hinten, schießen plötzlich vor ein Bild und sehen. Nach kurzem hebt sich meist ihr Arm etwas, als sagten sie: ja, ja, das habe ich nun gesehen. Dann treten sie vor das nächste Bild. — Ein anderer viel größerer Teil hat den Mut, in der Öffentlichkeit zu bestehen. Sie begrüßen als erste Handlung irgend einen Bekannten. Das gibt ihnen die betonte Daseinsberechtigung, die sie bei so sichtbarem Auftreten zeigen müssen. Dann aber überblicken sie mit einem Blick die Ausstellung, betrachten sehr

kurz ein Bild und urteilen gleich darüber. Sie warten nicht, ob das Bild etwas zu geben hat; sie messen es sofort an den Eindrücken, die schon in ihnen liegen. Sie urteilen deshalb auch nicht in einfachen, klaren Worten: dies gefällt mir, dies nicht. Nein, sie sagen: ich finde, es ist etwas zu matt. — Die ganz Sicheren lassen sich auf die Farben oder Formen ein und meinen: dieses Blau könnte tiefer sein. Dabei treten sie womöglich ganz nahe an die Leinwand und grenzen mit dem Finger die bestimmte Stelle ab.

Gewiß, so ähnlich wird sich auch ein verständiger Kunstfreund äußern, aber für den Beobachter genügt die Nuance des Tons und der Haltung bei solchen Urteilen, um zu merken, ob sich ein sicheres Gefühl äußert oder nur ein Einfall, eine augenblickliche Überlegung, die in der nächsten Sekunde einem Einwand erliegt.

Es ist nicht angenehm einzugestehen: ich fühle mich unsicher und weiß nicht, ob hier ein Wert vorliegt. Deshalb die Mantelschwenkerei, die ihr kleines menschliches Recht habe.

Warum aber warten diese Besucher nicht mit ihrem Urteil, warum schweigen sie nicht und versuchen sich mit dem Bilde selbst auseinanderzusetzen, weshalb haben sie nicht Geduld, es lange anzusehen, wie etwas Fremdes, Unbekanntes, das zu sprechen die Aufgabe hat? Denn dies dürfte doch stimmen, nicht der Besucher steht im Saal, um den Bildern etwas zu geben, sondern die Bilder sollen ihn bereichern. Tun sie es nicht beim ersten, sekundenlangen Betrachten, so vielleicht in der ersten Minute. Ist es nicht bessere Zeit, sich dann erst kritisch zu äußern, wenn man seiner Kritik sicher zu sein glaubt? Diese kurze Geduld wird einem viel mehr über das Wesen der Kunst, viel mehr künstlerisches Erleben geben, als die rasche und vage Entscheidung, die doch nur das eigene so wohlbekannte Ich unterstreicht.

Die Ehrfurcht vor der Kunst fehlt, es fehlt aber noch etwas, die Klugheit, die einem klar machen müßte, daß der Künstler wahrscheinlich mehr von der Sache versteht als der Laie, der natürlich sein volles Recht hat den Künstler zu beurteilen. Was heißt aber, „die Sache verstehen“? Es kommt nicht darauf an. Auf das künstlerische Erlebnis kommt es an, und das geschieht im Betrachter selbst. Auf dieses zu warten, muß gelernt werden. Durch Unvoreingenommenheit und Einfalt. Und erst wo es sich versagt, wird die Kritik nach den Gründen suchen und sie für sich auch zwingend (und immer subjektiv) festlegen. Die kleine Spanne der Erlebnisbereitschaft, dieser kleine Dienst der eigenen Offenheit, des eigenen Horchens, das allerdings ist die Brücke zur Kunst.

Die Blondköpfchen

Von Otto Folberth

Der Schuppen hinten im Hof
ist schon seit Tagen ihr Lieblingsaufenthalt.
Denn dort gibt's geheimnisvolle Gegenstände:
Kisten und Gartenwerkzeuge und Leiterwerk
und — eine große alte Kutsche.

Vor zehn Jahren rollte sie vielleicht zum letztenmal
durch den Hof,
ihre Laternen sind verrostet,
ihr Lederzeug verschimmelt,
einmal war sie sehr, sehr nobel:
eine Hochzeitkutsche, ein Gummiradler.

Nun klettern die kleinen Blonden
den hohen Bock hinauf, hinab
hundertmal am Tag.
Die Stellen, die ihre Füßchen streifen,
sind schon ganz blank poliert,
längst staubfrei.
Auch die Sitze sind reingescheuert,
denn sie wechseln dauernd die Plätze,
einmal kutschiert der eine, dann der andere.

Ihr Fahrglück ist grenzenlos.
Ob der nächste Turm ihr Ziel ist,
der durch die Bäume schimmert,
oder Wien oder Bukarest,
darauf kommt es nicht an.
Sie haben stets den gleichen, unvergleichlichen Genuß.

Manchmal fahre ich mit.
Schon weil es mir ein Vergnügen macht,
mich vom Spiel ihrer Einfälle treiben zu lassen
und von ihrem lustigen Peitschenschwingen.
Auch für sie ist's dann eine Extrafahrt,
eine Extrafahrt mit dem Vater im Fond,
im Trapp und Galopp,
im Trapp und Galopp,
heda! macht Platz!

Zum Minderheitenproblem in Rumänien

Von Dr. Wilhelm Seiwerth

Gelegentlich der Julisession des Parlamentes hat Ministerpräsident Vintila Bratianu in einer Rede versprochen, daß die Frage der völkischen Minderheiten im Herbst durch entsprechende Maßnahmen der Regierung eine Lösung erfahren werde. Nun verlautet bereits seit einigen Wochen, daß in Erfüllung dieser Zusage an einem Minderheitenstatut gearbeitet wird. Auch in unseren Kreisen erwartet man mit Spannung das Ergebnis dieser Arbeit. Wir müssen freilich hinzufügen, daß wir uns in dieser Hinsicht keinen großen Hoffnungen auf eine wesentliche Besserung der Lage der Minderheiten hingeben. Es ist aber wahrlich nicht unsere Schuld, wenn sich die Skepsis so sehr geltend macht. Denn nicht nur die bisherigen Erfahrungen, sondern auch die gegenwärtigen Pressestimmen und andere Äußerungen der Gesinnung der Machthaber, lassen wenig Ersprießliches erwarten. Es fehlt eben an maßgebender Stelle vor allem die unerläßliche Grundlage zu einer ernsten Wendung in der Minderheitenpolitik: das ist die ganz entschiedene innere Umstellung in dieser bedeutsamen Frage und damit der völlige Verzicht auf jegliche gewaltsame nationale Eroberungspolitik. Es soll uns freuen, wenn sich die obigen Zweifel als unbegründet herausstellen, wir wollen uns gerne angenehm überraschen lassen. Vorläufig jedoch zwingt uns die reale und nüchterne Betrachtung der vorliegenden Verhältnisse, uns vor Illusionen zu hüten.

Das Minderheitenproblem steht jetzt jedenfalls in der öffentlichen Diskussion. Und so wollen wir denn einmal im nachfolgenden versuchen, die Frage nicht vom sächsischen, sondern vom rumänischen Standpunkt aus, zu betrachten. Das heißt, es soll erörtert werden, wie sich ein guter Rumäne, der nur an das Wohl seines Volkes denkt und frei von jeglichen Vorurteilen und nationaler Verblendung ist, zu diesem Problem stellen muß.

Der bei weitem überwiegende Teil des rumänischen Volkes sieht das Vorhandensein von völkischen Minderheiten in Großrumänien als ein Übel an, sie erscheinen ihm als ein Hindernis auf dem Wege zur Schaffung eines reinen Nationalstaates. Da erwacht nun unwillkürlich der Gedanke, diesen Schönheitsfehler irgendwie zu beseitigen. Und siehe da, man verfällt in noch viel höherem Maße in den Fehler des alten Ungarns und glaubt durch eine Bedrückungspolitik mit der Zeit die andern Nationalitäten gewaltsam zu assimilieren. Wir wollen diese Politik einmal ohne jede moralische Wertung betrachten und an-

nehmen, daß der rumänische Patriot von der Voraussetzung ausgeht, daß es dem Geiste der gegenwärtigen politischen Moral Europas nicht widerspricht, völkische Minderheiten nach Bedürfnis und Gefallen mit Anwendung staatlicher Machtmittel zu entnationalisieren. Bevor man sich aber zu einer derartigen Politik entschließt, ist es jedenfalls die erste Erwägung, welche politischen Auswirkungen die Prozedur der Ausräucherung der andersnationalen Bevölkerung für den Staat haben wird und ob das Experiment aller Voraussicht nach von endgültigem Erfolg begleitet sein wird. Natürlich hat dies eine ganz nüchterne und rein verstandesmäßige Prüfung zu sein, die frei von überschwenglichen nationalen Gefühlsmomenten ist, weil diese dem Verstande sonst leicht das heiß Erwünschte auch als ohneweiters durchführbar vorgaukeln.

Rumänien befindet sich nun schon seit Jahren in einer furchtbar schweren inneren Krise, die sich in letzter Zeit zu einer offenen Staatskrise entwickelt hat. Es gibt sozusagen kein Gebiet des staatlichen Lebens, auf dem nicht unheilvolle Verwirrung das normale Funktionieren der Gemeinschaftsorganisation unmöglich macht. Es ist bisher nicht gelungen, einer staatsmännischen Konzeption aufbauender und schöpferischen Politik unbedingte Geltung zu verschaffen. Skrupelloses Machtstreben und schrankenloser Eigennutz lockern von Tag zu Tag immer mehr die inneren Bindungen, die allein ein gesundes Staatsleben ermöglichen, auf. Erlaubt es denn die klare Vernunft in einem solchen Zustande der Desorganisation das Experiment der Entnationalisierung zu unternehmen, das doch, wenn es überhaupt irgendwo gelingen soll, auf jeden Fall eine gut konsolidierte Staatsgewalt und eine unerschütterliche Festigkeit des Gemeinschaftsorganismus erfordert?

Es ist doch eine so einfache Erkenntnis, daß man nicht fernerstehende Aufgaben in Angriff nimmt, solange nicht das Allernächstliegendste, die eigene Existenz, gesichert ist.

Dazu hat das rumänische Volk in seiner eigenen jüngsten Vergangenheit im alten Ungarn selbst erlebt, wie ein Staat an dem Versuche, seine Nationalitäten gegen ihren Willen aufzusaugen, zugrunde gegangen ist, obwohl er zweifellos unter günstigeren Umständen dies Ziel erstrebte. Denn damals war noch die gute Vorkriegszeit mit dem gefestigten wirtschaftlichen Normalzustand. Es fehlten die sozialen Erschütterungen, wie sie der Ausgang des Weltkrieges mit sich brachte. Außerdem konnte sich Ungarn auf eine staatliche Tradition der Jahrhunderte stützen und besaß eine fest gefügte innere Organisation. Und doch ist das Verhängnis nicht

ausgeblieben. Daraus muß doch jeder Rumäne eine Lehre ziehen. Dabei sind die Voraussetzungen für das Gelingen der beabsichtigten Rumanisierung heute noch viel ungünstiger. Man ringt um die elementarsten Grundlagen des Staatslebens und hat dabei täglich mehr Rückschritte als Fortschritte aufzuweisen und trotzdem steht der Sinn auf gewaltsame Expansion! Sind die Lehren der Geschichte aus der allerletzten Zeit denn ganz nutzlos gewesen?

Oder traut das rumänische Volk den heutigen Minderheiten weniger zähe Lebenskraft zu als es selbst bewiesen hat? Das wäre ein gewaltiger Irrtum. Es soll doch nicht übersehen werden, daß gegenwärtig der Lebenskampf jeder Minderheit auch noch durch eine unzweifelhafte Zeitströmung unterstützt wird. Die Minderheiten ganz Europas haben sich zusammengeschlossen und die Stimme von 40 Millionen Menschen kann auf die Dauer nicht ungehört verhallen. Je stärker die wirtschaftliche und kulturelle Verflochtenheit der Menschheit wird, umso fester muß die internationale Solidarität der Völker werden, die keine Entnationalisierungsbestrebungen dulden wird, weil das Krieg bedeutet. Gewiß gibt es heute noch starke reaktionäre Machtfaktoren, die mit Waffengewalt die ihnen ungünstige lebendige Entwicklung gesunder Völker aufhalten möchten. Das wird aber auf die Dauer nicht gehen. Es werden sich diejenigen aufstrebenden Nationen durchsetzen, deren Expansion nur wirtschaftlicher und kultureller Natur ist und die im Interesse des eigenen Gedeihens den Frieden schützen müssen. Der Schutz der Minderheiten wird daher in aller nächster Zukunft zu einer Angelegenheit des allgemein menschlichen Interesses erhoben werden. Hat unter solchen Umständen ein Versuch der Entnationalisierung Aussicht auf Erfolg? Gewiß nicht! Aber er wird den Staat, der es doch unterfängt zu tun, schwere Verluste an wertvollen Energien kosten.

Schließlich wollen wir noch die außenpolitische Lage Rumäniens betrachten, denn sie spielt doch auch eine Rolle bei der Frage der Zweckmäßigkeit der Rumanisierungspolitik. Der russische Bolschewismus in nächster Nachbarschaft bildet für jeden Staat eine gewisse Bedrohung. Da gilt es Abwehrmaßnahmen zu treffen. Die wichtigste ist doch zweifellos die, jeder größeren Unzufriedenheit von vornherein den Boden zu entziehen, dadurch, daß geordnete Verhältnisse jeden Bürger aus eigenem Interesse zu dem größten Feind des Bolschewismus machen. Das ist ein bedeutend besseres Mittel als die übertriebene Bespitzelung friedfertiger Bürger. Jede Entnationalisierungspolitik bringt aber Unruhe, maßlose Erbitterung und Verfeindung der Staatsbürger untereinander mit sich.

Das schwächt den Gemeinschaftsorganismus und erleichtert die Bedingungen für Wühlarbeit. Dem nahen russischen Bolschewismus gegenüber braucht daher Rumänien eine Bevölkerung, die in ihrer Gesamtheit in vollster Solidarität und herzlichstem Einvernehmen ein innerlich starkes und gesundes Staatswesen aufrichtet, an dem jeder Kommunismus sofort zerschellt.

Aber auch auf weitere Sicht gesehen, wenn das Sowjetsystem in Rußland einmal gefallen ist, hat Rumänien alle Ursache eine ehrliche Verständigung des staatsführenden Volkes mit den Minderheiten zur Wirklichkeit werden zu lassen. Denn die Kleine Entente wird sich gewiß sofort auflösen, wenn einmal Rußland nicht mehr bolschewistisch ist. Dann entsteht von neuem die einheitliche panslawistische Front und Rumänien ist mitten drin im Meer der slawischen Völker, wie eine einsame Insel von den Wogen umbrandet, dann wird es innerlich fest gefügt sein müssen, um sich zu behaupten. Jeder innere Zwist bedeutet eine wesentliche Schwächung. Ist es da klug heute die Minderheiten durch gewalttätige Behandlung zu entfremden, wenn man weiß, daß ihre bereitwillige und intensive Mitarbeit einst so sehr notwendig sein wird? Die Antwort ergibt sich von selbst. Rumänien muß darum auch in Anbetracht seiner gegenwärtigen und noch viel mehr künftigen schwierigen außenpolitischen Lage eine Politik der Anerkennung und Förderung der völkischen und kulturellen Eigenart seiner Minderheiten verfolgen.

Mit den obigen Ausführungen glaube ich gezeigt zu haben, daß das rumänische Volk, ganz ohne jede Sentimentalität den Minderheiten gegenüber, nur aus eigenem wohlverstandenen Interesse heraus eine schöpferische Lösung des Minderheitenproblems im Geiste der nationalen Verständigung anstreben muß.

An den Menschen

Wünsche dir nicht zu scharf das Auge, denn wenn du die Toten
In der Erde erst siehst, siehst du die Blumen nicht mehr!

Hebbel

Rundschau

Bemerkungen zur Hermannstädter Ausstellung sächsischer Frauenarbeit. Bei Veranstaltungen sächsischer offizieller Verbände oder Ämter verbietet sich unsere Öffentlichkeit selbst jede andere Stellungnahme als die lobende. Ein Tadel erscheint gewissermaßen als Verrat. In dieser so willfährigen Atmosphäre laufen alljährlich eine Reihe von Vorführungen ab, die irgend einem Zweck Geld eintragen sollen, was ja mitunter lobenswert sein mag. Da wir nun in sehr kleinen Verhältnissen leben, ist jeder dieser Anlässe gleichzeitig ein nationales Ereignis, über dem die Fahne geschwenkt werden muß.

Es schädigt aber sicherlich die sittliche Kraft des Volkes, wenn die Leistungen einer Handvoll Personen, die durch den Besitz eines Amtes oder einer Vereinsstelle unverletzlich sind, jederzeit der Kritik enthoben werden. Wir schlittern auf diese Weise in den bei uns genugsam erlebten Zustand hinein, wo die Wahrheit mit dem blauroten Feigenblatt zugedeckt bleibt, bis sich das Volk in maßloser und schuldiger Form dagegen empört, wie zuletzt in der Unzufriedenenbewegung, die eine furchtbare oder fruchtbare Größe angenommen hätte, wäre ihre Führung besser gewesen. Nun liegt auch über dieser Bewegung das Feigenblatt.

Lüften wir eines seiner Eckchen, nicht an der peinlichsten Stelle; betrachten wir darunter bloß ein kleines Muttermal, das ja kein böses Zeichen ist, sondern nur ein Schönheitsfehler!

Gelegentlich der Ferienhochschulkurse fand in Hermannstadt eine Ausstellung sächsischer Frauenarbeit statt, die gewiß uneigennützig nach bestem Können durchgeführt wurde.

Die Ausstellung wollte, wie es ein Prospekt ausdrückt, besonders den fremdländischen Gästen des Ferienhochschulkurses „ein Bild dessen werden, was in unserer Gemeinschaft Mitte als Frauenwerk besteht." Nun, das ist eine große Aufgabe. Statt ihre Erfüllung sah man aber in einem Raume einige Mädchen in Volkstracht, die spannen, webten und stickten. Bauernmöbel standen dabei. Dann sah man ein Wohnzimmer und die Küche eines „Hermannstädter Bürgerhauses", wobei besonders das Wohnzimmer nichts Siebenbürgisches an sich hatte. Man war überdies versucht zu fragen, ob unsere Möbel von Frauen hergestellt werden.

Ein schmaler Gang war mit statistischen Aufzählungen der Frauenvereine bedeckt, in denen Erfolg und Leistung, was also wirklich interessiert hätte, nicht zum Ausweis gelangte. Ein anderer Raum enthielt Werke sächsischer Malerinnen und Photographinnen, dann lag Kunstgewerbe aus: Stickereien, Goldschmiedearbeiten, Spielzeug und ähnliches, sogar eine „Handbibliothek" mit Werken sächsischer Schriftstellerinnen und endlich eine Sammlung von Photos, die Frauen im Berufe wiedergaben. Da las man z. B. „Die Schwester" oder die „Sekretärin", „Die Arbeiterin" und sah darüber ein weibliches Wesen bei der Krankenpflege, am Schreibtisch oder an der Maschine. Die Bilder erinnerten an die Photos von Generalen, deren strategischer Ernst sich im Kriege so gerne über der Landkarte ertappen ließ.

So, das war alles und es war sauber, ordentlich, mit der ganzen Zuverlässigkeit unserer Disziplin organisiert.

Die Ausstellung sollte die sächsische Frauenarbeit zeigen, also eine soziale Schau bieten. Bei ein wenig Phantasie ist es nicht schwer, sich auszumalen, wie eine solche

Schau hätte zusammengestellt sein müssen. Unsere Frauen sind vorwiegend Mütter und Bäuerinnen; der Hauptteil der Ausstellung hätte deren Leben zeigen müssen. Wie arbeitet die Bäuerin? Wie pflegt sie Haus, Stall und Hof? Wie erzieht sie die Kinder? Wie verläuft ihr Arbeitstag? Was sind die einzelnen Gebiete ihrer Tätigkeit?

Dann hätte eine andere Abteilung der Beantwortung ähnlicher Fragen für die Stadtfrau gewidmet sein müssen.

All dies wäre durch Bilder, Geräte, Kleider und Modelle leicht anschaulich zu machen gewesen. Eine einfache Statistik hätte die soziale Schichtung der Frauen festgestellt: in Bäuerinnen, Städterinnen, Verheiratete, Ledige und Berufe; ihre Gesundheitslage, Fruchtbarkeit und ihren materiellen Stand.

Mit diesem rein sozialen Hauptteil wäre tatsächlich die Frauenarbeit „in unserer Gemeinschaft Mitte" erfaßt worden. Als minder wichtiger Teil hätte die Volkskunst, soweit sie durch die Frau geschaffen wird, einen Platz finden müssen, weiter die soziale Fürsorgetätigkeit und der Vereinsbetrieb. Dies aber auch in verständigerer Weise, als es hier geschah, wo nichts aus der inneren Tätigkeit der Verbände gezeigt wurde.

Die verfehlte Frauenausstellung in Hermannstadt ist an sich nun wirklich kein Anlaß, sich lange damit aufzuhalten, wenn es auch notwendig ist, gerade offiziellen Veranstaltungen von Zeit zu Zeit eine Kritik angedeihen zu lassen; aber ihre Fehler sind Fehler, die immer wieder begangen werden.

Mit einer hartnäckigen und unfruchtbaren Treue zeigen wir bei Gelegenheiten, wo wir unser Wesen verdeutlichen wollen, nur einige Gebiete; unter diesen steht an erster Stelle die Volkskunst. Gewiß, hier liegen Leistungen vor, vorwiegend Leistungen unserer Vergangenheit, die durch solche Zurschaustellung aneifernd wirken können. Aber es mutet doch seltsam an, wenn Stickereien, Webereien und spärliche Goldschmiedearbeiten eines Volkes bedeutsamen Alltag ausfüllen sollen. Die hübsche Bauernstube, die man bei gleicher Gelegenheit aufbaut, gehört ins Brukenthalmuseum, sie ist tot. So lebt unser Bauer nicht mehr, ja selbst die Stickereien, die man gewiß noch oft im Leben sieht, bekommen einen musealen Beiduft, wenn man sie überall in den Vordergrund rückt.

All dieser eiserne Bestand unserer festlichen Äußerungen, zu dem noch andere Requisiten gehören, sind die Theatergarderobe der sächsischen offiziellen Welt. Das immer gleiche Stück, das die immer gleichen Reden eröffnen, wird mit einer Lust gespielt, die unserem Leben und der Wirklichkeit alles schuldig bleibt, nichts aber dem geschäftigenden Hin und Her der Veranstalter. Und weil immer die gleichen Platten auf das offizielle Grammophon gelegt werden, fällt es dem daran gewöhnten sächsischen Besucher nicht mehr auf, daß dies, was er da zu hören und sehen bekommt, mit ihm nichts zu tun hat, nein, er wird in eine höhere Sphäre versetzt, er spielt mit und für das reale Dasein genügt ihm die Photographie einer sächsischen Arbeiterin, die inmitten des gesellschaftlichen Ereignisses gnädig ein Plätzchen findet.

Fühlt man den Widerspruch, der da zwischen Sein und Schein klafft? Sieht man die tauben Nüsse, die hier unter Beifall geknackt werden? Merkt man in diesem belanglosen Beispiel die Öde, die Unfruchtbarkeit dieser Kulturarbeit, die sich im Organisieren einer falschen Folie, eines 5-Uhr-Tee-Rahmens, einer Kulisse erschöpft?

Und wird es einem nicht schwül bei dem Gedanken, daß wir uns selbst nur als volkskundliche Rarität darstellen können? Heinrich Zillich

Kronstädter Kunstausstellungen. Im Blauen Saale fand Ende September nach vielen Jahren wieder eine Ausstellung von Gemälden und Zeichnungen Walter Teutschs statt, den wir im April-Maiheft des Vorjahres ausführlich in Wort und Abbildungen gewürdigt haben.

Der Kunstsalon Klingsor veranstaltete zu gleicher Zeit eine Ausstellung von Aquarellen Ernst Honigbergers. Auch dieser Künstler hat sehr lange Zeit in seiner Heimat nicht ausgestellt. Die Ausstellung findet demnächst in Hermannstadt eine Wiederholung. Über Honigberger brachten wir zuletzt im Juli dieses Jahres einen ausführlichen Aufsatz, dem Bilder beigefügt waren. Dieses Heft enthält auch Proben seiner Kunst.

Neue Bücher und Schriften

Fritz Holzträger, Deus bene vertat! Studien zu Stephan Ludwig Roth's Seelenleben. (Aus der Festschrift „Nösner Gabe" der evang. Kirchengemeinde in Bistritz. S. 1—40), Bistritz, Buchdruckerei G. Zikeli 1928.

Deus bene vertat! lautet die Tagebucheintragung St. L. Roth's vom 17. Sept. 1819, mit der die schriftlichen Andeutungen seines Nachlasses über den 1924 erstmalig von mir aufgedeckten Liebesroman zwischen ihm und der Schweizerin Marie Schmid beginnen. Holzträger nimmt an, daß die Eintragung den Verlobungstag der beiden verrate (wogegen ich nichts einzuwenden habe) und versucht unter diesem treffenden Titel eine Darstellung der inneren Entwicklung dieser Liebesgeschichte. „Eine Erzählung, die im düstern Ton der Ballade endigt."

Die Schrift trägt psychoanalytischen Charakter und liegt insofern auf der Linie meiner eigenen Bestrebungen, als auch sie mit dem Roth-Geschrei unserer Festredner endgültig brechen und die Vermenschlichung dieser edelsten Gestalt unserer Geistesgeschichte anbahnen will. Zweifellos ragt auch für Holzträger St. L. Roth so hoch in unser herbstliches siebenbürgisches Blau, daß er keinen Augenblick zögert an Dinge zu rühren, die seine heroische Erscheinung wieder näher einer lebendigeren irdischen Farbigkeit zu bringen imstande sind. Auch für ihn kann Roth dadurch nur und nur dadurch gewinnen — wenigstens im Geiste der jungen Generation. Das sind aber gerade die Dinge, denen die bisherige Forschung scheu aus dem Wege gegangen ist. Und so meint Holzträger: „Die mit den Veröffentlichungen Dr. Folberth's einsetzende Rothforschung wird verlassene Wege wandeln müssen".

Es scheint also, als sei Holzträger mit der Art meiner Roth-Arbeiten im großen und ganzen einverstanden, und wirklich habe ich als Gesamteindruck der Lektüre seiner Schrift das Bewußtsein davongetragen, im hohen siebenbürgischen Nord einen unerschrockenen Bundesgenossen für die gerechte Sache St. L. Roth's gewonnen zu haben.

Umsomehr mußten mich aber dann Stellen, wenn auch vereinzelte, überraschen, wie die folgende: „Daß meine Auffassung des Liebesverhältnisses Roth's so ganz andere Wege geht wie die Erklärungen gerade Dr. Folberth's, scheint mir mit ein Beweis dafür zu sein, wie sehr auch unsere Generation noch unter dem Zwange des absolut makellosen Bildes lebt, das die für ihre Zeit verdienstvollen Bücher Gräsers und Oberts, ebenso auch die Darstellung Wittstocks geschaffen." Das

heißt, ich werde hier erstrecht nicht für modern, für radikal, für jung genug in meiner Auffassung erklärt.

Dazu fühle ich mich veranlaßt, einiges zu sagen. Schon zu dem Worte „Erklärungen" im angeführten Satze muß ich bemerken, daß ich solche im psychologischen Verstand (wie sie hier zweifellos gemeint sind) über das in Frage stehende Thema bisher kaum gegeben habe. Meine Erklärungen haben sich der Hauptsache nach auf Tatsachenangaben, Personenschilderungen und Erläuterungen kausaler Zusammenhänge beschränkt. Ich bin bis heute noch fast ausschließlich als Roth-Herausgeber, nicht als Roth-Biograph tätig gewesen. Und werde es vermutlich noch viele Jahre bleiben müssen, soll neben die zweifellos verdienstvollen Werke Gräsers und Oberts nun doch endlich auch einmal das Werk St. L. Roth's in seiner ungeschmälerten Größe gestellt werden. Ob mir dabei noch die Kraft zu der freilich auch von mir geplanten Biographie Roth's bleiben wird, halte ich für wenig wichtig neben jener Aufgabe. Meine eigenen psychologischen Erklärungen also kann Holzträger, da sie noch unausgesprochen geblieben sind, schwerlich kennen. Tatsächlich erahnt er sie oft falsch genug. Und da ihn dazu ein Quäntchen munteren Widerspruchsgeistes baldbald verleitet, Gegensätze zwischen uns zu schieben, die in Wirklichkeit nicht bestehen, will ich hier versuchen — sine ira et studio — kurz festzustellen, wie weit wir mit Holzträger einer Meinung sind und von wo angefangen nicht mehr.

Alles, was Holzträger auf den ersten 18 Seiten seiner Arbeit über das Verhältnis St. L. Roth's zu seinem Vater sagt, halte ich für richtig. Der Vater ist und bleibt dem Sohn höchste Autorität, die „entscheidend und bestimmend in das Leben des Sohnes eingreift". Diesem bangt mehr als einmal vor der „Auseinandersetzung mit einer Kraft, von der er wußte, daß sie stärker war als sein eigenes Wollen" Die Schrift arbeitet das alles — mit Ausnahme einiger geringen Verfehlungen und Unklarheiten — sehr schön heraus. — Wer findet sich übrigens, diesem Vater, einem siebenbürgischen Friedrich Wilhelm I., einmal eine eigene Untersuchung zu widmen?

Ich bin ferner vollkommen einverstanden mit allem, was Holzträger über das Verhältnis Roth's zu Marie Schmid sagt, d. h. über *seine*, des Liebenden, Beziehungen zur Braut. Auch ich stelle mir die Entstehung des Liebesbundes ungefähr so vor, wie sie auf Seite 23 geschildert wird: als die Fortsetzung eines Freundschaftsbundes. Ganz gewiß war diese Liebe „*nicht* die Krone seines Lebens. Höher steht ihm der Drang, Werke für die Menschheit zu wirken." Ist von mir auch niemals bestritten worden. Ich habe mich nirgend zu einer höheren Einschätzung dieser Liebe verstiegen als auf Seite 8 der „Liebesbriefe", wo ich behauptete, sie sei „eines der großen Erlebnisse aus der entscheidenden Zeit inneren Reifens" gewesen. Und damit ist keineswegs zu viel gesagt. Jawohl: con sordino! Das ist die Musik dieser Liebe. „Und das Pedal tritt des Geistes Überlegung ... Sucht man also nach einer Formel, die das Liebesempfinden Roth's im keimenden Kerne zeige, so kann man wohl am treffendsten sagen, daß an der Schalttafel seines Liebeslebens ein wacher Geist saß, der den Hebel der Gefühle führte, so daß die Gefahr eines Blitzschlages, eines Kurzschlusses, der eine Welt, der seine Welt in Brand gesetzt hätte, ausgeschlossen war." Das unterschreibe ich alles, wenn ich es auch selbst vielleicht nicht so kraß ausgedrückt hätte wie Holzträger an einigen anderen Stellen.

Abweichend von Holzträger beurteile ich aber nun die Beziehungen Marie Schmid's zu Roth. Holzträger nimmt nämlich an, daß sie ausschließlich die des liebenden

Weibes zum geliebten Manne gewesen seien. „Er trug die Kraft seines Geistes in das Herz seiner Geliebten, das aber nicht für eine Idee, sondern für den Geliebten schlug." Und aus den unzähligen Leiden, die Roth seiner Braut bereitete (wo gibt es Liebe ohne Leid?) wird für Holzträger die Absage Maries, ihre Trennung von Roth endlich begreiflich. „Unwillentlich — natürlich — hat er in hohem Maße dazu beigetragen, daß das Vertrauen seiner Braut in ihn, so sehr er es auch immer und immer wieder verlangt und erbeten hat, schließlich wankend werden, in ruhiger Überlegung aller Umstände und Tatsachen zusammenbrechen mußte.... Und wenn Marie schließlich das Verhältnis gelöst hat, so müssen wir Roth sein vollgemessen Teil an der Schuld zuerkennen."

Es scheint mir, als sehe Holzträger Marie in einem viel zu rosig-romantischen Lichte, vor dem ich nun meinerseits ausdrücklich warnen muß. Er möchte sie zu einem durch Roth unglücklich gewordenen Mädchen stempeln. Das ist sie nicht gewesen. Ich leugne nicht die Leiden, die ihr Roth zweifellos bereitet hat. Ich halte diese aber nicht für eine hinlängliche Erklärung der Absage eines Mädchens, dessen „Herz nur für den Geliebten schlug". Und infolgedessen bestreite ich eben die von Holzträger angenommene bedingungslose Liebesbereitschaft Maries. Ich tat das nicht bloß auf dem Umwege solcher Folgerung. Sondern ich versuchte die Zeugnisse der Zeitgenossen über ihren Charakter zu befragen. Alle diese Dokumente legte ich in den „Liebesbriefen" nieder. Und in ihrer gegenseitigen Ergänzung sind sie für mich schlechtweg überzeugend geblieben. Nach ihnen war Marie keineswegs, wie Holzträger es gerne haben möchte, eine nur sich hingebende, eine nur feminine Erscheinung. Treffend nannte Roth sie „einen Engel, der ein Schwert in der Hand hat". Der ihr feindselige Niederer gebrauchte das Wort „Mannweib". Ich machte sie schließlich zu einer Directrice-Gestalt, womit ich auf die gleichzeitig aus Beruf[1]) und Charakter dieser Frau ausfließende ungewöhnliche Selbständigkeit ihrer Urteilskraft hinweisen wollte. Sobald sie erkannt hatte, daß die Verbindung mit Roth für sie doch sehr ungünstig ausfallen könnte, sobald sich der Himmel ihrer Zukunft an seiner Seite merklich verdüstert hatte, löste sie als der reifere und gerade verstandesmäßig überlegene Teil den Bund.

Das alles will Holzträger nicht sehen, obwohl es sich doch um die Beweisführung mit mehrfachen Belegen handelt. Selbst die erschütternden Selbstzeugnisse Maries läßt er unbeachtet, obwohl gerade sie zu psychologischer Verarbeitung hätten verleiten sollen. Sie paßten eben nicht zu dem ziemlich eigenwillig von ihm entworfenen Leidensbild seiner Maria.

Die Arbeit Holzträgers hätte, wenn sie nicht nur interessant (was sie in hohem Maße ist), sondern auch wissenschaftlich ergebnisreich ausfallen sollte, zu den von mir zusammengetragenen Dokumenten über Marie neue, unbekannte in die Diskussion werfen müssen. Nur mit Einwänden solcher Herkunft und solchen Gewichtes wird man überzeugt werden und sich vielleicht zu einer Umdeutung ihrer Gestalt verstehen können. Die Einwände Holzträgers reichen dazu nicht aus. — Damit ist natürlich nichts gegen die Richtigkeit und tapfere Formulierung der im ersten Teil ausgesprochenen Gedanken gesagt.

Sprachlich steht die Arbeit im Zeichen unserer neueren Literatur. Einige stilistische Verirrungen schmälern den Genuß ihrer Lektüre. Otto Folberth

1) Marie Schmid war Lehrerin und Vorsteherin von Pestalozzis Armenanstalt.

Reclam, Praktisches Wissen. Herausgegeben unter Mitarbeit erster Fachgelehrter und mit vielen Bildern vom Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig. — Dieser dicke Band ist eine Art Konversationslexikon in populären Aufsätzen über allerlei wissenswerte Dinge. Beim ersten Lesen der Inhaltsangabe findet man keinen Zusammenhang zwischen den Aufsatztiteln und fragt sich, was z. B. „Alte Bauernregeln" mit „Atmest du richtig" zu tun haben oder „Die Flaggen der wichtigsten Länder" mit „Staubfänger und Lüftung", aber beginnt man das Buch zu durchblättern, findet man ununterbrochen etwas Unbekanntes und plötzlich hat man ihm Stunden geopfert. Die rechte Verwendung ist aber, es als Nachschlagewerk zu benutzen, wenn man sich über etwas belehren lassen will. Es wird kaum ein Gebiet geben, das in diesem vorzüglich ausgestatteten Bande unberührt blieb. Heinrich Zillich

Neue russische Bücher. Mir liegen einige Bücher der sowjetrussischen Literatur vor, die allesamt im Malik-Verlag, Berlin, in jüngster Zeit erschienen sind und einen guten Einblick in das Leben Neurußlands gewähren. Das erste Buch ist allerdings kein Werk eines Russen; es heißt „Zehn Tage, die die Welt erschütterten", hat zum Verfasser einen amerikanischen Journalisten, John Reed und enthält Petersburger Berichte aus dem November 1917 über die Machtergreifung durch die Bolschewisten. Diese Berichte sind ihrer Form nach nichts anders als Reportagen, Schilderungen von den revolutionären Vorgängen für amerikanische Blätter, zeigen aber im inneren Gehalt und in ihrer Fassung ein außergewöhnliches Maß klaren Blicks, guter Beobachtung und künstlerischer Gestaltungskraft. Gleichzeitig enthalten sie ebensoviel Sachkenntnis und geben dadurch ein farbiges, lebendiges Bild der ersten zehn Kampftage des Bolschewismus, ein Werk, das man auch weiterhin nicht bloß als Dokument großer historischer Ereignisse lesen wird, sondern als Kunstwerk, als ein Kapitel aus dem Epos: Mensch. Es gehört zu den allerbesten journalistischen Büchern, die ich kenne, und gibt in den Schilderungen selbsterlebter Geschehnisse, in den Berichten über zehn Tage auch eine Wesensschau des russischen Volkes und der Hintergründe der Revolution. Und dies alles, ohne jemals den Ton der Schilderung zu verlassen, ohne sich in Untersuchungen und Klarlegungen zu verlieren. Es ist allerdings kein „objektives" Buch in dem Sinne, daß der Verfasser von seinem Erlebnis unangetastet kühl den Sachverhalt registriert; es steht gefühlsmäßig deutlich und eingestandenermaßen auf der Seite der Bolschewisten; das mag vielleicht, obgleich kaum ein ungerechtes Wort fällt, manches Ereignis etwas färben. Doch ist dies wohl bei der Betrachtung so großer Vorgänge nicht anders möglich, verleiht der Darstellung aber erst den Atem des Erlebten und Echten.

Dem Buche ist ein Vorwort des bekannten deutschen Reporters Egon Erwin Kisch vorgesetzt, das John Reeds inzwischen vollendeten Lebenslauf mit vielen Bekenntnissen zum Kommunismus aufzeichnet. Manche davon sind von einer lächerlichen Spießbürgerlichkeit, wenn Kisch z. B. behauptet, der wahre Wert eines Künstlers in unserer Zeit messe sich nach dem Grad seiner sozialen Erkenntnis, wobei es natürlich nur die einzig wahre kommunistische Erkenntnis gibt, und derjenige, der aus ernstester Überzeugung eine andere Erkenntnis hat, ein Tendenzlügner und kein Künstler ist. Oder Kisch erklärt in Abänderung eines Satzes von Zola, für den „Zeitgenossen" sei die „Kunst ein Stück Wahrheit, gesehen durch ein revolutionäres Temperament."

Diese typisch kommunistische Spießbürgerlichkeit, die nach ihrem Programm nicht bloß soziale Vorgänge wertet, sondern alle menschlichen Regungen nur darnach einschätzt, ob sie ihr nützen, scheint ein Wesensteil des Sowjetgeistes zu sein. Diese seelische

Verengung, die Horizontlosigkeit vor allen politisch unwägbaren Tatsachen, deren Abbiegung, Ableugnung und Verzerrung überrascht und beklemmt auch in den übrigen vorliegenden Büchern: Romanen aus dem Sowjetleben.

Als schwächstes ist da zu nennen Lydia Sejfullinas Roman „Wirinea". Der Roman spielt in einem Dorf im Kriege und in der Revolution, schildert das dumpfe Erwachen des Bauern aus seiner mittelalterlichen Gebundenheit und seine ersten Handlungen als „freier" Mensch. Wie bei den übrigen Romanen ist die Schilderung der Atmosphäre im allgemeinen frisch und für uns Fremde interessant; die dichterische Fülle mangelt.

„Weg der Liebe" heißt ein Buch von Alexandra Kollontay, der bekannten sowjetrussischen Führerin. Bildung, viel ästhetisches Gefühl, wenig dichterische in den innern Zusammenhang, in das unwägbare hineinspürende Fähigkeit, dafür aber menschliche Anteilnahme, weibliches Mitgefühl charakterisieren ihr Buch dreier Erzählungen, die den Wandel der Liebe in Rußland aufzeichnen wollen. Die Sozialreformerin verleugnet sich darin nicht, tritt aber überall als verstehende, wahrheitsliebende Beraterin hervor. Das Buch ist eben weniger Dichtung als Abschrift des Lebens. Es erschüttert nicht, es orientiert. Was uns daran interessiert, ist der Weg, den die Liebe in Rußland geht: von einem innerlichen großen Erlebnis des Einzelnen zu einer kollektivistischen Selbstverständlichkeit, zu einer Bejahung und Befriedigung der Triebe, die weder etwas Leidenschaftliches noch Belangvolles hat. Man gattet sich wie man ißt. Eine Welt von Gefühlen stirbt dabei, der Ersatz dafür ist die kommunistische Mitarbeit in der Partei; so hoch man auch im edelsten Falle diese Tätigkeit werten will, eine Verengung, die übrigens Frau Kollontay nicht etwa propagiert, sondern feststellt und in ihrer Wahrheit gelten läßt.

Sie sieht die Unmöglichkeit eines solchen Ersatzes, und daher sind ihre Erzählungen, so leicht auch ihre Heldinnen in der kommunistischen Arbeit Genesung finden, nur Episoden aus dem endlosen Drama Liebe, das, wie die Figur eines andern Romanes sagt: „durch die rote Körperkultur beseitigt werden müsse."

Dieser Satz zeigt die sowjetrussische Überbewertung aller Dinge, die der Mensch beherrscht, treffend an. Die Überbewertung zerbricht tiefere Bindungen, zerstört die Liebe, die Familie, die Kirchen, und setzt an Stelle all dieser Jahrhunderte hindurch menschlich erfüllten, lebendigen Bande das kommunistische Ideal der Kollektivität, der Gemeinschaft, der aber noch immer etwas wie die Leere eines Hausgerüstes anhaftet, wenngleich die überzeugten Anhänger, die Parteikommunisten darin die letzte Wahrheit sehen und sie platterdings als eine Art Religion fühlen. Neben dieser Wahrheit wird ihnen alles andere nebensächlich. Wichtiger ist die geringste Tätigkeit für die Partei als jede innere menschliche Bildung. Nichts ist belangloser als die Persönlichkeit.

Nun werden auch in den zwei bedeutendsten Romanen, in Konstatin Fedins „Städte und Jahre", einem sozialen Entwicklungsroman, der in Deutschland und Rußland im Kriege und nachher spielt, und in Ilja Ehrenburgs „Michael Lykow" diese Tatsachen immer wieder sichtbar, die Verfasser aber, obwohl reine Kommunisten, sind doch menschlich frei genug, sich nicht selbst gläubig darein zu verstricken. Der erstgenannte Roman ist fast ein Abenteurerroman mit sehr spannender Handlung, frisch, lebendig, letztlich unbefriedigend. Der Sieg der kommunistischen Idee gegen die durch etwas üble Typen vertretene europäische Welt wird dargestellt. Da aber Schicksale darin gezeichnet sind, wirklich faßbare Gestalten, ist das Buch nicht wertlos, besonders in vielen oft tendenzhaft gefärbten Milieuschilderungen.

Das gleiche gilt in verstärktem Maße von Ehrenburg. Sein Buch ist dem Schicksal eines Schiebers im neuen Rußland gewidmet und schildert es, abgesehen von manchen leitartikelhaften Abschweifungen, einprägsam, psychologisch meisterhaft und spannend. Wichtig ist, besonders für uns, an dem Buche, wo einer gewissen Breite der Gestaltung auch eine gewisse Tiefe zugepaart ist, die Darstellung des russischen Alltags. Es ist ein Kompendium des vorherrschenden Geistes der heutigen russischen Welt. Man lernt sie daraus besser kennen als aus tausend Berichten. Viel von der Welterneuerung ist dabei nicht zu verspüren. Es ist eine, geistig gesehen, unendlich primitiv gewordene Welt, uns fremd und gefährlich, nicht so sehr durch ihr soziales Programm, sondern durch ihre seelische Verengung und ihre — kulturell bewertet — verstandverseuchte Barbarei, die mit der Überschätzung der Technik, der Organisation unendliche Werte zerstörte, was beim russischen Volke vielleicht eine Notwendigkeit war, überhaupt der erste Anfang, die Schöpfung einer bewußten, allerdings rein nutzhaften, kollektiv-nutzhaften Moral, Europa aber den Tod brächte.

Heinrich Zillich

Sigrid Undset, Olav Audunssohn auf Hestviken. Rütten & Loening-Verlag, Frankfurt a. M. 1928. — Den ersten Band dieses Romanes, der auf vier Bände berechnet ist, besprach ich im Märzheft. Der vorliegende zweite enttäuscht etwas. Das Thema des Werkes erfährt keine neuere größere Abwandlung in dieser Fortsetzung. Die zwei aus Liebe schuldigen Menschen — Olav und sein Weib — leben nun zusammen, Ingunn verzehrt sich langsam zu Tode durch eine Frist qualvoller Jahre, worin grauenhaft gegenwärtig und drückend der jugendliche Fehltritt abgebüßt wird. Und die gleiche wandellose Folter ist dem Manne beschieden. Indessen werden Kinder geboren und sterben, der kleine Eirik wächst heran, ein Mädchen bleibt am Leben, Olav betrügt sein todkrankes Weib — aber all dies ist wie ein Schattenspiel auf dem Hintergrund des ersten lebenüberfüllten Bandes und verlangt gebieterisch nach seiner Lösung durch die folgenden Bände.

Hans Leip, Miß Lind und der Matrose. Roman. Verlag Simplizissimus, München, 1928. — Der neue Roman von Hans Leip enthält manche Vorzüge seines großen Werkes „Godekes Knecht": eine Darstellung aus der Umwelt heraus, eine frische Sprache und die für ihn so charakteristische lyrische Durchtränkung der Prosa. Der Stoff ist seltsam: Abenteuer eines Matrosen mit einer krankhaft-religiösen Dame, einem unschuldigen Triebwesen; es liegt vielleicht daran, daß der kleine Roman nicht befriedigt.

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Wir brachten schon im vorigen Heft einen Nachruf für Leo Greiner. Nun stellte uns auf unsere Aufforderung Wilhelm von Scholz, der berühmte Dichter und Freund des Verstorbenen, einen weiteren Aufsatz zur Verfügung, auf den wir nachdrücklich hinweisen.

Mit dem Aufsatz von Fritz Holzträger über Bistritz führen wir die Reihe siebenbürgischer Stadtschilderungen, die mit der Schilderung Mediaschs durch Otto Folberth begonnen hatte, fort.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Flachszeile 31
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Verlegt vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg







Siebenbürgisch-sächsische Webeornamente

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
5 JAHR DEZEMBER 1928 HEFT 12

Der sächsische Dichterabend in Klausenburg

Von Heinrich Zillich

Vor einigen Monaten ladete der siebenbürgisch-ungarische Dichterkreis „Erdélyi Helikon" mehrere siebenbürgisch-deutsche Schriftsteller ein, in Klausenburg einen Vortragsabend aus eignen Werken zu veranstalten. Am 17. November fand er statt.

Ich habe die tiefe Herzlichkeit, mit der uns dieser Kreis entgegentritt, schon einmal erlebt, jetzt aber, wo Innigkeit und Freundschaft uns begeisternd und doch in solcher Stärke unverdient umfingen, war Befangenheit unsere erste seelische Antwort. Wir, ein Häuflein — Otto Folberth, Egon Hajek, Hermann Klöß, Adolf Meschendörfer, Erwin Wittstock und ich; Bernhard Capesius war verhindert zu erscheinen — standen da inmitten eines Jubels, einer Zuneigung, die uns beim Auftreten in dem überfüllten Saale nie erlebt entgegenbrauste. Was war denn angesichts dieses offen dargebrachten Geschenkes das unsere? Gedichte und Novellen, die jedermann wo immer lesen kann? Nein, es war nicht dieses Künstlerische allein, was auch uns in dem allgemeinen Jubel mitklingen hieß, ihn innerlich beantwortete, ihn unverdient bewirkte. Es war die Tatsache, daß wir da standen als Abgesandte eines neuen siebenbürgischen Geistes, über den auch wir schon gesprochen, geschrieben, gestritten hatten und der sich nun hier zum erstenmal tätig bekannte.

Abgesandte keiner Körperschaft. Wer hätte uns Dichter des deutschen Volkes in Siebenbürgen auch schicken sollen, die wir so manchem offiziellen Tropf als unbequeme Schreiber erscheinen? Wer aus den Zirkeln, die an fast allen Stellen unseres Lebens den willfährigen Durchschnitt bevorzugen, der ihre Ruhe nicht stört, sondern sättigt, und wer aus der Masse, die heute führt und nicht weiß, daß Kultur ein Volk bedeutsam und stark macht, hätte uns schicken sollen? Ja, wenn unsere offizielle Welt die gleiche geistige Weite hätte, wie die ungarische, die ihren Dichtern Wege, Wort und Wirkung ebnet, die uns hier so empfing wie es kein geistiger Sachse jemals zu Hause erleben wird, ja dann hätten wir sagen können: wir stehen da und bringen Grüße, weil wir wissen,

hinter diesem Schritt zu euch, der geistig mehr bedeutet als hundert politische Verabredungen, steht unser Volk. Statt dessen konnten wir nur schweigend feststellen, daß in unserem Volke sich höchstens einige Journalisten tiefer dafür interessieren.

Und doch waren wir hier in einem edleren Sinne Abgesandte des Volkes und dessen Wortführer, die ein anderes Volk verstand und feierte. Es war zum erstenmal, daß — ohne politische Absichtlichkeit — ein siebenbürgisches Volk die geistigen Arbeiter eines Nachbarvolkes zu sich rief, um ihnen zuzuhören, in ihrer Dichtung einen Ausfluß des eigenen Daseins und der gemeinsamen Heimat wiederzufinden. Über diesem durch Blut gedüngten Boden, über diesen siebenbürgischen Landschaften, zerteilt und verhetzt durch Dummheit und Eigennutz, wurde hier ein Band geknüpft, fernab ausmünzbaren Zwecken, das geistige Band des Lebens, das allein unmerklich wirkend ein Volk bildet, nährt und formt — also gerade jener Quell wurde hier eröffnet, der das Volk zur Kraft führt.

Es wurde hier offen vor aller Welt ein Baustein gelegt, auf dem dieses Land sicher ruhen kann. Der Jubel im Saale, die tiefe Freude auf dem Bankett, der folgende Tag, wo sich Fest und Gedankenaustausch, immer inmitten der ungarischen Gesellschaft, die unendlich freigebig und mitschwingend all dies trug, war gewiß nur ein Zeichen, gewiß nur der erste Überschwang eines guten und schönen Gefühls. Aber ging ihm nicht voran ein monatelanger Austausch von Vorbereitungen, ein Fragen und Beantworten in anderen Entscheidungen, reichte man nicht einfach die Hand hin und sie wurde nicht bloß ergriffen, sondern über den Handdruck hinweg floß schon die sachliche Arbeitsverbindung?

Ja, so war es! Was dort in Klausenburg, mächtig belebt von einer geistigfreien Gesellschaft, geschah, war das erste Manifest des Geistes, der dem kleinen Heute zum Trotz Siebenbürgen ein neues Kleid anmißt. Ein solches schneidern ihm nicht die Bratendreher der Politik, die nach Abstimmungen und Zwecken allein fragen können, sondern der Geist, dem wir Platz schaffen wollen, indem wir in Kunst und Leben der Idee dienen, die uns in Siebenbürgen durch dessen westliche Aufgabe gegeben erscheint.

Darüber mehr zu sagen, ist hier nicht nötig. Wer diese Zeitschrift las, weiß davon. Danken aber, mit dem wehen Gefühl danken, daß bei uns Deutschen hierlands vielleicht der äußere Körperschaftsgürtel straffer liegt, doch die innere geistige Freiheit und Bewegtheit nicht größer ist, danken wollen wir den Dichtern und den Kreisen Klausen-

burgs, die uns durch ihr Zuklingen mehr als eine Ahnung dessen gaben, was uns nottut und was in den weiten Strichen der Bevölkerung fehlt wie das Brot.

Später Herbst

Von Heinrich Zillich

Der Garten riecht von faulem Obste sauer.
Es ist die Zeit, wo man das Auge hebt,
hinausblickt und es senkt zu kurzer Trauer.
Ein Wind bringt Glück und Abend und verschwebt.
Er läutet hier und dort der Bäume Glocken,
da sinkt ihm nach das rauschende Gebimmel.
Weit draußen lehnt verdämmernd in den Flocken
des Bergwalds Bronzeschild am blauen Himmel.

Ich trinke heute von dem ersten Moste
den veilchenfarb'nen Abendbergen zu.
Das Wildbret dreh' ich langsam überm Roste.
Das Brot ist frisch. Geschnitten hast es du.
Wir blicken durch das Fenster nach dem Himmel,
der großen Wiese um die Mondesquelle.
Getrost steigt auf ein kleiner Wolkenschimmel
und dunkelt durstig über ihre Helle.

Ich lasse auch den Rauch vom Dache steigen.
Sieh hin, er trägt mein Opfer steil empor,
vielleicht nicht ganz so hoch und doch ins Schweigen.
Dich drückt der Schlaf? Verschließen wir das Tor.
Den letzten Schluck, eh wir ins Dunkel sinken!
Aus Tag rinnt Nacht und Nacht in Tag hinein.
Auch dieser Most war Licht und gärt zu Wein.
Vergiß nicht, gib noch unf'rem Kind zu trinken.

Der Erfinder

Von Otto Alscher

Hungrig schlich der behaarte, gebückte Urmensch über das Hochplateau. Seine kleinen, unruhigen Augen unter den wulstigen Brauenhöckern hatten einen Ausdruck von Verzweiflung und hilflosem Suchen, sie irrten nur manchmal in die Runde, dann klammerten sie sich wieder mit mühseligem Grübeln an den Boden. Die eine Hand, in der er eine Steinaxt trug, stützte er beim Gehen auf die Erde, die andere Hand hielt einen Holzspeer.

In dem hohen Grase, ganz nahe, nur mit dem Rücken über die Farren hinausragend, stand ein wollhaariges Rinozeros. Aber dem wich der Schleichende vorsichtig aus, denn dessen schwartige Haut durchbohrte sein Speer doch nicht, tötete es nicht mit dem ersten Wurf, sondern brachte es nur in rasende, gefährliche Wut. Ferne, der mächtige Umriß eines Mamut regte schon mehr seine Gier, denn er erinnerte sich daran, daß er einst ein abgestürztes Tier gefunden, von dessen Fleische die Horde einen Winter lang lebte.

Die Horde aber hatte ihn verjagt. Er war viel kleiner und schwächer als die andern Urmenschen, war als Kind von einem Höhlenlöwen angefallen worden, der ihn aber auf das Geschrei seiner Mutter losließ, kümmerte dann lange und blieb klein und ohne Kraft. Und weil es ihm nicht möglich war ausreichende Beute heimzubringen, hatten ihn die anderen knurrend und zähnefletschend angefahren, da er wieder an ihrem Mahl teilnehmen wollte und er mußte aus der Höhle weichen.

Das war schon vor vielen Nächten gewesen. Inzwischen war er umhergeirrt, verängstigt durch sein Alleinsein, hatte es nicht gewagt sich einer andern Horde auszuschließen, kleine Tiere, die er aufgriff, stillten ihm den Hunger, aber scheu und vorsichtig umschlich er die wehrhaften, großen Tiere.

Eine Horde Wildpferde kam über die Hochebene und zog langsam einer Talsenkung zu. Der Urmensch ließ sich gänzlich in die Farren sinken, versuchte kriechend an die Horde heranzukommen, um einem der Fohlen seinen Speer in die Weichen zu schleudern, dem Verblutenden dann folgend, es gänzlich mit der Steinaxt zu töten. Zagend wuchs die Hoffnung in ihm auf, mit einer großen Beute zurückkehrend, doch wieder von der Horde schützend aufgenommen zu werden. Doch die Horde verschwand den Hang hinab, bevor er ihren Weg kreuzen konnte; enttäuscht schaute er ihr nach, um dann, noch immer von dem Bild des erhofften Erfolges befangen, der Spur der Pferde zu folgen.

Die Tallehnen waren teilweise steil überhängend, von Schrunden zerrissen und von Gehölz bestanden. In den Wänden befanden sich viele Höhlen, aber Urmenschen bewohnten sie nicht, da ihr Ausgang auf der Schattenseite lag. Mit kreischenden Rufen schwebten große Vögel und plumpe, fledermausähnliche Tiere von Hang zu Hang, wie Wolken hob es sich von den Bäumen längs des Flusses in der Talsohle.

Die Pferde trabten schräg den Hang hinab, dem Wasser zu. Noch immer folgte ihnen der Urmensch, aber schon scheu und ängstlich, denn viele reißende Tiere gab es in dieser Schlucht, deren Überfall sich er,

allein, wie er war, nicht erwehren konnte. Und doch gab es dort, am Wasser manche Beute — wenn er eine erlangt, wollte er sich rasch wieder fortstehlen.

Nun waren die Pferde fast in der Talsohle angelangt. Da, mit hohem Sprung, warf sich eine braune, zottige Masse auf eines der Tiere, das zusammenbrach, während die Horde wild auseinanderstob. Und schon zerrte der Höhlenbär sein Opfer einer Schlucht zu.

Der Urmensch war aufgefahren, starrte erregt hinab. Dann lief er geduckt und mit langen Sprüngen der Stelle zu. Wenn der Bär sich an der Beute gesättigt, wird er sich darüber herstürzen, bevor noch die Hyänen in den Felsen die Witterung spürten, bevor sich die großen Vögel darauf niedersenkten.

Die Schleifspur führte in eine Schlucht, welche einen tief eingerissenen, schmalen Ausgang hatte, in dem hohe, schlanke Bäume zur Höhe strebten. Der Urmensch wagte sich so weit zwischen den Wänden vor, bis sich die Schlucht ganz verdunkelte und er das Schmatzen und Malmen des fressenden Bären hörte. Dort wartete er, bis sich der Bär gesättigt von der Beute wieder entfernen würde.

Vor ihm stand ein dünnes, halbgebogenes Bäumchen, in dessen Wipfel, vom Boden auf sich straff eine Waldrebe spannte. Die Hand, in der er den Speer hielt, hatte die Rebe gefaßt, die sich surrend spannte.

Fraß der Bär noch? Er war jetzt nicht zu hören. Da, ein Brummen, mit zornig zurückgelegten Ohren, boshaften Augen kam der Bär aus der Schlucht gefahren, auf den Menschen zu, dessen Witterung ihn störte.

Mit einem Schreckensruf warf sich der Urmensch zurück. Der Speer hatte sich in der Waldrebe verfangen, wurde ihm aus der Hand gerissen und fortgeschleudert. Der Urmensch kümmerte sich nicht um die Waffe, setzte zu einem stärkeren Baum hin, an dem er blitzschnell hinaufkletterte. Dann wandte er sich zitternd seinem Angreifer zu.

Jähes Staunen ließ ihn hinabstarren. Dort unten wälzte sich röchelnd der Bär, in seinem Halse stak der Speer, an dessen Schaft das Blut dick hervorquoll.

Wer hatte den Speer geworfen? Seinen Speer! Wie hatte dieser den Bären durchbohren können?

Der Bär verröchelte langsam, lag langgestreckt auf der Seite, zuckte noch einmal mit den Branten und lag dann still. Erst nach einer Weile und noch immer nicht erfassend, was da geschehen war, stieg der Urmensch vom Baume herab.

Langsam näherte er sich dem toten Bären. Aber er empfand keine Freude über die große Beute, er mühte sich nur, das Wunder zu begreifen, das hier geschehen war, durch das mit seinem Speer der Bär getötet worden.

Den Speer hatte er aus der Wunde gezogen und betrachtete ihn. Ja, es war sein Speer. Doch wer hatte ihn geschleudert, wer?

Vor dem Erlegten hingekauert, malten seine Kiefer, seine wulstigen Brauen, die niedere Stirn schob sich grübelnd auf und ab — doch kein Begreifen wollte hinter das flache Schädeldach kommen.

Als er die Vergeblichkeit seines Nachdenkens eingesehen hatte, erhob er sich und trat wieder an den Baum mit der Waldrebe heran. Da stand auch gleich das Bild wieder vor ihm, wie es gewesen, als der Bär plötzlich aufgetaucht war. Er legte den Speer an die Waldrebe, ließ dann die Hand los, doch der Speer fiel nur kraftlos zu Boden. Aber er wiederholte den Versuch, erinnerte sich, daß er sich erschreckt zurückgeworfen hatte, spannte dabei die Rebe und der Speer wurde nun doch einige Schritte fortgeschleudert. Da fuhr er fort mit den Versuchen, kam darauf, wie er den Speer mit dem Ende aufsetzen mußte, wie stark er die Rebe zu spannen hatte. Verstand er auch noch immer nicht die Kraft, die hier am Werke war, so wußte er doch, wie es geschehen hatte können, daß der Angreifer getroffen wurde.

Es kam die Nacht. Der Urmensch nahm hartes und weiches Holz, sammelte trockene Flechten und rieb ein Feuer an. Er enthäutete mit der Axt teilweise den Bären, löste eine Keule und briet sie. Als er sich aber gesättigt, saß er wieder grübelnd da um die Kraft zu begreifen, die den Speer fortschleuderte. Er gurgelte, keuchte und knirschte mit dem Gebiß in der Aufregung des Denkens.

Nachdem er sich aber in der Finsternis nicht vom Feuer zu entfernen wagte, nahm er einen elastischen Stab, löste Bast von einem Baume und suchte Waldrebe und Baum nachzuahmen. Da er aber den Bast nur mit einem Ende an den Stab geknüpft hatte, das andere Ende mit dem Fuße auf dem Boden festhielt, gelang der Versuch nur schlecht. Er meinte noch immer, der Stab müsse mit dem einen Ende im Boden stecken, die Sehne mit der Erde verbunden sein, bis er dann zufällig den Stab umdrehte, das obere Ende in den Boden bohrte und den Bast nochmals, am zweiten Ende festband. Da kam er darauf, daß sich dadurch die Kraft verstärkte, auch wenn er den Bogen frei in der Hand hielt.

Als es Tag geworden, zog sich der Urmensch eifersüchtig mit seiner

Erfindung in eine Höhle zurück. Aus dieser kam er erst wieder hervor, als ihn der Hunger trieb neue Beute zu suchen und dabei erprobte er auch seine neue Waffe.

Nach einer Zeit stieß der Urmensch wieder zu seiner Horde. Die saß am felsigen Hang vor der Höhle und sonnte sich. Der Verstoßene warf reiche Beute vor ihnen auf den Boden, dann nahm er seinen Bogen, legte seinen Pfeil auf und schoß ihn weit hinaus auf einen Hang ab, wo er sich schwankend einbohrte.

Die Horde der Urmenschen erhob ein erschrecktes Geschrei über das Wunder. Sie umringte den Kleinen schwatzend, gurgelnd und konnte es nicht begreifen, wie gerade dieser Kümmerling, der Schwächste von ihnen die neue Waffe erfunden und nicht einer der anderen, die Starken, die Kraftbewußten.

Die Vierzehnjährige

für Gertrud Schweda, von Otto Basil

Zarte Fuge, schöner Klang,
Wärme, Atem, Lied im Frühling,
Vogelflug, ein jäher Hang,
wiegend in den Zweigen Kühle,

kleine Birke, Schlehdornzeit,
silbern herzen Winde Zweige,
brauner Blicke Lieblichkeit,
Augenstern und Augenweide.

Mohn und Schlehe, Morgenstund',
Tau, der auf den Gräsern funkelt,
Blütennest, Goldammernmund,
Hände, die verliebt gewunken,

Anmut, zärtlichste Gewalt,
dunkles Haar in sanfter Neige,
Morgenmond auf seinem Steige
küßt die Wohlgestalt.

Menschenbildung [1])

Von Stephan Ludwig Roth

Nur wer die Wahrheit in der tausendfachen Verkettung der Erscheinungen als ein Ganzes erblickt, lebt in der Anschauung der Wahrheit; wer aber die einzelne Erscheinung in ihrer Einzelheit, und ohne Verbindung mit dem Übrigen, als einen isolierten Götzen vor sich hinstellt und ihn anbetet, der lebt nicht in der Wahrheit und die Wahrheit nicht in ihm. Aber es führt den Menschen seine träumerische Schwäche leicht dahin, aus einer einzelnen Idee, die er zu seinem Schoßkind gemacht, sich ein Götzenbild auszuschnitzeln und in der Verehrung dieser Einzelnen die Wahrheit des Menschengeschlechts anzusprechen. Jemehr ihm aber diese Idee am Herzen liegt und je näher sie vor seinen Augen steht, desto mehr verdoppelt sich sein Eifer für deren allgemeine Anerkennung. Selbst große Männer, selbst tiefe Denker sind vor der Gefahr nicht sicher, einzelne Ansichten ihres Denkens in eine Art fixer Ideen hinübergehen zu sehen; denn unleugbar ist, daß einseitig betriebene Lieblingsideen und tägliche Gewohnheitsansichten auch in besseren Köpfen leicht zu einer Art Verhärtung gelangen. Diese bringt sie dahin, daß sie, dieser Ideen halber, sich sittlich und geistig nicht mehr vollkommen unbefangen und frei bewegen können; sondern in dieser Rücksicht nicht selten als Dienstleute von wenigstens halbfixen Ideen erscheinen. Die Welt ist voll solcher, in einzelnen Ansichten versessener Menschen; oder sind nicht in jedem wissenschaftlichen Fache oder bürgerlichem Berufe, in den Künsten, in der Mathematik, in den Sprachen usw. oder in welchem Fache es immer sei, 100 und 100 Menschen in den Ansichten ihrer Lieblingsgegenstände auf eine Art befangen, die mit derjenigen, durch welche die Menschen zu fixen Ideen gelangen, wenigstens sehr viel Ähnliches hat?

So hat es auch immer Menschen gegeben, die in der Ausbildung einer einzelnen Anlage des Menschen, in einer bis aufs höchste gesteigerten Vollendung einer einzelnen Kraft das zur Erhaltung des Menschengeschlechts notwendige Mittel entdeckt zu haben glaubten; ohne dessen Auffindung dies Geschlecht mehr und mehr in die Verarmung und in die Verkümmernis seiner Vorzüge hinabsinken würde. Auch hat es nie gefehlt, daß nicht von solchem Lärmschlagen die

[1]) Aus dem kürzlich von Otto Folberth neugefundenen und im 2. Band seiner Roth-Gesamtausgabe (Klingsor-Verlag, Kronstadt) veröffentlichten „Sprachunterricht".

schlummernde Welt aufgefahren wäre, um Hand an ein Werk zu legen, ohne dessen tätige Benutzung das Schiff der Welt zugrunde gehen würde. Nie sind zwar solche Erschütterungen spurlos und ohne höchst wichtige Einflüsse auf die Erziehung, Wissenschaft und Kunst vorübergegangen; oft ist man noch gezwungen, über die Resultate, die so einseitig betriebene Sachen hervorbrachten, zu erstaunen. Wenn man aber überlegt, daß man sich damals, mit Vernachlässigung alles Übrigen, auf das Eine mit gesamter Kraft warf, und daß dabei das Ganze nichts oder wenig gewann, so verringert sich mit nach und nach unser Erstaunen. Denn mit der Sphäre, auf die man die geistige Wirksamkeit einschränkt, hat man sich, in sich, einem Herrn ergeben, der nicht selten mit Unterdrückung der übrigen Anlagen zu endigen pflegt. Wenn ewig unsere Ausbildung nur an ein Bruchstück gefesselt ist, bildet sich der Mensch auch nur als Bruchstück aus; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er treibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdrucke seiner Beschäftigung, seiner Wissenschaft.

Das Wesen des Menschen liegt aber nicht in irgendeiner von seinen einzelnen Kräften. Es liegt nicht in der Hand, nicht in dem Kopf, es liegt selber nicht im Herzen allein. Die Vereinigung aller gibt uns den Menschen; und unsere intellektuellen Kräfte ruhen so wenig in der Richtung eines Erkenntnisstrahles, als unser animalisches Leben im Daumen oder in der Spitze irgendeines Fingers wohnt. In der künstlerischen Fertigkeit der Hand, in der Aufklärung des Kopfes, in der Wärme des Herzens, d. h. in der Vereinigung aller liegt die Kraft und das Wesen dessen, was uns erst zu Menschen macht. So wie es leicht ist, daß der Mensch mit seiner Sinnlichkeit in die irdischen Gedanken einwurzelt und im Kot kleinlicher Sorgen versinkt und zugrunde geht, ebenso leicht kann er sich auch mit seinem Geist versteigen und in den Träumereien leibloser Grübeleien sich, Gott und Welt vergessen.

Den wichtigsten Einwurf, der hierüber gemacht werden kann, hat unser unsterblicher Schiller in seinem sechsten Briefe über ästhetische Erziehung ebenso beantwortet als aufgeworfen. Einseitigkeit in Übung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrtum, aber die Gattung zur Wahrheit. Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unseres Geistes in einen Brennpunkt versammeln und unser ganzes Wesen in eine einzige Kraft versammeln, setzen wir dieser

einzelnen Kraft gleichsam Flügel an und führen sie künstlicherweise weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr gesetzt zu haben scheint. So gewiß ist es, daß alle menschlichen Individuen zusammengenommen, mit der Sehkraft, welche die Natur ihnen erteilt, nie dahingekommen sein *würden*: einen Trabanten des Jupiter auszuspähen, den das Teleskop des Astronomen endeckt; ebenso ausgemacht ist es, daß die menschliche Denkkraft niemals eine Analysis des Unendlichen oder eine Kritik der reinen Vernunft würde aufgestellt haben, wenn nicht in einzelnen, dazu berufenen Subjekten die Vernunft sich vereinzelt, von allem Stoff gleichsam losgewunden und durch die angestrengteste Abstraktion ihren Blick ins Unbedingte bewaffnet hätte.

Wieviel also auch für das Ganze der Welt durch diese getrennte Ausbildung der menschlichen Kräfte gewonnen werden mag, so ist nicht zu leugnen, daß die Individuen, welche sie trifft, unter dem Fluch dieses Weltzweckes leiden. Durch gymnastische Übungen bilden sich zwar athletische Körper aus, aber nur durch das freie und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Ebenso kann die Anschauung einzelner Geisteskräfte zwar außerordentliche, aber nur durch die gleichförmige Temperatur derselben glückliche und vollkommene Menschen erzeugen. Und in welchem Verhältnis stünden wir also zu dem vergangenen und künftigen Weltalter, wenn die Ausbildung unserer menschlichen Natur ein solches Opfer notwendig machte? — Wir wären die Knechte der Menschheit gewesen, wir hätten einige Jahrtausende lang die Sklavenarbeit für sie getrieben und unserer verstümmelten Natur die beschämenden Spuren dieser Dienstbarkeit eingedrückt — damit das spätere Geschlecht in einem seligen Müßiggange seiner moralischen Gesundheit warten und den freien Wuchs seiner Menschlichkeit entwickeln könnte?

Kann aber wohl der Mensch dazu bestimmt sein, über irgendeinen *Zweck* sich *selbst* zu versäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorschreibt? Es muß also falsch sein, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität notwendig macht, oder wenn auch das Gesetz der Natur nicht so sehr dahin strebte, so muß es bei *uns* stehen, diese Totalität in unserer Natur, welche die Kunst zerstört hat, durch eine höhere Kunst wiederherzustellen.

Aber worin besteht diese Kunst? und was ist sie? wo lerne ich sie, wo suche ich sie, damit ich sie finde? —

Nicht zu den Alten, nicht zu den Neuen müssen wir unsern Gang

hinwenden, um das Ursprüngliche der Menschennatur aufzufinden, sondern zu uns und der Natur. Davon mußt du ausgehen, wovon sie alle ausgingen; davon lernen, wovon sie alle lernten; damit anfangen, womit sie alle anfingen; mit dem, was in dir liegt und dich treibt und heißt, was du sollst, was du darfst und mußt. — Kein Lernen, sondern ein Handeln — kein Nachahmen, sondern ein selbsttätiges Erzeugen muß dein Tun sein, wie alle ursprüngliche Erkenntnis des Menschengeschlechtes ein Handeln, ein durch Anlage und Kräfte hervorgebrachtes Erzeugen war.

Die Neugestaltung des deutschen Ostens

Ein Mahnruf von Carl Lange

Wir veröffentlichen nachfolgend einen Aufsatz des Herausgebers der „Ostdeutschen Monatshefte", die in Danzig erscheinen und die das starke geistige Leben im Osten Deutschlands nach dem Kriege, von dem in diesem Aufsatz auch die Rede ist, bedeutend beeinflußt und angeregt haben. Vor kurzem erschien das 100. Heft der Zeitschrift als Festnummer und fand in ganz Deutschland begeisterte Aufnahme. Dieses Heft eignet sich ganz besonders, um den Geist der Arbeit, deren Frucht es ist, zu zeigen. Wir Siebenbürger, denen die Kulturbewegung im Osten Deutschlands deshalb nahe steht, weil wir selbst in einer allerdings nur in Einzelheiten ähnlichen Lage sind, werden in den Ausführungen Carl Langes einen der berufensten geistigen Führer der Ostmark hören. Die Schriftleitung

Auf Reisen in den Süden und Südosten ist es mir häufig aufgefallen, wie stark die durch Kenntnis vertiefte Teilnahme am Schicksal unseres deutschen Ostens, vor allem am Korridor und an den gegen ihren Willen zum Freistaat gewordenen Gebieten Danzig und Memel ist. Reisen nach dem Westen bewiesen mir oft das Gegenteil bei den Reichsdeutschen, die über Berlin den gefährlichen Osten höchstens im Kriege betreten haben. Zwar schaffen Tagungen und Kongresse einen erfreulichen Wechsel, aber die Presse und die Heimkehrenden müssen immer mehr Künder der Schönheit der Landschaft werden und Mahner sein, die durch den Korridor abgetrennten Brüder nicht zu vergessen.

Den Deutschen kann nicht oft genug die bedrängte Lage im Osten eingehämmert werden, denn Lauheit und Gleichgültigkeit der Herzen sind die traurigen Zeichen unserer Zeit. Aufrüttelung tut not, ein immer wiederkehrender Mahnruf: Vergeßt nicht im Schoße eurer

Sicherheit die Brüder draußen, die auf dauernder Vorpostenwacht stehen! —

Ist nicht schon etwas verloren gegangen von dem Klang der Namen Posen, Bromberg und Thorn? Haben es nicht die Polen nach der gewaltsamen Abtrennung durch den Versailler Vertrag glänzend verstanden, das Deutschtum durch strengste Maßnahmen auszurotten, obwohl Burgen und Tore von deutschem Geist und deutscher Kultur künden? Einzig und allein der Freistaat Danzig hat die seltsame Wandlung durchgemacht, daß er in seiner Sonderstellung durch die Genfer Tagungen mehr Erwähnung und Beachtung als bisher gefunden hat. Der Name der Marienburg erinnert an das herrliche Ordensschloß, das immer mehr zum Symbol des Deutschtums im Osten wurde. Hier in Marienwerder und in Allenstein fanden jene unvergeßlichen Abstimmungssiege statt, die Deutschland trotz fremder Besatzung erzielte.

Welch ein Leidensweg bedeutet der Zug der Flüchtlinge und der Optanten, die aus dem ehemaligen westeuropäischen und posenschen Gebiet ausgewiesen wurden und sich unter allerschwersten Bedingungen eine neue Heimat suchen mußten. Erschütternde Erlebnisse, unvergeßliche Bilder an jene Flüchtlingszeiten des Krieges nach ostpreußischen Russeneinfällen tauchen auf.

Vor unseren Augen steht die Zeit der Abstimmung nach der Abtrennung Ostpreußens durch den Korridor auf Grund der Entscheidungen des Artikels 94 des Versailler Friedensvertrages. Diese Abstimmung wurde zum schönsten Sieg, sie wurde ein neuer Lichtblick nach all den Dunkelheiten, diese Abstimmung wurde ein unaufhörlicher Strom zwischen verwandten Herzen, die von allen Seiten herbeieilten, um das Treubekenntnis zum Reich abzulegen. So war es möglich, daß ein Sieg erfochten wurde, wie ihn selbst die Gläubigsten nicht erwarten konnten. Was der Trennung, Absplitterung, dem Untergang dienen sollte, wurde eine Vertiefung des Zusammengehörigkeitsgefühls, ein Erwachen des Genzgeistes, über Parteien und Konfessionen hinweg, der Beginn einer in der Not geborenen großen deutschen Volksgemeinschaft.

Wir müssen zurückgreifen: Ostpreußen wurde eine Insel, der Korridor schnitt eine tiefe Wunde in das Herz Deutschlands, Posen, Thorn, Bromberg wurden polnische Städte, Danzig und Memel, ein Teil Oberschlesiens gerieten unter litauischen und polnischen Einfluß. Aber damit noch nicht genug. Abstimmungen in Marienwerder, Marienburg,

Masuren und Oberschlesien, um nur das Wesentlichste zu nennen, sollten dazu dienen, weitere Gebiete unter fremde Herrschaft zu bringen. Und da die inneren Kämpfe eines zwar nicht besiegten, aber durch jahrelangen Kampf auf allen Fronten geschwächten, eines in der Heimat zermürbten Volkes, dem die Revolution nur noch mehr Spaltungen im Innern brachte, den Siegern zugute kam, so glaubten die angrenzenden Länder bei ihrer keine Mühe und kein Geld scheuenden Propaganda in West und Nord, vor allen Dingen aber im Osten, zu dem erhofften Ziele, Erweiterung ihrer Grenzen, zu kommen.

Hier begann der große Rechenfehler. Was dem Deutschen den letzten Stoß im Osten versetzen sollte, gestaltete sich so ganz anders, als die Menschen, die es erdacht hatten, erhofften. Die Unkenntnis der Völker, mit der sie die Psyche unseres Wesens an der Grenze unseres Tiefstandes und Unterganges beurteilten, haben auf unserer Seite neuen Glauben an die guten Kräfte unseres Volkes hervorgerufen. Die uns in ihrer Geschlossenheit unvergeßlichen Abstimmungsfahrten und Siege, die nicht nur jeden Zweifel des Deutschtums der genannten Landesteile beseitigten, sondern darüber hinaus feste, im Heimatboden tief wurzelnde Kräfte wurden, beseitigte Vorurteile gegeneinander und baute Brücken vom Reich zu den neugeschaffenen Inseln, die kein Feind und kein Schicksal wieder untergraben und vernichten kann. Kurz und schlicht sagt es das Abstimmungsdenkmal vor der stolzen Marienburg, das als Wahrzeichen deutscher Kultur weit in die Lande hinausragt: „Dies Land bleibt deutsch!"—

Auf heiß umstrittenem Boden hat der deutsche Ritterorden gekämpft, vom Osten ging der Befreiungskampf des Volkes aus, die Heere Hindenburgs behaupteten die östliche Heimat und drangen weit über die Grenzen siegreich vor; die Ostmark ist blutgetränkter, heiliger Boden. Der dauernde Zustand einer Vorpostenwacht hat Kräfte entwickelt, die auch dem Fernstehenden immer wieder vor Augen geführt und zum Bewußtsein gebracht werden müssen, damit der vielverkannte Osten — falsch beurteilt in seinem Wesen und seiner Landschaft — dem Reich ein lebendiger befruchtender Strom werden kann.

Danzig und Posen waren die Hauptstädte der Provinzen Posen und Westpreußen. Die Aufgaben dieser Städte hat Schneidemühl übernommen, die Hauptstadt der neuen Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen, die all die Fäden in den Händen hält, die in der Zukunft wieder dazu dienen sollen, das verlorengegangene Deutschtum zu stärken und das Genommene dem Reich wieder einzuverleiben.

Um diese Ziele und bedeutungsvollen Aufgaben zu erfüllen, ist die Unterstützung des Reiches unbedingt notwendig. Die Bestrebungen der Grenzmark sind voll anzuerkennen. Aber wir wissen, wie schwer ein Anfang ist. So wollen wir uns die Hände reichen, Grenzdeutsche, Auslandsdeutsche, Grenzmärker, Reichsdeutsche und jeder an seiner Stelle beitragen, die Liebe zur abgetrennten Heimat zu stärken und nicht vergessen zu lassen, daß unsere Zukunft von der Neugestaltung des Ostens mit abhängig ist.

Die Geschichte des Ostens ist sowohl auf dem Balkan wie bei den Ostseestaaten ein ständiger Kampf um die Verbindung und den Ausgang zum Meere. Von gleichen Gesichtspunkten aus ist die wechselvolle Geschichte des ehemaligen Westpreußens zu erfassen. Auch hier hat der Wunsch Polens, einen Hafen und einen Ausgang zur See zu besitzen, zur Abtrennung Westpreußens und zur Isolierung Ostpreußens mit der Begründung des Korridors und des Freistaates Danzig geführt, eine Maßnahme, die aus Unkenntnis der entscheidenden Mächte entstand. Polen selbst natürlich geht in seinen Anforderungen noch weiter und ist bestrebt, seinen schon beträchtlichen Einfluß auf den Freistaat Danzig zu vergrößern. Die Polen haben bei ihren ständig erneuten Versuchen es anscheinend vergessen, daß bei den Abstimmungen in Masuren und Teilen Westpreußens bis 98 Prozent der Bevölkerung für Deutschland stimmte und daß Danzigs Einwohnerschaft fast eine gleiche Prozentzahl Deutscher hat, Zahlen, die mehr sagen als viele Worte.

Einer besonderen Betrachtung müssen wir die Gebiete unterziehen, die Polen nicht einverleibt sind: die neu gebildete, schon genannte Grenzmark und den Freistaat Danzig.

Wer weiß im Herzen Deutschlands all die Not der heimatlos gewordenen Auswanderer; wer kennt all die Gefahren, Unruhen und Sorgen, die Verzweiflungen, die Kämpfe und Verwirrungen, die der Versailler Vertrag für unsere Grenzdeutschen mit sich brachte? War die Unwissenheit über das von allen Seiten von fremdem Volkstum umgebene Deutschland vor dem Kriege schon groß, so ist sie durch die Absplitterung und durch das Auseinanderreißen von Grenzgebieten nur noch gewachsen.

Wer weiß von einer Grenzmark, die in langen Kämpfen zu einer neuen Einheit zusammenschmolz und einen starken Block bildet gegen die gefahrvollen slavischen Wellen? — Wer weiß, daß sich Danzig als neugebildeter, erzwungener Freistaat mit seinem überwiegenden Deutschtum behauptet und sich doch immer von neuem gegen den

Strom gefahrendrohender Wogen wehren muß? — Wenn wir heute trotz all dieser Schwierigkeiten einen von einem lebendigen kommunalen Eigenleben durchströmten Verwaltungskörper in der Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen vor uns sehen, so war das ein besonderes Verdienst des Oberpräsidenten v. Bülow. Seine unermüdliche Tatkraft, seine Arbeitsfreudigkeit, seine hervorragende persönliche Geschicklichkeit haben es verstanden, dem Begriff der Grenzmark ein frisches, gesundes Leben einzuflößen. Er hat unendliche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt und steht heute als der Schöpfer der Grenzmark im Bewußtsein aller Grenzmärker ohne Unterschied der Parteien für alle Zeit fest da, getragen von dem tiefen Vertrauen der Bewohner seiner Provinz, das sich in schweren Krisen glänzend bewährt hat.

Wenn diese Provinz einen schnellen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung nahm, so gebührt das Verdienst hier der Treue der Bevölkerung, den führenden Persönlichkeiten, die mit weit schauendem Blick, den neuen Tatsachen Rechnung tragend, alle Bestrebungen wirtschaftlicher, kultureller und künstlerischer Art förderten, die der Festigung des deutschen Gedankes dienten. So steht die Grenzmark in ihrer unerschütterlichen Gesinnung mit ihren Volkshochschulen, den Vereinen für Kunst und Wissenschaft, den Grenzmärkischen Gesellschaften zur Erforschung und Pflege der Heimat als Vorbild da.

Wie hier in der Grenzmark hat auf der anderen Seite des Korridors Ostpreußen und der Freistaat Danzig auch seine Probe bestanden. So wollen wir in die Seele Danzigs hineinschauen, die uns Aufschluß gibt über die Kette der Vorposten fürs Deutschtum, die in der Not erst recht zusammenhalten. Das gleiche Schicksal formt ähnliche Entwicklungen an allen neugebildeten Grenzen.

Die schönen alten Gassen, die ehrwürdigen Türme und Kirchen, die Museen und Kunststätten Danzigs sind Zeichen deutscher Kultur und deutschen Wesens. Der Druck, der erzeugt worden ist, hat hier zu einem festen Zusammenschluß deutschfühlender Kreise geführt, die auch in schwerer Zeit zur Begründung des „Deutschen Heimatbundes" Anlaß gab, der deutsche Art und Sitte pflegen und Heimatliebe stärken will.

Die künstlerischen Leistungen des Danziger Theaters haben durch gute Aufführungen und durch hervorragende Gäste zur Förderung deutschen Wesens beigetragen. Andere wichtige künstlerische Veranstaltungen haben den Zweck, das nationale Bewußtsein zu heben. An der Spitze der im Grenzgebiet als kulturelle und nationale Tat zeugenden Unter-

nehmungen steht die Zoppoter Waldoper. Ruf und Bedeutung der herrlich gelegenen Freilichtbühne sind von Jahr zu Jahr gewachsen. Die Aufführungen entwickelten sich von einfachen Singspielen, über die Operette zur Oper zu immer größerer Geschlossenheit und Harmonie. Die Aufführungen von „Fidelio", „Siegfried", „Walküre", „Tannhäuser", „Lohengrin", „Götterdämmerung", „Parsifal" unter Professor Dr. Max von Schillings als musikalischem und Oberspielleiter Hermann Merz als szenischem Leiter stellten an hervorragende Dirigenten und erste Sänger immer höhere Ansprüche.

Wir sehen, daß wir hier im Osten in lebendigem Fluß einer Reihe von Bewegungen und Entwicklungen stehen, deren Ziel und Endpunkt nicht vorauszusehen ist. Deutsche Kultur hat ihre Wahrzeichen bis hinauf nach Riga und Reval getragen. Sie ist nicht auszulöschen und wird auch für später ein Träger der Zukunft sein. Ob es Lübeck oder Hamburg, Bremen oder Danzig, ob es Riga oder Reval ist, — Züge und Zeichen tieferer Gemeinschaft sind zu verspüren, nicht nur in den ehrwürdigen Bauten und Gassen, sondern auch im Geist einer freieren, vorwärts drängenden, tatkräftigen Behauptung. Diese Eigenart hat sich in schwersten Zeiten durchgesetzt und wird auch wieder frei und zukunftgläubig sein, wenn der Alp, der über der Welt lastet, von uns genommen ist.

Wenn es auch nur kleine Streifzüge waren, die uns in die Geschichte und Neugestaltung des ehemaligen Westpreußen, der neu gebildeten Grenzmark und des Freistaates Danzig hineinführten, so wird uns die Bedeutung der Ostfragen als Schicksalsland unseres Volkes klar. Es ist unsere Pflicht, nicht gleichgültig zur Seite zu stehen und die Dinge ihren Weg gehen zu lassen. Hier ist gerade Zusammenballung der Kraft Notwendigkeit, um das große Ziel innerer und äußerer Befreiung zu erreichen, das unseren Augen und unseren Herzen für die zukünftige Gestaltung vorschwebt!

Die siebenbürgisch-ungarische Literatur der Gegenwart

Von Jenö Szentimrei

3.

Der lyrischen Welle folgte nach einigen Jahren eine epische. Dichter von sechs Strophen schrieben nun nicht etwa Epopeen, aber die Verfasser kurzatmiger Feuilletonnovellen brachten bald ihren ersten, manche seither schon den zweiten und dritten Roman heraus. Frau Irene Pálffy Gyulácsy hat die Ehre des ersten Erfolges. Ihr Erstling heißt „Förgeteg" (Sturmwind). Ein Kampf um den Boden zwischen einem fürstlichen Majoratsgut jenseits der Donau und einer besonders festen Bauernschaft schlägt hinein in den Mittelstand, der nur symbolisch gezeichnet ist und zwischen den Mühlsteinen der kämpfenden Teile zerrieben wird. Die Arbeit ist straff geführt, voll Duft und in eigenwüchsiger Sprache geschrieben, nur der Schluß fällt ab wie mit gestutztem Flügel. Ihr erster Roman ist mit allen Tugenden und Fehlern geschmückt. Umso gestalteter und von teilweise erschütternder Kraft ist der „Hamuesö" (Aschenregen), der schon in die Gegenwart greift und die Lebenszuckungen eines urwüchsigen ungarischen Dorfes nach dem Herrschaftswechsel zeichnet. Als Zeit- und Sittengeschichte verdient er auch eine deutsche Ausgabe. Der dritte in Budapest erschienene dreibändige Roman der Dichterin, „Fekete völegények" (Schwarze Bräutigame) erntete einen unter uns unerhörten Erfolg. Sieben Auflagen erlebte er und umfaßt vom Standpunkt gleich nüchterner Einsicht ins Siebenbürgische und Ungarländische ein Halbjahrhundert ungarische Geschichte vom Bauernaufstand Dózsas angefangen bis zur Ermordung Grittis in Mediasch, also das stürmische Dezenium der Entwicklung zum siebenbürgischen Freistaat. Vielleicht ist er zu wenig tief, nicht frei genug von Schulhistorie und in seinen Ansichten überzeugungsschwach, aber es ist doch ein durch jagendes Tempo, lebendige Zeichnung und Einzelheiten fesselndes Buch, das die Schaffenskraft der Dichterin in Vollbesitz ihrer schönsten Mittel zeigt.

Durch Tiefe und in jedem Teil siebenbürgisch ist der Roman „Varju Nemzetség" (Das Varjugeschlecht) von Károly Kós; selbst der Autor des Tündérkert (Zaubergarten) Zsigmond Móricz kann die Luft Altsiebenbürgens nicht treuer und lebendiger übertragen. Nach dem Tode Gabriel Bethlens und zur Zeit der ersten siebenbürgischen Rüstungen der Rákóczileute spielt dieser Roman, der eher eine Zeitbeschreibung in Romanform ist, die ihr Verfasser auch der chronikalen Darstellung

wegen einfach Chronik nennt. Es ist sicher, daß sie die seelische, gedankliche und gefühlsmäßige Welt des abgeschlossenen, nach innen lebenden Gebirgsmenschen, des siebenbürgischen Menschen, in kräftigen Strichen spiegelt. Auf das Siebenbürgische hin ist sie nur vergleichbar mit der längeren Erzählung „Vajudó idök" (Kreißende Zeiten) des kürzlich verstorbenen Domokos Sipos, einer Romanskizze im Grunde, die für den siebenbürgischen Bauernaufstand zur Zeit Sigismunds — für die Geschichte der Geburtswesen, aus denen die Union der drei Nationen unmittelbar entsprang — erschütternde siebenbürgische Farben fand. Diese kleine Arbeit verläßt eben die Presse mit mehreren Werken aus dem Prosanachlaß des Verfassers. Daß Sipos auch eigene und menschliche Töne im Vers erklingen lassen konnte, beweisen aufs schönste und sicherste die nachgelassenen kaum zwei Dutzend Gedichte.

Der in Gedanken neuzeitliche und dabei von tiefem Glauben erfüllte reformierte Bischof Siebenbürgens Sándor Makkai erwarb sich auch mit einem historischen Roman den ersten Lorbeer ernsthaftester Dichtung. Der Roman heißt „Ördögszekér", seine Heldin ist die aus Fürstengeschlecht stammende Anna Báthori, deren wildes Blut und wilder Hof sie mit schicksalhafter Kraft in Sünde und Sumpf jagen. Der Roman, der neben anderem auch von der Schilderung der blutschänderischen Geschwisterliebe nicht zurückschreckt, brachte den jungen Theologieprofessor fast um den Bischofsstuhl.

Wenn wir schon bei Literatur-„Skandalen" halten, müssen wir Géza Tabérys „Szarvasbika" (Hirsch) und Daniel Nagy's „Cirkusz" erwähnen, die hoch über dem Durchschnitt stehen. Tabéry erwählte sich ein glückliches Thema, die Tragödie der zwei großen siebenbürgischen Mathematiker Farkas und János Bolyai. In novellistischer Form setzt er als geschlossene Mosaike die Lebensgeschehnisse der zwei unglücklichen in der siebenbürgischen Verlassenheit heroisch kämpfenden Genies zusammen, eine schmerzliche Tragödie von Vater und Sohn, die durch die Lichter der Kaiserstadt und Lemberg belebt wird. Den Aufruhr der Scheinheiligen erregte hier die sexualpathologische Gestalt einer schönen Magnatin, die wenig geschichtstreu, eher aus phantastischer Konstruktion geschaffen ist.

Daniel Nagy führt Gottvater selbst mit einem Gepäckträger durch den Blutzirkus des Weltkriegs. Eine verblüffendere und rücksichtslosere Satire gegen den Krieg wurde nicht geschrieben. Das Buch ist bei großen und augenfälligen Schwächen ein starker menschlicher Auf-

schrei. Im Westen hätte es den gleichen Erfolg erzielt wie der berühmte Roman von Barbusse „Das Feuer."

Ein historischer Roman ist auch György Szántós „Bábeltornya" (Turm von Babel). Der in Arad lebende blinde Dichter, der einst Maler werden wollte, verdankt dem Weltkrieg, daß er die Farbenwelt mit der der Worte vertauschen mußte. Die verirrte Kugel brachte ihm wohl körperliches Elend, uns aber hätte er mit seinem seltenen wertvollen Roman vielleicht nicht beschenkt, wäre er bei der Palette geblieben. Der „Turm von Babel" ist eine ungarische Künstlertragödie, in die Stürme der Tatarenzeit verlegt; der Held kehrt, von den erlebten Schätzen des Westen erfüllt, vergebens nach Hause zurück; hier empfangen ihn Hader, politischer Streit, darin für die Künste nicht einmal eine Nebenrolle abfällt. Zuletzt fegt der Mongolensturm jede Hoffnung fort, aus dem er reich an Erfahrungen wieder heimkehrt, um auf den Trümmern neu zu bauen. Die ergreifende Geschichte der eigenen Erblindung erzählt sein historischer Roman, der Weg des Sebastianus ist beendet, den bis heute die ungarische Öffentlichkeit kaum bemerkt hat, obschon auch sein Werk kein gewöhnliches Können, eine kühne, großzügige Schöpfung darstellt.

Endlich ist auch Domokos Gyallay's „Vaskenyéren" zu erwähnen, ein historischer Roman, der aus der Vergangenheit der Torozkoer Freibergleute eine blutigromantische Geschichte erzählt mit einfachen und wirksamen Mitteln.

In dieser Aufzählung müßte ich in erster Linie Maria Berde nennen, die neben ihren dichterischen Arbeiten vielleicht in erster Linie zur Romanschriftstellerin geboren erscheint. Als solche zeigt sie ihr erster Roman „Örök film" (Ewiger Film), der noch zur Kriegszeit in Budapest erschien; es ist die bewegte und bunte Liebesgeschichte eines ungarischen Studenten und einer Studentin in München. Der gleichfalls in Budapest herausgegebene „Halálltánc" (Totentanz) zeigt die pathologische Liebe eines Todkranken in einem schweizer Sanatorium. Die von der ungarischen Akademie der Wissenschaften ausgezeichnete Arbeit „Romuald és Andriana" ist eine mittelalterliche „schöne Historie" ein Ritterroman aus den ersten Jahrhunderten der deutschen Christenheit. Die breite Anlage, die Art der Darstellung feiner Einzelheiten und die zurückhaltende Empfindsamkeit, die ihr Werk durchwebt, sichert Maria Berde einen Platz unter unseren besten Schriftstellerinnen.

Man meldet, daß der Roman „Felfelé" (Aufwärts) von Maria Szabó, der über die Grenzschanzen von Biharpüspök nicht herein-

gelassen wurde, ein ausgezeichnetes Werk sei. Die bei uns erschienene „Apassionata" hat keine besonderen Werte.

Et nunc veniam ad fortissimum: zum Mittelpunkt des gerade heute tönenden Literaturstreits, zu Áron Tamási „Szüzmáriás királyfi" (Marienprinz). Es ist der Szekler „Stammesroman", dessen Berechtigung Dezsö Szabó ungefähr damit abstreiten wollte, daß er allein dazu berufen sei. Die Streitschrift Dezsö Szabós kam auch in Siebenbürgen an die Öffentlichkeit und erweckte hier heftige Gegenwehr, ist es doch kaum einen Monat her, daß Sándor Makkai über diesen Roman schrieb, er „bedeute einen Wendepunkt in der siebenbürgisch-ungarischen Literatur." Tamásis Buch ist der einzige Gipfel über großen Glanzstellen und großen Schattenseiten, aber eine richtige Spitze, zu der er sich selbst hinaufschwang auf selbstgeworfenen Bergsteigen. Es ist das erste größere Werk des bis zum Reißen gefüllten sensiblen jungen Dichters, dessen hochgestimmte künstlerische Feinfühligkeit sich in wunderbaren Blitzen entladet.

Schließlich muß ich noch ein sehr gewichtiges Werk erwähnen, den zweibändigen Kriegsgefangenenroman von Rodion Markovits „Sziberiai Garnizon" (Sibirische Garnison). Neben der reporterhaften Aufzählung der bekannten Kriegsgefangenenerlebnisse liegt in dem Werke etwas, was die auseinanderfließenden Kapitel in geschlossene Einheit greift und in Zolaschem Sinne ein menschliches Dokument schafft. Vielleicht ist es die sehr menschliche Weltschau des Schriftstellers, die vor Krieg und jeder großtuerischen Lüge schaudert und den Menschen seiner klein-menschlichen Beschaffenheit entkleidet. Wie ich höre, hat die deutsche Übersetzung der Sibirischen Garnison Baron Hatvany im Gefängnis der Markósstraße zum Drucke mit großer Liebe vorbereitet.

Der Krieg tönt auch in den Roman „Pjotruska" von Benö Karácsony hinein, der außer den oblomovistischen versumpften Gestalten einer siebenbürgischen Kleinstadt die steile Laufbahn eines Schriftstellers zeichnet, mit einigen Zugeständnissen an den Geschmack des Publikums. Auch den Roman des ungarischen Beamten, der durch den Herrschaftswechsel sein Amt verlor, gibt es schon. Ernö Ligeti schrieb ihn sehr realistisch, aber auch mit zu wenig Anteilnahme, wodurch er den Leser ebenso wenig zu fesseln weiß wie mit einem zweiten Werk, dem zweibändigen „Kékbarlang" (Blaue Grotte). Hier wurde das siebenbürgische Bürgermilieu in der Art der Madam Bovary weitschweifig ausgearbeitet. Ein Kriegsintermezzo gibt dem Roman Imre

Kadárs „Náßrepülés“ (Hochzeitsflug) noch schärferen Ablauf. Das Werk ist eines der in der letzten Zeit sich zu oft wiederholenden Künstlerromane.

Einige Novellisten darf ich nicht verschweigen, die im kurzen Prosakunstwerk mitunter Auffälliges und Bleibendes geben konnten. Josef Nyirös Novellen sind Zierden unserer kleinen Literatur. Schwer von gedrängter Handlung erinnern sie in edler Ziselierung an die besten Werke altsiebenbürgischer Goldschmiede. Nyirö taucht in die Tiefe Szekler Volkstums; bedauerlich, daß er zu wenig fruchtbar ist, um seinen Namen auch über die Grenzen weg erklingen zu lassen. Die liebste Kunstgattung war auch für Domokos Sipos, den Lebenszerspaltenen, die Novelle; seine naturalistisch-kühn skizzierten Arbeiten, die wichtige Probleme umkämpften, spiegeln Siebenbürgen treu und darin auch alle drei Nationen. Der junge Sándor Kacsó ist noch eine Verheißung, doch eine starke. Den feinen Ästheten und Schöngeist Aladár Kuncz machen seine psychologischen Novellen schätzenswert, die am westlichen Schrifttum geschult sind. Karl Molter dürfen wir nicht vergessen, der scharfe Satiren, mit blitzenden geistreichen Pointen schreibt, ein durchaus intellektuelles lebendiges Temperament, das immer auf der Lauer liegt, gegen menschliche Schwächen, Verschrobenheiten, Dummheiten und Lügen zu Felde zu ziehen.

4.

Dankbaren Herzens wenden wir uns jetzt zu den wenigen Mitgliedern der älteren Generation, die teils vor, teils mit uns die Brache stürzten, uns im neuen Kampfe zur Seite traten mit ihrem früher schon erworbenen schriftstellerischen Gewicht und damit der Grundlegung unseres neuen literarischen Lebens unschätzbare Dienste leisteten. Dürfen wir jemals vergessen, daß Elek Benedek, der großzügige Bearbeiter des Szekler Volkslieds und Märchenschatzes, der Herausgeber von mehr als hundert Bänden, die größte Volkstümlichkeit genießen, seines Budapester Heims Bequemlichkeit verließ, nach Hause kehrte in seine wahre Heimat, nach Siebenbürgen, um mit dem Schwung des neuen Beginns unter uns zu treten und immer an der Spitze den größten Teil der Arbeit und des Kampfes zu tragen. Lesen Sie bitte das Hauptwerk dieses ewig jungen Alten „Édes anyaföldem“ (Süßes Mutterland), „eines Menschen und eines Volkes Geschichte“. Der Mensch ist er selbst, das Volk das szeklerische, aus dem er entsprossen ist, an dessen Leben niemand mit größerer Liebe und dabei mit ernsterer

Sachlichkeit arbeitete. Dann werden Sie sehen, was wir durch die Heimkehr Elek Benedeks gewonnen haben und wieviel verborgene Schätze noch in der siebenbürgischen Volksseele schlummern, deren völlige Bergung uns als Erbschaft bleibt.

Der Publizist und Romanschriftsteller Endre Dózsa ebnete mit großer Energie und Verständigkeit die Wege zur Einigung. Dezsö Kovács, der feinfühlige und kluge humoristische Novellist ergriff wieder die Feder, uns Hilfe zu leisten und aus seiner banater abgeschlossenen Einsiedelei meldet sich manchmal auch Mihály Szabolcska zum Wort, der übrigens in störrischem Konservatismus jede neue Stimme für verdammenswert hält. Wir schätzen ihn doch seiner früheren Gedichte wegen als großen Dichter.

Graf Miklós Bánffy heimatete sich zur Erfüllung der Zeit wieder ein, um unter uns aufs neue Miklós Kisbán zu werden, dessen Namen schon draußen sein Attila-Drama A Nagyur (Der Großherr), ein Novellenband, schöne Legenden und einige Gesellschaftsdramen in die erste Reihe erhoben hatten. Wir können es zum Großteil ihrer vorausschauenden Tatbereitschaft verdanken, daß wir heute schon einen gut gehenden Verlag haben, die Szépmives Céh, und eine Zeitschrift „Erdélyi Helikon", verdanken auch dem jungen, zu großen Hoffnungen berechtigten Baron János Kemény, daß er uns alljährlich zwischen den Schutzmauern seines alten Schlosses versammelt und mit vornehmem Takt die Kraft unserer Eintracht und unserer Zuneigung festigt.

Und wenn wir nun noch feststellen, daß unsere dramatische Literatur leider durch Gründe, die in den Verhältnissen liegen, mit den andern Kunstgattungen verglichen in der Entwicklung zurückblieb, so können wir, glaube ich, unsere ausgedehnte Aufzählung auch beschließen. Die sächsischen Leser mögen bedenken, daß ich die Ernte von zehn Jahren ausbreitete, die im Leben unseres Volkes wie in dem ihren das Jahrzehnt des Sturm und Dranges war, und daß wir zuerst unsere Arbeit in Augenschein nehmen müssen, ehe wir uns die Hände reichen. Ich wage es zu hoffen, daß wir fortan das, was sagenswert ist, öfter austauschen, wenn unsere Zusammenkünfte häufiger, der Worte weniger werden und dann auch das seltene Wort: Tat bedeutet.

Marie Stritt

Von Lotte Binder

Das Leben Marie Stritts — sie starb in Dresden am 16. September d. J. im Alter von 73 Jahren — hat unter dem Dreigestirn lutherischer Sittlichkeit gestanden: „Nichts wider das eigene Gewissen zu tun; in allen Stücken Wesentliches und Unwesentliches — Nötiges und Unnötiges — zu scheiden voneinander; nichts mit Gewalt zu tun." Die Formung dieses so gearteten Lebens aber ergab sich aus naturgewachsenem, echtem Künstlertum.

Aus den ungewöhnlich zahlreichen Nachrufen Reichsdeutschlands hebt sich, alles andere durchaus zurückdrängend, die Feststellung hervor, daß die Heimgegangene eine Persönlichkeit, ein tatsächlich in sich beruhendes und aus eigener Kraft da seiendes Ganzes gewesen. Schatten, die hier und dort selbstverständlich gestreift sind, werden im Grunde genommen gar nicht als solche gewertet, sondern als naturgegebene Bedingtheiten der vorhin angedeuteten sittlichen Einstellung aufgezeigt.

Für uns siebenbürgisch-sächsische Frauen als Gesamtheit tritt Marie Stritt zum ersten Male richtig hervor im Verlaufe der ungarischen Frauenstimmrechtsbewegung des Jahres 1912. Diese führte sie als Vortragsrednerin bei uns von Städtchen zu Städtchen, den Boden für die damals hierzulande noch durchaus neue Sache zu bereiten. Sicherlich ist dazumal manches über unsere Köpfe hinübergegangen, und es gelang nicht einmal dieser glänzenden Rednergabe und seltenklaren und scharfen Beweisführung die Bedenken der Mehrzahl zu zerstreuen, jedenfalls aber war die Vortragende selber mit der von ihr vertretenen Sache für uns alle so sehr in Eins zusammengeflossen, daß ein Widerschein des Zaubers und der Kraft ihrer Persönlichkeit trotzallem auch auf die Sache an sich überging.

Die Erlangung des öffentlichen Stimmrechtes für die Frau, dieses gleichsam letzten Schrittes zu ihrer Großjährigkeitsprechung, ist für Marie Stritt durchaus das Größte gewesen, was sie als Frauenführerin zu vertreten hatte. Den Kampf, den sie in solcher Richtung führen mußte, stellte sie von vorneherein in das Zeichen des Rechtsgedankens, darauf bauend, daß dieser endlichen Sieg verbürge.

Die Idee des Rechtes hat auch über allem anderen Wirken der nun Toten gestanden. Sie wird für sie zum Antrieb, in Dresden die erste Rechtsschutzstelle für Frauen zu begründen und mitzuhelfen, diese

Einrichtung über das ganze Reich auszudehnen, Sie weist ihr auch den Weg zum „einfachen Menschen", entscheidet ihre Einstellung dem Auslande gegenüber.

Der äußere Werdegang Marie Stritts gehört zu dem Schwerfaßbaren: Am Anfang steht die Schäßburger 5 oder 6klassige Volksschule, am Ende die Leitung der gesamten organisierten reichsdeutschen Frauenbewegung, wie sie im Bunde deutscher Frauenvereine zusammengefaßt ist, und daneben noch ausschlaggebender Einfluß in der Weltfrauen- und Weltfriedensbewegung. Das ist der äußere Rahmen. Das Leben, das er in sich gefaßt hielt, war außerordentlich farbig, reich an Arbeit, noch reicher an Freude über diese Arbeit. Wollte man einige Höhepunkte daraus hervorheben, müßte man mit den Erfolgen beginnen, die die junge Schauspielerin in Deutschland erwirbt, um — nachdem sie von der Bühne in die Frauenbewegung übergegangen —, auf die verschiedenen Tagungen großen und größten Stiles hinzuweisen, die sie in Deutschland und anderen Ländern teils selber angerichtet und geleitet, teils entscheidend bestimmt hat. Dann müßte man aber auch der reichen schriftstellerischen Tätigkeit Marie Stritts gedenken — sie hat unter anderem viele Jahre hindurch eine der wichtigsten deutschen Frauenzeitschriften geleitet, hat an englischen und anderen Zeitschriften regelmäßig mitgearbeitet, auch in Tageszeitungen viel veröffentlicht — müßte an die von ihr aus dem Englischen übertragenen Werke erinnern und nicht zuletzt die vielen Vortragsreisen erwähnen, die sie in aller Herren Länder geführt haben.

Das Leben hat der Toten in den letzten Jahren, wo sie sich von allen führenden Stellungen zurückgezogen, jüngeren die Arbeit übergebend, Muße gelassen, ihre Erinnerungen niederzuschreiben. Sie stand hart am Ende dieser Arbeit, als sie den Stift für immer niederlegen mußte. Freundeshand wird nun die letzten Blätter schreiben, um dann das Ganze der Öffentlichkeit zu übergeben, als letzten Gruß der Heimgegangenen an die Lebenden. Diesem Werke aber wird schon aus dem Grunde große Bedeutung zukommen, weil es gleichzeitig ein Stück Geschichte der deutschen Frauenbewegung darstellt.

Der letzte Wunsch der Lebenden war, in heimatlicher Erde begraben zu liegen. So wird denn die, für die das Leben hier keinen Raum bieten konnte, weil es nach zu kleinen Maßen gearbeitet ist, als Tote für immer unter uns weilen.

Sitte, Brauch, Gewohnheit

Gedanken zur Gegenwart unseres Volkes von Hans Lienert

Man kann inneres Sein und äußeres Gehaben unseres Volkes nicht betrachten, ohne auf den Inhalt der drei Worte „Sitte, Brauch, Gewohnheit" zu stoßen. Mehr als zu anderen Zeiten unserer Volksgeschichte treten sie vor uns, da es jedem Betrachter offenbar wird, daß wir mitten drin stehn in tiefgehenden Seelenwandlungen. Was gestern noch lebendig schien, entsinkt heute aus dem Seelenbesitz des Volks, fällt aus und läßt leere Räume zurück oder macht Inhalten Platz, die fraglichen oder verneinenden Wertes sind. Vielleicht ist es gut, diese Vorgänge etwas zu ordnen. Vielleicht läßt sich diese Ordnung aufzeigen an der Hand jener drei Worte. Ich vermute, daß „Sitte", „Brauch", „Gewohnheit" meist gesprochen werden, ohne daß man ihren Sinn strenge scheidet. Ich versuche daher zunächst, ihren möglichen Inhalt kurz festzulegen.

„Sitte" wird für ein Volk, was innerst gefühlter Sittlichkeit gemäß ist. Wenn eines Menschen oder einer Gemeinschaft äußeres Tun und Gehaben bestimmt ist durch Wegweisung sittlich klar gebundenen Gewissens, — dann möchte ich sprechen von „Sitte", „Sitten".

Der „Brauch" des Volkes bindet den Einzelnen schon viel weniger. Zwar fühlt er sich noch gebunden an bestimmte Bräuche, aber es ist nicht innerliche Gewissensbindung; verletzter Brauch verursacht nicht Reue und bereitet keinen Seelenkummer; die Bindung an Bräuche ist mehr gesellschaftlicher Art: man kann, mag, darf nicht anders sein und handeln als der Nachbar, sonst wird man gescholten, verachtet, verhöhnt.

„Gewohnheit" fühlt auch solche Bindung äußerlicher Art nicht mehr. Sie ist ererbt, anerzogen oder selbsterworben, aber an keinerlei Bedenken seelischer oder Rücksichten gesellschaftlicher Art gebunden; daher ist sie wurzellocker und kann leicht fallen und abtrocknen.

Will man dieser Deutung der drei herausgestellten Worte zustimmen, so wird man sofort fühlen: sie bilden absinkende Stufen. Sitte ist wertvolles, quellfrisches Gut edelster Art; Brauch trägt und hält noch, gibt nach außen den Eindruck von Geschlossenheit und Kraft und hat noch starke Werte der Volkserhaltung in sich. Gewohnheit ist locker und schlafträge, wird von leichten Gedankenstößen schon niedergeboxt und fault weg wie nasses Stroh.

Im Sinne dieses Stufenabstiegs fasse ich die Seelenwandlung auch

in unserem Volk. Es wäre reizvoll und für tiefer blickende Kenner unseres Volks wohl nicht zu schwer, dies Absinken bis in Einzelheiten zu verfolgen und ins Licht zu stellen. An wenigen Beispielen möchte ichs klar zu machen versuchen.

In manchen unserer Dörfer schreitet bei einem Leichenbegängnis die ganze Trauergemeinde um den frischaufgeworfenen Grabhügel im Kreis herum. Was soll das? In frühesten Zeiten war es wohl der Kreis des Lebens, der um die Stätte des Todes gelegt wurde, — zum Schutz des Toten vor bösen Geistern. Wie hätte man es mit seinem Gewissen vereinbart, diese „Sitte" zu unterlassen, den armen Abgeschiedenen dadurch schrecklichster Qual zu überliefern? Undenkbar. Aber allmählich schwand das Bewußtsein für den Sinn dieses Tuns. Dämonen in dieser Art abzuwehren war nicht mehr Gewissenspflicht, — aber der Rundgang ums Grab blieb jahrhundertelang treugeübter „Brauch". Die Entwicklung bringt es mit sich, daß später nur noch die Angehörigen den Rundgang machen, er wird allmählich „Gewohnheit" zu der nichts mehr verpflichtet, die jeden Sinn, auch jeden Sinnbildwert verliert, — und eines Tages unterbleibt der Rundgang, ohne daß jemand sich darüber aufregt.

Vor Jahrhunderten ist es Sitte, im Sinne der Bibel den Sonntag bei Sonnenuntergang des Vorabends zu beginnen. Rechtzeitig vorher ruft die Vesperglocke die fleißigen, wochenmüden Bauernhände zur Sonntagsruhe. Nach stillem Gebet wird das Geräte aufgeladen oder geschultert, der Heimweg angetreten und bis Sonnenuntergang der Sonntag in Haus und Hof, Gasse und Wirtschaft vorbereitet, — beim Eintritt der ersten Abendschatten liegt Feierstimmung des Sonntags über Dorf und Flur. Wer könnte mit gutem Gewissen heilige Gebote verletzen und heilloser Brecher solcher Sitte werden? Ich will nicht fragen nach den Ursachen eintretender Wandlung. Aber auch hier ists deutlich: Sitte wird zum Brauch, der lange nachwirkt; in meiner Kindheit noch merkte ich: am Samstagabend wird nicht gesponnen, nicht gewebt, und noch manch andere Arbeit unterbleibt mit voller Absicht. Warum? frage ich gelegentlich und erhalte zur Antwort — keine Erklärung, sondern nur den Hinweis: es sei immer so gewesen und schickte oder zieme sich nicht, es sei „nicht gut", am Sonnabend solche Arbeiten zu tun. Und heute? Längst halten sich nur noch wenige Frauen — Männer schon lange nicht mehr —, an die alte Gewohnheit, in vielen Häusern dreht sich die Spindel und klappert der Webstuhl auch am Samstagabend. Niemanden kränkt es.

Man kann dieselbe Wandlung in der Stellung unseres Bauern zu seiner Volkstracht aufzeigen. Die Großen dieser Welt empfängt man im Feierkleid. Wie sollte da der Bauer vor dem höchsten Herrn anders erscheinen können? Kirchentracht ist ein Stück Gottesdienst, innerlichst gebotene Sitte. Auch hier lockert sich allmählich die Bindung. Der „Brauch" wird erst von wenigen — anfangs von den Handwerkern des Dorfes — gebrochen; die Heiligkeit des Kleids verliert sich, — Bauern wagen es, damit selbst die Wirtshausstufen zu überschreiten. Schließlich wird das „gewohnte" Kirchenkleid vernachlässigt, zu teuer gefunden und nicht immer nachgekauft, aus Bequemlichkeit in der Truhe vergessen, und man tritt vor Gott auch in dem Kleid, das man auf der Gasse oder in menschlicher Gesellschaft trägt, — wenn man Gott überhaupt noch „die Ehre gibt".

Denn auch der Besuch des Gottesdienstes zeigt dies stufenweise Absinken; die Triebkräfte zum Besuch verfallen und versickern im Sand der Öde. Daß der Besuch des Gottesdienstes für den religiösen Menschen unerläßlich geübte „Sitte" ist, bedarf keines Beweises. Wer im Gottesdienst sitzen und schlafen kann, ist innerlich schon ziemlich gelöst von solcher Gewissensbindung, er geht in die Kirche, weil es Brauch ist, oder er behält jahrelang geübte Gewohnheit bei, da er seine Zeit im Augenblick nicht angenehmer und billiger verbringen kann. Die Gewohnheit zerfällt sofort in Asche, wo „nützliche" Arbeit höher eingeschätzt wird, oder wo man die Mittel hat, sich in guter Gesellschaft einen Frühschoppen zu gönnen. Man könnte her einreihen auch andere Sachen (Turnen, Sport und dergl. schöne Angelegenheiten), die heute weithin wertvoller erscheinen als gewohnheitsmäßiger Kirchgang.

Nur anzudeuten braucht man in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß auch auf dem Gebiet der eigentlichen „Sittlichkeit", in der Ehe und den sie berührenden Fragen, dasselbe Abgleiten von innerlichen Bindungen weithin sichtbar ist und schicksalhafte Folgen für uns anzunehmen droht.

Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, daß auch Gewerbe und Landwirtschaft früher mit starken innerlich-sittlichen Bindungen ausgeübt wurden. Da der Boden noch ebenso Eigentum der Gemeinschaft war, wie im letzten Grunde auch Haus und Hof, so konnte der Landbau wohl anfangs nur in festen Formen, von der „Sitte" geboten, getrieben werden. Es wird kaum bloß äußerer Zwang Wegweiser dazu gewesen sein. Noch lange blieben zahlreiche Bräuche,

auch nachdem der Grund verkäuflicher Besitz geworden war. Und erst unsere „fortgeschrittene" Zeit hat es erlebt, daß eine Reihe alter, schließlich zu schönen Gewohnheiten herabgesunkener Bräuche, klanglos der Vergessenheit verfielen, besonders seit durch die Grundzusammenlegung auf den meisten unserer Gemeinden auch dies Stück Gemeinschaft zerschlagen wurde. So stehen wir heute da, daß es weithin auch in der Landwirtschaft keine Gewohnheiten, keine Bräuche, geschweige denn Sitten gibt, daß alles ständig wechselt und Neuem, Besserem Platz machen muß. Vor zehn bis zwanzig Jahren geübte Arbeit ist plötzlich veraltet, Maschinen überleben sich erstaunlich rasch, wirtschaftliche Verhältnisse zwingen auch den Bauern zu fortwährender Umstellung oder — richten ihn zugrunde. Er ist zum börseschielenden Handelsmann geworden, der stets die augenblickliche Wirtschaftslage erpassen und ausnützen muß.

Überblickt man die Vorgänge als Ganzes, so zeigen sie im Bild, als ob die Glieder unserer Volksgemeinschaft (und freilich nicht nur dieser) einst auf bewußt gepflegten, geordneten Wegen gegangen seien, diese später noch halbwegs verfolgt und instandgehalten hätten, heute aber in völlig wegloses, wirres Gestrüpp hineingeraten seien, wo jeder einzelne sich seinen Pfad „in Freiheit", ohne innere Bindung, suchen muß. Dies Losgelöstwerden von solcher Bindung, die als „Brauch" und „Gewohnheit" bereits vielfach zur Hemmung geworden sein mag, hat gewiß für viele Volksglieder ein Abschütteln von Ketten und ein Fortschreiten auf die Freiheit hin bedeutet und ist als solches begrüßt worden. (Nebenfrage: gehört nicht auch die Reformation als Wirkung und Ursache in diesen Zusammenhang?) Aber ob sich jeder einzelne in dieser Freiheit nun wohl und sicher fühlt ist umso fraglicher, als gerade unsere Tage — gezwungenermaßen — krampfhaft bemüht sind, verlorengegangene Gemeinschaft, die sich einst in Sitten, Bräuchen, ja Gewohnheiten ausprägte, nun in Form von Zusammenschlüssen und Vereinen aller Art irgendwie wieder ins Leben zu rufen. Es kann daher wohl kaum als Zufall angesehen werden, daß gerade die Zeit, in der alte Gemeinschaftsbande unserer Volksglieder trocknen und abfallen, unserem Volk die großen Vereinsgründungen und Zusammenschlüsse bringt.

Werden sie das Verlorene voll ersetzen können? Dies hängt naturgemäß davon ab, ob die neu erstrebten Zusammenschlüsse ihre Glieder so stark und so innerlich zu binden fähig sind, daß nicht nur äußere Notwendigkeit zur Teilnahme und zum Ausharren zwingt, sondern

daß Bindungen innerlicher Natur über Geschäft und Konjunktur hinaus (ich muß hier dies duftende Fremdwort gebrauchen), entstehen und haltbar werden.

Dies wage ich freilich nicht zu hoffen. Der Bauer wird z. B. dem landwirtschaftlichen Verein angehören, weil er Nutzen von ihm hat, weil er ihm etwas bietet, — in Ausnahmefällen können auch andere Beweggründe mitspielen, — aber weder Gewohnheit, noch Brauch, geschweige denn Sitte, wird ihn daran binden; auch das treueste Mitglied würde den Verein sofort verlassen, wenn er einmal etwa die Forderung stellte: „zahle mir drei Jahre hindurch den Zehnten deiner Ernte".

Die Aufgabe ist nach diesen Ausführungen von sich aus klar. Wie Mörtel von kranker Mauer muß alles abfallen, was von außen unserem Volk angeworfen wird: Organisationen in Kirche, Vereinen usf. Nur innerliche Bindungen seelicher Art an überzeitliche Werte können dauernden Halt geben. Wo aber finden sich Werte, die dem Einzelglied des Volkes wieder zur Gewissenssache werden? Wenn man überhaupt welche finden kann, so können es gewiß nicht Vernunftwerte, nicht gesellschaftliche und nicht wirtschaftliche Werte sein, sondern nur sittlich-religiöse.

Bäm Ackern

Von Hans Lienert

Afreißt de Furr. Det Plachschor knärscht und gräschelt,
ä' lisem Samme schälzt et Schärn u Schärn;
Jerdgalem hieft sich aus de fichte Wangden,
beritgelocht fuer fräsche Som och Kern.

De Teißelt schliecht! Grod meß em Furre fähren,
wih dem Gebauren, di se Land verschnetj!
A schliechte Furre woße vol de Garwen,
eus kramme Furre scheßt det Gäftgekretj.

Der Owend kitt, mer hunn den Dach gehalden:
det Land äs schwarz und fänkelt na bedat.
Der Jerd vertra! Et kitt der Dach der Aren:
Aus Motterschmerze lacht de Kängderfrad!

Etwas über notwendige Schranken

Von Dr. Karl Hoch, Schäßburg

Die junge Generation hat eine besondere Weise, den Wert kulturellen Sondertums zu betonen. Sie betont den allgemeinen Kulturwert der kulturellen Nuance. Dadurch ergibt sich ihr deren eigene Wertung und deren Orientierung. Der Träger dieser Sinnesrichtung betont jenen Kulturwert; aber er betont daneben die Notwendigkeit der gegenseitigen Befruchtung der verschieden gestalteten Nuancen; bei ihrer Wertung ist ihm eben das das Bestimmende, daß eine Bereicherung der einen durch die andere ermöglicht wird. Er kann sich dabei auf die Bemerkung Lamprechts berufen, daß das fortwährende kulturelle Nehmen und Geben der verschiedenen Völker das besonders Reizvolle der europäischen Kultur sei. Diese Sinnesweise legt Verwahrung ein gegen die Monotonie, auf die alle von einem Fremdvolk versuchte Entnationalisierungs-Bestrebungen hinzielen. Sie sieht aber in gleicher Weise auch Monotonie im einseitigen Streben nach unveränderter Erhaltung der überkommenen Eigenart. Sie will fortwährende kulturelle Synthesen haben in der Hoffnung, daß diese selbst sich verschieden gestalten und dadurch zu einer noch reichern Mannigfaltigkeit führen — zu einer Mannigfaltigkeit, die die Grundlage zu immer neuen Syntheſenbildungen ergibt. Es ist selbst zweifellos eine Synthese nationaler und menschlich-universalistischer Sinnesweise — eine Synthese, der die Kulturmenschheit vielleicht entgegengeht und die, wenn sie durchgreift, immerhin eine Höherentwickelung der menschlichen Kultur bedeuten wird.

Meine obigen Ausführungen zeugen vielleicht dafür, daß ich Verständnis für seinen Standpunkt habe. Trotzdem muß ich das Folgende bemerken:

Wir Altern haben doch mit besonderer Vorliebe den Gedanken gepflegt, daß wir uns unsere völkische Eigenart diese 8 Jahrhunderte hindurch ziemlich unverändert — wir sagten geradezu: unverfälscht — erhalten haben. Eine Umgestaltung konnte in unserm Sinne allerdings hervorgehoben werden. Sie ist aber den obenberührten so ziemlich entgegengesetzt. Diese Umgestaltung zeigt für das Werden unseres Wesens eine bestimmte Analogie mit dem Werden Ostelbiertums. Unser Wesen ist so geworden unter dem Drucke der Notwendigkeit, sich dem volksfremden Element gegenüber zu erhalten und wenigstens auf dem eigenen Gebiete doch auch eine bestimmte Herrn-Rolle zu

spielen. Unter diesem Drucke ist es erhärtet. Darauf ist es zurückzuführen, daß wir trotz unserer rheinischen Herkunft doch noch norddeutsche Züge haben. Wir sind nicht in dem Maße Nord-Deutsche, wie wir es uns seinerzeit einbildeten. Aber wir sind hier, unter dem gleichen Breitegrad mit Mailand und Lyon doch bis zu einem gewissen Grade zu Nord-Deutschen geworden. Unser Protestantismus ist nicht nur eines der bestimmenden Momente davon. Daß wir uns seinerzeit mit einer solchen Selbstverständlichkeit ihm zugewandt haben, ist selbst eine Folge-Erscheinung unserer innern Bestimmtheit.

Ohne die Parallele in das Ungeziemliche zu erweitern, ist darauf hinzuweisen, daß auch das Werden des preußischen Wesens vor allem durch die kämpfende Auseinandersetzung mit dem Slaventum und nicht so sehr durch den slavischen Einschlag zu erklären ist.

Nun ist aber auch die gegenseitige Beeinflussung der Nachbarvölker auf alle Fälle eine nicht in Zweifel zu ziehende Tatsache. Das stimmt jedenfalls auch für das Werden unseres Volkswesens. Gesondert von der Frage der politischen Befähigung unseres Volkes (für welche — nur nebenbei gesagt — unser, von Volksfremden nicht immer wohlwollend gebrauchtes epitheton ornans: „prudentes et circumspecti" ein nicht ganz ungünstiges Zeugnis ablegt), ist bei uns auf jeden Fall ein sehr starkes Interesse an öffentlichen Angelegenheiten festzustellen für jeden auf dem Gebiete, das seinem gesamten Interessenkreise am nächsten steht — für den Bauern und den Kleinbürger vor allem an den öffentlichen Dingen des Ortsgeschehens, für den Intellektuellen an der Politik. Dieses Interesse mag immerhin nicht nur durch den Kampf mit den Volksfremden, sondern auch durch unmittelbare Beeinflussung durch das Magyarentum gezeitigt worden sein. Daß insbesondere in unsere heimischen Patrizierkreise vor allem in der Zeit von ganz dereinst manches aus der magyarischen Aristokratie übergegangen war, ist zweifellos. Von da nahm es dann den Weg weiter. Das hatte seine Fortsetzung in der von uns erlebten ungarischen Zeit in einer gesellschaftlichen Berührung vor allem in Beamtenkreisen. Ihr voranging in bedeutend stärkerm Maße der gesellschaftliche Einfluß des selbst durch verschiedene fremdvölkische Einflüsse bestimmten Österreichertums. Es kann nicht behauptet werden, daß diese unmittelbar oder mittelbar zu uns gelangten fremdvölkischen Einflüsse dazu geignet waren das zu stärken, was uns nach unsern Wertungen an uns selbst am wertvollsten ist: das, wie wir in der früher berührten Weise in den acht Jahrhunderten unseres Hierseins geworden sind.

Das erscheint uns doch als das eigentlich Siebenbürgisch-Sächsische. Eben aus diesem Grunde sind die zeitweisen Einschläge bestimmter Kreise unseres Volkes, die durch die erwähnten unmittelbaren oder mittelbaren fremdvölkischen Einflüsse bewirkt wurden, vom Gros unseres Volkes nicht eben liebsam bemerkt worden. Das Gros unseres Volkes hat — wie ich glaube — mit richtigem Instinkt keine Vorliebe für den „világsógor". Dabei handelte es sich bisher um ein uns wesensverwandteres Milieu, das beim Verkehr über die völkischen Schranken hinüber in Frage kam, als heute. Und alle kulturelle Bereicherung in erstrebenswerten Dingen zugegeben, die sich durch kulturelles Geben und Nehmen über die Volksschranken hinüber ergibt — wenn die Schranken doch ziemlich fest gezogen sind — wissen wir seit der Völkerwanderungszeit her, daß man sich viel schneller als die Vorzüge des Fremdvolkes dessen minderwertige Züge aneignet, wenn jenes nicht der Fall ist.

Wenn deshalb die jüngere Generation von einem für den Gang der großen Kulturentwickelung jedenfalls sehr sympathischen Ideenkreis aus auch für unsere Verhältnisse in den Höhenlagen ein kulturelles Befruchten über die Volksschranken hinüber wünscht, so ist es vielleicht nicht überflüssig, dem andern Wunsche Ausdruck zu geben, daß auch dieses in solchen Schranken geschehe, daß in den Niederungen des Gesellschaftslebens niemand ein Recht habe, sich für sein etwaiges Verlassen notwendiger Schranken auf maßgebende Kreise zu berufen, und insbesondere auch kein Außenstehender je ein Recht haben soll, uns wegen Dingen zu beloben, die in sächsischen Augen nur Gegenstand eines Tadels bilden könnten, während der beliebte Tadel über unsere gesellschaftliche Zugeknöpftheit, solange Anlaß für ihn da ist, nur tröstlich wirken kann. Sie ist auch vom Gesichtspunkt der eingangs erwähnten Sinnesweise für die Erhaltung der in unserm nationalen Sondertum enthaltenen kulturellen Nuance unbedingt nötig.

Nichts kann mehr zu einer Seelenruhe beitragen, als wenn man gar keine Meinung hat.

G. Ch. Lichtenberg

Rundschau

Volkswohlfahrt und Kunst. Der Obmann des Hermannstädter Kreisausschusses berief am 4. Dezember Vereinsvorstände und andere kulturelle Persönlichkeiten zu einer Versammlung, die Mittel suchen sollte, die Ueberhäufung von Veranstaltungen zum Wohle der Kirchensteuerlust zu beseitigen. Als solches Mittel wurde eine Entschließung angenommen, in der auch überlokal bemerkenswert die Forderung ist: es möge eine kulturelle Beratungsstelle aus Vertretern der gemeinnützigen Vereine und Körperschaften ins Leben gerufen werden. Diese Beratungsstelle solle Veranstaltungen, die sie für nützlich hält, in der Zeitung empfehlen. Gleichzeitig wurde das S. D. Tageblatt aufgefordert, „in seinen Vorankündigungen und Beurteilungen aller Art die obigen Ziele zu unterstützen und in Zweifelsfällen sich mit der vom Ortsausschuß einzusetzenden kulturellen Beratungsstelle in Verbindung zu setzen."

Daß die Vereine ihre künstlerisch oft wenig wertvollen Aufführungen in gütlichem Einvernehmen einschränken, ist zu begrüßen, doch daß sie Veranstaltungen von Berufskünstlern empfehlen wollen, ist etwas komisch, einmal weil ihnen die Künstler Konkurrenz machen und weiter weil es sich recht seltsam ausnimmt, wenn Dilettanten etwa einen Edwin Fischer empfehlen. Bedenklicher aber erscheint die Zumutung an die kritische Freiheit des Tageblattes, die da einen Antrag erhält, der ebenso empört zurückgewiesen werden müßte, wie es die Kronstädter Zeitung einem ähnlichen Ansinnen gegenüber vor mehreren Jahren getan hat. Hoffentlich ermannt sich das Tageblatt dazu. Wenn sich noch die Kunstkritik beeinflussen läßt, verbieten wir lieber gleich jede Kunst außer der der Adjuvanten. Heinrich Zillich.

Regierung Maniu. Die liberale Regierung ist gestürzt und die Nationalzaranisten haben ihre Stelle eingenommen. Man wünscht nur, daß es nicht die Stelle sei, die jene so breit besetzt hielten, sondern ein neuer Standplatz im Geistigen und im Handeln. Da schreien denn auch die Blätter von diesem Wunsch beseelt, es sei ein Regime gestürzt und nicht bloß ein Kabinett. So gerne wir mitschrien, wir bleiben, geschult durch Erfahrungen von zehn Jahren, unempfindlich. Gewiß, die Nationalpartei ist durch einen offenen und geraden Kampf in derselben Spanne, wo wir erdulden lernten, was die Regierungen Regieren nannten, auf der moralischen Seite gestanden, hat jederzeit die bessere politische Ehre gewahrt, ist mit einem Wort die europäische Partei gewesen, Vorposten gewesen des westlichen Geistes. Wenn irgendwo in einem großen Verbande, so war hier ein Versprechen für die Zukunft. Das moralische Übergewicht ist ihr zuzumessen und die reinere Zielsetzung.

Nun ist der Sieg in ihrer Hand; nicht in der romantischen Weise fiel er ihr zu, wie es viele ihrer Glieder wünschten, wenn sie die Bauern zu Tausenden auf Bukarest marschieren lassen wollten und von einigen Bajonetten als ordentliche Staatsbürger abschwenkten. Es ist keine Revolution geschehen. Es ist nichts weggefegt worden. Alles ist noch da; die ganze Bruderschaft, die den Paßskandal vertuschte, den Petroleumskandal hinzieht und noch tausend andere Dinge auf dem Kerbholz hat, die in der Not der Bevölkerung abgebucht sind, alle Bratenriecher, alle sind da. Sie sind bloß etwas tiefer getaucht, oben schwimmt jetzt das reine Öl.

Man sollte deshalb jubeln. Aber das Herz streikt. Man sagt, nun sind ehrenwerte Männer an der Spitze, Leute, mit denen man an einem Tische nicht der Geschäfte willen, sondern ihretwegen sitzen kann, aber man erinnert sich, daß sie viele Chauvinisten unter sich haben. Man glaubt an ihren besten Willen — schon eine unendliche Anerkennung, die den anderen Parteien kein Esel mehr zollt — an den guten Willen, Recht zu schaffen, aber man sieht sich dabei um und fragt: hier?

Nein, wie immer man das Blatt wendet, wie immer man sich innerlich prüft: man kann nicht mehr vorbehaltlos glauben. Wir wissen, es sind durch und durch ehrenhafte Männer — endlich — am Ruder; es ist die anständigste Auswahl von Politikern — und schon dies ist ein Vorstoß der Kultur; ist ein Anfang. Gewiß, gewiß. Wie aber ist die Schar der Mitläufer beschaffen, die Schar der Provinzadvokaten, die aufrücken?

Wir haben zehn Jahre nach dem Geist gerufen, den diese Minister verkörpern. Nun sind sie da. Wir fragen nicht nach unserer politischen Entscheidung. Wir sind verblüfft, daß in uns nichts anklingt, daß wir, von einem Alb aufatmend, noch immer nicht befreit sind. Wir glauben noch nicht. Wir glauben noch nicht, daß es nun auch recht werden kann im Lande. Wir sind abgebrüht, versengt von zehn Jahren. Verraten, wie Bären an der Nase herumgeführt, die man uns überdies aufband: wir glauben nicht, so sehr wir es wollten. Wir sind ohne Illusionen. Wir erkennen an, die Regierung hat die moralische Voraussetzung zur Führung — aber wir warten kalt und ruhig. — Zehn Jahre rumänische Politik bringen uns nicht mehr zum Singen. Erst wenn nach einem Jahre kein Stein aus den Unsinnsgesetzen Anghelescus mehr steht, werden wir etwas wie Frühlingsluft empfinden gleich den rumänischen Massen, die für unser Gefühl wohl ihren Sieg feiern können, noch nicht ihren Aufstieg.

Gerade weil dieses Kabinett eine Regierung ist, die ihrer Aufgabe ehrlich bewußt ist, gerade weil es hier um eine Idee geht, warten wir ab. Wenn sie versagt — und in Rumänien handelt es sich in erster Linie nicht um ein staatsmännisches, sondern um ein moralisches Bewähren, um die Anfänge — wenn sie versagt, so hat mehr als nur eine Partei Schiffbruch erlitten. Deshalb warten wir ab. Heinrich Zillich

Hermannstadt und die Malerei. In einer Notiz des Sieb.-D. Tageblattes über eine Gemäldeausstellung ist zu lesen: „Wie sehr diese Bilder von dem hiesigen Publikum geschätzt werden, geht aus dem Umstand hervor, daß in dem Verlaufe dieser Woche ein Bild verkauft worden ist....“

Ein Bild! In einer Woche!

Selbst für unsere kleinsten Städte wäre dies Ergebnis beschämend. Für Hermannstadt ist es unglaublich günstig. Ich erinnere mich, daß Hans Eder bei seinen verschiedenen Ausstellungen in dieser kulturell führenden Stadt ein Bild verkaufen konnte. Der Käufer war ein durchreisender Kronstädter. Heinrich Zillich

Ein neuer sieb.-sächs. Maler. Ein siebenbürgisch-deutscher Maler Oscar Schmidt, der in diesem Jahre schon in Bukarest Erfolge hatte, stellte in New York im Herbst unter dem Schutze der rumänischen Gesandschaft über 60 Gemälde aus, die nach großen amerikanischen Zeitungen zu schließen recht wertvoll sind. Über den Maler werden wir ausführlich berichten, wenn wir seine Bilder kennen gelernt haben. Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Otto Alscher, Tier und Mensch. Geschichten. Verlag Albert Langen, München 1928. — Vielerlei erfreut uns an dem Buche. Schon äußerlich, daß ein Landsmann, ein Banater Schwabe, diese freie Natur auf uns einströmen läßt; und weiter: daß es unsere Heimat ist, Berg, Wald, Tier und Mensch siebenbürgischer Karpathen. Es ist eine Sammlung von elf Geschichten um Mensch und Tier, worin das Tier eigenwertig und handelnd seinen begründeten Platz einnimmt. Diese Eigenwertigkeit tritt aus den unendlich fein und erfühlt gebauten Novellen erschütternd, verblüffend hervor, uns zu einem fast beunruhigenden Erlebnis. Denn es öffnet sich da ein Stück einer Welt, durch die wir wohl oft genug schreiten, aber blinden Auges; wir tragen uns als Mittelpunkt darin herum, wir versuchen nicht, uns in das Wesen des Tiers einzuleben. Wir können das schweigende Zwiegespräch mit Natur und Tier nicht führen, das uns diese enthüllt. Wir suchen wesenhafte Tatsachen durch Feststellung der äußeren Merkmale zu fassen und vergessen, daß jede Tierfabel, jede Sage, die aus der lebendigen Beziehung zwischen Tier und Mensch stammt, weitaus mehr über das Innere des Tieres enthüllt. Dieser Dichter aber kommt daher, wo sich das Geheimnis dem Geheimnisgläubigen enthüllt, aus dem Erleben und der Ehrfurcht. Es ist durchaus nebensächlich, welche Handlung er da erzählt. Wer immer vermag den einfachen Stoff zur Wiedergabe zu bringen. Aber nicht wem immer werden sich die Geschichten von Bär, Eber, Adler und Jägern durch jedes Wort zum Leben selbst verwandeln. Hier hebt das Geheimnis der Dichtung aus dem einfachen Stoffe das Geheime der Natur.

Wir haben Otto Alscher, der heute in einem Banater Städtchen lebt, sehr viel zu verdanken. Er ist der reifste deutsche Dichter im Lande. Lesen wir ihn, nicht seinetwillen, lesen wir ihn zu unserem Nutzen. Hier ist eine Kraft am Werke, die sich aus Tiefen und Hintergründen nährt und uns diese wieder bekannt werden läßt. Damit erfüllt er den großen Dienst der Kunst: der Besinnung, der Einheimatung ins Ewige.

Hans Friedrich Blunck, Gewalt über das Feuer. Eine Sage von Gott und Mensch. Eugen Diederichs Verlag in Jena 1928. — Wie gerne verweise ich auch auf dieses wichtige Werk! Ich las es nach mehreren russischen und amerikanischen Romanen, die in nicht zufälliger Artgemeinschaft die Tatsachen des Lebens abschildern, aufnotieren und sie mit halb sachlichen, halb tendenzhaften Strichen deuten, aber niemals zu dem Hintergrund vorstoßen, wo Traum und Bedeutung, Sinn und Gottheit allmählich, ihnen aber nicht faßbar wirken. Welcher Weg von diesen talentierten Kommentatoren des Alltags bis zu Blunck, dem Dichter.

Der Roman ist der erste Band einer Trilogie der Frühgeschichte, spielt zu Ende der Eiszeit und führt in das gnadenhafte Dunkel, worin der Mensch sich des Feuers bemächtigt, die Darmseite drehen lernte zum Klangdraht und zur Bogensehne, wo er die Hütte zu bauen und die Gerstenkörner zu lesen begann, wo er traumhaft, von Gottes Segen geführt, den Hund sich anlockte und den Schlitten schuf.

Welche Plattheit wäre ein Buch aus dieser Zeit, hätte es einer jener Russen oder Amerikaner geschrieben! welche öde Nutzanwendung der Darwinschen Theorie wäre da gegeben worden, zeitbefangen, vergänglich. Blunck dichtet. Blunck erzählt eine Sage vom Jäger Börr, den Gott erwählte. Blunck weiß.

Eine viel höhere Wahrheit als die der Richtigkeit des Geschehens enthüllt sein Werk. Es ist kein Roman, es ist eine Sage und deshalb Sinn der Geschichte, innerer, lebendigster, wahrster Kern des Gewesenen und — sehen wir einmal ins eigene Innere — des Seienden und Werdenden. Wer will da einwenden, es sei Kunst, Traum? Was ist denn Kunst, wenn nicht Ausdruck des letztlich Gültigen! Dieses Buch liegt unverrückbar wie ein Grenzstein an dem Weg, den aus dem Chaos der Zeit Dichter wie Undset, Griese, Duun, den der Gelehrte Dacqué einschlug: zurück ins Ganze!

Ich sagte nichts über Blunck als Dichter, über seinen Stil, ich wertete ihn nicht ästhetisch? Wozu? Innerer Gehalt, der groß und überzeugend uns faßt, bildet sich das Wort, den Stil und den Aufbau selbst. Kann man mehr über eines Dichters Bau sagen? Heinrich Zillich

Peter Freuchen. Der Eskimo. Ein Roman von der Hudsonbai. Safari-Verlag, Berlin. 1928. — Dieses Buch wird bleiben. Es wird, aus vieljähriger Erfahrung, aus lebendigsten Erlebnissen wie eine Frucht gefallen, weithin Zeugnis ablegen vom Leben der Eskimos und dem zerstörenden Zusammentreffen mit den Weißen. Es wird vor allem bleiben als Kunstwerk. Die Geschichte dieses starken, geraden Eskimos Mala, der drei Feinde ermordet, des einen Weib raubt und nun der Gerechtigkeit der Weißen zugeführt werden soll, ohne zu wissen, weshalb, ist ein Epos der Arktis. Kein Wort zu viel, alles Tatsache, alles Wahrheit, alles gefüllt mit der einfachen Selbstverständlichkeit des Lebens, ohne Reflexion, obschon das Thema sie leicht erwecken könnte. Dies hat nur einer schreiben können, der Luft, Land und Menschen kennt, aber der sie in ihrer Wesenhaftigkeit auch zu empfinden und mit ihnen zu empfinden vermag. Heinrich Zillich

Jack London, „Jerry, der Insulaner". Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin. — Was die Tiergeschichten Jack Londons so bedeutsam macht, ist die ungeschminkte Wahrscheinlichkeit, die Wiedergabe des bedingungslosen Empfindens der Tiere, wie es sich nur aus den äußeren Erscheinungen ergibt, ohne daß es durch menschliches Einfühlen verunstaltet würde. Eben in dieser rein bildhaften Wiedergabe eines Tierlebens wirkt London so stark auf uns ein. Er bringt jene Unbarmherzigkeit der Liebe für das Tier auf, wenn er dieses sich freuen und leiden läßt, ohne es mit menschlichem Mitleid umranken zu wollen, ohne sein Leben an dem Leben des Menschen zu messen. Dieser Jerry in dem Buche ist der Prototyp des Hundes, für den der Mensch, sein Herr, das unfaßbar Große ist, in den er einzugehen sucht mit seiner Treue, seiner Hingabe, der Gott, für den die Anbetung Liebe ist. Freilich ist es kein gewöhnliches Hundeschicksal, das London zeichnet, sondern eines von ungeheuerer Farbigkeit, beschattet von Menschen, den Wilden der Südsee, die selbst nicht viel über das Tier erhaben ist. Die dadurch furchtbarer wirken, daß sie bewußt grausam sind, für die der Mord Vergnügen, Eitelkeit ist, nicht einfache Existenzbedingung, wie beim Tiere. Jerry, der Insulaner ist eines der ganz großen Bücher des leider zu früh gestorbenen Dichters. va.

Werner Schendell. Ein glücklicher Erbe. Idyllischer Roman aus Berlin. Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin 1928. — Dies ist ein gutes beruhigendes Buch, in dem nichts Sonderliches geschieht außer einer Erbschaft, die einem kleinen, stillen Buchhalter zufällt. Aber der Buchhalter wird, aus der Fron gehoben, er selbst, er entwickelt sich zu einem klaren vollendeten Menschen mit eigenem Gepräge, mit

eigenen kleinen Grenzen, die aber wie bei jedem irgendwo zu Gott hinführen. Und diese belanglose Geschichte, die so ins einzig Belangvolle mündet, um die sich einige Menschen gruppieren, gut und böse, wie es das Leben will, ist in einem geruhigen frohen Stil geschrieben, von einem Dankgefühl getragen, das sich selbst unbewußt ist und doch gleichzeitig unausgesprochene Weisheit, Güte und Religiosität ausströmt. Weltabgewendet und welterfüllt am Rande der Großstadt und ohne Haß gegen sie lebt da der seltsame, gewöhnliche Claus wie ein gutes Beispiel des guten Menschen. Zum Dank für den Roman, der wenig will und dahinter so viel ist, muß man sich den Namen Werner Schendell merken. Heinrich Zillich

Erinnerung an Georg Trakl, herausgegeben vom Brenner-Verlag, Innsbruck.

Für alle, die Trakls Dichtungen kennen, ist dies Gedenkbuch eine unschätzbare Gabe, denn zum ersten Male wird der Mensch, der hinter einem der wertvollsten Gedichtbände steht und nach dem noch R. M. Rilke erschüttert fragen konnte: „Wer mag er gewesen sein?" seiner Gemeinde sichtbar.

Worte von Karl Kraus, R. M. Rilke und Th. Däubler leiten den Band ein, Erwin Mahrholdt, der früh Geschiedene, huldigt in einer ausführlichen Studie dem Menschen und dem Dichter, K. B. Heinrich und Hans Limbach schildern ihre Begegnung mit Georg Trakl und daran schließen sich Briefe des Dichters an seine Freunde. Schließlich begründet Karl Röck die Anordnung seiner Gesamtausgabe und J. Leitgeb und L. v. Ficker veröffentlichen ihren Nachruf am Grabe.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man auch dies Denkmal frommer Pietät vor allem auf den Mann zurückführt, der Trakls Kunst in schwerster Zeit vor dem Untergange gerettet hat: auf den edeln Ludwig von Ficker.

Adolf Meschendörfer

„Der Brenner", zwölfte Folge, Innsbruck, 1928.

Das neue, zu Ostern erschienene Heft dieser von Ludwig Ficker geleiteten, im „Klingsor" schon wiederholt besprochenen Zeitschrift, bringt zwei wertvolle Beiträge von Ferdinand Ebner und Theodor Haecker. Ebner spinnt in dem Aufsatz „Zum Problem der Sprache und des Wortes" seine bereits in dem vor Jahren erschienenen tiefschürfenden Werk „Das Wort und die geistigen Realitäten" niedergelegten Gedanken weiter. Der Verfasser berührt sich in grundsätzlichen Anschauungen mit Kirkegaard und findet — könnte man sagen — in der verantwortungsvollen Haltung der Sprache und dem Wort gegenüber ungefähr das, was der dänische Philosoph das „Existenzielle" nennt. Das Wort ist hier nicht in erster Linie das Vehikel des abstrakten begrifflichen Denkens — Ebner nennt den abstrakten Denker geradezu den „Hungertypus" des geistigen Lebens —, sondern Ausdruck der lebendigsten Beziehung zum Du, zum vollwirklichen Gegenüber, vor allen zum Ur-Du, d. h. zu Gott. Ich selbst kann dem Verfasser, vor allem was seine sprachphilosophischen Thesen anbelangt, häufig nicht beistimmen, der unbestechliche, alle menschlichen und schriftstellerischen Eitelkeiten meilenweit zurücklassende Ernst dieser Essays zwingt aber mich ebenso wie wohl auch jeden anderen Leser zu selbstprüferischem Aufhorchen und bedingungsloser Achtung.

Theodor Haecker, dessen Wiedererscheinen im „Brenner" nach etlichen Jahren uns ganz besonders freut, spricht in zwei kurzen geistfunkelnden, aber trotzdem auch in die Tiefe der Probleme vorstoßenden Abschnitten über „Humor und Satire". Stefan George, der priesterliche und, wie Haecker feststellt humorlose Lyriker und der gefeierte Modeliterat Thomas Mann verlieren bei dieser Gelegenheit einige

Pfauenfedern, was vielleicht weniger den beiden immerhin beachtenswerten Schriftstellern selbst als ihren zahllosen geblendeten Nachläufern herzlich zu gönnen ist.

Zu den eben erwähnten Beiträgen darf man den „Brenner" aufrichtig beglückwünschen. Leider läßt sich dasselbe nicht auch von den langatmigen Auslassungen der Paula Schlier und Hildegard Yone sagen. Paula Schlier macht weiter in Traumphantasien — diesmal unter dem Titel „Vor Tagesanbruch" — und sucht den Mangel an Gestaltungskraft durch Verschwommenheit auszugleichen. Die Gedichtfolge von Hildegard Yone, „Verantwortung der Liebe", walzt einige wenige gute und schöne Einfälle, die in knappster Fassung vielleicht nicht ohne jede Tiefe wären, kilometerlang aus, bis schließlich auch das Beste im Wortüberschwall erstickt und zur Banalität wird. Das Meiste aber ist schon an sich selbst und von vorneherein kitschig und sentimental, worüber auch die Maske der beabsichtigten Unklarheit nicht hinwegtäuschen kann. Manche Verse wirken in ihrer sinnlosen, Bedeutung simulierenden Wortvergewaltigung geradezu aufreizend. Ich gebe zur Kostprobe folgenden Vierzeiler wieder:

Und einmal — wie ichs jetzt schon fühle, ahne! —
da wird es Himmel sein, so weit wir Liebe leben.
Es kränkt dann keinen ein geliebter Name,
ins seit Uranfang Eine werden wir vereben.

Hoffentlich ermannt sich der „Brenner" noch rechtzeitig, sonst könnte es ihm passieren, daß er zwar nicht dorthin wo „es" Himmel ist und ins seit Uranfang Eine, aber dafür ins Ewig-Weibliche oder besser Allzu-Weibliche „verebt". E. Reisner

Liviu Rebreanu, Ciuleandra. Roman. Verlag Cartea Românească. Daß es den Künstler reizt, auch einmal in Sensation zu machen, ist verständlich. Ricarda Huch, Werfel haben es zum Beispiel getan. Man nimmt einen Stoff, der schreit, um die Aufmerksamkeit derjenigen zu erzwingen, die angeschrieen werden müssen um aufzumerken. Aber in der Behandlung zeigt man dann seine Kunst, hebt, veredelt den rohen Stoff. Und das Ergebnis ist ein Kunstwerk, trotz des Stoffes.

Puiu Faranga, Sohn eines früheren Justizministers, erwürgt seine Frau Madeleine. Der Vater, reich an Geld und Einfluß, läßt ihn in ein Sanatorium bringen, um ihn durch ein Gefälligkeitsgutachten des Arztes vor den Folgen der Tat zu bewahren: Puiu soll sie in einem Augenblick der Unzurechnungsfähigkeit begangen haben. Aber der Arzt ist nicht nur gewissenhaft, sondern gegen den Täter voreingenommen: er, ein Bauernsohn, hat die Frau, die sich Puiu aus seinem Dorfe geholt hat, wo er sie in einem ländlichen Tanz, Ciuleandra genannt, gesehen hat, geliebt. Puiu hat keine Ahnung davon gehabt. Er hat, dem Willen des Vaters gehorchend, der eine Blutauffrischung in der Familie für nötig hielt, sich das arme vierzehnjährige Bauernmädchen unter der sinnlichen Verführung des leidenschaftlichen Tanzes ausgesucht; der Vater hat sie ihrer Mutter abgekauft und in der Schweiz, in Paris und London zur Weltdame erziehen lassen. Puiu hat sie begehrt, geheiratet und ermordet. Warum? Darüber grübelt er in der Gefangenschaft des Sanatoriums und unter den forschenden Augen des Arztes nach. Und er findet die Antwort: weil die Unheilszahlen der Jahre und Tage es wollten, weil er zum Mörder veranlagt war und morden mußte, weil er, der nichts von dem bäurischen Nebenbuhler und späteren ärztlichen Beobachter wußte, Mădălinas Liebe zu diesem in ihr empfunden und gefürchtet hat. Über dem Suchen in der Erinnerung nach Melodie und Rhythmus des Ciuleandra-Tanzes wird er nun wirklich eindeutig wahnsinnig und fährt dem Arzt, der die Entwicklung

beobachtet und erkannt hat, an den Hals, weil er nicht glauben will, daß er nicht wahnsinnig, daß er für seine Tat verantwortlich sei und büßen wolle.

Was Rebreanu immer wieder auszeichnet, ist seine grausame Folgerichtigkeit, der Mut, die Probleme durchzudenken, vor dem Furchtbarsten nicht zurückzuschrecken. Es ist leicht in der Erzählung Unwahrscheinlichkeiten aufzuzeigen: die Selbstverständlichkeit, mit der Puius Tat von dem Vater und der Tante, die Mădălina an Kindesstatt angenommen hatte, hingenommen wird, die Wandlung des armen Bauernmädchens zur Gesellschaftsdame, u. dgl. Aber das sind Nebensächlichkeiten, die der Hauptgedanke zu seiner Entwicklung und Darstellung braucht: das Wachstum aus angeborener Entartung in eine Tat des Wahnsinnes hinein, ehe der Wahnsinn noch äußerlich erkennbar da ist. Ein psychologischer Kriminalroman also, ein Roman von der seelischen Unverantwortlichkeit des Individuums. Die kalte Ironie, mit der der Verfasser all seinen Personen gegenübersteht, ist zwar etwas beängstigend, steht aber in der Vermeidung jeder sittlichen oder gefühlsmäßigen Anteilnahme in vollkommenstem Einklang mit der spannenden und fortreißenden Sparsamkeit der sachlichen Erzählung. So erweist sich Rebreanu auch in diesem Werk trotz seines inhaltlich und äußerlich in der Mache auf Sensation eingestellten Charakters als der zielbewußte und ernste Künstler, der an der Aufgabe, die er sich gestellt hat, wächst, indem er sie aus dem Zwang und aus der Tiefe eigenen Wollens löst. Auch ist der Roman, trotz der Gesellschaftssphäre, in der er spielt, so bodenständig rumänisch, daß er seines Verfassers inneren Anspruch, über die Grenzen Rumäniens hinaus als bester Vertreter von dessen Schrifttum hinauszuwirken, aufs neue berechtigt erscheinen läßt. K. R.

Korfiz Holm. „Herz ist Trumpf." Albert Langen-Verlag, München.

Obwohl dieses Buch in den gesammelten Werken des Autors wiedererscheint, besitzt es eine ganz eigene Aktualität. Es ist der Roman des Künstlers, der zum Verdiener wurde. Eines starken, außergewöhnlich lebensecht gezeichneten Malers, dessen gefügiges Herz ihn zum Opfer von zwei Frauen macht, die beide in ihm den großen Künstler erkennen und zum Untertan ihrer persönlichen Ziele machen. So lebenswahr, so typisch für viele Künstler ist dieser Toni Gwinner, daß man unwillkürlich an bestimmte Künstler denkt, jetzt auch wieder an den kürzlich verstorbenen Franz Stuck. Was das Buch aber ganz besonders auszeichnet, ist der köstliche Humor, der es durchsetzt. Dieser Atelierhumor, über den schon so oft geschrieben wurde, der ja immer mit dem Genie zusammenhängt, weil nur ein Übermaß von Lebenskraft so viel Humor aufzubringen vermag, der aber nie besser gezeichnet wurde, als in diesem Buche. Aber nicht darin, sondern in der Schilderung des tragischen Überganges des Künstlers zum Verdiener, dem ja 90% aller Maler verfallen, besitzt das Buch seinen bleibenden Wert. Otto Alscher

Mitteilungen der Schriftleitung

Mit diesem Heft schließt der Jahrgang. Der neue, sechste Jahrgang unserer Zeitschrift beginnt mit dem 1. Januar 1929. Wer sein Abonnement nicht kündigt, gilt auch weiterhin als Abnehmer.

Umschläge zum Binden des Jahrgangs 1928 sind in unserer Geschäftsstelle zum Preise von 50 Lei erhältlich.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Flachszeile 31
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Verlegt vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

ZU WEIHNACHTEN ERSCHEINT

HEINRICH ZILLICH

STRÖMUNG UND ERDE

NEUE GEDICHTE

Subskriptionspreis bis zum 15. Dezember 120 Lei
Verkaufspreis 150 Lei

KLINGSOR VERLAG, KRONSTADT

Verlag Krafft & Drotleff A.-G.
Hermannstadt

Märchenbücher:

Selma Alberti, Vier Märchen mit Bildern von Hildegard Schieb (erscheint zu Weihnachten).

Grete Csaki-Copony, Kindersang, kart. Lei 45. — (auch in ungarischer Ausgabe), in jeder guten Buchhandlung erhältlich.

Josef Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen, 5. Aufl., geb. Lei 160.—.

Franz Oberth, Rumänische Märchen, Lei 100.—.

Platz Helen, Hienz Dolf, Det Rotkäppchen und det Schneewittchen, geb. Lei 45.—.

Anna Schuller-Schullerus, Sachsesch Meren, geb. L. 80.—.

Adolf Schullerus, Geschichte vum Tschiripik, geb. L. 100.—.

UTT Universal Test Target

Image Engineering

Image Engineering Scan Reference Chart TE263

L 46.0 a 64.0 b 35.0 | L 53.0 a -45.0 b 38.0 | L 18.0 a 24.0 b -61.0 | L 48.0 a -34.0 b -31.0 | L 49.0 a 56.0 b -14.0 | L 82.0 a 3.0 b 90.0 | L 64.0 a 20.0 b 19.0 | L 32.0 a 20.0 b 23.0 | L 1.0 a 0.0 b 0.0 D 2.4 | L 10.0 a 0.0 b 0.0 D 1.95 | L 15.0 a 0.0 b 0.0 D 1.72 | L 20.0 a 0.0 b 0.0 D 1.52 | L 45 a 0.0 b 0.0 D 0.84

L 50.0 a 0.0 b 0.0 D 0.73 | L 55.0 a 0.0 b 0.0 D 0.64 | L 85 a 0.0 b 0.0 D 0.18 | L 90.0 a 0.0 b 0.0 D 0.12 | L 95.0 a 0.0 b 0.0 D 0.06 | L 86.0 a -19.0 b -1.0 | L 85.0 a 13.0 b 0.0 | L 85.0 a -2.0 b -9.0 | L 87.0 a 10.0 b 18.0 | L 85.00 a -11.0 b 26.0 | L 86.0 a 13.0 b 7.0 | L 85.0 a -14.0 b -9.0 | L 85.0 a 4.0 b -6.0

Serial No. , Type: standard, manufactured by Image Engineering (www.image-engineering.de)